Gedichte

von

Ludwig Rellstab.

Erstes Bändchen.

Berlin,
bei Friedrich Laue.
1827.

Ex
Bibliothek
Berol

Vorwort.

Ueber die in diesem ersten Bändchen (wann und ob das zweite fertig wird, ist noch ungewiß,) gesammelten Gedichte selbst, über ihren Werth und Unwerth, über Anordnung und Auswahl, über Stoff und Gestaltung desselben, will ich in diesem Vorwort nichts zu sagen versuchen, sondern meine Anklage und Vertheidigung dem Büchlein selbst überlassen. Selbst den Umstand, daß manche rein individuelle Beziehungen und Verhältnisse hier eine gewisse Allgemeinheit zu erstreben suchen, mag ich nicht an sich vertheidigen, sondern ich begnüge mich darauf hinzudeuten, daß

dieſer Fall vielleicht bei allen bekannten lyriſchen Dichtern eingetreten iſt, von Pindar, Theokrit, Anakreon, vorzüglich aber Horaz und die meiſten Römer an, bis auf Göthe und Schiller. Da demnach das höchſte Alterthum und die neueſte Zeit in dieſer Beziehung übereinſtimmend ſind, ſo ſcheint es faſt, als erfordere das lyriſche Gedicht jenen genauern Zuſammenhang mit Individualität und Subjektivität des Dichters. Doch wie geſagt, ich will auch dies hier nicht wiſſenſchaftlich zu begründen ſuchen, ſondern nur auf das faktiſch Vorhandene hindeuten. Der Hauptgrund zu dieſem negativen Entſchluſſe iſt der, daß ich's nicht würde vermeiden können, viel von mir ſelbſt dabei zu ſprechen, ja auch wieder der Recenſenten zu erwähnen. Da man mir aber ſchon den öffentlichen Vorwurf gemacht hat, dies ſey eine Gewohnheit, von der ich nicht laſſen könne, ſo will ich die Beſchuldigung hiermit durch die That widerlegen, und ſchweigen.

Es bleiben mir nur einige Punkte in Beziehung auf die Aeußerlichkeit dieses Büchleins zu berühren, die mehr in das merkantiliſche Gebiet gehören. Da ich eine Sammlung meiner Gedichte geben wollte, ſo durften, der Vollſtändigkeit wegen, auch zwei der größeren nicht fehlen, die ſchon in den beiden Bänden meiner Sagen und romantiſchen Erzählungen abgedruckt ſind: nämlich Kaiſer Maximilian, und Maria und Franzesco. Dem Vorwurf, als beeinträchtige die Verlagshandlung dadurch das kaufende Publikum, kann ich durch zwei Einwürfe begegnen. Einmal gehören ja die drei Bändchen nicht zuſammen, alſo leidet ein Käufer der Sagen z. B. gar nichts darunter, daß ein Theil dieſes Werkes auch in einem andern Buche enthalten iſt; und umgekehrt tritt dies bei den Gedichten ein. Wenn aber in dieſen letzteren die beiden angeführten Stücke fehlten, ſo würde ſich der Käufer mit Recht

darüber beschweren können, daß er, um die Gedichtesammlung vollständig zu haben, noch ein Werk von 2 Bänden hinzu kaufen müsse. Gewiß läge also eine größere Beeinträchtigung des Publikums darin, wenn die Sammlung der lyrischen Gedichte so auffallend unvollständig geblieben wäre. Nur der Käufer aller drei Bände könnte sich demnach beschweren, daß er ein und dasselbe zweimal bezahle. Aber gewiß nicht mit Recht; denn, (und dies ist mein zweiter hauptsächlichster Einwurf,) da bei der Herausgabe der Sagen dieser Umstand schon zuvor erwogen wurde, so ist der Preis für dieselben so gestellt worden, daß die 20 bis 25 Seiten, welche die Gedichte anfüllen, dem Käufer gar nicht in Rechnung gebracht sind. Wenn er das schöne Papier, den eleganten Druck und die übrige sorgfältige Ausstattung durch die Verlagshandlung erwägt, den Preis damit in ein Verhältniß setzt, und ihn (darum bitte ich

vorzüglich), mit dem vergleicht, welchen andere Handlungen für ähnliche Produkte (und mit Recht und Billigkeit) zu setzen pflegen, so wird die Richtigkeit der Angabe einleuchten.

Demnach glaube ich, wird kein Billiger sich mit Grund bei der getroffenen Einrichtung beschweren können.

Doch noch eins. Einer oder der Andere, aber gewiß nur sehr wenige Leser, werden bemerken, daß die vorliegende Sammlung dennoch nicht vollständig sey, indem ja die sämmtlichen Gedichte, die ich unter dem Titel: „Griechenlands Morgenröthe" herausgegeben habe, fehlen. Ich selbst hätte gern diese aufgenommen, und dadurch den Abschnitt der vaterländischen Lieder verstärkt, der freilich jetzt etwas dünn, vorzüglich gegen die Geselligen erscheint, weshalb ich nun mit Recht fürchten muß, daß man mir den Vorwurf machen wird: pocula gladio anteposuisse,

allein hier traten Zeitverhältniſſe ins Spiel, die ſich der Leſer am beſten ſelbſt erklärt. Zudem werden die erwähnten Gedichte zum Vortheil derer, denen ſie gelten, verkauft, und demnach würde hier eine ſchlimmere Beeinträchtigung ſtatt gefunden haben, als jede, deren man mich ſonſt zeihen möchte. Nichts wäre aber leichter für die freundlichen Leſer, als ſich durch den Ankauf jenes kleinen Heftchens die gegenwärtige Sammlung, (falls dieſe nicht ſelbſt davon zurückſchreckt) zu vervollſtändigen, zumal wenn ſie bedenken, daß ſie gegenwärtiges Büchlein, bei der Aufnahme des Fehlenden, gerade eben ſo viel theuerer hätten bezahlen müſſen, als der Preis der weggelaſſenen Gedichte für ſich beträgt, nämlich 5 Sgr. —

Weiter wüßte ich nichts zu ſagen. — Doch ja, noch eins, was ich in der Vorrede zum zweiten Bändchen der Sagen und romantiſchen Erzählungen vergeſſen habe, wozu aber hier der Ort iſt, da derſelbe Gegenſtand in

dieſem Büchlein enthalten iſt. Es betrifft die Erzählung: „Maria und Franzesco.“ Jedem Leſer fällt dabei eine doppelte Aehnlichkeit eben ſo geſchwind auf, als mir ſelbſt; nämlich zu Anfang, die mit Schillers Ritter Toggenburg, und ſpäter, die mit ſeiner unübertroffenen Ballade, Hero und Leander. Mit den Worten der Zauberflöte erwiedere ich indeß auf die mir deshalb gemachte öffentliche Beſchuldigung: „Allein die Schuld liegt nicht an mir,“ da ich die Geſchichte eben ſo wenig erfunden habe, als Schiller die Hero's und Leander's. Geht man übrigens etwas tiefer in die Sache ein, ſo wird man ſehen, daß beide Aehnlichkeiten nur an ſehr zufällige äußerliche Umſtände geknüpft ſind, das punctum saliens aber ein völlig Verſchiedenes iſt. Im Ritter Toggenburg liegt das Elegiſche in dem Sieg der myſtiſchen Frömmigkeit über die Wahrheit der Natur; in Hero und Leander wird der erſchütternde Ausgang durch die

willkührlich feindlichen Götter, die den Zorn der Elemente gegen die kühne siegende Liebe erregen, und so der sterblichen Ohnmacht spotten, auf ächt antike Weise herbeigeführt; in Maria und Franzesco ist die Rückkehr von einer Verirrung des Gemüths zur Wahrheit des Bewußtseyns dargestellt, und dieses wird so mächtig, daß es weder Gefahr, noch eine scheinbare Verletzung der Weiblichkeit, von der nothwendigen That zurückhalten können. Dadurch erscheint der handelnde Charakter im Lichte des höchsten weiblichen Heroismus, indem gerade in der gewaltsamen, man möchte sagen verzweifelnden Besiegung jener heiligen, dem Geschlecht entsprechenden Scheu, sich diese auf das rührendste entwickelt. Denn nur aus diesem Gefühl entspringt die tiefe Innigkeit der weiblichen Liebe, und aus der Stärke Dieser können wir einen Rückschluß auf das zarte Leben Jenes machen, worin der höchste Reiz und Werth der Weiblichkeit beruht. Also

nicht durch die fromme klösterliche Richtung, sondern durch die Stärke ihrer Liebe wird Maria ein wahrhaft weibliches Wesen. Und dieser schöne Gedanke, daß ihrer Seele die Wahrheit von selbst, wie eine Sonne aufgeht und sie erleuchtet, bildet das innerste Leben des Gedichts. Damit verknüpft sich eine dunkle Schickung, die mit einer fast dramatischen Selbstthätigkeit einschreitet und den tragischen Schluß bewirkt. Wo bleibt nun die Aehnlichkeit mit den beiden Gedichten Schiller's? Sie ist auf ganz unwesentliche Aeußerlichkeiten zurückgeführt. Der Stoff des besprochenen Gedichtes erscheint mir aber nicht nur völlig als ein andrer, sondern sogar als ein viel größerer und schönerer, über dessen Auffindung ich mir nicht genug Glück wünschen konnte. Das einzig wahrhafte Bedauern spreche ich dabei aus, daß er nicht in Schiller's Hand gefallen ist, der, der größte Meister in dieser Gattung, die Aufgabe so gelöst

haben würde, daß wir ein wunderwürdiges Werk für die Ewigkeit besäßen.

Ich nehme Abschied vom Leser; möge nur Er nicht auch schon Abschied von mir nehmen, sondern weiter lesen oder blättern. Wenn er auch nur Einiges, nur Weniges findet, wobei er nicht ungern verweilt, so werde ich glauben ein Ziel erreicht zu haben, nach dem es sich wohl verlohnte eifrig zu streben.

Der Verfasser.

Inhalt.

I. Geſellige.

	Seite
An die Frauen (beim Feſte)	3
Das Schönſte	5
Der ungebetene Gaſt	8
Jubelfeier	10
Einweihungslied	12
Trinklied	14
Lebensmuth	16
Luſtige Brüder	18
Rheinweinlied	20

II. Vaterländiſche.

Deutſchland	25
Zur Feier des 18ten Octobers	26
Siegesfeier (beim Einzuge der Verbündeten in Paris am 31ſten März 1814)	28
In Andreas Hofer's Wohnung	29
Blücher's Gedächtniß	30
Der Herzog von Braunſchweig	32

III. Vorzeitliche.

Seite

Friedrich Barbaroſſa 37
Kaiſer Maximilian 42
Belisarius 56
Andromache (in 4 Abtheilungen) 64

IV. Sonette.

Die Jahreszeiten. I. 79
Die Jahreszeiten. II. 80
Die Jahreszeiten. III. 81
Die Jahreszeiten. IV. 82
Einer ſchönen Sängerin (als ſie das Lied von Hummel: „An die Entfernte" geſungen) 83
Derſelben, (mit einem Spiegel) 84
Derſelben, (als ſie von uns ſchied) 85
Derſelben, (als ſie wiederkehrte) 86
Derſelben, (mit Blumen zum Feſte, 1.) 87
Derſelben, (mit Blumen zum Feſte, 2.) 88
An * * *. I. 89
An * * *. II. 90
An * * *. III. 91
Frühlingswehmuth 92
Herbſtklage 93
Die Symbole 94

V. Lieder.

A. Liederkranz.

Sehnſucht. 97
Verlangen. 98

Seite

Bewußtſeyn 99
Ständchen 101
Liebesbotſchaft 103
Kriegers Ahnung 105
Herbſt 106
Troſt 108

B. Einzelne.

Frühlingswonne 110
Mailied 111
Frühlings-Heimweh 112
Frühlings-Sehnſucht 114
Sehnſüchtiges Beneiden 116
In der Ferne 118
Auf dem Strom 120
Veilchen und Aſtern 122
Aufenthalt 124
Die Verbündeten 125
Abbitte 128
An den Mond 130
Alpenvergißmeinnicht 132
Abſchied 134

VI. Luſtwandelnd, bei heiterm Himmel.

Reimeſänger 139
Luftſchlöſſer 142
Ruh und Kühlung 144
Süße Waare 146
Blättchens Leid und Luſt 148

Seite

Früh oder nie 151
Träume 155
Der Blumenkranz 159

VII. Aus der Chronik.

Die Rose, Romanze 171
Der wandernde Sänger, Romanze 174
Maria und Franzesco 180

VIII. Betrachtende.

Das neue Jahr 201
Vor dem Marienbilde im Gebirge 203
Grab der Geliebten 205
Die Geschwister 207
Die Ehane 209
Duft und Schimmer 210
Vergänglichkeit 211
Das Kloster, (in vierzehn Abtheilungen) 212

I.

Gesellige.

Und haben wir nicht unsre schönsten Stunden
Im Kreise heit'rer Freunde stets gefunden?
So woll'n wir Euch die ersten Lieder weihen,
Die oft geführt der Freude munt're Reihen. —
Die Lust des Augenblickes wahrgenommen!
Zu zeitig wird der Ernst uns überkommen.

An die Frauen.

(Beim Feſte.)

Heut, bei dem fröhlich bereiteten Mahle,
Lodre der Freude begeiſternde Gluth;
Bacchus erfüllt uns die hellen Pokale,
Hoch mit der Traube kryſtallenem Blut.
Hebt Ihr Euch über des Lebens Beſchwerde
Muthig hinweg mit verachtender Bruſt,
Steigen die Himmliſchen nieder zur Erde,
Tränken Euch ſelber mit göttlicher Luſt.

Phöbus, er läßt ſeine Lyra ertönen,
Rauſcht in die Saiten mit mächtigem Klang;
Phöbus, der Vater der hohen Kamönen,
Stimmet Euch ſelber den Jubelgeſang.
Und ihn begleiten die himmliſchen Muſen,
Schwebend im lieblich verſchlungenen Tanz,
Füllen mit Wonne den ſterblichen Buſen,
Flechten des Schönen nie welkenden Kranz.

Becher erklingen und Lieder erschallen,
Bromius führet die jubelnden Reih'n;
Siehe, da tritt aus olympischen Hallen
Cypris mit Hoheit und Milde herein.
Und die bachantischen Töne, sie schweigen,
Alle erkennen Cytherens Gewalt,
Lächelnden Blicks in die stürmischen Reigen
Führt sie der Grazien holde Gestalt.

Heut, an dem fröhlich bereiteten Feste,
Lodre der Freude begeisternde Gluth;
Aber die Grazien sind unsre Gäste,
Bacchus, o schenke der perlenden Fluth!
Die in der Anmuth bezaubernden Grenzen
Zügeln der Freude entschweifende Reih n;
Die uns den Becher am schönsten kredenzen,
Ihnen o spendet den köstlichsten Wein!

Das Schönste.

Sunt quos curriculo pulverem Olympicum
Collegisse juvat.

Hor. Od. I. 1.

Freunde, preist im Rundgesange,
Aus dem Herzen, froh und frei,
Rühmt bei voller Becher Klange,
Was der Gaben schönste sey.
Vieles hat das reiche Leben
Köstliches uns dargebracht;
Doch ein Schönstes muß es geben:
Dem sey dieses Lied gebracht.

Chor: Viel gewährt das reiche Leben,
Was dem Herzen wohl gefällt;
Doch ein Schönstes muß es geben
Unterm hohen Wolkenzelt.

Feurig glänzt die volle Traube,
Golden, grün und purpurroth,
In des Weinstocks dunklem Laube,
Das uns kühlen Schatten bot.
Aber feuriger erglänzet
In dem Becher noch der Wein:
Darum, Bacchus sey gekränzet;
Er soll unser Schutzgott seyn.

Chor: Schäumend braus't der Geist der Reben,
Er enthebt uns dieser Welt;
Doch was Schön'res muß es geben
Unterm hohen Wolkenzelt.

Höher als des Weines Freuden
Steht des Jägers kühne Lust;
Frei zu schweifen durch die Haiden,
Das ergetzt des Mannes Brust.
Hörner schallen durch die Lüfte,
Bei der Morgensonne Strahl;
Und im Rauch der Morgendüfte
Tobt die laute Jagd ins Thal.

Chor: Freudig schweift des Jägers Leben
Rüstig über Berg und Feld;
Doch was Schön'res muß es geben
Unterm hohen Wolkenzelt.

Nicht des Spiels beweglich Leben
Füllt des Mannes ernste Bruſt,
Weiter greift ſein drängend Streben,
Höh'rer Kräfte ſich bewußt.
Wo die Kriegsdrommeten klingen,
Schallend durch das Schlachtenfeld;
Wo ſich Muth und Stärke ringen,
Da iſt ſeines Wirkens Welt.

Chor: Mächtig ſtürmt das wilde Leben
Durch das blut'ge Schlachtenfeld;
Doch was Schön'res muß es geben
Unterm hohen Wolkenzelt.

Unerſchüttert ſteht der Krieger
In des Kampfes heißer Wuth;
Doch die Liebe zwingt den Sieger,
Und das Lied ſchwellt ſeinen Muth.
Drum, wenn wir den Wein kredenzen,
Den der alte Rheingott baut,
Laßt die Frauen uns bekränzen,
Und das Lied erſchalle laut!

Chor: Laßt Geſang und Frauen leben,
Bei dem hellſten Becherklang;
Denn den ſchönſten Kranz im Leben
Winden Liebe und Geſang.

Der ungebetene Gast.

Es tönen die funkelnden Becher,
Es perlet der köstliche Wein,
Wir sind so viel Sänger als Zecher,
Drum stimmt in den Chorus mit ein:
Ich kann ohne Singen nicht trinken,
Wird Zeit mir und Weile so lang;
Wo Gläser und Flaschen erblinken,
Erschalle auch froher Gesang.

Wohl, Freunde, jetzt seyd Ihr im Zuge,
Ihr singt aus der freudigen Brust;
Aus Bachus begeisterndem Kruge
Entquillet der Born unsrer Lust.
Ein Trunk aus der duftenden Schaale
Durchglüht uns mit göttlicher Macht:
Drum Freunde, beim festlichen Mahle,
Dem Weingott den Becher gebracht!

Die Muſen erheitern das Leben,
Erfriſchend mit Farben und Glanz,
Drum flechtet aus Blumen und Reben,
Den Schweſtern den duftenden Kranz.
Und hoch zu des Muſengott's Feier,
Im Glaſe den Nektar erneut;
Apollo, dem Meiſter der Leyer,
Sey opfernd die Schaale geweiht.

Wir ſitzen ſo freudig beim Becher,
Und träumen ganz ſicher zu ſeyn;
Da ſchleicht ſich, mit Bogen und Köcher,
Ein ſchelmiſcher Knabe herein.
Es ſcheint, daß das Bübchen uns zürne,
Als wenn ihn hier etwas verdroß;
Was zieht er ſo finſter die Stirne?
Was will er mit ſeinem Geſchoß?

Er war nicht geladen zum Feſte,
Drum zürnet der launige Gott:
Nun iſt er der ſchlimmſte der Gäſte,
Sein Bogen droht Schaden und Spott.
Auf, ehe der Tückiſche zielet,
Erfüllt ihm den Becher in Eil;
Wir haben's ja Alle gefühlet:
Nie fehlet ſein brennender Pfeil.

Jubelfeier.

Frisch erhebt die volle Schaale,
Stoßet an mit hellem Klang;
Bei dem frohen Jubelmahle
Töne freudig der Gesang.
Und dem Würdigen, dem Greise, —
Silbern kränzet ihn das Jahr, —
Bringt nach frommer Väter Weise,
Grüßend diesen Becher dar.

Glücklich, wem der Jugend Kränze
Duftend noch das Haupt umziehn,
Wem im grünend frischen Lenze
Noch der Hoffnung Saaten blühn;
Glücklich, wem der Aernten Segen
Reich des Hauses Pracht erbaut,
Wer nach mühevollen Wegen
Weit die Fluren überschaut.

Denn des ſchönen Lebens Schätze
Freuen Einen nicht allein,
Sondern gleich, nach dem Geſetze,
Theilt ein güt'ger Gott ſie ein.
In dem Frühling Deiner Jahre
Baut die Hoffnung Dir das Glück,
Und dem Ziele nah, der Bahre,
Ruft's Erinn'rung Dir zurück.

Darum, Heil dem frohen Greiſe,
Den die gold'ne Feier krönt,
Die am Ziel der Lebensreiſe
Noch ihm ſeinen Pfad verſchönt.
Auf die Tage die verſchwunden,
In der Zeiten raſchen Fluth,
Auf Erinn'rung froher Stunden
Trinkt der Traube Götterblut!

Einweihungslied.

Der Freude leicht umschlingend Band,
Hat fröhlich uns vereint;
Den Trübsinn haben wir verbannt,
Weil er nur schwarz erscheint.
Denn wo die Freude Tafel hält,
Sieht man nur bunte Lust,
Und bunt bespiegelt sich die Welt
In unsrer frohen Brust.

Wem muthig frei der Busen schlägt,
Der jubelt hoch empor;
Was rasch das freie Herz bewegt
Ertönt im lauten Chor.
Drum würzen wir uns unser Mahl
Mit deutscher Lieder Klang,
Und schwellend in dem hohen Saal
Ertönt der Chorgesang.

Der klaren Trauben Feuerſaft
Erglänzt in dem Pokal,
Durchdringt das Herz mit ſtolzer Kraft,
Durchglüht's mit Götterſtrahl.
Auf, füllt die leeren Gläſer an,
Schenkt bis zum Rande voll;
Den erſten Trunk ſtoßt klingend an,
Auf unſres Bundes Wohl!

Trinklied.

Wohl wehet des Frühlings lindſäuſelnde Luft
Die Blumen, ſie hauchen den ſüßeſten Duft,
Doch mag ich die Blüthen nicht pflücken.
Ermattet ſchleichet der Sommer einher,
Die Fülle der Früchte belaſtet ihn ſchwer,
Sie können mich nimmer erquicken.
Ich ſuche was Seele dem Körper erſchafft,
Ich ſuche des Feuers lebendige Kraft,
Die glühend den Buſen durchſtröme.

Jetzt wogen die Thäler im neblichten Rauch,
Es ſtrömet der Lüfte erquickender Hauch,
Wie regt ſich's im Buſen ſo kräftig!
Laut brauſet die Jagd durch den nächtigen Wald,
Es tönen die Hörner, der Jagdruf ſchallt,
Wie rühret ſich das Leben geſchäftig!

Und horch, in den Bergen den jauchzenden Klang,
Die fröhlichen Tänze, den jubelnden Sang,
Das muthige bunte Getümmel!

Was füllet mit stürmischer Wonne die Bruſt?
Was drängt ſich das Volk in der tobenden Luſt?
Sie weihen der Göttin die Feier.
Tief ſchlummerte ſie in der Berge Schacht,
Dann iſt ſie im Sonnenſtrahl milde erwacht,
Er wirbt um die Holde als Freier.
Den Buſen füllt Er ihr mit himmliſcher Gluth,
So wallt ihr das göttlich kryſtallene Blut,
In purpurn goldblitzenden Strömen.

Das iſt ſie, die ſucht' ich in Liebe entglüht,
Sie iſt's, die den Buſen mit Feuer durchſprüht,
Mit Flammen das Herz mir entzündet.
Wenn küſſend die Holde die Lippen berührt,
Dann werd' ich hinauf zu den Sternen geführt,
Das Göttliche wird mir verkündet.
Ich drücke ſie an mich in ſeliger Luſt,
Nur Eines begehret die trunkene Bruſt:
In Wonne der Liebe zu ſterben.

Lebensmuth.

Fröhlicher Lebensmuth
Brauſ't in dem raſchen Blut;
Sprudelnd und ſilberhell
Rauſchet der Lebensquell.
Doch eh' die Stunde flieht,
Ehe der Geiſt verglüht,
Schöpft aus der klaren Fluth
Fröhlichen Lebensmuth!

Muthigen Sprung gewagt;
Nimmer gewinnt wer zagt;
Schnell iſt das Wechſelglück,
Dein iſt der Augenblick.
Wer keinen Sprung verſucht,
Bricht keine ſüße Frucht.
Auf! Wer das Glück erjagt,
Muthigen Sprung gewagt.

Muthig umarmt den Tod,
Trifft Euch ſein Machtgebot.
Nehmt Euer volles Glas,
Stoßt an ſein Stundenglas;
Des Todes Brüderſchaft
Oeffnet des Lebens Haft.
Neu glänzt ein Morgenroth:
Muthig umarmt den Tod!

Lustige Brüder.

Hinweg des Lebens enge Sorgen,
Vom Herzen wälzet jeden Stein;
Was kümmert uns der nächste Morgen,
Wir wollen heute fröhlich seyn.
Wer Schulden hat mag sich was borgen,
Wer Durst hat lösche ihn mit Wein;
Wir haben Muth und Lust zum Leben,
Wer das nicht hat, kann sich's nicht geben.

Verderben schwöret den Philistern,
Denn sie verpesten uns die Welt;
Der Herr verdamme sie zu Küstern,
Beim Klingelbeutel angestellt.
Doch wir, wir weihen uns zu Priestern,
Der Freudengöttin zugesellt;
In ihres Tempels bunten Hallen
Soll jubelnd unsre Lust erschallen.

Wir dienen keinem reichen Lumpen,
Sind unser eigner Knecht und Herr;
Gern sitzen wir bei vollen Humpen,
Noch lieber trinken wir sie leer;
Doch ehe wir bei Knausern pumpen,
Stellt uns den Becher Wasser her.
Die reichen Knauser sollen sterben!
Und wir, — wir wollen sie beerben.

Rheinweinlied.

Ewig gieße ſeine Fluthen
Durch das Land der alte Rhein,
Denn in heißen Flammengluthen
Zeugt er uns den edlen Wein!
Brüder, füllet friſch die Becher
Mit dem goldnen Rheinwein an.
Auf des Rheingotts Wohl, Ihr Zecher!
Trinkt und klinget fröhlich an.

Chor: Brüder füllet u. ſ. w.

Von dem grünen Rebenhügel
Schimmert voller Trauben Gold
In der Wellen klaren Spiegel,
Die der Strom vorüber rollt. —
Und er brauſ't von hohen Zinken,
Aus der Berge freiem Gau;
Rings an ſeinen Ufern winken
Trümmer aus der Vorzeit Grau.

Chor: Und er brauſ't u. ſ. w.

Alte Wälder ſteigen nieder
Von der jähen Bergeswand,
Freier Männer Siegeslieder
Schallen an des Ufers Rand,
Und durch grüner Thäler Bogen,
Durch das ſaatengoldne Feld
Zieht der Strom mit ſtolzen Wogen,
Wie ein königlicher Held.

Chor: Und durch grüner u. ſ. w.

Reich geſegnet ſind die Fluren,
Die der ſchöne Gott durchwallt;
Alles trägt die Segensſpuren
Seiner ſchaffenden Gewalt.
Darum ſproſſen ſo die Reben
Rings umher in grüner Pracht,
Die den Feuertrank uns geben,
Der die Herzen freudig macht.

Chor. Darum ſproſſen u. ſ. w.

Und ſo gieße ſeine Fluthen
Ewig fort der alte Rhein,
Denn in heißen Flammengluthen
Zeugt er uns den edlen Wein.

Brüder, füllet frisch die Becher
Mit dem goldnen Rheinwein an,
Auf des Rheingotts Wohl, Ihr Zecher!
Trinkt und klinget fröhlich an.

Chor: Brüder füllet frisch u. s. w.

II.

Vaterländische.

Und hatten wir vom Vater Rhein gesungen,
Und nicht aus deutscher Seelen Grund gerungen?

Deutschland.

Kennt Ihr das Land, wo goldne Trauben glühn,
Durch grüne Berge stolze Ströme ziehn,
Geheimes Rauschen in den Wäldern weht,
Die Tanne schlank, und stark die Eiche steht?
Kennt Ihr es wohl? Daher, daher,
Erwarten wir ein schützend Freiheitswehr.

Kennt Ihr die Burg? Weit schaut ihr ragend Dach,
Es prunkt der Saal, hoch wölbt sich das Gemach,
Des Ahnherrn Geist ruft Euch bedrohend an:
„Was habt Ihr für das Vaterland gethan?“
Kennt Ihr sie wohl? Daher, daher,
Erwarten wir ein schützend Freiheitswehr.

Kennt Ihr den Berg und seinen Wolkensteg?
Hinauf zur Feste führt der steile Weg;
Dort stürzte er der Drachen finstre Brut,
Dort trotzte er, ein Fels, der Zeiten Fluth:
Kennt Ihr ihn wohl? Daher, daher,
Tönt uns der Ruf zu unsrer Freiheit Wehr.

Zur Feier des 18ten Oktobers.

Des großen Tages heil'ge Feier
Versammelt uns zum ernsten Bund:
Es schlägt das Herz uns kühner, freier,
Und jubelnd ruft's ein deutscher Mund:
„Des Feindes stolze Schaaren weichen,
„Zu Boden stürzt der gold'ne Aar;
„Die Freiheit pflanzt das Siegeszeichen
„Und gründet ihren Hochaltar!"

Mit theurem Blute ist's errungen,
Es brach wohl manches Heldenherz!
Wie laut der Jubelruf erklungen,
So achte sie ein edler Schmerz.
Laßt uns die todten Brüder ehren,
Bei ihrem Blut, das mächtig ruft,
Bei ihrer Asche laßt uns schwören:
„Entweihet nie der Helden Gruft."

„Wir wollen seyn ein Volk von Brüdern,"
Gewaffnet gegen jede Schmach;
Die Freiheit tönt in unsern Liedern,
Im tiefsten Busen hallt es nach.
Drum laßt den Schwur Euch ewig binden,
Schützt unser höchstes Heiligthum;
Der Freiheit festes Reich zu gründen,
Das sey des Deutschen hoher Ruhm!

Siegesfeier

beim Einzuge der Verbündeten in Paris am 31. März 1814.

Triumph! die ehrnen Säulen sind gebrochen,
Dumpf donnernd stürzt der Thron den sie getragen,
Auf seinen Trümmern rollt der Siegeswagen,
Die Freiheit hat die Kerkerschmach gerochen;
Sie schleuderte vom hohen Wolkensitze
Auf den Tyrannen ihre Rächerblitze.

Triumph! die Fahnen wehn, die Glocken schallen,
Es zieht das Heer, geschmückt mit Siegeskränzen,
Hochfestlich ein in stolzer Hauptstadt Grenzen.
Die Freiheit jauchzt, die Ketten sind gefallen,
O Herz, du mußt im Freudensturme schlagen!
Die Sonne steigt, zu leuchten bessern Tagen.

Triumph! Seht Ihr das Siegesbanner wehen?
Fest pflanzt es in die blutgedüngte Erde,
Daß es ein Baum des Rechts, der Freiheit, werde,
Die Gipfel strecke zu des Himmels Höhen.
Dazu hat uns das Vaterland geworben,
Und dafür sind die Söhne ihm gestorben.

In Andreas Hofer's Wohnung.

Ehrfurchtsvoll betretet dieſe Hütte,
Wirthlich aufgebaut an Weges Rand.
Seht den Tiſch, wie gaſtlich in der Mitte!
Fromm die Heil'genbilder an der Wand.

Ihren Schutz erbat zu kühnen Thaten
Wohl der Wackre, der in jener Zeit
Hier mit Freunden oftmals ſich berathen,
Die gleich ihm dem Tode ſich geweiht.

Und wie ernſt ſie ſaßen hier im Kreiſe,
Wie erhabner Gram ihr Herz durchdrang,
Tönte doch nach vaterländ'ſcher Weiſe
Angefüllter Becher Feierklang.

„Bringt's dem Kaiſer! Treue Kampfgenoſſen,
„Weinet nur, es bringt Euch keinen Spott,
„Männer ſind wir doch, und fromm entſchloſſen
„Fechten wir, und bau'n auf unſern Gott.“ —

Laßt auch uns hier einen Becher leeren,
Auf des Sandwirths Angedenken! Trinkt!
Und die Thräne ſoll uns nicht entehren,
Die ins Auge uns gewaltſam bringt.

Blüchers Gedächtniss.

Ich hab' einen muthigen Reuter gekannt,
Der wußte ein Roß zu regieren;
Er schwang seine Klinge mit kräftiger Hand,
Und wußte die Schaaren zu führen.
Er ritt in den Schlachten wohl immer vorauf,
„Hurrah!" so rief er, „frisch auf! frisch auf!
„Wir fechten fürs heilige Vaterland." —
Den muthigen Reuter, den hab' ich gekannt.

Ich hab' einen mächtigen Feldherrn gekannt,
Der wußte den Tod zu verachten;
Der Sieg war an seine Fahnen gebannt,
Er war der Löwe der Schlachten.
Er leuchtete vor wie ein strahlender Stern,
Dem folgten wir treu, dem folgten wir gern,
Ihm war unser Herz von Liebe entbrannt. —
Den mächtigen Feldherrn, den hab' ich gekannt.

Wir haben den Helden der Freiheit gekannt,
Er hat ſich auf Lorbeern gebettet;
Wir haben ihn Vater Blücher genannt,
Uns Alle hat er gerettet.
Die fränkiſchen Ketten, er riß ſie entzwei,
Er machte das Vaterland glücklich und frei;
Nun iſt er geſtorben und ruht unterm Sand, —
Wir haben den Helden der Freiheit gekannt.

Der Herzog von Braunschweig.

Auf! auf! mein Volk, das Schwert zur Hand,
Der Franke bricht ins deutsche Land,
Wir sind ein Häuflein schwach und klein,
Doch Gott wird mit den Schwachen seyn.
Wir fechten alle muthig, treu,
Und dulden keine Tyrannei;
Für Freiheit ist das Herz entbrannt,
Die Freiheit ist das Vaterland.

Sie brechen zu dem Kampfe auf,
Der edle Herzog wohl vorauf;
Es traut der fromme Kriegeshort
Auf Gott des Herrn allmächtig Wort.
Doch ach! es siegt der Fra ken Aar —
Er schlägt sich durch der Feinde Schaar;
Leb' wohl du armes deutsches Land,
Die Freiheit ist das Vaterland!

Und jenseit saß er an dem Strand,
Das trübe Auge heimgewandt;
Da ging die helle Sonne auf,
Der Herr thut seine Pforten auf. —
Nun stürzt er in den Freiheitskrieg
Und focht bis an den letzten Sieg;
Da sank er hin — ein heilig Pfand
Der Freiheit seinem Vaterland.

III.

Vorzeitliche.

Und sind wir stolz auf Helden unsrer Tage,
Auf Thaten die wir freudig selbst erleben,
So leuchtet doch, selbst aus der Nacht der Sage,
Manch heller Stern, der nie wird untergehn.
Und weilen wir am Wendepunkt der Geschichte,
Und schaun der Vorzeit graue Bilder an,
So haben unsre Väter viel gethan,
Und Würdiges, zu manchem Hochgedichte.

Friedrich Barbarossa.

Hoch leuchtete hundert Jahre schon
Das Kreuz auf Jerusalems Mauern,
Wo Gottfried begründet den christlichen Thron,
Für ewige Zeiten zu dauern.
Es zogen die Pilger mit büßendem Sinn,
Fromm, gläubig die Straße nach Osten hin,
Bereitet zu sühnenden Werken
Und wie sie der Sonne entgegenziehn,
Die dort sich erhebt mit erschaffendem Glüh'n,
Wird göttliche Gnade sie stärken.

Doch der Grimm der Heiden schwillt rächend empor
Und erlauert die günstige Stunde.
„Erstürmt ist Jerusalems schirmendes Thor!"
Ertönet die schreckliche Kunde.
„Wo Gottfried, der heilige König, gethront,
„Flammt blutig der halbe, der glühende Mond,
„Und drohet den Christen Verderben.
„Gestürzt ist das Kreuz von den Zinnen herab,
„Entweiht des Erlösers geheiligtes Grab;
„Drum auf, für den Heiland zu sterben.

Und königlich saß auf dem Herrschersitz,
Unbesiegt von den lastenden Jahren,
Der Greis. Und er winkt mit des Auges Blitz:
Gewappnet halten die Schaaren.
Den Schild ergreift er, den mächtigen Speer,
Schwingt prüfend die leuchtende eiserne Wehr,
Erfreut sich der rüstigen Stärke;
Besteiget das kaiserlich prächtige Roß,
Und schweigend folgt ihm der reisige Troß,
Fortwallend zum heiligen Werke.

An jeglichem Ort, wo der Heldenzug naht,
Entweichen die heidnischen Schaaren.
Der Kaiser, mit ritterlich wagender That,
Bahnt Wege durch Tod und Gefahren.
Ihn hemmt nicht der Ströme wild brausende Fluth,
Er trotzet der Wüste verzehrenden Gluth;
Wo der tapferste Kämpfer erzittert,
Von der silbern erbleichenden Locke umwallt,
Besiegt er den Tod durch des Glaubens Gewalt,
Es bleibt ihm das Herz unerschüttert.

Hoch brannte die Sonne mit glühendem Strahl,
Die rüstigsten Streiter ermatten;
Du suchest vergeblich im nackten Thal,
Nach kühlend erquickendem Schatten.

Und hörſt Du den Strom in der Tiefe auch,
Es weht erfriſchend kein kühlender Hauch
Durch der Felſen tief klaffende Spalten.
Da tritt ein Derwiſch dem Zug in den Weg;
Er hemmet den Kaiſer auf engem Steg,
Und gebietet dem Heere zu halten.

„Was willſt Du?“ herrſchet der Kaiſer ihn an
Aus des Sattels ſtolz männlichem Sitze,
„Was zögerſt Du uns die beſchwerliche Bahn
„In verſchmachtend verſengender Hitze?“
Der Derwiſch: „Du ſieheſt die Wolke ziehn?
„Jetzt ſchützet ſie Dich vor der Sonne Glühn,
„So magſt Du im Kühlen hier weilen.
„Und ſchwör' ich auch nicht zu Chriſtus Lehr',
„So will ich doch Dir und Deinem Heer
„Eine warnende Lehre ertheilen.“

„Du zieheſt herauf in ſtattlicher Pracht,
„Mit Roſſen und reiſigen Leuten,
„Und wähnſt mit bezwingender Kriegesmacht
„Das heilige Land zu erſtreiten.
„Doch iſt Dir geworfen ein anderes Loos,
„Verhüllt in der Zukunft gebährendem Schooß

„Du kannſt dieſes Land nicht erwerben,
„Denn bald iſt der Tod Dir, doch ferne beſcheert;
„Du ſtirbſt, ehe wechſelnd der Mond uns kehrt,
„Daheim, in dem Reich Deines Erben.

„Vergeblich rollſt Du die drohenden Brau'n,
„Nicht wirſt Du mich ſchreckend verſtören,
„Ich kann durch die Nebel der Zukunft ſchaun,
„Bald ſoll Dich ein Zeichen belehren.
„Denn ehe das Wort von der Lippe verhallt,
„Zerbricht jenes Felſens urfeſte Gewalt
„Und ſtürzt in die grundloſen Schlünde.
„Und kaum iſt der Laut ſeinem Munde entflohn,
„Birſt krachend des Felſens hochthürmender Thron,
„Und er rollt in die nächtlichen Gründe.“

Entſetzen hält ſchauernd den Buſen gefaßt,
Der Muth iſt dem Kühnſten erſtorben.
Vergeblich die Qual der erſchöpfenden Laſt,
Die Krone wird nimmer erworben!
Doch der Kaiſer, er hebt das muthige Haupt:
„Wohlan, es werde Dein Wort geglaubt,
„Ich falle im Reich meines Erben.
„Euch Chriſten aber verkünde ich Heil,
„Es wird Euch der köſtlichſte Preis zu Theil,
„Mein Tod ſoll Euch Zion erwerben!“

Und das Roß erhebt ſich in kräftiger Pracht,
Zum feurigen Sprunge ſich bäumend;
Der Kaiſer, er ſprengt in der Klippen Schacht,
Die Wogen verſchlingen ihn ſchäumend.
Dem gewaltig herrſchenden Enkelſohn
Erwirkt er Jeruſalems heiligen Thron,
In den wirbelnden Fluthen ſich bettend.
Und das Herr entflammt er mit ſtürmiſcher Glut
Es bricht ſich die Bahn mit beſiegendem Muth,
Die ſchmachtenden Chriſten errettend.

Anm. Zur vollſtändigen Verſtändniß dieſes, den dun
len, wahrſcheinlich unfälligen Tod Friedrichs des Erſte
zu einer That umbildenden Gedichtes, erinnre man ſic
daß, nachdem der Thron zu Jeruſalem (von Gottfri
von Bouillon 1099) geſtiftet), durch die Wiedereinnah
dieſer Stadt durch die Ungläubigen 1187. wieder verl
ren gegangen war, Richard Löwenherz, Philipp Aug
von Frankreich und Friedrich Barbaroſſa ſich zu eine
neuen Kreuzzuge vereinigten. Uneinigkeit hinderte d
glücklichen Erfolg des Zuges, doch errangen die Chriſt
(vorzüglich durch Richard Löwenherz) einen, die fr
Andacht am heiligen Grabe ſichernden Vertrag. Dara
deuten die drei letzten Zeilen des Gedichtes, denn au
die Deutſchen wirkten thätig durch die Einnahme Akkor
Die drei vorletzten beziehen ſich auf die 1228. erfolg
Einnahme der heiligen Stadt durch Friedrich den Zweite

Kaiser Maximilian.

Es tönen die Hörner, sie laden zur Jagd
Die kecken, die muntern Gesellen.
Schon hebt sich die Sonne in funkelnder Pracht,
Es leuchten die Gipfel, die hellen,
Die schneeumglänzten in rosiger Gluth,
Aus blauer, tief ruhiger Himmelsfluth,
Die rings, wie mit heiligen Wogen,
Die reichen Gefilde umzogen.

Auf muthigem Roß, durch die thauige Flur,
Fliegt die Schaar im fröhlichen Zuge;
Kaum rühret die Halmen des Hufes Spur,
Leicht streifend im tanzenden Fluge.
Es schimmern die Waffen, die Feder schwankt,
Die Spornen klingen, die Schärpe prangt,
Und seht, wie der Vorderste blitzet,
Wie stattlich zu Rosse er sitzet!

Der Führer? Das mein ich! Ein edler Sproß,
Von Habsburgs Stamme gezeuget,
Der führet die Waffen, der ſitzet zu Roß,
Daß männiglich ſtaunend ſich beuget.
Wo Maximilian, die Zügel verhängt,
Hinein in die blitzenden Lanzen ſprengt:
Da folgen mit Jauchzen die Freunde
Und es weichen die zitternden Feinde.

So führet er jetzo zum Jagen ſie an,
Im Dunkel der nachtenden Forſten;
Sie folgen des Gemsbocks gefährlicher Bahn
Bis wo einſame Adler nur horſten.
Der Schütz nimmt des gähnenden Abgrunds nicht wahr,
Ihn ſchreckt nicht des ſchwindelnden Sturzes Gefahr,
Nicht des Sprunges todbringendes Wagen;
Ihm gilt es den Preis zu erjagen.

Und voran der Kaiſer. Bald läßt er den Zug
Zurück in verſchwindender Weite;
Ein Gemsthier verfolgt er mit ſchnaubendem Flug,
Er hofft es ſich ſicher zur Beute.
Schon ſieht er ſich hoch auf dem felſigen Grat;
Rauh ſtarren die Klippen, es ſchwindet der Pfad,
Das Roß kann ihm ferner nicht nützen,
Es hemmt nur den eifrigen Schützen.

Drum schwingt er sich ab, und, den Bogen gespannt,
Den Blick auf die Beute gerichtet,
Ersteigt er die schroff aufthürmende Wand,
Wohin sich die Gemse geflüchtet.
Schon steht sie vor ihm, schon legt er an,
Da wagt sie den Sprung, und auf höherer Bahn
Sieht der Kaiser sie leichtfüßig fliehen
Und folgt ihr mit rastlosem Mühen. —

Laß ab, o Kaiser, von waglicher That,
Eh' die Rückkehr sich grausend verschließet;
Schon mancher versäumte den warnenden Rath
Und hat es mit Schrecken gebüßet.
Wo schauerlich einsam die Klippe ragt,
Dahin hat kein Helfer sich rettend gewagt;
Und stünde zum Preis Deine Krone,
Mich lüstete nicht nach dem Lohne.

Vergebens! Die muthig entzündete Lust
Treibt vorwärts, die Beute zu jagen;
Nicht ahnet die ritterlich schlagende Brust
Das Tod verhängende Wagen. —
„Nur noch diese Klippe aufschwingend hinan,
„Dann sperren vermauernde Felsen die Bahn,
„Dann kann sie nicht ferner entrinnen;
„Mein Pfeil muß die Beute gewinnen.

„Triumph! Hier ſteh' ich; nun will ich ſogleich
„Ins Herz Dich tödtend verwunden!“ —
Doch wie? Der Kaiſer ſteht ſchreckenbleich?
Und der Gemsbock iſt ſpurlos verſchwunden?
Und hier war kein aufwärts leitender Steg,
Und rückwärts ſperrte der Jäger den Weg!
Jetzt ahn' ichs mit grauendem Beben,
Daß ihn furchtbare Mächte umweben!

Sie lockten herauf ihn mit täuſchendem Wahn,
Der das Auge betrügend verblende,
Und nun ſperret rückwärts der Abgrund die Bahn
Und vor ihm jäh ſteigende Wände.
Hier wird Dir von Menſchen nicht Rettung gebracht,
Hier bricht ſich des Kaiſers allherrſchende Macht,
Hier mußt auf den Himmel Du bauen,
Oder finſtern Gewalten vertrauen!

So ſtand der Kaiſer auf einſamer Höh'
Und blickte mit Grauſen hernieder:
‚So weit ich mit ſchweifendem Auge ſeh',
‚So weit bin ich Herr und Gebieter!
‚Und nun ſteh' ich hier auf dem nackten Geſtein,
‚Auf des Fußes Breite beſchränkt und allein,
‚Und mit allen Schätzen und Spenden
‚Kann ich das Verhängniß nicht wenden.

„Ein gröſserer Herrſcher gebietet hier,
„Dem Alles in Demuth ſich neiget.
„Das Eine nur dienet zum Heile mir,
„Auch ich hab' ihm ſtets mich gebeuget.
„Demüthig hab' ich es ſtets bekannt:
„Das Scepter führ' ich durch Gottes Hand;
„So kann ich denn jetzo mich faſſen,
„Es wird mich der Herr nicht verlaſſen.

„Er ſendet uns rettend die Hülfe herbei,
„Wir wiſſen nicht wie, noch von wannen,
„Er bleibt uns bei jeglichem Werke getreu,
„Das wir auf ihn hoffend begannen.
„So kann denn auch mir noch hier oben allein
„Die Rettung und Hülfe beſchieden ſeyn,
„Er kann mit den liebenden Meinen
„Noch heute mich wieder vereinen.“ —

So kehrt ihm der Troſt in die Seele zurück,
Und er ſpähet hinaus durch die Fluren;
Es ſuchet ſein ſehnend forſchender Blick
Der Freunde Troſt bringende Spuren.
Und ſiehe, tief unten im ſchattigen Thal,
Da windet der Pfad ſich hell und ſchmal,
Und den Wanderer ſieht er ſchreiten:
„Er kann mir die Rettung bereiten!“

Ein Geſchoß ergreift er in haſtiger Eil
Und heftet den Ring an zum Zeichen,
Entſendet vom ſchwirrenden Bogen den Pfeil,
O möcht' er den Wandrer erreichen!
„Ha ſieh, wie er ſtutzt und nach oben blickt
„Und drauf ſich nieder zur Erde bückt!
„Der Herr ließ das Zeichen ihn finden,
„Er wird Dein Drangſal verkünden."

Drauf harret der Kaiſer erwartend bang,
Ob Rettung ihm nirgend erſcheine;
Und horch! Da tönet der Hörner Klang
Herauf aus dem ſchweigenden Haine,
Und bald dringt der jagenden Freunde Chor
Im ſchwarzen Gewimmel verworren hervor;
Sie ſammeln ſich Alle und ſpähen
Hinauf nach den felſigen Höhen.

Schnell läſſet der Kaiſer den tönenden Laut
Des Hornes begrüßend erklingen,
Und wie ſie betroffen emporgeſchaut,
Die Schärpe, die wehende, ſchwingen;
Und läſſet ſie flattern vom Felſen herab,
Es tragen die Lüfte ſie milde herab,
Sie ſinkt auf die Matten hernieder,
Und die Freunde erkennen ſie wieder.

Da faßt sie der Wehmuth unendlicher Schmerz,
Und sie stehn und weinen und klagen:
„Es ist unser Kaiser! Das muthige Herz
„Verführt ihn zu tödtlichem Wagen.
„Dort weilt er auf wolkigem Felsenrand,
„Dahin reicht keines Sterblichen Hand!
„Wir können nur flehen und beten,
„Der Herr reich' ihm Trost in den Nöthen."

Doch ein Greis mit erbleichendem Silberhaar
Tritt hervor aus der Trauernden Kreise,
Und er spricht zu der wehmuthverwirrten Schaar,
Auf männlich sich fassende Weise:
„Der Herr dort oben soll Zeuge mir seyn,
„Gern möcht' ich die Tage dem Kaiser weih'n,
„Die wen'gen, die noch mir beschceret,
„Wenn ihm würde Rettung gewähret.

„Doch ist es ein eitel vergebliches Flehn,
„Uns kann keine Hülfe gelingen;
„Nur Gott, der gethürmt diese mächtigen Höh'n,
„Nur er kann die Rettung ihm bringen.
„So denket denn einzig der Seele Noth,
„Und laßt unserm Fürsten das heilige Brot
„Und den Kelch, den sühnenden, spenden,
„Aus Priesters geweiheten Händen."

Da

Da hemmt ihm die ſtrömende Thräne das Wort: —
Es konnte ſie keiner bezwingen.
Still trauernd zogen ſie langſam fort,
Den Prieſter zur Stelle zu bringen.
Und oftmals wendet der ſehnende Blick
Hinauf zu den Höhen ſich bang' zurück;
Faſt brechen die männlichen Herzen
Vor Liebe und bitterſten Schmerzen.

Der Kaiſer auf einſamer Felſenwand,
Er ſieht ſeine Freunde verſchwinden,
Und ahnend hat er es bang' erkannt:
„Das kann Dir nichts Gutes verkünden!
„Verbirg Dir's nicht länger, — Du haſt gelebt
„Doch wie Du noch nie vor dem Tode gebebt,
„So faſſe auch jetzt Dich im Glauben.
„Doch läßt ſich die Hoffnung nicht rauben!

„Noch leuchtet ſie mir wie ein tröſtender Stern.
„Du Leben, ſo ſchön, voller Wonne!
„Noch iſt es zu früh, noch ſcheid' ich nicht gern
„Von der liebenden leuchtenden Sonne.
„Was ſeh' ich! Der Zug durch das blühende Land!
„O, wenn ſie Dir nahten mit rettender Hand,
„Auf verborgenen Pfaden und Stegen!
„Der Himmel verleihe Euch Segen!

Wohl dehnt ſich der Zug durch die Felder daher,
Doch nicht mit haſtigem Eilen;
Es wallet langſam, traurig, ſchwer
Mit zögerndem bangen Verweilen.
Verworren miſcht ſich der Stimmen Klang,
Doch tönt es herauf wie frommer Geſang;
Die Mettenglöcklein, ſie läuten,
Und vornen die Prieſter ſchreiten.

Und blendend ſtrahlet, mit leuchtendem Glanz,
Wie die Sonne aus ſpiegelnden Wellen,
Der güldene Kelch des Herrn, die Monſtranz,
Und ſendet die Blitze, die hellen,
Hinauf zu des Kaiſers bang ſpähendem Blick.
Da rufet er aus und erkennt ſein Geſchick:
„Sie wollen beim ſcheidenden Leben
„Die letzte Labung mir geben!“

„Und muß es vom Lichte geſchieden ſeyn,
„So will ich fromm gläubig denn ſterben;
„Es mache die Buße von Sünden mich rein,
„Um das ewige Heil zu erwerben.
„Euch Freunden Dank, die in letzter Noth
„Mir reichen des Heilands geweihetes Brodt.
„So kann ich getröſtet nun ſcheiden
„Und eingehn zu himmliſchen Freuden.“

Tief unter ihm ſtehet das Volk im Kreis,
Schwach tönet der Meßgeſang wieder,
Und plötzlich wirft Alles, auf Prieſters Geheiß,
Auf die Kniee gläubig ſich nieder.
Da kniet auch der Kaiſer mit Demuthſinn,
Still betend zu Gott, auf den Felſen hin,
Und hat ſich in Chriſto ergeben,
Zu ſcheiden vom irdiſchen Leben. —

Nun ſinket die Sonne; im tiefen Thal
Iſt nächtliches Dunkel gebreitet,
Und Todesſtille herrſcht rings zumal.
In der Tiefe das Glöcklein nur läutet;
Dann ſchwindet es allgemach ferner und fern.
Es blinket dämmernd ſchon mancher Stern;
Vom dunkelnden Himmelsbogen
Kommt die Nacht kalt wehend gezogen.

Und ſchauerlich faßt es den Kaiſer an,
Wie unheilbringende Nähe;
Da woget es grau an die Felswand hinan,
Und düſter umwölkt ſich die Höhe.
Verworren, im wallenden Nebelzug,
Erblickt er dunkler Geſtalten Flug,
Die kreiſend den Felſen umſchweben;
Es erfüllt ihm die Seele mit Beben.

Da redet es dumpf aus der Wolke ihn an:
„Du haſt auf den Himmel vertrauet;
„Was hat er Dir rettend zur Hülfe gethan,
„Der Gott, auf den Du gebauet?
„Blick' her! Vertraue Du mir Dich an,
„Ich führe Dich hülfreich des Rückwegs Bahn;
„Ich will mit den liebenden Deinen
„Noch heute Dich wieder vereinen."

Kaum ſind ſie verhallend dem Ohr entflohn,
Die Rettung verheißenden Worte,
So öffnet ſich weit in dem Felſen ſchon
Die hohe geräumige Pforte.
Da tritt der Verſucher den Kaiſer an;
Zur Rettung ſtehet ihm offen die Bahn;
Den Banden, die ſchon ihn umſchlingen,
Kann er ſich befreiend entringen.

In den Armen der Freunde ſieht er ſich ſchon,
Wie ſie ihn in Thränen umfangen;
Aufs Neue beſteigt er den Herrſcherthron
Mit kaiſerlich würdigem Prangen.
Und alle des Lebens beglückende Luſt
Beſtürmt ihm die ſehnende pochende Bruſt,
Es lockt ihn das Licht der Sonnen
Mit all' ſeinen Freuden und Wonnen.

„Nein!“ ruft er mit gläubig beſiegendem Muth,
„Du ſollſt mich nicht lockend verblenden,
„Aus des gnädigen Vaters beſchirmender Huth
„Abtrünnig zu Dir mich zu wenden.
„Entweiche! Du haſt an mir keinen Theil,
„Ich hoffe allein auf das himmliſche Heil.“ —
Da brauſt es mit ſchnaubenden Winden,
Und alle Gebilde verſchwinden.

Doch der Himmel funkelt in Sternenpracht
Und der Mond ſchwebt friedlich herüber,
Da betet der Kaiſer: „Nun iſt es vollbracht;
„Die Sorge und Angſt ſind vorüber.
„Das Irdiſche hab' ich nun abgethan,
„Jetzt Vater gehöre ich Dir ſchon an.“
Und ſinkt an der Felswand nieder,
Und Schlaf umhüllt ihm die Glieder.

Und dämmernd umſchwebt ihn ein Traumgebild
Und bringet ihm Troſt und Wonne.
Ein Jüngling tritt vor ihn, ſchön und mild,
Umglänzet vom Lichte der Sonne.
Der beut ihm freundlich leitend die Hand:
„Ich führe hinab Dich ins ebene Land,
„Doch mußt Du, o Herr, Dich beeilen,
„Weil die Freunde harrend verweilen.

Drauf beugt er die dornigen Büſche hinweg,
Die die Klippen grünend umwunden,
Und offenbar wird ein düſtrer Steg
Durch den Spalt des Felſen gewunden.
Da ziehet der Jüngling den Kaiſer hinein,
Sie ſchmiegen ſich klimmend durch enges Geſtein;
Mit düſtrem Schauer und Bangen
Hält Finſterniß dicht ſie umfangen.

Sie ſteigen hinab in den tiefen Bann,
Wo die Geiſter der Erde hauſen;
Verborgene Waſſer rauſchen heran
Mit dumpf unterirdiſchem Brauſen.
Es blinken die Erze im finſt'ren Schacht,
Kryſtalle leuchten aus dämmernder Nacht,
Hoch funkeln die edlen Geſteine
Mit wunderbar farbigem Scheine.

Doch plötzlich leuchtet ein Strahl durch die Nacht,
Der faſt ihm die Augen verblendet.
Da iſt der Kaiſer vom Schlummer erwacht,
Und Nacht und Traum ſind geendet.
Die Sonne ſcheint hell ihm ins Angeſicht,
Doch ſieht er den Führer, den freundlichen, nicht,
Und, Schrecken erbleicht ihm die Lippe,
Noch weilt er auf grauſiger Klippe.

Da durchbebt ihn der Ahnung Wundergewalt,
Raſch trennt er das Dornengehege,
Und ſieh, in des Felſen tief klüftendem Spalt
Erblikt er die nächtlichen Stege.
Er wagt ſich hinein mit beherztem Tritt,
Und wieder erkennt er ſie Schritt für Schritt;
Wie krümmend der Pfad auch gewunden,
Bald hat er den Ausgang gefunden.

Und ſiehe, da ſteht ſein gezäumetes Roß
Und letzt ſich an grünender Weide;
Er ſchwingt ſich hinauf, erreicht ſein Schloß
Und pocht mit zitternder Freude:
„Es iſt Euer Kaiſer, eröffnet das Thor!“
Da ſtürzen froh bebend die Freunde hervor,
Und liegen im Arm ihm und weinen. —
So ſchirmet der Vater die Seinen!

Belisarius.

Hohl branden die Fluthen, es ſauſet der Wind
Dem Greis durch die ſilbernen Haare;
Er hält an dem Buſen das zärtliche Kind,
Die Tochter, im Frühling der Jahre.
Wohl bittre Thränen benetzen den Strand! —
Hinüber rauſchet der Wogenbrand,
Und ſpurlos ſind ſie verſchwunden,
Wie tief ſie den Buſen verwunden.

„Mit leuchtenden Zinnen, am Meeresſtrand,
„Ein Schloß ſeh' ich königlich ragen,
„Wo dumpf an des Felſens ſchroff ſtürzende Wand
„Die Wogen ſich ungeſtüm ſchlagen.
„Dahin laß uns ſetzen den wandernden Fuß;
„Und bringſt Du des Sängers erheiternden Gruß,
„Sie werden mit freundlichen Gaben
„Das alternde Haupt Dir erlaben.“

So ſprach es die Tochter mit ſchmeichelndem Wort,
Sie bewegt ihn mit kindlicher Bitte;
Sanft leitend führt ſie ihn langſam fort,
Und ſtützt ſeine wankenden Schritte.
Dem königlich krankenden Löwen gleich,
Von Gram und von Alter die Scheitel bleich,
Erträgt er die laſtende Bürde
Und wandelt in ſchweigender Würde.

Horch! Fern aus dem Schloſſe dringt jubelnder Laut,
Durch Wogen und Windes Gebrauſe;
Wo der hohe Altan dort die See überſchaut,
Ertönen die Becher zum Schmauſe.
Euch dort hat die Freude den Buſen gefüllt;
Ihr wißt nicht wie bitter die Thräne quillt,
Und welch' eine Wange ſie netzet,
Während Ihr Euch dort oben ergötzet!

Iſt das eines Helden ruhmwürdiges Loos,
Dem Lorbeern die Stirne umwunden?
Das brachten, aus dämmernder Zukunft Schooß,
Verderben gebährende Stunden?
Wo Du mit des Schwerdtes gewaltigem Blitz
Die Fürſten geſchleudert vom Königsſitz,
Da wankſt Du geblendet am Stabe,
Und flehſt um barmherzige Gabe?

„O Tochter, ich höre beim freudigen Mahl
„Die Becher helltönend erklingen;
„So soll denn hinauf in den festlichen Saal
„Der rauschende Harfenklang dringen.
„Ich stütze mich hier auf der Säule Gestein,
„Und rühre die Saiten, und singe darein.
„Es weiß mich das Schicksal zu lehren,
„Vom Mitleid der Frohen zu zehren!“

Der Vater hört staunend den Harfenklang
Im Rauschen der Winde ertönen:
„O ladet den Greis mir herauf; der Gesang
„Erschalle zur Hochzeit der Schönen! —
„Es bringt uns der Sänger die würdigste Lust,
„Er bewegt die Gefühle der ahnenden Brust,
„Und entzündet die heiligste Flamme,
„Denn das Lied ist von göttlichem Stamme.“

Die Pforte rauscht auf, es zeigt sich der Greis
Von der schüchternen Jungfrau geleitet.
Und Erstaunen ergreifet der Gäste Kreis,
Wie hoch er, wie königlich schreitet.
Das Haupt, von der silbernen Locke umwallt,
Erhebt er gebietend, mit Herrschergewalt,
Das Antlitz, das fürstliche, zeuget,
Ihn hat das Geschick nicht gebeuget.

An den Alten geſchmiegt, ein holdſeliges Bild,
Geht die Tochter mit zaghaftem Bangen.
Aus geſenkten Wimpern die Thräne quillt,
Sie netzt die erröthenden Wangen;
Sanft leitet ſie ihn zu der Säulenwand,
Reicht ſtill ihm die Harfe mit bebender Hand,
Und muß ſich das Antlitz verhüllen,
Die ſtrömenden Thränen zu ſtillen.

„Willkommen," nimmt grüßend der Vater das Wort,
„Willkommen beim freudigen Feſte;
„Und naht Ihr gleich fremd aus dem fernſten Ort,
„Ihr ſeyd uns geachtete Gäſte.
„Denn der Sänger bringt edlere Freuden zum Mahl,
„Als ſelber der ſchäumend erfüllte Pokal,
„Der die Seele begeiſternd durchdringet
„Und hoch zu den Sternen uns ſchwinget.

„Gewaltiger trägt uns des Liedes Klang
„Auf der Töne ſtolz rauſchenden Flügeln;
„Denn es weiß in des Fluges begeiſtertem Drang,
„Die Seele allmächtig zu zügeln.
„Des Lebens Tiefen und ſchwindelnde Höh'n,
„Im brauſenden Sturme das Herz durchwehn:
„Wie der Sänger die Saiten berühret,
„So wird uns die Seele geführet.

„Drum iſt er ein König; den Göttern allein
„Gehorcht er auf himmliſchem Sitze;
„Sie hauchen das ewige Wort ihm ein,
„Daß es kühn ihm den Buſen durchblitze.
„So ſteht er begabt mit des Himmels Gewalt;
„Wie die Harfe ertönt, wie das Lied ihm erſchallt,
„Ihr müßt es in Demuth verehren,
„Weil die Götter ihn ſelber belehren.

„Drum ſey mir gegrüßet beim Hochzeitmal,
„Das die einzige Tochter vermählet;
„Sie hat ſich den Ritter im prangenden Stahl
„Zum ſchirmenden Gatten erwählet.
„Und wenn Dich das ſchönſte der Feſte bewegt,
„Wo das Herz in der ſüßeſten Hoffnung ſchlägt,
„So laß denn die Harfe erklingen,
„Die ſelige Braut zu beſingen.“

Es ſchweiget der Vater, der Sänger ſteht auf. —
Die brandenden Wellen, ſie rauſchen:
Der Greis hebt das Antlitz gen Himmel auf,
Die horchenden Gäſte, ſie lauſchen.
Erfüllt iſt der Buſen mit ahnendem Drang;
Da ſchlägt er die Harfe mit mächtigem Klang,
Wie die Stürme von ferne her ſauſen
Und dunkelnde Fluthen erbrauſen.

„Der Menſch, der ſorgloſe, hofft und wähnt,
„Das flüchtige Glück zu bezwingen,
„Er weiß nicht wie nahe der Abgrund gähnt,
„In die Tiefe ihn jäh zu verſchlingen.
„Hier hoffet die junge, die ſelige Braut,
„Und wißt Ihr, ob ehe der Morgen thaut,
„Eh' die Nacht uns dämmernd umſchleichet,
„Die Holde nicht ſterbend erbleichet?

„Mein Auge umwölken die Schatten der Nacht:
„Die Sterne, mir ſind ſie verſchwunden;
„Erloſchen für mich iſt der Sonne Pracht,
„In Finſterniß lieg' ich gebunden.
„Ich ſehe die Braut nicht, die liebliche, blühn,
„Doch fühl' ich den Buſen zu ihr mich ziehn;
„Drum väterlich will ich ihr ſingen,
„Was die Tage, die wechſelnden, bringen.

„Jetzt prangſt Du im friſchen, im bräutlichen Kranz,
„Und hoffend umfängſt Du das Leben;
„Die Welt, Du erblickſt ſie im roſigen Glanz,
„Weil Dich glückliche Träume umſchweben.
„Doch ſie fliehn, wie die leuchtende Flamme verglüht,
„Der duftende Kranz, er iſt bald verblüht,
„Eh' die Sonne, die kreiſende, kehret,
„Iſt Frieden und Hoffnung zerſtöret.

„O murmelt nicht finſter, nicht drohend mich an,
„Ich habe nicht eitel verkündet;
„Was ich Euch geſungen, das iſt kein Wahn! —
„Wie menſchliche Größe verſchwindet,
„Das hat mich das Leben, das ernſte, gelehrt.
„Blickt her, Ihr alle, und ſtaunet und hört,
„Und weint, könnt Ihr Thränen vergießen,
„Wie herrliche Tage ſich ſchließen.

„O ſeht dieſe Jungfrau, die ſchuldloſe, an,"
(Die Weinende hielt er am Herzen),
„Was hat dieſe Arme dem Schickſal gethan?
„Es verfolgt ſie mit bitterſten Schmerzen.
„In Paläſten zog ſchmeichelnd das Glück ſie auf,
„Doch es wandte den tückiſch betrüglichen Lauf,
„Nun heimathlos wallt ſie am Stabe
„Und fleht um erquickende Gabe.

„Wie der Menſch ſich vom Staub aufkämpfend erhebt,
„Das Große mit Kraft zu erringen;
„Mühſehlig hat er, umſonſt geſtrebt,
„Er kann das Geſchick nicht bezwingen.
„Beliſarius habt Ihr, den Großen, gekannt.
„Jetzt iſt er geblendet, geſtürzt, verbannt,
„Und er irrt von Orte zu Orte,
„Und bettelt von Pforte zu Pforte!

„Ich will auch nimmermehr ſtrebend mich mühn,
„Das Geſchick will ich eiſern ertragen,
„Von Schloß zu Schloß will ich wandernd ziehn
„Und werde nicht jammern noch klagen.
„Ihr aber vernehmet das warnende Wort,
„Und wirk' es im Herzen denn fort und fort:
„Das Glück, das unhaltbare, endet,
„Wie rollend der Erdball ſich wendet!"

Stolz ſchreitend verläßt er den hohen Saal,
Und es ſaßen die Gäſte mit Schweigen;
Geſcheucht war die Freude vom Hochzeitmahl,
Es verſtummten die jubelnden Reigen.
Doch der Vater, er ſpricht: „Das Glück entflieht! —
„So brechet die Blume denn, eh' ſie verblüht,
„Genießet das Heut, weil das Morgen
„Im Schleier der Nacht liegt verborgen."

Und der Jubel erſchallt wieder freudig und hell, —
Wohl hört es der Sänger von ferne;
Die Thränen des Fremden vergeſſen ſich ſchnell,
Sie verſchwinden wie fallende Sterne.
So bitter, ſo heiß, ſie benetzen den Strand, —
Hinüber rauſchet der Wogenbrand,
Und ſpurlos ſind ſie verſchwunden,
Wie tief ſie den Buſen verwunden.

Andromache

in vier Abtheilungen.

No. 1.

Seht Ihr das Volk auf Troja's Mauer
Erwartungsvoll und bebend ſtehn?
Durch Männerherzen bebt ein Schauer,
Denn in den Kampf will Hektor gehn.
Achilleus wüthet vor den Thoren;
Weh' Priams Sohn! Du biſt verloren.

Mit dem Peliden willſt Du ringen
In unbezwung'ner Götterkraft?
Ach Du wirſt Thetys Sohn nicht zwingen,
Ihm nahte keiner ungeſtraft!
Und horch! — Da raſſelt dumpf ein Wagen,
Zu ſpät! Die Stunde hat geſchlagen.

Her brauſen ſchaumbedeckte Roſſe,
Hoch ſteht ein Mann, beſprützt mit Blut,
Bewehrt mit leuchtendem Geſchoſſe,
Im Auge flammt des Zornes Gluth;
Das iſt Achill! Und alles zittert, —
Selbſt Hektor? Ja, er ſteht erſchüttert.

Und plötzlich faßt ihn kaltes Grauſen,
Er wendet ſich entſetzt zur Flucht;
Ihm folgt Achill mit Sturmes Brauſen,
Und ſchwingt des Speeres Rieſenwucht;
Die dunkle Wange Zorn erglühend,
Das Flammenauge Rache ſprühend.

Und rings umher iſt Todesſtille
Im Griechenheer, in Priams Stadt.
Denn jeder fürchtet, — was der Wille
Des Himmliſchen beſchloſſen hat, —
Geflügelt naht ſich das Verderben,
Es ſoll ein Hort des Volkes ſterben.

Und dreimal kreiſt er um die Thore
Der Stadt im angſtbeſchwingten Lauf:
Vergeblich iſt's. — Die finſtre Hore
Hält nichts im raſchen Fluge auf.
Du kannſt der Parze nicht entrinnen,
So ſieh' ihr feſt mit Heldenſinnen.

„Halt, Peleus Sohn! Nicht flieh' ich weiter
„Vor Deinem sieggewohnten Schwert;
„Ich bin des Vaterlandes Streiter
„Und schütze meiner Götter Heerd;
„Sey's Troja's Heil, sey es Verderben,
„Ich will Dich tödten, oder sterben."

Unsel'ger! Götterwaffen schützen
Des Gegners unverletzlich Haupt!
So sind denn Troja's letzte Stützen
In Priam's letztem Sohn geraubt.
Hektor geschleift am Siegeswagen!
Kannst Du's, Andromache, ertragen?

Du siehst die Aeltern, grau an Jahren;
Der Jammer bricht das Vaterherz,
Und bleich, mit aufgelösten Haaren,
Irrt Hekuba im Todesschmerz.
Und doch, das schwerste Loos von Allen
Ist Dir, Andromache, gefallen.

Sie stehn schon an des Lebens Neige,
Es öffnet ruhig sich das Grab:
Bald wandeln sie die finstern Steige
In Pluto's Schattenreich hinab.
Des Lebens Träume zu verhüllen,
Wird Lethe ihre Becher füllen.

Doch Du, der Knospe kaum entsprossen,
Ereilt Dich furchtbar das Geschick;
Es raubt Dir feindlich den Genossen,
Des stolzen Busens höchstes Glück.
Dein war der herrlichste vor Allen;
Andromache! Er ist gefallen.

No. 2.

Sie harrte bang in stummer Trauer:
„Naht Keiner der mir Kunde bringt?"
„Und horch! Da tönt es von der Mauer,
„Wie Schreckensruf die Luft durchdringt.
„Des Zweifels Todesangst zu heilen,
„Will sie zum Thore rasch enteilen."

Da stürzt durch die verlaßnen Hallen,
Vor Schrecken bleich, der Mägde Schaar;
„Weh' uns, weh' uns, er ist gefallen,
Der Held, der Troja's Schutzgott war;
Die letzte Hoffnung ist verloren,
Zum Jammer, weh', sind wir geboren!

Sie steht, gefesselt von Entsetzen;
Den irren, wild verstörten Blick
Kann keine Thräne mild benetzen,
Erbarmungslos ist das Geschick.
Wie vor dem Haupte der Meduſen
Erstarrt das Leben ihrem Busen.

Da lächelt hold der zarte Knabe,
Er ſchmiegt ſich an das Mutterherz;
Sie fühlt des Troſtes milde Gabe,
Der Thränen Fluth löſt ihren Schmerz.
Das Lächeln in des Kindes Blicken
Sieht ſie mit ſchmerzlichem Entzücken.

Und weich ertönet ihre Klage
Um des Gefallnen edles Haupt:
„O ſüßes Glück vergangner Tage,
„Das ſchnell die Parze mir geraubt;
„Ihr wonnereichen Liebesſtunden,
„Ach! Ihr ſeyd ewig mir entſchwunden.

„Wie fühlt' ich ſtolz den Buſen ſchlagen,
„Wenn er, der Herrlichſte der Schaar,
„Auf königlichem Siegeswagen
„Vom ganzen Volk umjauchzet war.
„Im friſchen Lorbeerkranz des Sieges,
„So ſtrahlt' er, wie der Gott des Krieges.

„Weh' Dir, mein Volk! — Er liegt erſchlagen,
„Das Haupt entſtellt von Blut und Staub.
„Vergeblich tönen Deine Klagen,
„Er iſt des finſtern Orkus Raub.
„Nur Hektor konnte Dich erretten
„Von der Achaier Sklavenketten.

„Und Du mein Sohn! Mit heißen Zähren
„Netz ich Dein lächelnd Angeſicht;
„O, mußt' ich Dich zur Schmach gebähren!
„Du ahnſt, was Du verloren, nicht.
„„Du ſollſt den Vater überragen,““
„Rief Hektor in des Glückes Tagen!

„O Sohn! gefallen iſt Dein Retter,
„Der Dich beſchützt mit ſtarker Hand.
„Erzürnt verlaſſen uns die Götter,
„In Trümmer ſtürzt das Vaterland!
„Entriſſen dieſen Mutterhänden
„Wirſt Du in Sklavenfeſſeln enden.

„Kaſſandra, ſie hat wahr verkündet,
„Und uns bethörte eitler Wahn,
„Des Auges Nebelhülle ſchwindet,
„Der Tag der Schrecken naht heran.
„Weh! Praſſelnd unter Rauch und Flammen
„Stürzt Priams hohe Burg zuſammen!“

So ruft ſie von dem Schmerz bezwungen,
Von der Verzweiflung Angſt verſtört! —
Apollon's Geiſt hat ſie durchdrungen,
Ihr habt des Schickſals Spruch gehört.
Der Teukrer altes Reich ſoll enden;
Kein Gott kann das Verderben wenden!

No. 3.

Es hüllt die Nacht in dunkle Schleier
Die hohe Feste Priam's ein. —
Und endlich ſchweigt des Sieges Feier,
Verſtummt des Jubels wilder Reihn;
Es ruht das Volk, vom Schlaf gebunden,
Denn er beherrſcht die finſtern Stunden.

Nur Schmerz und Sorge ſcheucht den Schlummer
Von Deinem Haupt in ſtiller Nacht.
Ihr wißt es, die in Angſt und Kummer
Die langen Nächte bang verwacht.
Ach, ihn erfleht kein heißes Sehnen,
Er ſchließt kein Auge voller Thränen!

So wandelt in der tiefen Stille
Andromache zum Götterhain;
Er nahm des Gatten theure Hülle
In ſeine heil'gen Schatten ein
Hier hat ſie oft in bangen Stunden
In ihren Thränen Troſt gefunden.

Und an der Urne ſinkt ſie nieder, —
„So früh entriß Dich das Geſchick!
„Des Glückes Tage kehren wieder,
„Mir kehrt die Freude nie zurück.
„Dein Haupt, das uns den Sieg erfochten,
„Iſt vom Cypreſſenkranz umflochten.

„Die Beſten ſtürzt der Gott des Krieges
„In Pluton's finſt'res Reich hinab;
„Nicht lange freute ſich des Sieges
„Achilleus an Patroklos Grab.
„Er ſah der Griechen Ruhm nicht fallen:
„Du hörſt den Siegesruf nicht ſchallen!"

Und horch! Es tönt wie dumpfes Brauſen
Des Meeres an dem Felſenſtrand;
Sie hört's mit ahnungsvollem Grauſen,
Es fällt der Augen dunkles Band;
Des Buſens trunkner Wahn verſchwindet,
Der Tag iſt da, den ſie verkündet.

Kaſſandra ſtürzt, erblaßt von Schrecken,
Heraus mit der Verzweiflung Blick:
„Auf, auf, die Schläfer zu erwecken,
„Zum unvermeidlichen Geſchick!"
Die Völker, die von Ilus ſtammen,
Sie fallen unter Schwert und Flammen.

Andromache enteilt mit Beben,
In bangem Lauf zu dem Palaſt;
Für des geliebten Säuglings Leben
Hat ſie die Mutterangſt erfaßt.
Vergeblich iſt ihr heißes Flehen,
Sie ſoll ihn nimmer wiederſehen!

Denn schon wälzt sich des Rauches Wolke,
Schon sprüht der Flamme rother Blitz;
Umgeben von dem treuen Volke
Wird Priam's alter Königssitz.
Die Waffen würdig in den Händen
Will Troja sein Geschick vollenden.

Den König will sein Volk beschirmen
Vor der Achaier grimmen Wuth,
Die des Palastes Thor bestürmen,
Wild dürstend nach der Teukrer Blut.
Andromache stürzt in die Schaaren;
Kennt einer Mutter Herz Gefahren?

Doch weh', von Pyrrhus Arm ergriffen,
Dem Mitleid nie die Brust gerührt,
Wird sie auf raubbeladnen Schiffen
Aus Troja's Mauern schnell entführt.
Wer darf sein schweres Loos beklagen,
Muß Hektor's Gattin Fesseln tragen!

Und aus der Fluthen Purpurschimmer
Hebt strahlend Phöbos seinen Schild.
Da liegen Troja's heil'ge Trümmer
In Rauch und Nebel schwer verhüllt.
Sie ragen wüst am Meeresbette,
So vieler Helden Grabesstätte. —

Und

Und bei dem Schall der Siegeslieder
Verläßt der Griechen Heer den Strand;
Zum theuren Vaterlande wieder
Ist ihre Flotte heimgewandt.
Der Anker steigt, die Segel schwellen,
Und freudig theilt der Kiel die Wellen.

No. 4.

Es irrte in des Meeres Wüste
Die Flotte Pythia's lang' umher;
Da endlich steigt die blaue Küste
Empor aus dunkelgrauem Meer.
Und Freudenruf hörst Du erschallen,
Daß es die Lüfte wiederhallen.

Die Sehnsucht nach dem Vaterlande
Ergreift des Mannes rauhe Brust;
Erinnrung knüpfte heil'ge Bande
Um die verschwund'ne Jugendlust.
Mag harter Stahl das Herz umschnüren,
Der Heimath Anblick wird es rühren.

So sieht mit frohem Wehmuthsregen
Die tapfre Schaar die Küste nahn,
Und mit des Ruders frisch'ren Schlägen
Durchfliegt das Schiff die eb'ne Bahn.
Schon hallen grüßend Siegeslieder
Des Volks am hohen Ufer wieder.

„Weh' mir!" So ſeufzt die bange Klage
Andromache's am fremden Strand.
„O ihr vergang'nen ſchönen Tage
„Im heißgeliebten Vaterland!
„Nie tönen mir die alten Lieder,
„Geſänge froher Jugend wieder!

„Was ich geliebt — im Reich der Schatten
„Beherrſcht es Pluton's ſtrenge Macht;
„Des Kindes Haupt, den theuren Gatten
„Umſchließt des Orkus ew'ge Nacht.
„Kein Schmerzenslaut kann Euch erreichen,
„Ach, keine Thräne Euch erweichen! —

„Denn Euch benetzte Lethe's Welle
„Die Lippen mit dem Zaubertrank;
„So überſchrittet Ihr die Schwelle,
„Und der Erinn'rung Bild verſank.
„Der Ruf zu Euch iſt ach! vergebens,
„Ihr kennt den Schmerz nicht dieſes Lebens!" —

Da faßt der Arm des rauhen Kriegers
Die edle trauernde Geſtalt;
Er übt das harte Recht des Siegers,
Das Unerflehte der Gewalt,
Verhüllt in ſklaviſche Gewande
Schlägt er die Königin in Bande.

Und Pyrrhus zieht mit lauter Feier
Auf seiner Heimath Boden ein.
Es tönt die goldbeschwingte Leyer,
Die Cymbel zu des Jubels Reih'n.
Doch in des Sieges trunknen Freuden
Gedenkt kein Herz der fremden Leiden.

Gefesselt, vor dem Siegeswagen,
Geht Hektor's Gattinn gramgebeugt;
Das Auge nur spricht stille Klagen,
Die bleich geschlossene Lippe schweigt.
Des harten Schicksals schwere Bürde
Erträgt sie stumm mit hoher Würde.

Der Sklavin Dienst muß sie verrichten,
Die Fürstliche, aus Priam's Haus!
Selbst von den niedrigsten der Pflichten
Ach! schließt kein mildernd Wort sie aus.
So, langsam, schwindet ihrer Trauer,
Der leidenvollen Tage Dauer.

Doch, wenn in glüh'nde Meereswogen
Apollon's Strahlenhaupt versinkt,
Wenn friedlich an des Himmels Bogen
Dianens Diadem erblinkt,
Dann, in der Stille heil'ger Nächte,
Läßt sie dem Kummer seine Rechte.

Sie sitzt am hohen Meeresstrande
Im wechselnd trüben Mondeslicht;
Hinüber nach dem Heimathlande
Blickt ihr bethräntes Angesicht.
Und schwer, erschöpft von langem Kummer,
Sinkt sie in unruhvollen Schlummer.

* * *

„Es rauschen dumpf des Meeres Wogen,
„Es scheint kein freundlich Sternenbild;
„Von dunkelndem Gewölk umzogen
„Ist selbst des Mondes Glanz verhüllt.
„Du hörst Kronion's Donner rollen:
„Erbebe, wenn die Götter grollen!

„Doch muß auch ihre Macht sich neigen
„Des Styxes rächend schwerem Fluch;
„Kronion selber muß sich beugen
„Dem unbegriffnen Schicksalsspruch.
„Drum trage was die Parzen senden:
„Die Götter können es nicht wenden."

IV.

Sonette.

Nicht allen konnt' es das Geſchick ertheilen,
In großen Kampfen ſiegend zu beſtehn;
Drum, wenn wir auch erſtaunend uns verweilen,
Wo wir den größern Schritt des Lebens ſehn:
So mögen wir ein Lied doch gern empfinden,
Was wir vertraut im eig'nen Buſen finden.

Die Jahreszeiten.

I.

Der Frühling naht; mit leiſem Flügelregen,
Auf goldnen Wölkchen ſiehſt Du hell ihn wiegen;
Er lacht Dich freundlich an mit holden Zügen,
Vertrauend neigſt Du ihm die Bruſt entgegen.

Denn wie er Wonne ſtreut auf allen Wegen,
Die Fluren ihm entzückt zu Füßen liegen,
So denkſt auch Du Dich hoffend anzuſchmiegen,
Und bauſt auf ſeines Troſtes milden Segen.

Und ſieh', er haucht Dich an mit lauen Lüften,
Umwebt Dich rings mit ſüßen Blumendüften,
Doch ſtillt er nicht, er lockt nur Deine Thränen!

Mit allen ſeinen ſanftgebot'nen Spenden
Kann er der Wehmuth ſtummes Leid nicht enden;
Nur heißer wird Dein unausſprechlich Sehnen!

Die Jahreszeiten.

II.

So will ich zu des Sommers Gott entfliehen.
Nach allem Fernſten greift ſein mächt'ger Wille;
Er ſchwellt die Früchte an zu goldner Fülle,
Im Flammenſtrahl läßt er die Aehren glühen:

Dann ruht er, von der Arbeit ſchweren Mühen
Ermattet, in des Mittags ſchwüler Stille;
Doch plötzlich deckt er mit Gewitterhülle
Sein Götterhaupt, und läſſet Blitze ſprühen.

Der fernſten Kräfte wild empörtes Streiten,
Das kann allein die Ruhe mir bereiten;
So ſtürz' ich denn mich in des Kampfes Wogen. —

Vergebens! — Wie ich auch das Herz ermüde,
Es kehrt nicht Ruhe ihm, nicht ſüßer Friede.
Nur wünſchend in die Weite wird's gezogen!

Die Jahreszeiten.

III.

Jetzt naht die Zeit, wo an des Himmels Hallen
Die Sonne trüb erlischt, des Jahres Neige
Wehmüthig ernst sich naht, vom welken Zweige
Die abgestorb'nen Blätter traurig fallen,

Und graue Nebel durch die Fluren wallen.
Du Freundes Brust, der ich vertraut mich neige,
Der ich der Wehmuth Klage nicht verschweige,
Du mußt mir gleichgestimmt entgegenwallen!

Doch, wie der holden Blumen letzte Spuren
Verschwinden von den öd'gewordnen Fluren,
Die Sonne tief und tiefer stets versinket:

Da wird es mir so bang' im schweren Herzen;
Verdoppelt fühle ich die alten Schmerzen,
Weil auch kein fernster Stern der Hoffnung blinket.

Die Jahreszeiten.

IV.

Denn jetzt erſtirbt das letzte arme Leben;
Der Winter ſinkt mit kaltem Schneegefieder
Erſtarrend auf die öden Fluren nieder,
Daß ſie ſich nimmer neu zum Licht erheben.

O armes Herz! Erkenne nun mit Beben,
Nichts bringt Dir die verlorne Ruhe wieder,
Dir tönen nimmer wieder heit're Lieder,
Du mußt Dich Deinem Wehgeſchick ergeben. —

Und ſtand ich ohne Hoffen, ſchmerzensmüde:
Da trat ihr holdes Bild vor mich, und Friede
Des Himmels blickt' mich an aus ihren Zügen.

Und ſchnell gelöſt war mir der Sinn des Lebens;
Das Glück, Du ſuchſt es überall vergebens:
Nur Eines kann des Herzens Drang genügen

Einer schönen Sängerin.

I.

Als ſie das Lied von Hummel: „An die Entfernte“ geſungen.

Noch höre ich der Töne leiſes Beben,
Wie ſie im Saale ſeelenvoll erklungen:
Es fühlte jede Bruſt ſich ſanft durchdrungen,
Und alle Seelen waren Dir ergeben.

Und wo ein Herz, gekränkt vom rauhen Leben,
In bittern Schmerzen kummervoll gerungen,
Es hat ſich glaubend wieder aufgeſchwungen,
Und horcht der Klänge wunderbarem Schweben.

Doch ach! Sie ſind verſtummt die ſüßen Töne!
Entführen uns die Stunden alles Schöne,
Und müſſen ſie's ins Grab der Zeit verſenken?

Nur Sehnſucht und Erinn'rung kann uns bleiben.
Wohin mich auch des Lebens Stürme treiben,
An die Entfernte werd' ich ewig denken.

Derselben.

II.

Mit einem Spiegel.

Dem Spiegel wird auf dem krystallnen Grunde
Dein holdes Bildniß oft sich lieblich zeigen:
In Reiz und Anmuth wird es ihm sich neigen:
Wer neidet ihm nicht manche schöne Stunde!

Doch ach! Für ihn giebt es nur stumme Kunde;
Des Bildes schönster Reiz ist nie sein eigen,
Es wird ihm ewig, unerbittlich schweigen,
Ihm tönt kein süßer Laut aus Deinem Munde!

Das zarte Antlitz kann er täuschend mahlen,
Das schöne Auge wird ihm freundlich strahlen,
Des Mundes Lächeln mag ihn oft beglücken:

Allein die höchste Zaubermacht des Schönen,
Sie ruht in Deinen seelenvollen Tönen,
Die in dem tiefsten Herzen uns entzücken.

Derselben.

III.

Als sie von uns schied.

Noch lauschen wir der Töne sanftem Beben,
Dem süßen Klang aus Deinem Rosenmunde;
Da trifft uns bang der Wehmuth trübe Kund:,
Auf immer willst Du Holde uns entschweben?

Ein heit'rer Genius bist Du dem Leben;
Du heilst des Busens tiefste Schmerzenswunde,
Es lächelt hold das Angesicht der Stunde,
Der Deine Töne zarte Flügel weben.

Ein süßer Trost nur stillt des Herzens Klagen:
Wie Philomelens Lied in Wintertagen
Voll Sehnsucht nach dem Blüthenmai erklingt,

Wo alle Frühlingssänger heimwärts ziehen:
So hoffen wir es wird ein Lenz erblühen,
Der Deiner Lieder Ton uns wiederbringt.

Derselben.

IV.

Als sie wiederkehrte.

So darf ich Deinem frommen Herzen trauen! —
Du zogst hinweg aus Deiner Lieben Kreise:
Des Busens bange Stimme fragte leise:
Nein wie sie geht — wirst Du sie wieder schauen?

Sie wandelt nach des Südens fernen Auen,
Die Alpenmauer von gethürmtem Eise
Trennt sie von treuer vaterländ'scher Weise:
Nein wie sie geht — wirst Du sie wieder schauen?

Du kehrtest heim. — Nein, ich will's nicht verschweigen,
Erröthend muß ich, reuig Dir mich neigen:
Die Schuld der eig'nen Brust will ich bekennen,

Ich sorgte bang' es möcht' in eitlem Streben
Dein freundlich Herz dem Hochmuth sich ergeben.
Beschämend lehrst Du mich Dich besser kennen.

Derſelben.

V.

Mit Blumen zum Feſte.

1.

Der junge Sommer nahte Dich zu grüßen,
Die heut des Lichtes gold'nen Strahl erblickt.
Womit der Gott die Stirn ſich prangend ſchmückt,
Der vollen Früchte Pracht, der ſchwellend ſüßen,

Der Blumen Schmelz, die reich dem Kranz entſprießen,
Den er ſich friſch auf ſeine Locken drückt,
Der, farbig glänzend, jedes Aug' entzückt,
Das alles legt er opfernd Dir zu Füßen.

Und welche Reize dieſe Blüthen zeigen,
Von jeder iſt das Köſtlichſte Dein eigen:
So ſprechen muß das Wort, das ſie begleitet.

Doch wie ſie blühend lieblich ſich entfalten,
Der flücht'ge Reiz, — ach! ſchnell wird er veralten.
Dem Schönſten iſt der frühſte Tod bereitet!

Derſelben.

VI.

Mit Blumen zum Feſte.

2.

Nur Eins entführen nie die raſchen Stunden;
Wie ſchnell der Blüthen Farbenſchmelz verglüht,
Wie ſchnell der leichten Hülle Reiz verblüht,
Eins widerſteht den allgewalt'gen Stunden.

Du haſt es außen nimmermehr gefunden,
Es wohnt im tiefſten innerſten Gemüth,
Und in dem Herzen, dem es nie entflieht,
Haſt Du es innig, wahr und tief empfunden.

Die Dich den Deinen, Dich den Freunden bindet,
In jeder treuen Bruſt ſich ſtill entzündet,
Der Liebe warmes Glühn kann nie erkalten;

Und, wie die Mutter Sonne, allerfreuend,
Des Frühlings heit're Tage ſtets erneuend,
Wird ſie die ew'ge Jugend Dir erhalten.

An ***.

Der's einzig gilt, Du wirst mich bald erkennen.
Was soll ich mich für And're erst benennen?

I.

Mit düstren Fittigs sturmverwandtem Schlage,
In Nebelwolken grüßte Dich das Leben;
Du sahst nur blasse Geister dämmernd schweben;
Nachtschauerlich ertönte ihre Klage;

Am Himmel sank des Tages goldne Wage;
Zerstörenden Gewalten preisgegeben
Erstarb in Winternacht das heitre Leben;
Nichts blieb als die Erinn'rung schön'rer Tage.

Laß unverzagt die trüben Zeichen walten;
Der Lenz wird sich in Blüthenpracht gestalten,
Nach langem Dunkel licht der Tag sich kränzen:

So finster auch des Baumes Wurzeln wohnen,
Kraftsaugend treiben sie die stolzen Kronen,
Hoch wird im Sonnenstrahl der Wipfel glänzen.

An ***.

Sie werden's lesen, deuten, mißverstehen,
Ein Auge nur wird klar — und trübe sehen?

II.

Lang' wallte ich im dunklen Nebelthale,
Und eine öde Wüste schien das Leben,
Die letzte Hoffnung sah ich fern verschweben;
Wer netzt die Lippen mit des Trostes Schaale?

In dieses Herz, was dringt mit einem Male
Getröstend ein? Es fühlt die Brust sich beben,
Reich will des Lebens Sonne sich erheben;
Es glüht der Himmel in des Morgens Strahle!

Laß ab! Warum den goldnen Preis mir zeigen?
Laß ab, — nie, ewig nie wird er mein eigen;
So köstliches erreich' ich nie zum Lohne!

„Treu streb' ihm nach; sein Werth hat Dich durchdrungen;
„Auch der erreicht ein Ziel der kühn gerungen,
„Bricht er gleich nie die Frucht aus höchster Krone.'

An ***.

Wer je gedichtet, hat es auch empfunden,
Ein andrer Stahl, doch gleiche Schmerzenswunden.

III.

Es ſchlummern in der Bruſt des Liedes Keime,
Sich kaum bewußt, wie leichte Morgenträume,
Doch ſehnſuchtsvoll am goldnen Licht zu leben.
Wer nahet ſich, daß er den Keim entfalte,

Damit die Blume farbig ſich geſtalte
Und ihre Düfte durch den Aether ſchweben? —
Du warſt es, die gleich mildem Sonnenlichte
Den Keim entfaltete in tiefſter Bruſt,

Durch Dich ward ich mir ſelber erſt bewußt,
Wohin des Herzens heißer Drang ſich richte.
Jetzt wird der ſtumme Schmerz mir zum Gedichte;

In Liedes Stimmen tönt die ſüße Luſt:
Was ſich bewegt in der bedrängten Bruſt,
Nur Du weckſt was ich klage, träume, dichte.

Frühlingswehmuth.

Ein ſanfter Hauch beginnt ſich lind zu regen,
Verſcheucht der Nebel luſterſtorbnes Grau;
In milder Ruhe glänzt des Himmels Blau,
Und lächelt Dir mit holdem Aug' entgegen.

O blick umher! Wie ſchwellt des Himmels Segen
Die Blüthen auf, wie ſchimmert auf der Au
In jedem Kelch der Freudenthränen Thau;
Pocht Dir's im Buſen nicht mit vollern Schlägen? —

Wohl pocht das Herz, das Auge nehen Thränen,
Bang überdrängt die Fülle alles Schönen,
Voll Sehnſucht treibt mich's raſtlos fortzueilen.

Die Wonne ſelbſt hat Thränen in den Blicken,
Das Herz erträgt nur bebend das Entzücken,
Denn ahnend fühlt's, hier darf das Glück nicht weilen.

Herbstklage.

Kaum haſt Du alle Schönheit lieb gewonnen,
Die Dich im Lenz' mit banger Wehmuth drängte,
Die Dir das Herz, das ſchlagende, beengte;
Kaum war die Bruſt vertraut mit allen Wonnen,

Erwärmt am ſanften Strahl der milden Sonnen:
Als welkend ſchon das Haupt die Roſe ſenkte,
Des Himmels Glanz ſich nebelgrau verhängte,
Schnell, wie ein Traum, das holde Bild zerronnen!

Kein Ziel der Wünſche ſollſt Du hier erlangen,
Du darfſt an keinem Quell Dich weilend laben:
Die Ferne nur, ſie ſteht dem Waller offen.

Nichts ſtillt des Herzens ſehnendes Verlangen,
Die Gegenwart verleiht Dir keine Gaben,
Auf Erden ſollſt Du klagen nur und hoffen.

Die Symbole.

Du ſiehſt die Myrthe ſtill mit zarten Zweigen
Der Braut ſich um die Locken lieblich winden;
Wenn alle Blüthen mit dem Lenz verſchwinden,
Ihr iſt die ew'ge Götterjugend eigen.

Doch auch in dunklen Haines ernſtem Schweigen,
Kannſt Du den Baum, den unverwelkten, finden,
Die düſtren Kränze kannſt Du trauernd binden,
Wo über Urnen ſich Cypreſſen neigen. —

Mit Myrthen darf die Liebe ſich bekränzen,
Weil nimmer in der Hore raſchen Tänzen
Die ew'gen Götterfreuden ihr enteilen.

Und auf die Bahre ſtreuen wir Cypreſſen;
Denn Heißgeliebtes läßt ſich nicht vergeſſen,
Und keine Zeit kann Todeswunden heilen.

V.

Lieder.

Aber könnten wir ſie ſingen,
Könnt' die Zither dazu klingen,
Wurd' es mehr zum Herzen dringen.

A. Liederkranz.

Könnten wir nur ſchön're Blumen finden,
Wollten wir die Kränze reicher winden.

Sehnsucht.

Lächelſt freundlich, holde Sonne,
Spiegelſt Dich in heller Fluth? —
Ach, mich ſtärkt des Morgens Wonne
Nicht mit friſchem frohem Muth! —
Sehnſucht faßt mich, unbekannt wonach,
Und der Bruſt entbebt ein leiſes Ach!

Aus dem Auge dringen Thränen,
Weiß ich's denn, was mich bewegt?
Kenn' ich denn das heiße Sehnen,
Das mir Luſt und Schmerz erregt?
Blaue Blümchen pflück' ich an dem Bach,
Drücke ſie ans Herz, und ſeufze — Ach!

Verlangen.

Ich weiß im grünen Walde
Ein Röslein wunderschön;
So jung, so zart entfaltet,
So lieblich anzusehn.

Es schaut aus grünen Blättern
Mich engelfreundlich an,
Und lockt mit süßem Duften
Unwiderstehlich an.

Mich treibt's, ans Herz zu drücken
Des Röslems frische Zier;
Doch wehrt das scheue Zagen
Der jungen Liebe mir.

O möcht' sich's zu mir neigen,
Das Röslein wunderhold;
Am Herzen wollt' ich's tragen,
Bis daß ich sterben sollt'.

Bewusstseyn.

Ich saß im Grünen,
Am klaren Bach,
Und blickte träumend
Den Wellen nach.
Und Blumen schauten
So tief hinein:
Wie muß es selig
Dort unten seyn!

Und Strahlen glänzten
Durch Wipfel-Grün,
Ich sah am Himmel
Die Wölkchen ziehn.
Sie zogen freundlich
Im Sonnenschein:
Wie muß es selig
Dort oben seyn!

Da ſtand er vor mir
So morgenſchön!
Kaum wagt' ich bebend
Ihn anzuſehn.
Sein Auge ſtrahlte
So tief und rein: —
Wie könnt' ich ſelig
Auf Erden ſeyn!

Ständchen.

Leiſe flehen meine Lieder
Durch die Nacht zu Dir;
In den ſtillen Hain hernieder,
Liebchen, komm' zu mir!

Flüſternd ſchlanke Wipfel rauſchen
In des Mondes Licht;
Des Verräthers feindlich Lauſchen
Fürchte, Holde, nicht.

Hörſt Die Nachtigallen ſchlagen?
Ach! ſie flehen Dich,
Mit der Töne ſüßen Klagen
Flehen ſie für mich.

Sie verſtehn des Buſens Sehnen,
Kennen Liebesſchmerz,
Rühren mit den Silbertönen
Jedes weiche Herz.

Laß auch Dir die Bruſt bewegen,
Liebchen, höre mich!
Bebend harr' ich Dir entgegen;
Komm', beglücke mich!

Liebesbotschaft.

Rauschendes Bächlein,
So silbern und hell,
Eilst zur Geliebten
So munter und schnell?
Ach trautes Bächlein
Mein Bote sey Du;
Bringe die Grüße
Des Fernen ihr zu.

All' ihre Blumen
Im Garten gepflegt,
Die sie so lieblich
Am Busen trägt,
Und ihre Rosen
In purpurner Gluth,
Bächlein, erquicke
Mit kühlender Fluth.

Wenn ſie am Ufer,
In Träume verſenkt,
Meiner gedenkend
Das Köpfchen hängt;
Tröſte die Süße
Mit freundlichem Blick,
Denn der Geliebte
Kehrt bald zurück.

Neigt ſich die Sonne
Mit röthlichem Schein,
Wiege das Liebchen
In Schlummer ein.
Rauſche ſie murmelnd
In ſüße Ruh,
Flüſtre ihr Träume
Der Liebe zu.

Kriegers Ahnung.

In tiefer Ruh liegt um mich her
Der Waffenbrüder Kreis;
Mir iſt das Herz ſo bang und ſchwer,
Von Sehnſucht mir ſo heiß.

Wie hab' ich oft ſo ſüß geruht
An ihrem Buſen warm!
Wie freundlich ſchien des Heerdes Gluth,
Lag ſie in meinem Arm!

Hier, wo der Flammen düſtrer Schein
Ach nur auf Waffen ſpielt,
Hier fühlt die Bruſt ſich ganz allein,
Der Wehmuth Thräne quillt.

Herz! Daß der Troſt Dich nicht verläßt!
Es ruft noch manche Schlacht. —
Bald ruh' ich wohl und ſchlafe feſt,
Herzliebſte — Gute Nacht!

Herbst.

Es rauschen die Winde
So herbstlich und kalt;
Verödet die Fluren,
Entblättert der Wald.
Ihr blumigen Auen!
Du sonniges Grün!
So welken die Blüthen
Des Lebens dahin.

Es ziehen die Wolken
So finster und grau;
Verschwunden die Sterne
Am himmlischen Blau!
Ach, wie die Gestirne
Am Himmel entfliehn,
So sinket die Hoffnung
Des Lebens dahin!

Ihr Tage des Lenzes
Mit Roſen geſchmückt,
Wo ich den Geliebten
An's Herze gedrückt!
Kalt über den Hügel
Rauſcht, Winde, dahin!
So ſterben die Roſen
Der Liebe dahin.

Trost.

Sie saß auf Blumenmatten,
Am grünen Meeresstrand,
Und neigte traurig sinnend
Das Haupt in ihre Hand.
Still in die Wellen blickte
Das Auge sanft und groß,
Und Thränen flossen leise
Herab in ihren Schooß.

„Ihr freundlich klaren Wellen
„Mit lächelnd heiterm Blick,
„Ihr wollt mich Arme trösten
„Im schmerzlichen Geschick!
„Ihr rauscht mit leisen Tönen
„Einwiegend um mich her;
„Das Herz bleibt mir von Kummer
„Von tiefem Grame schwer.

„Ach er iſt hingegangen
„In's unbekannte Land,
„Ich hoffte auf den Schiffer
„Mit Sehnſucht an dem Strand.
„O wiegt Ihr treuen Wellen,
„Wiegt mich in Schlummers Ruh;
„Schließt mir die thränenheißen,
„Die müden Augen zu.“

B. Einzelne.

Wenn's nur duftet, werd' ich auch mich bücken,
Mir ein einzeln Blümchen abzupflücken.

Frühlingswonne.

Es blühen die Veilchen
Mit duftendem Hauch,
Es prangen die Rosen
Am grünenden Strauch.

Der liebliche Frühling
Erfreut er Dich nicht?
Die perlende Thräne
Benetzt Dein Gesicht? —

„Ach, trägst Du die Wonne
„Nicht selbst in der Brust:
„Nie labt Dich des Frühlings
„Erquickende Lust."

Mailied

Tirili, Tirill, eia,
Der Mai ist da;
Paaren sich Vöglein im dunkeln Gebüsch.
Bangt Euch?
Verlangt Euch?
Blühende Mägdlein, wie Rosen so frisch?

Tirili, Tirili, eia,
Nachtigallen sind da;
Locken bezaubernde Töne der Lust.
Sie schweben,
Beben,
Schwellen mit Sehnsucht die wallende Brust.

Tirili, Tirill, eia,
Der Jüngling ist nah;
Mädchen, ei sieh', wie die Wange Dir glüht!
Kose,
Du Lose,
Ehe die liebliche Jugend verblüht.

Frühlings-Heimweh.

Vöglein aus dem fernen Süden,
Wo das Meer mit silberhellen
Sanft bewegten kühlen Wellen,
Sel'ge Inseln voller Frieden
Mit dem heil'gen Arm umfangen:
Soll Dein Herz nicht trauernd bangen,
Daß Du von dem schönen Süden
Ach, auf ewig bist geschieden?

Traurig sinkt, mit starrem Flügel
Todesstill der Winter nieder.
Mit dem kalten Schneegefieder
Deckt er Bächlein stumm, und Hügel.
Einsam mußt Du, Vöglein, klagen
In den trüben Trauertagen;
Doch, es bringen keine Lieder
Dich dem fernen Süden wieder! —

Und es naht die Mutter Sonne.
Welch' ein Hauch der ſanften Lüfte!
Nachtigallen, Blumendüfte,
Welch' ein Leben ſel'ger Wonne!
Aus des Haines kühlen Hallen
Hörſt Du Sängergruß erſchallen;
Vöglein, ſinge muntre Lieder,
Biſt im Heimathlande wieder.

Das Vöglein.

„Ich kann nur des Grams gedenken!
„Doppelt ſchmerzen Luſt und Freude
„In der Sehnſucht tiefem Leide.
„Laß mich meine Flüglein ſenken.
„Heimath in dem ſchönen Süden,
„Ewig ach, von Dir geſchieden!
„Tönt noch einmal, ſüße Lieder,
„Scheidegruß — und nimmer wieder.“

Frühlings-Sehnsucht.

Säuſelnde Lüfte
Wehend ſo mild,
Blumiger Düfte
Athmend erfüllt!
Wie haucht Ihr mich wonnig begrüßend an!
Wie habt Ihr dem pochenden Herzen gethan?
Es möchte Euch folgen auf luftiger Bahn!
Wohin?

Bächlein, ſo munter
Rauſchend zumal,
Wallen hinunter
Silbern in's Thal.
Die ſchwebende Welle, dort eilt ſie dahin!
Tief ſpiegeln ſich Fluren und Himmel darin.
Was ziehſt Du mich, ſehnend verlangender Sinn,
Hinab?

Grüßender Sonne
Spielendes Gold,
Hoffende Wonne
Bringeſt Du hold.
Wie labt mich Dein ſelig begrüßendes Bild!
Es lächelt am tiefblauen Himmel ſo mild,
Und hat mir das Auge mit Thränen gefüllt! —
Warum?

Grünend umkränzet
Wälder und Höh'!
Schimmernd erglänzet
Blüthenſchnee!
So dränget ſich Alles zum bräutlichen Licht;
Es ſchwellen die Keime, die Knospe bricht;
Sie haben gefunden was ihnen gebricht:
Und Du?

Raſtloſes Sehnen!
Wünſchendes Herz,
Immer nur Thränen,
Klage und Schmerz?
Auch ich bin mir ſchwellender Triebe bewußt!
Wer ſtillet mir endlich die drängende Luſt?
Nur Du befreieſt den Lenz in der Bruſt,
Nur Du!

Sehnsuchtiges Beneiden.

Dich beneid' ich, klare Silberwelle,
Die Du ohne Raſt von hier enteileſt,
Nach der Heimath, wo die Theure wohnet.
Ach, Du ziehſt wohl an dem Strand vorüber,
Wo ſie ſinnend, ſtill verſunken wandelt.
Und Du hemmſt das munter raſche Wallen,
Fließeſt ſtiller, lächelſt ſilberhelle,
Spiegelſt zitternd ihr verklärtes Bildniß!
Dich beneid' ich, klare Silberwelle!

Euch beneid' ich, Ihr glückſel'gen Lüfte!
Wehend tragen Euch die blauen Schwingen
Ueber hohe Berge, tiefe Thäler;
Nichts kann auf der leichten Bahn Euch hemmen.
Ach, Ihr naht der Holden, haucht ſie ſchmeichelnd,
Koſend an, und ſpielt mit ihren Locken,
Bringet ihr der Blumen ſüße Düfte,
Streift an ihre zarten blüh'nden Wangen —
Euch beneid' ich, Ihr glückſel'gen Lüfte.

Und wie neid' ich Euch, Ihr goldnen Sterne,
Die Ihr, hoch am blauen Aether wandelnd,
Sie erblicken könnt, wann Ihr nur wollet!
Ach, wie über meinem Haupt Ihr glänzet,
Schimmert Ihr auch über ihrer Scheitel.
Fern und nah seyd Ihr zugleich den Menschen,
Jedes Auge suchet Euch so gerne,
Und auch Sie blickt jetzt vielleicht nach oben, —
O, wie neid' ich Euch, Ihr gold'nen Sterne!

Seyd mir hold, Ihr alle, die ich neide!
Werdet, Glücklich're, des Fernen Boten.
Bring' ihr das Vergißmeinnicht, o Welle,
Und die Thräne, die sich Dir vermählet;
Lüfte, meine Seufzer tragt hinüber;
Und Euch fleh' ich, sanfte Silbersterne,
Denn Ihr seht es, wie ich sehnend leide, —
Winkt mir, wenn ihr Blick sich zu Euch wendet.
Seyd mir hold, Ihr alle, die ich neide!

In der Ferne.

Wehe dem Fliehenden
Weit hinaus ziehenden! —
Fremde durchmessenden,
Heimath vergessenden,
Mutterhaus hassenden,
Freunde verlassenden
Folget kein Segen, ach!
Auf ihren Wegen nach!

Herze, das sehnende,
Auge, das thränende,
Sehnsucht, nie endende,
Heimwärts sich wendende!
Busen, der wallende,
Klage, verhallende,
Abendstern, blinkender,
Hoffnungslos sinkender!

Lüfte, Ihr ſäuſelnden,
Wellen ſanft kräuſelnden,
Sonnenſtrahl, eilender,
Nirgend verweilender:
Die mir mit Schmerze, ach!
Dies treue Herze brach, —
Grüßt von dem Fliehenden
Weit hinaus ziehenden!

Auf dem Strom.

Nimm die letzten Abſchiedsküſſe,
Und die wehenden, die Grüße,
Die ich noch an's Ufer ſende
Eh' Dein Fuß ſich ſcheidend wende!
Schon wird von des Stromes Wogen
Raſch der Nachen fortgezogen,
Doch den thränendunklen Blick
Zieht die Sehnſucht ſtets zurück!

Und ſo trägt mich denn die Welle
Fort mit unerflehter Schnelle.
Ach, ſchon iſt die Flur verſchwunden
Wo ich ſelig Sie gefunden!
Ewig hin, ihr Wonnetage!
Hoffnungsleer verhallt die Klage
Um das ſchöne Heimathland,
Wo ich ihre Liebe fand.

Sieh', wie flieht der Strand vorüber,
Und wie drängt es mich hinüber,
Zieht mit unnennbaren Banden,
An der Hütte dort zu landen,
In der Laube dort zu weilen;
Doch des Stromes Wellen eilen
Weiter, ohne Raſt und Ruh,
Führen mich dem Weltmeer zu!

Ach, vor jener dunklen Wüſte,
Fern von jeder heitern Küſte,
Wo kein Eiland zu erſchauen,
O, wie faßt mich zitternd Grauen!
Wehmuthsthränen ſanft zu bringen,
Kann kein Lied vom Ufer dringen;
Nur der Sturm weht kalt daher
Durch das grau gehob'ne Meer!

Kann des Auges ſehnend Schweifen
Keine Ufer mehr ergreifen,
Nun ſo blick' ich zu den Sternen
Dort in jenen heil'gen Fernen!
Ach bei ihrem milden Scheine
Nannt' ich ſie zuerſt die Meine;
Dort vielleicht, o tröſtend Glück!
Dort begegn' ich ihrem Blick.

Veilchen und Astern.

Ein Mägdlein frisch von Wangen,
Mit goldgelocktem Haar,
Die Augen mild und klar,
Wie edle Steine prangen,
So blühend wunderbar!
Ein Mägdlein frisch von Wangen.

Hoch ritt ein stolzer Krieger,
Das Roß so muthig wild,
So funkelnd hell der Schild,
Der löwenkühne Sieger
So freundlich doch und mild.
Hoch ritt ein stolzer Krieger.

O Mägdlein, frisch von Wangen,
Die Myrthe grün ins Haar!
Fühlst Du nicht wunderbar
Ein schmerzlich süß Verlangen?
Es gäb' ein holdes Paar!
O Mägdlein, frisch von Wangen! —

Ach, als die Veilchen blühten,
Die Maiensonne ſchien,
Im Haar der Myrthe Grün! —
Und als die Aſtern glühten,
Ein Kranz von Rosmarin!
Ach, als die Veilchen blühten!

Aufenthalt.

Rauſchender Strom,
Brauſender Wald,
Starrender Fels
Mein Aufenthalt.

Wie ſich die Welle
An Welle reiht,
Fließen die Thränen
Mir ewig erneut.

Hoch in den Kronen
Wogend ſich's regt,
So unaufhörlich
Mein Herze ſchlägt.

Und wie des Felſen
Uraltes Erz,
Ewig derſelbe
Bleibet mein Schmerz.

Rauſchender Strom,
Brauſender Wald,
Starrender Fels
Mein Aufenthalt.

Die Verbündeten.

O Herze, was pochſt Du
So laut in der Bruſt,
Vor Unruh und Schmerzen
Und Beben und Luſt?
Wohl kenn' ich Dein Wollen,
Doch thu' ich's nicht kund;
Zwar lächelt er ſchmerzlich,
Doch ſtumm bleibt der Mund.

„Und ſchweigen die Lippen
„Und helfen mir nicht
„Vom Schmerz, der mich einſames
„Herze faſt bricht;
„So ſuch' ich mir andern
„Und redlichern Freund,
„Der froh mit mir lächelt,
„Und treu mit mir weint.

„Ihr lieblichen Augen,
„So hold und so klar,
„Euch iſt ja der heimlichſte
„Schmerz offenbar,
„Und wißt ihn zu mahlen
„So wahr und ſo treu.
„O gütige Aeuglein,
„O ſtehet mir bei.

„Ihr redet ja holder
„Als lieblichſter Mund,
„Und männiglich iſt
„Eure Sprache ja kund.
„So ſagt es der ſüßen,
„Holdſeligen mild,
„Wie treu ich bewahre
„Ihr liebliches Bild.

„Erzählt es ihr Alles
„Mit treuem Bericht,
„Wie Leiden und Bangen
„Und Lieben mich bricht.
„Und will ſie's nicht hören,
„So — laß' ich Euch Ruh;
„Dann weint eine Thräne,
„Und — ſchließet Euch zu.“

Geſchwätziges Herze,
So ſchweige nun ſtill,
Und laß mich doch ſelber
Nur thun was ich will.
Was quälſt Du mich immer
In ſtürmiſcher Haſt
Und läſſeſt mir nimmer
Nicht Ruhe noch Raſt?

Und Euch will ich's rathen,
Euch ſchelmiſchem Paar,
Macht ja mein Geheimniß
Ihr nicht offenbar.
So lang' ſie mit Blicken
Nicht hold zu Euch ſpricht,
Ihr thörichten Augen
Verrathet mich nicht!

Abbitte.

Sah Dich zürnend von mir ſcheiden,
Doch Du warſt auch zürnend hold;
Aber Ruh und Luſt und Freuden
Flohn mich bis zum Morgengold.

Mußte lieben Tages Feier
Alſo trüb zu Erde gehn?
Ach, ſo kam mir viel zu theuer
Dieſes frohe Feſt zu ſtehn!

Selbſt das kleinſte Wort der Güte
Weigerte Dein ſtrenger Zorn;
Welkend ſank die Roſenblüthe,
Stechend brannte nun der Dorn.

Wollteſt Du nur grauſam ſcherzen
Durch der Strafe ſtrenge Wahl?
Einem treu ergeb'nen Herzen
Wird auch ſelbſt der Schein zur Qual.

Aber kaum mag ich es denken,
Daß ich ernſtlich Dich erregt;
Nein, den Willen Dich zu kränken,
Hat mein Buſen nie gehegt.

Willſt Du freundlich das mir glauben?
Zwar vertilgt es nicht die Schuld;
Doch die Hoffnung läßt's nicht rauben,
Auf verzeihende Geduld.

Ja, Du darfſt dem Worte trauen,
Fern iſt mir der falſche Schein;
Schenke wieder Dein Vertrauen,
Sprich kein böſes bitt'res Nein.

An den Mond.

So ſchwebſt Du wieder ſtill herauf,
Mein tröſtend holder Freund,
Und ſuchſt ſo ſpät bei Nacht mich auf,
Die immer einſam weint.

Wie blickſt Du ſanft und lieb und hold
Aus treuem Angeſicht;
Verblendend ſtrahlt der Sonne Gold,
Doch mild Dein Silberlicht.

Als noch der Freund bei ſtiller Nacht
Mir heimlich ſüß genaht,
Da haſt Du immer ſpät gewacht,
Treu leuchtend ſeinem Pfad.

Nein, Du warſt der Verräther nicht,
Der mir den Freund geraubt!
In Thränen brach ſich da Dein Licht,
Verhülltеſt Dir das Haupt.

O wäre arger Menſchen Herz
So mild wie Du geſinnt,
Dann ſeufzt' ich nicht im bangen Schmerz,
Dem meine Thräne rinnt.

Wenn nur Dein holdes Bild ſich zeigt,
Dann wird der Schmerz ſo mild;
Die angſtvoll laute Klage ſchweigt,
Die Thräne ſanfter quillt.

Denn immer biſt Du mir der Freund
Aus roſig gold'ner Zeit;
Haſt's damals treu mit mir gemeint,
Trägſt jetzt mit mir mein Leid.

Alpenvergissmeinnicht.

Ich mußte traurig wandern
Aus liebem Heimathland;
Es war mein Herz so sehnend,
So fest zurückgebannt.
Vom höchsten steilen Berge
Wandt' ich mich noch zurück,
Und Thränen drangen heftig
In den getrübten Blick.

Hier auf den wilden Höhen
Nur Schnee und starres Eis;
Es prangt mit sanftem Gruße
Kein hoffend grünes Reis.
Und sieh', zu meinen Füßen
Ein holdes Blümchen sprießt,
Das mich mit lieben Augen
So tröstend mild begrüßt.

Da hab' ich's mir gebrochen
Mit wehmuthsvoller Luſt,
Und trag' es, treu bewahrend,
An ſehnſuchtheißer Bruſt.
Bin ſo hinabgeſtiegen
In's grünend heit're Thal;
Da ſah ich's lächelnd blühen,
Wohl viele tauſend Mal.

Es ſpiegelte ſich ſelig
In heller Silberfluth;
Wo drunten tief der Himmel
In heit'rer Bläue ruht.
Und hab' ich auch geweinet,
So oft ich's dort geſehn,
Iſt mir doch immer wonnig
Bei ſeinem Gruß geſchehn.

Und einmal ſeh' ich's wieder,
Wohl ſpät, nach manchem Jahr,
Da ſpiegelt es ſich ſelig
Im treuſten Augenpaar.
Und dann auch werd' ich weinen: —
O Thränen ſel'ger Luſt!
O poche nicht ſo heftig,
Du bang' bedrängte Bruſt!

Abschied.

Ade, Du muntre, Du fröhliche Stadt, Ade!
Schon scharret mein Rößlein mit lustigem Fuß;
Jetzt nimm meinen letzten, den scheidenden Gruß.
Du hast mich wohl nimmermehr traurig gesehn,
So kann es auch jetzt nicht beim Abschied geschehn.
Ade, Du muntre u. s. w.

Ade, Ihr Bäume, Ihr Gärten so grün, Ade!
Nun reit' ich am silbernen Strome entlang,
Weit schallend ertönet mein Abschiedsgesang;
Nie habt Ihr ein klagendes Lied gehört,
So wird Euch auch keines beim Scheiden beschert.
Ade, Ihr Bäume, u. s. w.

Ade, Ihr freundlichen Mägdelein dort, Ade!
Was schaut Ihr aus blumenumdufteten Haus
Mit schelmischen, lockenden Blicken heraus?
Wie sonst, so grüß' ich und schaue mich um,
Doch nimmermehr wend' ich mein Rößlein um.
Ade, Ihr freundlichen u. s. w.

Ade, liebe Sonne, ſo gehſt Du zur Ruh, Ade!
Nun ſchimmert der blinkenden Sterne Gold.
Wie bin ich Euch Sternlein am Himmel ſo hold;
Durchziehen die Welt wir auch weit und breit,
Ihr gebt überall uns das treue Geleit.
Ade, liebe Sonne u. ſ. w.

Ade, Du ſchimmerndes Fenſterlein hell, Ade!
Du glänzeſt ſo traulich mit dämmerndem Schein,
Und ladeſt ſo freundlich ins Hüttchen uns ein.
Vorüber, ach, ritt ich ſo manches mal
Und wär' es denn heute zum letzten mal?
Ade, Du ſchimmerndes u. ſ. w.

Ade, Ihr Sterne, verhüllet Euch grau! — Ade
Des Fenſterleins trübes verſchimmerndes Licht
Erſetzt Ihr unzähligen Sterne mir nicht;
Darf ich hier nicht weilen, muß hier vorbei,
Was hilft es mir, folgt Ihr mir noch ſo treu!
Ade, Ihr Sterne, verhüllet Euch grau! — Ade

VI.

Lustwandelnd

bei heitrem Himmel.

Fein gezeichnet mögen auch die kleinen
Bildchen uns recht artig scheinen;
Ist der Grund schwer und hart die Kreide,
Machen sie uns wenig Freude.

Minnesänger

beim Hochzeitfeste.

Helle Fenſter ſah ich ſchimmern
Weit von fern;
Und der Lampen buntes Flimmern
Seh' ich gern.

Denn wo viele Kronen glänzen,
Perlt auch Wein,
Und es tönt zu raſchen Tänzen
Munt'rer Reih'n.

Trinken, Tanzen, Lieben, Singen
Iſt mein Sinn,
Und wo Lied und Becher klingen
Zieht mich's hin.

Drum ergriff ich meine Zither
Und das Schwert;
Einem tapfern Liebes-Ritter
Kronen werth.

Nur die Klinge und die Lieder
Nenn' ich mein,
Und ich ſinge immer wieder
Lieb' und Wein.

Klares Götterblut der Reben
Iſt mein Gold,
Und die Liebeslieder geben
Minneſold.

Singend naht' ich mich dem Feſte,
Trat herein,
Miſchte in die frohen Gäſte
Keck mich ein.

Denn ein Meiſter in den Tönen
Wird verehrt,
Und beſonders von den Schönen
Gern gehört.

Und er wird, wo er ſich zeiget,
Froh begrüßt,
Und wenn treu die Lippe ſchweiget,
Oft geküßt.

Doch wie heute ward dem Herzen
Nie ein Glück;
Denn es lächelt meinen Scherzen
Holder Blick.

Darum Holde, Dir zu ſingen,
Süßbeglückt
Ließ ich meine Saiten klingen
Hoch entzückt.

Aber treu Dir ewig dienen
Kann ich nicht;
Sieh', hier winken holde Mienen
Süße Pflicht.

Dient er Allen, bleibt der Ritter
Ewig frei,
Und es tönt das Lied zur Zither
Immer neu.

Luftschlösser.

Ein Reiter ritt durch's düst're Thal
Auf öden Felsenstegen,
Ihm lächelte kein Sonnenstrahl
Mit mildem Glanz entgegen.
Kaum durch der Klüfte engen Spalt
Sah er die Wolken streichen,
Ach, dacht' er, möchte ich doch bald
Die freien Höh'n erreichen!

Und unabsehbar läge fern
Die Landschaft ausgebreitet;
Mit gold'ner Hoffnung winkt der Stern,
Der mich durch's Leben leitet.
Wo kuppelreich die Stadt erglänzt
Werd' ich mein Glück begründen;
Im Schloß, von Gärten reich umkränzt,
Die Braut, die schönste finden.

Horch auf! Welch' lieblichen Gesang
Hör' ich verwundernd tönen?
Vom Hüttchen arm, am Felsenhang
Erklingt das Lied der Schönen. —
Der Ton dringt tief in seine Brust
Mit wunderbarem Regen,
Und fühlt von süßer Liebeslust
Den Busen sich bewegen. —

Und näher zieht es ihn heran,
Und lockt unwiderstehlich;
Sie blickt ihn hold und liebend an,
Wie war er überselig!
Da war's um hohen Glanz geschehn,
Er hing an Liebchens Munde;
Ließ Königsstadt und freie Höh'n
Und wohnt' im Felsengrunde.

Ruh und Kühlung.

Ich war schon lang' gewandert
Im glüh'nden Sonnenschein,
Da kehrt' ich heiß und durstig
Im Winzergarten ein. —

„Hier in der Rebenlaube
„Wie duftig, kühl und grün!
„Und wie aus breiten Blättern
„Die Trauben purpurn glüh'n!

„Du schlankes Mägdlein dorten,
„Willst Du mir freundlich seyn,
„So reiche mir zur Kühlung
„Frisch labend goldnen Wein!"

Da nahte sie sich schwebend,
Anmuthig jung und hold,
Und netzte ihre Lippen
Im flüssig hellen Gold.

Und

Und wie ſie mir kredenzend
Den Becher freundlich reicht,
Drauf wieder ſchnell verſchwindend
Sich ſittſam lieblich neigt:

Hab' ich den Wein beneidet
An ihres Mundes Rand,
Den hellgeſchliffnen Becher
In ihrer zarten Hand.

Was hatt' ich, armer Wandrer,
Zuvor ſo froh und leicht,
Was hatt' ich dort im Garten
Gewonnen und erreicht?

Ich wollt' im Schatten ruhen,
Des Tages Gluth entfliehn,
Jetzt fühl' ich ruhlos pochend
Den Buſen brennend glühn.

Kann mich auch nicht mehr kühlen
Durch Raſt beim friſchen Wein;
Es müßte ganz ein andres
Liebholdes Ruhen ſeyn!

Süsse Waare.

Viel des Süßen wird geboten
Hier auf reich besetzter Tafel;
Mandelkerne, süße Nüsse
In des Zuckers bunter Hülle,
Früchte, die der Süd geboren
In dem heißern Strahl der Sonne.
Und sie laben Dich und kühlen,
Wenn der Mittag brennend lastet,
Wenn Du vom Geräusch des Lebens
Hier ermattet Zuflucht suchest.
Auch der Ort ist frisch und lieblich.
Horch, in jenen hohen Blumen,
Die die Kunst im Norden pflegte,
Schlägt der südgewohnte Sänger,
Und es ziehn die Blüthendüfte
Wehend, lind, an Dir vorüber.
Was nur Deine Wünsche fordern,
Laß des Goldes Schimmer glänzen,
Alles kannst Du Dir erfüllen. —

Alles? Siehst Du nicht die Holde,
Wie sie auf- und niederschwebet?
Wie die Locken, leicht durchflochten
Mit dem goldgewirkten Bande,
Wehn im leisen Spiel der Lüfte
Um die rosig blüh'nden Wangen?
Wie die zarte Hand geschäftig
Gaben hier und dort vertheilet?
Alles reicht sie Dir, gewähret
Alles was Du fordernd wünschest;
Nur sie selbst, wenn sie gegeben,
Zieht sich stets zurück. So ist sie
Allen freundlich, aber Keiner
Darf sich den Beglückten nennen,
Dem sie sich erwählend reichte! —
Alles Süße aller Zonen
Wird Dir zum Genuß geboten;
Doch das Süßeste von Allen
Darfst Du ferne nur betrachten;
Denn nicht feil steht uns das Schönste,
Nur das Glück mag es verschenken.

Blättchens Leid und Lust.

„Blättchen, warum biſt ſo ungeduldig?"
Soll ich denn nicht ungeduldig werden
Ueber das verdrießlich lange Warten?
Lag ich doch ſo lange ſchon im Pulte,
Harrend daß Du mich verſenden würdeſt,
Hin zu Ihr, nach der ich ſo mich ſehne.
Endlich haſt Du mich hervorgenommen,
Reinlich lag ich vor Dir ausgebreitet.
Und nun ſpitzteſt Du ſo lang' die Feder,
Und ſo träge waren die Gedanken,
Auch ſo langſam ungeſchickt geſchrieben!
Ach, ich war auf Dich ſo ernſt verdrießlich,
Und auf mich noch mehr, ich muß es ſagen,
Daß ich gar nichts ſelber ſprechen könnte,
Um der Schönen zierlich mich zu zeigen.
Und nun lieg' ich wieder hier und warte
Auf den Säumenden, den böſen Boten,
Der mich zu der Holden tragen möchte.

Ja, und ſchon im Geiſte kann ich's denken,
Wie mir's ſchlimm ergehn wird auf dem Wege,
In den rohen ungeſchickten Händen. —
Fühle nur, wie mir das Herz ſchon pocht.
Wenn ich's ungeduldig, lebhaft denke,
Wie ſie endlich mit den zarten Händchen
Mir das Siegel löſ't und mich entfaltet;
Ach, wie zitt're ich ſchon im Geiſt vor Freude,
Daß ihr Blick wird lächelnd auf mir weilen,
Mich durchfliegen bis zur letzten Zeile.
Doch iſt dann die Ungeduld befriedigt?
Nein, gewiß dann denk' ich nur auf's Neue,
Ob ſie mich nicht wird noch einmal leſen;
Und ſo geht es immer fort und weiter!
Weilt ihr holdes Aug' am letzten Worte,
Iſt das erſte ſchon vor Sehnſucht traurig! —
Und dann kommen meine trübſten Tage,
Denn ſie legt mich in die dunkle Lade.
Um das Sonnenlicht wollt' ich nicht trauern,
Doch die ſchön'ren Strahlen ihrer Blicke
Ach, die werden nie mehr auf mich fallen! —
Bringt mich Einer dann nach langer Trübſal
An das helle Licht des bunten Tages,
Dann wirſt Du mich gar nicht mehr erkennen,
Noch der Worte ſchwarze ſcharfe Züge.
Alle ſind ſie kummervoll verblichen.

Recht unglücklich iſt ein armes Blättchen;
Lieber wär' ich nimmermehr geboren! —
Aber horch, da hör' ich ſchon den Boten,
Höre ſeine Tritte auf der Stiege.
Bitte, trockne mir die kind'ſchen Thränen;
Ach was hab' ich thöricht doch geſchwatzet!
Bin ich nicht ein überglücklich Blättchen?

Früh oder — nie.

Früh oder nie! — Ein ſtrenges Wort,
Doch paßt es wohl an manchem Ort;
Und ſehn wir uns den Menſchen an,
Und ſeine kurze Lebensbahn,
Und wie er's von der Wiege auf
Betreibt des Lebens ganzen Lauf:
So werden wir's gar oftmals ſehn,
Früh oder nie wird viel geſchehn.

Noch ſpielt das Kind im Mutterſchooß,
Iſt kaum drei kleine Spannen groß.
Da heißt's: Durch eigne Kraft allein
Nur kann der Menſch ſelbſtändig ſeyn.
Wer ewig fremde Hülfe braucht,
Der nimmermehr was Rechtes taugt;
Man muß auf eig'nen Füßen ſtehn,
Früh oder niemals lernt man gehn.

Man ſtolpert, fällt, und geht zuletzt
So grade wie wir alle jetzt.
Nun heißt's beim Knaben: „Friſch ſtudirt!
„In allen Waffen exercirt!“
Das Mägdlein wird zur Sitt' gewöhnt,
Und wie man ſeinen Leib verſchönt.
Er wird gekehrt, und zierlich ſie,
Das glaubt mir nur, — früh oder nie.

Die Gerte, die Du jung gebeugt,
Hat ſich nach Deinem Sinn verzweigt.
So wächſt das Mägdlein ſchön heran,
Mit Sitt' und Liebreiz angethan.
Und denkt: „Der Wahlſpruch war wohl gut
„Für altes und für junges Blut;
„Drum geb' ich Acht und merk' es mir,
„Früh oder nie gefallen wir.“

Und mancher Freier lauſcht umher,
Ob er der rechte Mann wohl wär'.
Ein Reicher klingelte mit Geld,
Ein Schöner dachte, er gefällt,
Ein Kriegsmann ſtrich den Knebelbart,
So Jeglicher in ſeiner Art.
Doch all' zuſammen dachten ſie,
Die mußt Du frei'n, — früh oder nie.

Hat ſich ein Mägdlein ſo belehrt,
Daß Jedermann den Spruch verehrt;
So denkt ſie wohl in ihrem Sinn:
„Iſt wahrlich doch viel Gut's darin.
„Was hilft's, daß man ſich lang' bedenkt,
„An welchen Mann man ſich verſchenkt:
„Sie taugen all' nichts, groß und klein,
„Doch heißt's: — Früh oder niemals frei'n."

„So raſch entſchloſſen muß man ſeyn,
„Geht man das Joch der Ehe ein.
„Doch auch die Männer ſind geſchwind,
„Geſchwinder leider! als der Wind.
„Eh' man's zur Herrſchaft hat gebracht,
„Hat ſich der Mann davon gemacht;
„Und denkt: „„Vor dem Pantoffel flieh'
„In größter Eil, — früh oder nie.""

„Viel beſſer geht es eben nicht
„Auch mit der Treue ſtrengen Pflicht;
„Die Flitterwochen kaum entflohn,
„Gefällt ihm jede Andre ſchon.
„Er iſt im Schauſpiel, auf dem Ball,
„Nur nicht zu Haus, ſonſt überall.
„Doch ſoll's der Frau ſo arg ergehn,
„Früh oder nie wird es geſchehn."

So herrſcht das Sprichwort in der Welt
Faſt überall, ſo wie das Geld.
Wenn man zum Tanz ſich engagirt,
Die Schönſte gern zur Tafel führt,
Im Schauſpiel gerne vornen ſitzt,
Auf friſche Auſtern ſtark ſich ſpitzt,
Das Sprüchwort gilt bei Ernſt und Spiel:
„Früh oder nie kommt man zum Ziel.“

Träume.

Schweren Herzens durch der Trennung Kummer,
Einſam ſchlummert' ich in bangen Träumen.
Siehe, plötzlich trat die Heißgeliebte
Lächelnd in der Sonne mildem Golde
Vor mein Lager, und die dunklen Locken
Strich ſie von der Stirn mir, von den Wangen,
Und ihr Auge drang mir tief ins Herze,
Ueberſelig wollt' ich ſie umfangen.

Doch, das holde Traumbild war verſchwunden,
Und vergeblich breitet' ich die Arme
Sehnend aus. Des Morgens helle Strahlen
Waren durch das laubumgrünte Fenſter
In das dämmernde Gemach gedrungen.
Wollt ihr den Bekümmerten verhöhnen?
Gönnt ihr ihm auch nicht die armen Träume
Stillend für des Buſens banges Sehnen?

Aber draußen iſt der Tag geſchäftig,
Und ich höre das Geräuſch der Menge,
Die ſich aneinander raſch vorüber,
Ohne Liebe, unbekümmert dränget.
Fliehen will ich aus dem lauten Treiben,
Einſam durch die Fluren will ich wallen;
In der Nacht des Waldes, auf dem Felſen
Kann die Klage ungeſtört verhallen.

Aber ſieh! Die kühle Rebenlaube! —
Wenn ſie dort im Grünen ſchlummernd ruhte!
Oder wenn ſie unter jenen Roſen
Selbſt die ſchönſte, lieblich blühend weilte!
Seh' ich ein Gewand nicht blendend leuchten
Unter jenen duftend hohen Linden? —
Ach es ſieht das Herz die Liebſte ewig,
Doch das Auge wird ſie nimmer finden!

Heil'ge Nacht der hochgewölbten Eichen,
Nimm mich auf in Deine kühle Grotte;
Hier will ich, dem Blick der Welt entzogen,
Träumend auf dem vollen Raſen liegen.
O, wenn ſich ein Gott erweichen ließe,
Und er führte die Geliebte wieder
Plötzlich her zu mir aus weiter Ferne,
Und zu ihren Füßen ſänk' ich nieder! —

Dort vielleicht auf jener Felſenſpitze,
Wo ich weit die Landſchaft überſchaue;
Wie die Straße, ſchimmernd an der Berge
Düſterm Waldgebüſche hell ſich windet,
(Ach mit Sehnſucht folg' ich ihrem Zuge),
Dort kann ich die Theure gleich erblicken;
Naht ſie ſich. — Umſonſt! Kein Staub erhebt ſich!
Soll Dich Thor ein Wunder denn beglücken? —

Still und tief, im Sonnenlichte glänzend,
Liegt die Flur; des Städtchens helle Gaſſen
Sind verödet, denn es drückt die Hitze,
Und zur Kühlung werden die Gemächer
Sanft durch grüner Gitter Schirm verdunkelt.
Ha, an meinem Fenſter ſeh' ich's ſchimmern!
Eine Hand rückt meine Blumenſtöcke!
Deutlich ſeh' ich des Gewandes Flimmern!

Und er ſtürzt hinab im vollen Eilen,
Oeffnet ſchnell die kleine Gartenpforte;
Da vernimmt er ſchon die ſüßen Worte:
„Ach, wo mag er nur ſo lange weilen!
„Ihm dem ſanften Schlummer nicht zu ſtören,
„Schlich ich leiſe wieder in den Garten,
„Und nun muß ich ſein vergeblich warten;
„Kann ich kaum der Thränen mich erwehren!"

Da hielt der Geliebte sie umfangen
Und sie zitterte vor süßer Freude;
Thränen in dem Auge hatten beide,
Doch er küßte sie von ihren Wangen. —
Rastlos stürmend eilst Du in die Weite,
Ferne suchst Du stets des Glücks Gestirne,
Und im Schlummer rührt es Dir die Stirne,
Weilt im Traume freundlich Dir zur Seite.

Der Blumenkranz.

Jüngling.

Holdes Mädchen, komm, ich will Dich lehren
Einen schönen Blumenkranz zu winden;
Aber aufmerksam mußt Du mich hören,
Es ist schwer die Blüthen zu verbinden.

Mädchen.

Gern; hier hab' ich Blumen viel gepflücket.
Laß uns sitzen auf die Rasenmatten,
Denn der Mittag kommt, die Hitze drücket
Und der Flieder hier giebt Duft und Schatten.

Dichter.

Göttin, die Du uns des reichen Jahres
Schönste Gaben beust mit milder Spende;
Höre mich! Zu Füßen dieses Paares
Schwebe nieder, Himmlische, und wende
Dein gefülltes Horn, und alle Blüthen
Schütte aus, wie sie im Flug der Horen
Immer neu vor unserm Aug' entglühten,
Bunt vereint, was Lenz und Herbst geboren.

Denn der Dichter ſchöpfet aus der Fülle
Der Natur, durchbricht der Formen Schranken;
Späht ihr nach in ihres Schaffens Stille,
Und begreift den ewigen Gedanken.
Hat er ihn erkannt in ſeiner Wahrheit,
Mag die zeitliche Geſtalt verſchwinden,
Das Geſetz, er ſchaut es an mit Klarheit,
Und begeiſtert wagt er's zu verkünden.

So will in der Blumen ſanften Zügen
Sinnig eine Schrift der Dichter leſen:
Und ihr holdes Antlitz kann nicht trügen,
Schuldlos offen liegt ihr ſtilles Weſen.
Laß des Jünglings Hand nunmehr mich leiten,
Blumen wählt er, die die Schöne bindet,
Ihre ſtumme Sprache ſoll er deuten,
Laßt uns ſehn, ob er das Rechte findet.

Jüngling.

Dieſes Glöckchen zart dem Schnee entkeimet,
Lächelt zum Beginn uns hold entgegen;
Wenn die ganze Blumenflor noch träumet,
In dem Schooß der Erde tief gelegen,
Wagt es ſchon die Blüthen zu entfalten,
Weilt in der Gefahr gleich einem Kinde
Ahnungslos, bringt trotz der Stürme Walten
Uns des Frühlings erſtes Angebinde.

Mädchen.

Auch der Taube möchte ich's vergleichen,
Die zuerſt ſich aus der Arche wagte;
Irrend über dunkle Fluth zu ſtreichen,
Ob das Land ſchon aus dem Waſſer ragte.
Sieh, da glänzt auf ſchwarzem Wogenſpiegel
Grünend hell ein Zweig, ſie läßt ſich nieder,
Nimmt ein Blatt, regt freudig ihre Flügel,
Kehret mit dem Friedenszeichen wieder.

Dichter.

Holdes Mädchen! Wahr haſt Du's empfunden,
Denn Du gleicheſt noch der zarten Blüthe;
Noch iſt Dir die Kindheit nicht verſchwunden
Aus dem fromm unſchuldigen Gemüthe.
Wolle heilig dieſen Schatz bewahren:
Was die Blume lehrt, es ſey Dir theuer;
Unſchuld ſchirmt Dich ſicher in Gefahren,
Denn ſie birgt ſie Dir mit dichtem Schleier.

Lächeln ſiehſt Du ſtets des Himmels Bläue;
Ewig wandelſt Du in ſanfter Kühle;
Wenn auch dunkel ein Gewitter dräue,
Du empfindeſt nicht den Druck der Schwüle.
Nimmer darf die Furcht Dich bang' berühren,
Glücklich ahnſt Du nicht die Schreckensnähe;
Will Dich ja der Himmel zu ſich führen,
Trifft Dich nur ein Blitz aus heit'rer Höhe.

Mädchen.

Soll ich jetzt vielleicht die Veilchen binden,
Die im tiefen Rasen schüchtern standen?
Süß're Blumen wüßt' ich nicht zu finden,
Zart umweb' ich sie mit grünen Banden.
Sind sie nicht der Liebe zu vergleichen,
Die verschämt die bange Brust erfüllet?
Müssen schnell am Sonnenstrahl erbleichen,
Der sie dem Verrätherblick enthüllet.

Jüngling.

Nein, sie tödtet nicht der Strahl der Sonne,
Eigne Flamme ist's die sie verzehret;
Duftend sterben sie in süßer Wonne,
Wie die Kerze leuchtend sich zerstöret.
Wohl sind sie so schüchtern wie die Liebe,
Doch der Hauch, der duftende, verräth sie;
So im Auge brennen heiße Triebe,
Und das Herz, das suchende, erspäht sie.

Dichter.

Sieh, die Schöne schlägt die Augen nieder,
Leicht erröthend färbt sich ihre Wange;
Zitternd hebt sich, ängstlicher das Mieder,
Und sie seufzt und athmet leis' und bange.

Fühlst Du, daß die Rede wahr gewesen?
Willst Du Deines Auges Licht verhüllen?
Fürchtest Du, der Jüngling werde lesen,
Welche Triebe Dir das Herz erfüllen?

Sey nicht bang', die Liebe soll nur hoffen,
Schon erblick' ich wie er selbst erröthet;
Bald seht Ihr den Himmel Beide offen
Von der Hoffnung schönstem Licht geröthet.
Jüngling, sieh' auf Deines Mädchens Schooße,
Sieh' die Blumen, und sie sucht verlegen;
Zu dem Kranze ziemt sich jetzt die Rose,
Reiche sie der Suchenden entgegen.

Jüngling.

Jetzo, liebes Mädchen, nimm die Rose,
Sie, des Lenzes allerschönste Krone;
Sie gedeihet tief im niedern Moose
Bis hinauf zum hohen Alpenthrone.
In der Gärten reichen Fluren blüht sie
Wie auf nackten Felsens öder Wildniß,
Und mit schaamverklärter Wange glüht sie
Stets der Schönheit, Anmuth, Liebe Bildniß.

Mädchen.

Ja, die Schönste prangt sie unter allen,
Auch beständiger als sie ist keine.
Wenn im Herbst die Blätter welkend fallen,
Und die Sonne sinkt mit trüb'rem Scheine.

Wenn die ganze Flur verödet trauert,
Bleibt die Roſe uns mit ſanfter Treue;
Und ſo lang' der ſtrenge Winter dauert
Blüht ſie mit dem Monde ſtets auf's Neue.

Dichter.

Tief habt Ihr den ſchönen Sinn ergründet,
Der der Liebe Gleichniß ſie gedeutet,
Weil ſie überall die Heimath findet. —
Durch der Erde Zonen, allverbreitet
Schlägt die Liebe Wurzel, und es färben
Sich die Knospen ſchwellend, ſanft gehoben;
Nicht im Flug der Stunden kann ſie ſterben,
Denn ihr heil'ges Leben ſtammt von oben.

Mädchen.

Welche Blume könnt' ich nun wohl finden,
Die zur holden Königin ſich ſchickte?
Keine läßt ſich in den Kranz verwinden,
Die ſo dufte, ihn ſo lieblich ſchmückte.
Und doch iſt er lange nicht beendet,
Kaum daß er die Scheitel halb umziehe.
Doch ſo ſchön! O blieb' er unvollendet,
Schade wär' es wahrlich um die Mühe.

Jüngling.

Nein, nicht unvollendet ſoll er liegen,
Denn ich will Dir wohl ein Blümchen nennen,
Das mußt Du zur Roſe lieblich fügen,
Und Dein Herz, es wird es bald erkennen.

Seine Farbe iſt des Himmels Bläue
Und ſein Name —

Mädchen.

Schöner giebt es keinen
Sein Bedeuten iſt die ew'ge Treue. —
Muß nicht dies der Roſe ſich vereinen?

Jüngling.

Wohl, denn Liebe iſt nicht ohne Schmerzen,
Und der Name deutet auch auf Trennung;
Schwerſtes Leid dem liebend vollen Herzen
Nach der erſten ſeligen Erkennung.

Mädchen.

Darum weilt es gern auf ſtillen Wieſen,
Bückt ſich nach den tiefen Waſſern ſehnend;
Wie ſie über heitrem Himmel fließen
Und im Spiegelbild erblickt ſich's thränend!

Dichter.

Was kann einzig nur der Trennung Leiden
Mit erquickend ſüßem Balſam lindern?
Nur die Treue; und ich ſag' Euch Beiden,
Sie vermag das tiefſte Leid zu mindern.
Eine Feſſel iſt ſie, ſanft gewunden,
Die die Herzen aneinander ſchmieget;
Und die ſich, im Augenblick gefunden,
Für die Ewigkeit zuſammenfüget.

Liebe gleicht der Morgenröthe Prangen,
Die am Himmel farbig ſtrahlend glühet;
Doch des Tages erſte Roſenwangen
Sind am Strahl der Sonne ſchnell verblühet.
Doch die Treue gleicht des Aethers Bogen,
Stets in heit'rer Ruhe, licht und milde;
Selbſt wenn Wolken düſter ihn umzogen,
Jenſeit ewig lächelnde Gefilde.

Mädchen.

Aber ſieh', es will mir nicht gelingen
Das Vergißmeinnicht, trotz aller Mühe,
Mit der Purpurroſe zu verſchlingen,
Faſt als ob es vor der Roſe fliehe.
Sieh', vergeblich knüpf' ich es auf's Neue!

Jüngling.

Wird es Dir ſo ſchwer ſie zu verbinden,
O, ſo ſcheint es faſt, daß Lieb' und Treue
Selten ſich vereint beiſammen finden.

Doch vielleicht, wenn wir ein Drittes wüßten,
Das ſie ſanft, doch dauernd auch umwände,
Daß ſie innig ſich vereinen müßten;
Ob ſich's wohl in dieſen Blumen fände?
O, verſag' es nicht, Du ſüße Holde,
Binde ſie mit grünen Myrthenzweigen;
Prangt der Kranz in Deiner Locken Golde,
Darf ich dann Dir ihre Deutung zeigen? —

Dichter.

Ihre Wimper ſenkt ſie ſchweigend nieder;
Legt den Kranz hinweg aus ihren Händen. —
Doch ergreift ſie ihn auf's Neue wieder,
Ihn mit Myrthenzweigen zu vollenden. —
Unſchuldsvoll, der Blüthe zu vergleichen,
Die dem Schnee, dem glänzenden, entſteiget,
Will ſie jetzt den Kranz dem Jüngling reichen.
Sanft hinüber hat ſie ſich gebeuget.

In ihr holdes Auge blickt er lange,
Gleich dem Veilchenduft verräth es Liebe,
Wie die Roſe glüht die zarte Wange —
Plötzlich wird ihr heller Blick ſo trübe!
Denkſt Du an das Blümchen auf den Wieſen?
Fühlſt Du ſeines Namens tiefe Schmerzen?
Ja, ich ſehe eine Thräne fließen,
Und ſie quillt aus tiefbewegtem Herzen.

Schnell, Du liebes Mädchen, laß Dir heilend
Aus dem Kranz die letzten Zweige reichen;
Nimm die Myrthe, o laß nicht verweilend
Jetzt des Augenblickes Huld verſtreichen!
— Und den Kranz ergreift der Jüngling zagend,
Drückt ihn auf die ſeidnen Locken bange,
Und die ſchönſte Deutung ſchüchtern wagend,
Küßt er ihr die Thräne von der Wange.

VII.

Aus der Chronik.

Kein Herz ſo ruhig ſchlägt,
Von Liebe wird's bewegt.

Die Rose.

Romanze.

Hinter Bergen ſank die Sonne,
Und der Strahlen letztes Glühen
Flammte durch des Waldes Kronen,
Der im Weſten dunkel ruhte.

Langſam zogen düſt're Wolken
Blutumſäumet, ſchwer vorüber;
Grau am fernen Himmelsbogen
Schwebt die Nacht mit ſtillem Flügel.

Vor der hold erblühten Roſe
Stand die Schöne traurig ſinnend;
Läſſig wallten ihr die Locken
Auf den Buſen fallend nieder.

Und die Roſe war gebrochen;
Reicht ſie ſtill dem kühnen Ritter.
Aus dem ſchönen Auge tropften
Thränen auf die zarte Blüthe.

Und er hält ſie feſt umſchloſſen
Küßt ihr ſtumm die blaſſe Lippe;
Reißt ſich los. Es weht die Roſe
Von dem Helme hoch hernieder. —

Steil von Felsgeklüft umſchloſſen,
In des Thales tiefſtem Grunde,
Wo der Bergſtrom ſchaurig donnert,
Harrt der Feind des Kampfes Stunde.

Horch, da ſchnauben ſchnelle Roſſe,
Und der Ritter naht ſich muthig;
Hoch am Helme glüht die Roſe
Dunkel in dem tiefſten Purpur.

Starke Lanzen ſind gebrochen,
Hellgeſchliff'ne Schwerter bluten;
Doch die Gluth des raſchen Zornes
Flammt erneut ſtets in dem Buſen.

Weh! Da ſinkt vom Helm die Roſe,
Strömend quillt der Purpur, dunkel,
Matt iſt ſchon der Blick, gebrochen,
Und der Mond erhebt ſich blutig. —

Dämmernd graute kaum der Morgen,
Ahnung füllt des Mädchens Buſen;
Angſtvoll eilt ſie zu dem Orte,
Wo ſie den Geliebten wußte.

Und ſie naht, und ſieht den Todten!
Schweigend in des Haines Dunkel
Kniet ſie, netzt die blaſſe Roſe
Mit der Thränen heißen Fluthen. —

Aus den Bergen ſteigt die Sonne,
Gold'ner Strahlen erſte Gluthen
Flammen in des Waldes Kronen,
Schweigend in der Todesruhe.

Ja, es war die Ruh' der Todten!
Denn auch ſie war hingeſunken,
Stumm das treue Herz gebrochen;
Beide deckt nun eine Urne.

Und ſo ſchlummern ſie, im Schooße
Stiller, kühler Erde ruhend;
Auf der Gruft ſchwankt eine Roſe
Still und blaß im Herbſtesſturme.

Der wandernde Sänger.

Romanze.

Zog im goldenen Morgenlichte
Froh der Sänger auf das Land;
Wandelt singend durch die Thore
Der verhaßten finstern Stadt.

Und noch hielt der leise Schlummer
Alle Müden sanft im Arm,
Säumte noch der Spur zu folgen
Der entfliehnden Mutter Nacht.

„Laß Euch hinten, öde Mauern,
„Wandle jetzt den stillen Pfad
„Zwischen buschumkränzten Hütten
„In der Vorstadt froh entlang.

„Seh' doch frische Blumenfenster,
„Vor den Thüren manche Bank,
„Wo sich nachbarlich, gesellig
„Manche Stunde schnell verschwatzt."

Wie der Jüngling munter ſchreitet,
Tönt von ferne her Geſang;
Eine helle Silberſtimme
Grüßt den hold erwachten Tag.

Hinter Blumen ſtand die Schöne,
Labt mit kühlem Silbertrank
Ihre Nelken, ihre Roſen
In der Morgenſonne Glanz.

Und ſie ſingt ein frohes Liedchen,
Ohne Sorgen, ohne Harm;
Durch die loſen leichten Locken
Spielt der frühe Sonnenſtrahl.

Und der Sänger ſteht erſtaunet: —
„Birgt ſich hier ein ſolcher Schatz?“
Schnell ergreift er ſeine Zitter,
Lockt den ſüßen Liebesklang.

Denn noch lagen alle Lauſcher
Ringsumher im ſtillem Schlaf;
Zarte Scheu der jungen Liebe
Fürchtete noch nicht Verrath.

Sieh, die Holde beugt ſich über,
Lächelt freundlich mild herab;
Neigt ſich grüßend — und verſchwindet. —
Lange ſchaut der Sänger nach.

Dann, mit freudehellen Augen,
Wirft er weg den Wanderſtab,
Kehrt, die Blicke oftmals wendend,
Heim in die verhaßte? Stadt. —

„Sinke endlich, müde Sonne,
„Komm verſchwieg'ne holde Nacht;
„Führe mich zum ſüßen Liebchen
„Ungeſehn den ſtillen Pfad."

Und ſchon ſteht er vor dem Thore,
Kaum verglomm des Tages Strahl;
Noch iſt ſtörend munt'res Leben
Auf den Straßen läſtig wach.

Kinder laufen hin und wieder
Spielend an der Schwellen Rand,
Und die Mädchen ſpinnen plaudernd,
Raſſelnd dreht ſich, flink, das Rad. —

Endlich wird es ſtill und ſtiller,
Selig naht die ſtumme Nacht.
Hat er doch ſo lange, lange
Auf das ſüße Glück geharrt.

Siehſt Du dort die Lampe flimmern? —
Ja, das Liebchen iſt noch wach.
Töne nun zur trauten Zitter,
Töne, leiſe Nachtgeſang!

Schmiege Dich wie ſüße Träume
In die Bruſt ihr, lieblich, ſanft;
Wiege ſie in holden Schlummers
Mild umfangend weichen Arm.

Leiſe öffnet ſie das Fenſter
Bei des Liedes fleh'ndem Klang;
Schüchtern wirft ſie eine Roſe
Dem Entzückten hold hinab.

Dann gebeut ihr ſtummes Winken;
Des Geſanges Ton verhallt,
Und der Sänger, zögernd kehrt er
Heim in die geliebte Stadt.

Und ſo kam der Hochbeglückte
Zu der Schönen jede Nacht.
Sie belohnt ihm alle Lieder
Mit dem ſüßen Blumendank. —

Herbſtlich wehten kühle Winde,
Früher ſchlummerte der Tag.
Unterm trüb' erhelltem Fenſter
Steht der Sänger ſchon und harrt;

Doch umſonſt erklingt die Zitter,
Ach umſonſt! — Kein Liebchen naht.
Keine Blumen wirft vom Fenſter
Ihre milde Hand herab!

Und er harrt die Nacht mit Bangen.
Endlich dämmerte der Tag;
Doch umsonst! Sie netzt die Blumen
Nicht mit kühlem Silbertrank.

Traurig kehrt der Sänger wieder
Heim in seine öde Stadt.
Einzig hofft er auf die tröstend
Liebegünst'ge holde Nacht.

Ahnend naht er sich der Hütte,
„Horch! was hör' ich für Gesang?
„Rothe Fackeln seh' ich glühen
„Schauerlich im dunkeln Kranz.

„Welch' Bewegen, welch' ein Leben!
„Auf der Straße dieser Drang,
„Dieses Volkes dumpfes Murmeln,
„Dieses Todtenchores Schall!" —

Und er kämpft sich durch die Menge,
Macht sich zu dem Hüttchen Bahn.
Ach! der erste Schritt zum Liebchen
Führt ihn an des Liebchens Sarg.

Schön wie die gebroch'ne Rose
Lag die Holde, sanft und blaß;
In den lieblich gold'nen Locken
Grünt der jungfräuliche Kranz.

Und der Sänger küßt in Thränen
Die erbleichte liebe Hand,
Die ſo viele ſüße Blumen
Ihm für ſeine Liebe brach. —

Geht dann heim und nimmt ſie alle,
Windet einen welken Kranz;
Hängt ihn um die treue Zitter,
Die die Gaben ihm erwarb.

Und als früh der Morgen graute,
Er vor Liebchens Thüre ſtand,
Sang die letzten Abſchiedsgrüße,
Zog dann fort in fremdes Land.

Maria und Franzesco.

Siehst Du dort des Meeres Purpur-Wellen
Jene dunklen Gärten licht umziehn?
Dort, wo in dem Marmorschloß die hellen
Fenster in des Abends Gold erglüh'n?
Horch, das Mettenglöcklein dringt herüber,
Von dem Eiland, das Dir gegenüber
Aus dem Nebel bläulich dämmernd ragt! —
Dieses Meßners heil'ges Abendläuten,
Ach, es hatte sonst ein schön Bedeuten,
Wie Ragusa's alte Chronik sagt.

Jenes Schloß mit ſeinen Marmorhallen
War der Sitz der Freude und der Pracht;
Jetzo liegt es öde und verfallen,
Die Bewohner deckt des Grabes Nacht.
Eines alten Stammes letzte Glieder,
Hauſten hier zwei muthgeprüfte Brüder,
Ritterlichen Stolzes angefüllt.
Sie beſchirmten einer Schweſter Jugend,
Weit genannt durch Schönheit und durch Tugend,
Holder Frauenanmuth lieblich Bild.

Doch Mariens ernſten Sinn erregte
Nicht der Liebe heil'ger Götterſtrahl,
Und die weiche Bruſt, die leichtbewegte,
Undurchdringlich war ſie gleich dem Stahl.
Wie die Tapferſten ſich um ſie mühten,
Wie die Edelſten für ſie erglühten;
Doch von Allen Keiner war beglückt.
Ihrer Schönheit zarte Götterblume
Blühte im verſchloſſnen Heiligthume,
Weithin lieblich duftend — ungepflückt.

Und ein Jüngling, edlem Stamm entsprossen,
Jeder Rittertugend reich geziert,
Tapfer vor den muthigsten Genossen,
War von ihrem süßen Reiz gerührt.
Doch allein das Schwert war seine Habe;
Seiner Schönheit, seiner Mannheit Gabe
Achteten Mariens Brüder nicht.
Doch was kümmert ihn der Stolz der Brüder? —
Vor der Holden sinkt Franzesco nieder,
Stumm die Lippe, — doch das Auge spricht.

Recht mit Thränen unaufhaltsam quellend,
Ihre Hände an den Mund gedrückt;
Der beklomm'ne Busen hebt sich schwellend,
Bang' ist seiner Stimme Laut erstickt.
„Laßt Unglücklicher," so spricht mit Zittern
Sanft Maria, „laßt! Vor allen Rittern
„Schätz' ich Euch an Tugend und an Ruhm;
„Doch mich kann nicht ird'sche Liebe rühren,
„Hoffet nie als Braut mich heimzuführen,
„Denn ich bin des Himmels Eigenthum.

„Bald begehe ich die heil'ge Feier,
„Werde meinem Heiland angetraut;
„In den züchtig klöſterlichen Schleier
„Hüll' ich mich, des Himmels fromme Braut.
„Drum, Franzesco, müſſen wir uns meiden;
„Laßt mich jetzo ewig von Euch ſcheiden,
„Fruchtlos wäre Eure Wiederkehr:
„Reicht mir Eure Hand zum treuen Pfande,
„Achtet des Gelübdes heil'ge Bande,
„Flieht Marien, ſeht ſie nimmermehr."

Stumm giebt er die Rechte ihr zum Zeichen,
Wendet ſich verſtört, verzweifelnd ab;
Und die Thräne rollt ihm von der bleichen
Wange unaufhaltſam kalt herab.
Schwankend trägt er kaum die edlen Glieder,
Seine Locken wallen dunkel nieder,
Schweigend wandelt er hinab zum Meer.
In den Nachen ſteigt er, ſtößt vom Lande,
Blickt nach dem verſchimmernden Gewande
Noch zurück — und ſieht ſie nimmermehr.

Dorthin, wo die Kloſtermauern ragen,
Wo die Vesperglocke traurig klingt,
(Wie der Schall, vom Abendwind getragen,
Wehmuthregend, ernſt herüberdringt!)
Dorthin ſteuert er durch ebne Wogen.
Von des Herzens tiefem Gram gezogen,
Sucht er in der Einſamkeit den Troſt,
Legt hinweg in ſeinem bittern Leide
Seiner Waffen ritterlich Geſchmeide,
Und das tapfre Schwert beſiegt der Roſt.

Eine Hütte baut er an dem Strande,
Die nach ihrem Schloß hinüberblickt,
Hüllt ſich ein in ernſte Mönchgewande,
Einzig nur in ſeinem Schmerz beglückt.
Und ſobald die Nacht ſich ſtill verbreitet,
In dem Kloſter dort die Hora läutet,
Kniet er vor dem Heiland zum Gebet;
Legt ſich hoffend nieder dann zum Schlummer,
Ob im Traume, troſtreich ſeinem Kummer,
Der Geliebten Bildniß vor ihm ſteht! —

Nach Ragusa war der Ruf gedrungen,
Von des Jünglings schwermuthsvoller That.
Das Gerücht durchlief mit tausend Zungen
Murmelnd, schnell die volkbelebte Stadt.
„Ist es Wahrheit?" hört man staunend fragen,
„In der Jugend freudelichten Tagen
„Birgt er sich in dunkler Zelle Gruft?
„Daß er sich dem Himmel betend weihe;
„Treibt ihm Gram? Ist's schwerer Thaten Reue?
„Die zur ew'gen Gnade büßend ruft?"

Endlich zu Marien dringt die Kunde,
Als der Spott der Brüder ihn verlacht;
Zitternd lauscht sie, — ach, sie kennt die Wunde,
Die ihn um des Herzens Ruh' gebracht!
Sie entfernt sich von des Mahles Freuden,
Um der Späher lust'gen Blick zu meiden,
Wandelt in der Gärten Einsamkeit.
Und die Brust ergreift ein heißes Sehnen;
Mitleidsvoll entströmen ihre Thränen
Um des treuen Jünglings tiefes Leid.

„Einſam willſt Du meinetwegen trauern,
„In der Jugend frohſten Blüthezeit!
„In des Kloſters bange Kerkermauern
„Bannt Dich meines Herzens Grauſamkeit!
„Ach, vergeblich, hier zu meinen Füßen
„Sah ich Deine heißen Thränen fließen;
„Ich verſchmähte, ach, das ſüße Band!
„Düſt'rer Zelle Eigenthum zu werden,
„Habe ich das ſchönſte Loos auf Erden,
„O ich ſchwer Verblendete! verkannt.

„Er, der in der Waffen Schmuck erglänzte,
„Dem der kühnſte Muth das Herz geſtählt;
„Er, den jeder Tugend Preis bekränzte,
„Hatte Dich, Maria, auserwählt!
„Welch' ein unglückſel'ger Trug verhüllte
„Mir das Auge, welch' ein Wahn erfüllte
„Täuſchend mir die ungerührte Bruſt?
„Ach, zum ſelig ſchönſten Glück erkohren,
„Habe ich's auf ewig mir verloren,
„Und es fühlt das Herz ſich ſchuldbewußt!“ —

Ungehört verhallen ihre Klagen,
Dem verſchwund'nen Liebesglück gebracht. —
Längſt am Himmel ſank der gold'ne Wagen,
Auf des Meeres Rande ſchwebt die Nacht.
Und ſie kommt herauf und bringt den Frieden,
Ihren Schleier hüllt ſie um die Müden,
Nimmt die Trauernden in ihren Schooß.
Von des Tages ſchwer getrag'nen Laſten
Läßt ſie die Bekümmerten nun raſten,
Spannt ſie von dem Joch der Sorge los.

Doch den tiefſten Schmerz kann ſie nicht heilen.
Weinend ſitzt Maria an dem Strand;
Ihrer Sehnſucht trübe Blicke weilen
Drüben auf dem fernen Inſelland.
Horch, die Vesperglocke hörſt Du ſchlagen!
Durch die Lüfte wird der Schall getragen,
Der ihr in die tiefſte Seele dringt.
Siehſt Du auch die Leuchte dämmernd glühen? —
Jetzo wird er zum Gebete knien,
Das ihm nimmer Troſt und Frieden bringt.

„Nein, den Schmerz kann ich nicht länger tragen,
„Weichen muß der Jungfrau zarte Scheu;
„Liebe heißt mich auch das Kühnſte wagen.
„Heil'ge Mutter Gottes, ſteh' mir bei!
„Sanftes Meer, ach fühle Du Erbarmen,
„Trage mich auf Deinen Wellenarmen
„Zu des Theuren Hütte glücklich hin.
„Durft' ich oft im Spiele doch mich wiegen
„Dir im Schooß, — ſo wirſt Du jetzt nicht trügen;
„Nein, Du trägſt die kühne Schwimmerin."

Zitternd ſteigt ſie in die dunklen Fluthen,
Die mit kühlen Armen ſie umfahn;
Hoch entflammt durch mächt'ger Liebe Gluthen
Wagt ſie die gefahrenvolle Bahn;
Theilt mit ſchönem Arm die finſtern Wogen,
Schimmernd die Gewande nachgezogen,
Und der Locken leichtgeflocht'nen Bund.
Froh umſchließt das Meer die ſüße Beute,
Giebt ihr ſchmeichelnd freundliches Geleite
Ueber ſeiner Tiefe Schreckensgrund.

Und ſie ſchwebt dahin auf flücht'gen Wellen,
Einer Nymphe liebliche Geſtalt;
Ihres Buſens leichte Schleier ſchwellen,
Wie die Woge ſpielend ſie durchwallt. —
Gleich dem ſilberhellen Liebesſterne
Schimmert ihr das Licht aus dunkler Ferne
Von dem heißerſehnten theuren Strand.
Ihre Bruſt erfüllt ein hoffend Sehnen:
Horch! wie ſchon die Glocken näher tönen!
An das Ufer rauſcht der Wogenbrand!

Ach, ſchon winkt mit frohem Lebensgruße
Ihr der Küſte wirthlich holder Rand;
Sie berührt mit zweifelhaftem Fuße
Schüchtern ſchon den bang' erſehnten Strand.
Leicht iſt ſie der dunklen Fluth entſtiegen,
Des Gewandes ſanfte Falten ſchmiegen
Hold ſich um die reizende Geſtalt.
Aengſtlich ſteht ſie in der leichten Hülle,
Perlen rollen aus des Haares Fülle,
Das ihr um den Nacken reichlich wallt.

Dämmernd glimmt das Licht in ſtiller Hütte,
Brünſtig liegt Franzesco im Gebet.
Zagend tritt ſie ein mit leiſem Schritte,
Bis ſie plötzlich zitternd vor ihm ſteht.
Und er ſtaunt ſie ſchauernd an mit Beben:
„Holdes Bild, entfloheſt Du dem Leben,
„Naht ſich mir Dein Schatten mild und hehr?
„Kehrſt Du wieder von des Todes Thoren?
„Hat Dich mein Gebet herauf beſchworen
„Aus dem tiefen ſchauerlichen Meer?“

Und ſie neigt ſich weinend zu ihm nieder,
Spricht zu ihm mit ſüßer Stimme laut:
„Ach, vergieb Franzesco, nimm mich wieder
„In die Arme auf als Deine Braut.
„Falſcher Wahn hielt mir das Herz gefangen;
„Nach dem Schleier zog mich das Verlangen,
„Doch der Liebe heil'ge Flamme ſiegt.
„Mich ergreift des Herzens tiefſte Reue,
„Meine Thränen ſtrömen, ach verzeihe,
„Mir, die flehend Dir zu Füßen liegt.“ —

Laß mich von der Liebe Wonne ſchweigen,
Die die Ueberſeligen vereint;
Welche Thränen, einſam ohne Zeugen,
Ihres Glückes Uebermaaß geweint! —
Doch es graut der Tag in bleicher Ferne,
Es erblaſſen ſchon die hellen Sterne
Und des Morgens kühler Athem weht.
Jetzo müßt Ihr von einander ſcheiden,
Müßt des Tages neidiſch Auge meiden,
Der das Glück der Liebenden verräth.

Zögernd wandeln ſie hinab zum Strande,
Wo des Nachens Wiege ſie empfängt,
Den zurück zum fernen Uferrande
Still und ſicher jetzt Franzesco lenkt.
Und ſie landen. Dunklen Haines Stille
Birgt die Liebenden mit treuer Hülle,
Und ſie ruh'n noch einmal Herz an Herz.
Weinend in dem ſeligen Umfaſſen
Können ſie nicht von einander laſſen,
Bang' durchbebt ſie düſt'rer Ahnung Schmerz.

„Morgen, wenn die Vesper drüben läutet,
„Kehr' ich, holde Braut, zu Dir zurück;
„Dann sey Du zu ferner Flucht bereitet,
„In der Ferne blüht uns sel'ges Glück.
„Wenn wir auf der Woge still entfliehen
„Soll uns jenseit eine Fackel glühen;
„Zu der Hütte führt ihr holder Glanz.
„Dort erwartet unſ'ren Bund der Treue
„Dann von frommen Händen heil'ge Weihe,
„Segnend Deiner Locken Myrthenkranz.

„Leb' nun wohl!" — „Leb' wohl! — Ihr milden Fluthen
„Tragt mir den Geliebten ſchnell zurück,
„Eh' der Tag mit leuchtend hellen Gluthen
„Ihn enthüllet dem Verrätherblick." — —
Ach, vergeblich war Dein holdes Flehen,
Was Du fürchteſt, weh! es iſt geſchehen.
Kurz war Deiner Liebe Frühlingszeit! —
Denn in finſt'rer Uferbucht verborgen
Lagen Schiffer, ſchon am frühen Morgen
Wachend, zu der weiten Fahrt bereit.

Stau-

Staunend sahn sie, was mit dunkler Hülle
Sanft verschleiernd hold die Nacht gehegt,
Jedes Wort belauschend, das die Stille
Arg verrätherisch herüberträgt.
Sie vernahmen, daß der Schein der hellen
Fackel auf des Meeres dunklen Wellen
Die Entflieh'nden sicher leitend führt.
Jetzo hören sie die Fluthen rauschen,
Folgen dem Verrathenen, und lauschen,
Arge That im Herzen, ungerührt.

Seh'n ihn landen an bekanntem Orte,
Und des Goldes heißer Durst erwacht.
Schnell zurück! An des Palastes Pforte
Pochen sie nach kaum verschwund'ner Nacht.
Sie verkünden, was sie sah'n, den Rittern;
Ihres Stolzes Grimm noch zu erbittern,
Schmücken sie mit Argliſt ihre Mähr'.
Jene hören es mit Zorn und Schrecken:
„Unſ'res Hauſes Ehre zu beflecken,
„Schweſter, wir verzeihen's nimmermehr!"

Schnell zu unverbrüchlich heil'gem Schweigen
Binden ſie mit reichem Gold und Eid
Die Verräther, die die einz'gen Zeugen
Dieſer Schmach in der Verborgenheit.
Als der Tag ſich müde endlich neiget,
Still die Nacht dem Meere ſchwarz entſteiget,
Trägt ein Boot ſie zu Franzesco's Haus.
Schnell ſtreckt ihn ein Dolchſtoß todt darnieder;
Eilig darauf ſchiffen ſie ſich wieder
Auf das unwirthbare Meer hinaus.

Eine Fackel laſſen ſie erglühen
Mit dem tödtlich trügeriſchen Brand.
„Dieſe Leuchte ſoll die Schweſter ziehen
„Fern hinweg von dem erſehnten Strand.
„Naht Er nicht, auf den ſie harrt mit Beben,
„Wagt ſie liebestrunken ſelbſt das Leben,
„Traut dem Meere mit verwegnem Muth.
„Doch verführt vom falſchen Fackelbrande
„Soll ſie ſinken, und mit ihrer Schande
„Decke ſie das ſtumme Grab der Fluth.“

Ach, zu gut nur hatten ſie's erſonnen,
Da ſie heißer Liebe Muth vertraut;
Hatten in dem argen Spiel gewonnen,
Das ſie auf Verzweiflungsangſt gebaut! —
Aengſtlich harrt ſie an dem Rand der Fluthen,
Späht hinüber nach der Fackel Gluthen,
Wo das Eiland ihrer Wünſche liegt.
Ihre Bruſt erbebt von bangen Träumen:
„Ach Franzesco, darfſt Du zögernd ſäumen,
„Wenn Maria hier der Angſt erliegt?“

Unter Thränen blickt ſie bang' hinüber
Und durchſpäht den finſtern Meeresplan;
Düſter glimmt die Fackel, trüb' und trüber, —
Keinen Nachen trägt die Fluth heran.
„All' Ihr Heiligen, laßt Euch erweichen,
„Laßt ihn unverſehrt den Strand erreichen,
„Führt den Theuren glücklich zu mir her.
„Weh mir, weh! Verfehlte er die Küſte?
„Treibt er fern auf öder Waſſerwüſte,
„Auf dem tiefen ungeheuren Meer?“

„Nein, die Lüfte wehen mild, und eben
„Ruht der Fluthen Spiegel, dunkel, klar;
„Nicht von ihnen droht dem theuren Leben,
„Droht der Liebe tödtliche Gefahr.
„O Franzesco! — Mitternacht! Ihm zürnen
„Dunkle Mächte! Ha, in den Gestirnen
„Unheil lese ich, Verderben, Tod.
„Weh, wenn Nacht sich und Verrath verschworen,
„Wenn der Haß zum Opfer ihn erkoren,
„Ihn mit dem Entsetzlichsten bedroht!“

„Länger kann ich diese Angst nicht tragen,
„Kennt die Liebe der Gefahren Scheu?
„Nein, sie läßt mich auch das Letzte wagen;
„Heil'ge Mutter Gottes, steh' mir bei!
„Sanftes Meer, ach fühle Du Erbarmen:
„Trage mich auf Deinen Wellenarmen
„Zu des Theuren Hütte glücklich hin.
„Durft' ich gestern doch vertraut mich wiegen
„Dir im Schooß, so wirst Du jetzt nicht trügen;
„Nein, Du trägst die kühne Schwimmerin.“

Und ſie wirft ſich in die dunklen Fluthen,
Die mit kühlen Armen ſie umfahn;
Doch die Angſt und heißer Liebe Gluthen
Treiben ſie die ſchreckenvolle Bahn.
Und ſie theilt mit ſchönem Arm die Wogen,
Schimmernd die Gewande nachgezogen,
Und der Lockern leicht geflocht'nen Bund.
Froh umſchließt das Meer die ſich're Beute,
Giebt ihr ſchmeichelnd tückiſches Geleite,
Lockt ſie nach der Tiefe Schreckensgrund.

Und ſie ſchwebt dahin auf flücht'gen Wellen,
Einer Nymphe liebliche Geſtalt;
Ihres Buſens leichte Schleier ſchwellen,
Wie die Woge ſpielend ſie durchwallt.
Trüb', gleich einem untergeh'nden Sterne,
Schimmert ihr das Licht aus weiter Ferne;
Ach, ſie wähnt es auf dem theuren Strand.
Ihre Bruſt erfüllt ein banges Sehnen:
„Hör' ich nicht die Glocken ferner tönen?
„Nicht an's Ufer rauſcht der Wogenbrand!

„Weh', ich fühl's, die matten Kräfte weichen,
„O, wie iſt das Ziel doch heut' ſo fern!
„Soll ich Dich, Geliebter, nicht erreichen?
„Troſtreich glänzt der leitend ſchöne Stern.
„Weh mir! Er erliſcht! — Ich bin betrogen,
„Weit hinaus in wüſte Meereswogen
„Führte mich das heuchleriſche Licht.
„Lebe wohl, Franzesco! — Heil'ger Friede
„Komm' auf Dich, — leb' wohl!" So haucht ſie müde,
Und das liebevolle Auge bricht.

VIII.

Betrachtende.

Fand das Herze auch nicht Frieden,
Mußt' es doch zuletzt ermüden,
Sich verblutend ganz ermatten.
Ging nun im Abendschatten
Schmerzlich sinnend, und betrachte
Was mir Lust und Wehe brachte.

Das neue Jahr.

Hier weil' ich fern im schneeumstürmten Norden,
Der Heimath denkt das Herz mit treuem Sinn;
Wo mir der Jugend süße Lust geworden,
Dahin verlangt die Seele mir, dahin!

Und horch, die mitternächt'gen Glocken schlagen,
Durchwandert ist der heil'ge Sternenkreis;
Des Jahres Morgen, er beginnt zu tagen,
Es flammt der Strahl am winterlichen Eis.

Die Sonne wird sich, blutig, kalt erheben,
Noch grüßet sie kein munt'rer Sängerchor;
Und doch durchglüht sie mit dem heil'gen Leben
Der Erde Brust, und lockt den Lenz hervor.

Und so mußt Du das neue Jahr Dir denken,
Das mit des Frühlings Hoffnung schon beginnt;
In Winters Schooß wird sich die Frucht bereiten,
Die spät des Sommers reifer Strahl gewinnt.

Darum verſtumme jetzt der Sehnſucht Klage,
Wenn wintereinſam auch der Buſen weint;
Du fühlſt es, daß zu einem ſchönern Tage
Am Himmelsrund der Morgen dämmernd ſcheint.

Und eine Sonne wird der Nacht entſteigen,
Die Ruh' und Freude jedem Herzen bringt;
Und Dir wird ſie ſich eine Göttin zeigen,
Die tröſtend, mild, den Thau des Auges trinkt.

Vor dem Marienbilde im Gebirge.

Du heilig Bild im ſtillen Felſengrunde,
Wo armes Moos die Klippen kaum umzieht,
O flöße tröſtend Balſam in die Wunde
Des bangen Herzens, das zu Dir entflieht.

Vom Himmel mußteſt Du herniederſchweben,
Denn, einſam lag die Erde, leer und kalt.
Aus Deinem Schooß entkeimte neues Leben,
Durchdrang das Herz mit gläubiger Gewalt.

Wo nur Dein Bild in dunkler Wüſte waltet,
Da ſchwillt des Lebens friſcher Keim empor;
Die Roſe blüht am Fels, der Felſen ſpaltet,
Erquickend dringt der kühle Quell hervor.

In milder Hoheit ſtehſt Du, ſegenblickend
In jedes fromme gläubig ſtarke Herz.
O lind're, Heilige, auch mich erquickend,
Des Buſens ungeſtillten bittern Schmerz!

Nicht um des Leidens Schwere will ich klagen,
Den tiefſten bittern Kelch haſt Du geleert;
Den Sohn, den Du im heil'gen Schooß getragen,
Sahſt Du am Kreuz durchbohrt vom Todesſchwert.

Wie mußten Deine Mutterthränen fließen!
In heißen Tropfen netzten ſie das Grab.
Doch, wie am Quell die Blumen friſcher ſprießen,
So quoll der Segen auf die Welt herab.

Die Saat des Heils erquickteſt Du mit Thränen,
Und ſchattig wuchs der fruchtbeladne Baum;
Doch meine Trauer, mein vergeb'nes Sehnen,
Unfruchtbar brennt es in des Buſens Raum.

Das laß mich betend flehn von Deiner Milde,
Die tröſtend alle Seelen ſanft erquickt.
Heilbringend, wie von Deinem Gnadenbilde,
So ſey der Schmerz der dieſe Bruſt bedrückt!

* * *

„Erhörung war, eh' Du gefleht, verliehen.
„Nicht unfruchtbar iſt Deines Buſens Schmerz;
„Geläutert wirſt Du durch der Flamme Glühen,
„Es ſtrömt der Segen auf Dein eig'nes Herz."

Grab der Geliebten.

Tu manes ne laede meos: sed parce solutis
Crinibus, et teneris, Delia, parce genis.
Tib. Eleg. I., 1.

Ach, in Thränen ſitze ich ſchon wieder
Einſam auf der Liebſten friſchem Grab,
Und es tönen meine bangen Lieder
Sehnend, ſchwermuthsvoll zu Ihr hinab.

Und um die verſchwund'nen Liebestage
Mit mir klagt, gleichfühlend, die Natur.
Alles ſtimmt in meine bange Klage
Ueberall der Wehmuth milde Spur.

Jener Trauerweiden Kronen neigen
Stumm gebeugt ſich welkend über's Grab,
Und es ſinkt von ihren matten Zweigen
Eine kalte Thräne ſtill herab.

Hohe Buchen wölben düſt're Hallen,
Schattig hüllen ſie den Hügel ein;
Sieh, wie ihre Blätter welkend fallen,
Die ſie traurig ſtill herniederſtreun.

Sanfte Thränen thaut die Wolke nieder,
Die im Mondenlicht vorüberſchwebt;
Und der Raſen grünet friſcher wieder,
Von dem Quell der Himmliſchen belebt.

Auch der Sonne milde Augen bringen
Oft durch Laubes Dämmer-Nacht herein,
Einen ſanften Gruß dem Grab zu bringen,
Wärmend einen milden Strahl zu weih'n.

Siehe, Blumen keimen mir entgegen,
Blühen aus dem Schooß der Gruft empor;
Schatten, Wolken, Sonne brachten Segen,
Lockten ſie zum gold'nen Tag hervor.

Alles was Natur mitleidend bietet,
Tröſtend legt ſie es an's wunde Herz.
So wird meine Schlummernde behütet;
Ihre Träume ſcheucht kein wilder Schmerz.

Aber Deine Klagen, Deine Thränen,
Stören ſie nicht der Geliebten Ruh?
Schweige, Herz, bekämpfe ſtark Dein Sehnen:
Bald vielleicht zum Troſte ruhſt auch Du.

Die Geschwister.

Zwei Schwestern, kannst Du mir die Holden nennen?
Geleiten Deinen Fuß durch diese Welt.
Nach leiser Deutung wirst Du sie erkennen,
Die dunkle Pfade Dir so oft erhellt.
Selbst nicht Dein Wille kann sie von Dir trennen,
Treu, unverbrüchlich sind sie Dir gesellt;
In seligen, gleichwie in düstern Stunden,
Sind sie in holder Liebe Dir verbunden.

Die eine siehst Du leuchtend vor Dir schweben,
Du folgst dem Glück verheißenden Gebild;
Im rosigen Glanze zeigt sie Dir das Leben,
Doch nie wird die Verheißung Dir erfüllt.
Vergeblich ewig ist Dein mühend Streben,
Der Sehnsucht Gluthen bleiben ungestillt;
Du siehst, daß ihre Schmeichelzüge lügen,
Und lässest doch auf's Neue stets Dich trügen.

Du wendeſt Dich. Da ſteht mit holdem Blicke
Die Schweſter vor Dir, ſchaut Dich tröſtend an.
Dein Auge ſchweift erſtaunt den Pfad zurücke,
Und lieblich ſcheint die rauh durchkämpfte Bahn.
Die ernſt beſtand'nen ſchmerzlichen Geſchicke,
Durch Thränen lächeln ſie verſöhnt Dich an;
An nackten Dornen, die Dein Blut vergoſſen,
Siehſt Du die Roſe ſanft verhüllend ſproſſen.

Kennſt Du ſie wohl, die himmliſchen Geſtalten?
Holdſelig ſind ſie beide Dir geneigt.
Schilt ſie nicht falſch, die Dir mit gült'gem Walten
Der Zukunft Trübſal täuſchend gern verſchweigt;
Noch ſie, die der Vergangenheit Geſtalten,
Die trübſten ſelbſt, im roſ'gen Lichte zeigt.
Sie will das Auge vor dem Streich verhüllen,
Und ſie den Schmerz der tiefen Wunde ſtillen.

Die Cyane.

Liebliches Blümchen der Flur, ſo blau wie das Auge des Himmels,
Blickſt Du erquickend empor aus der verblichenen Saat.
Doch das genügſame Plätzchen mißgönnt Dir berechnend der Landmann,
Der nur den Vortheil bedenkt, Schönheit der Flur nicht erblickt.
Fallend theilſt Du das Loos des Schönen auf niedriger Erde,
Weil es dem Wucher nicht frommt, hat es die Habgier verbannt.

Duft und Schimmer.

Schmucklos blühen die ersten bescheidenen Kinder des Frühlings,
Aber erfrischend und mild labt uns ihr duftender Hauch.
Kränze windet der Herbst aus farbig glühenden Astern;
Arm ist der glänzende Schmuck, fehlt Euch der liebliche Duft.
Einfache Tage der Kindheit, doch reich an seliger Wonne!
Jetzo umglänzt mich die Pracht — Ach! und das Leben ist arm!

Vergänglichkeit.

Ritterlich wagender Muth und züchtige Liebe der Frauen,
Einſt auf der Vorzeit Flur wallten ſie lieblich gepaart.
Burgen thürmte die Kraft auf zackigem Felſen gegründet,
Doch die verheerende Zeit ſtürzt ſie zertrümmernd hinab.
Scheu aus des Lebens Getümmel entfloh die zärtliche Liebe;
Einſam klagte ihr Lied, horch! und es tönet uns noch.

Das Kloster.

in

vierzehn Abtheilungen.

I. Landschaft.

Hier, in dem Schatten der Eiche, die alternd, ein würdiges Denkmal
Hoher vergangener Zeit, ernst ihre Krone erhebt,
Hemme, o Wandrer! den Stab, zur kurz verweilenden Ruhe,
Denn bald treibt das Geschick rastlos Dich weiter dahin.
Schön ist es hier und still. In den Wipfeln rauschen die Winde,
Doch an dem Fuße des Stamms webt nur ein säuselnder Hauch:
Reizend in grünender Frische verbreitet sich vor mir die Landschaft,

Hell in dem ſpiegelnden See lächelt des Tages Geſtirn.
Hinter mir wölbt ſich der Wald; ein heilig dunkles Geheimniß
Bleibt er dem ſchweifenden Blick, ſtill in verſchwiegener Nacht.
Laut von des Handels Verkehr, verknüpft der lebendige Heerweg
Selbſt in der freien Natur Dich dem Geräuſche der Welt?
Sprich, wo findeſt Du Zuflucht, wenn Dich das zürnende Schickſal
Stets in des Lebens Gedräng, ach, unerbittlich verfolgt? —
Dort auf dem waldigen Hügel, erblickſt Du die mooſigen Thürme?
Bald ſinkt alternd ihr Haupt. Alles vernichtet die Zeit!
Dort in den friedlichen Mauern, die fromm unſre Väter begründet,
Fand das ermüdete Herz Ruh' und erhebenden Troſt.
Doch ein entartet Geſchlecht verheert die Hallen des Glaubens,
Schleift den heil'gen Altar, ſtürzt des Gekreuzigten Bild.

Frech drängt das Leben sich ein in die klösterlich einsame Zelle,
Treibt die Bewohner hinaus in die entfremdete Welt.
Mächtig zieht mich das Herz, auf verödeter Stätte zu wandeln!
Durch das verwachs'ne Gestrüpp bahn' ich mir muthig den Pfad. —
Sieh', an dem Saume des Hügels die ländlich freundlichen Hütten!
Auf der Vergangenheit Grab baut sich die Gegenwart an.
Ruhig umfließt Euch der See, Euch lächelt die gütige Sonne
Wie vor Jahrhunderten schon einem versunk'nen Geschlecht;
Denn die Natur, sie ist ewig, und endlos die Gnade des Himmels;
Gleich ist sich immer die Welt, aber der Mensch, er vergeht. —
Jetzt umfängt mich die Nacht, die ahnungsvolle des Waldes;
Unter mir brauset der See, über mir rauschet der Hain.
Hier begräbst Du das Bild des gaukelnden flüchtigen Lebens,
Aber das Leben erwacht tief Dir in innerster Brust. —

II. Trümmer.

Halt! — Alſo dies iſt die Pforte der ſchutt
zertrümmerten Mauern
Die um das hohe Gebäu fruchtlos ſchirmend ſich zieht?
Zackige, einſame Thürme, Ihr ragt in die Zinnen
des Himmels,
Und zu dem Himmel empor hebt ihr das gläubige
Herz;
Strebend gewaltige Bogen, Ihr tragt das erhabne
Gebäude;
Freudiger duldet die Bruſt, trägt die Verfolgung
der Welt!
Wunderbar heiliger Bau, wie ich fromm Dich, ver-
ehrend, betrachte,
Wird mir der Buſen ſo ſtark, wird ſo geduldig das
Herz! —
Und nun liegſt Du zerſtört! Es weben die Geiſter
der Vorwelt
Schauerlich um das Geſtein, ſchirmend Dein heiliges
Grab.
Groß wie die herrliche Zeit, die mit höherem Muth
Dich erzeugte,
Alſo ſtehſt Du noch jetzt, auch in dem Untergang
groß;
Noch in den Trümmern erhaben, verlangſt Du ſtau-
nende Ehrfurcht;

Wie sie den Vätern gebührt, weigre der Enkel sie nicht. —
Dort das verfallene Thor, von keinem Pförtner gehütet!
Heiligen Schauers erfüllt, trat' ich voll Ehrfurcht hinein.
Düster beschatten die Wipfel erhab'ner alternder Linden
Traurig den einsamen Hof, streu'n ihn mit welkendem Laub;
Epheu rankt sich empor an der hohen umschließenden Mauer,
Deckt mit lieblichem Grün freundlich das rauhe Gestein.
Sanft wie die Tochter sich schmiegt an das Herz des alternden Vaters,
Dem ehrwürdig das Haupt, silbern, die Locke bekränzt.
Ach, seine Kraft ist dahin, doch blieb ihm die Würde der Jahre;
Giebt er der Lieblichen Schutz, beut Sie ihm Liebe dafür. —
Jetzt diese Stufen hinan! — In die schaurige Stille des Kreuzgangs
Tret' ich mit zögernder Scheu. — Stör' ich die heilige Ruh

Wandelnd auf Gräbern dahin, bedeckt von verwittertem Marmor?
Zürnet Ihr Schatten mir nicht, daß ich der Stätte genaht.
Ach, ich suche die Ruh, die Euch diese Mauern gegeben;
Endlich find' ich sie auch — tief in dem Schooße der Gruft.
Ja, hier mahnt es mich ernst an das Bild des vernichtenden Todes;
Ewig mit Sense und Glas schwebt er Dir über dem Haupt.
Schnell in dem Becher der Zeit verrinnen die Körner des Sandes,
Eherner Sichel Gewalt rafft Dich noch schneller hinweg.
Jugendlich glühende Rosen auf prangenden Triften des Frühlings
Fällt ihrer Schneide Gewicht rasch wie zerschmetternder Blitz
Wie wenn ein Sturmwind ras't über Nacht in den Blüthen des Lenzes,
Hebt sich die Sonne empor, — ach, so ist Herbst auf der Flur;
Blüthen und Blätter zerstreut, sie bedecken die traurige Erde,

Und in der Knospe schon sank Hoffnung des Lebens dahin.
Dann faßt Wehmuth die Brust; mit ängstlich zagender Seele
Sehnend blickst Du umher, wo Dir ein Retter erscheint,
Wo Du am tröstenden Busen weinend die Augen verbergest;
Ach, und fehlt Dir der Freund? — Weh' Dir, verlassenes Herz! —

III. Kirche.

Ha, was erblick' ich? Ha, sieh'! Vom gothischen Bogen verbunden
Steigen die Säulen empor, wölbend das hohe Portal.
Birgt ein tiefes Geheimniß hier der verschwiegene Eingang?
Nein, doch Großes beschirmt ernst das erhabene Thor.
Ahnend im Busen eröffn' ich die lang' verschlossene Pforte. —
Hieherf ührest Du mich? O ich erkenne Dich, Herr! —
Wunderbar wölbt sich der Dom wie der Bogen des ewigen Himmels.

Herz, hier weilet der Freund; wohl Dir, getröſtetes Herz! —
O, wie verſchwindet die arme, beengende Sorge des Lebens
Hier, wo dem Ewigen nah' höher die Bruſt ſich erhebt.
Welch' ein gewaltig Geſchlecht hat kühn dieſe Hallen gegründet,
Wo auf dem ſchlanken Pilar ſchwindelnd die Kuppel ſich wiegt!
Staunend blick' ich hinauf zu der Säule verſchlungenen Zweigen,
Wie mich die Decke ſo frei, leicht und erhaben umſpannt.
Still im geordneten Zug, gleich mächtigen Eichen des Waldes,
Tragend die thürmende Laſt, reihen die Pfeiler ſich ernſt.
Dichter und dichter gedrängt verfließen ſie ſchimmernd den Blicken,
Endlich zum gothiſchen Thor engt ſich die Wölbung des Schiffs.
Schaurige Dämmerung webt in der Tiefe der dunkelnden Halle;
Still in Geheimniß gehüllt birgt ſich die Ferne dem Blick.

Horch! anschwellenden Klangs, gleich wunderbar rauschenden Wassern,
Quillt aus dem Dunkel der Nacht, fern her heil'ger Gesang;
Mächtig in vollen Akkorden entströmen die Töne der Orgel,
Dringen mit Wundergewalt tief in die bebende Brust.
Und an dem Hochaltar, im faltigen weißen Gewande,
Seh' ich den Diener des Herrn, übend das heilige Amt.
Schimmernder Duft umfließt aus farbig gebrochenen Strahlen
Leuchtend das würdige Haupt, flicht ihm der Heiligen Kranz.
Betend schaut er empor, wo im ewigen Glanz der Verklärung,
Duldend am Crucifix, hoch der Erlösende schwebt;
Und es ergreift ihn der Geist, der flammend die Jünger durchzuckte;
Laut, mit erhabenem Wort, lehrt er des Herren Gebot.
Rings das versammelte Volk lobpreist des Allmächtigen Größe;
Knieender Menge Gebet steiget inbrünstig empor:

„Der auf Geſtirnen Du thronſt, allgnädiger Vater des Himmels,
„Siehe, in Demuth vor Dir beugt ſich das ſündige Herz;
„Dein ſind die Blitze des Zorns, Du rollſt die Donner des Schreckens;
„Gütig gieße den Born ſegnender Gnade herab;
„Sende erquickenden Strahl der wärmend belebenden Sonne"! —
Aber wo bin ich? — Wohin, träumend, entirrte der Geiſt?
Jetzo erweckt mich der Strahl der röthlich verſinkenden Sonne;
Wehmüthig blickt ſie herein, ſcheidend mit freundlichem Gruß;
Zauberiſch wirft ſie das Licht durch die hohen bunt ſchimmernden Fenſter,
Die mit der Farben Gebild ſinnig der Künſtler geziert.
Aber ſie eilet hinweg, und ſchon vergolden die Strahlen
Hell das verzierte Geſims hoch an der Kuppel des Doms.
Schnell, eh' der Abend ſich naht, beſteig' ich die Zinnen der Thürme;
Dort in der Ferne hinaus ſend' ich den ſchweifenden Blick. —

IV. Zelle.

Sieh', ich wandle dem Eingang friedlicher Zellen vorüber;
Nur einen flüchtigen Blick werf' ich betrachtend hinein.
Fest ist das eiserne Schloß, doch morsch vor Alter das Holzwerk;
Schnell thut die Pforte sich auf, kaum noch bedarf es der Kraft. —
Staunend tret' ich hinein! Als wäre es gestern verlassen,
Ist das Gemach unversehrt, ist das Geräth unberührt.
Aufgeschlagen liegt dort noch die Bibel auf niederm Gebetpult;
Hier liegt der Rosenkranz noch, steht des Gekreuzigten Bild.
Sanft, wie das himmlische Blau, schaut fromm die Mutter Maria,
Hoffnung im gläubigen Blick, tröstend und liebreich herab.
Sehnsucht faßt mir das Herz, hier einsam betrachtend zu weilen,
Weit vom Getümmel der Welt, nahe dem göttlichen Licht.
Laub umschattet das Fenster, verhüllend die Ferne der Landschaft;

Nichts lockt eitel den Wunsch; einsam betet das Herz.
Mild von dem Crucifix blickt liebend der Duldende nieder;
Tief mit der Andacht Gluth füllt er die schwellende Brust.
Hier verschwindet die Sorge, erstirbt die verlangende Sehnsucht,
Selige Ruhe allein wohnt in dem friedlichen Sitz.
Selber die Hoffnung wird, die schwankende, hier zur Erfüllung,
Denn Du hoffest allein, was Dir der Himmel verheißt.
Tiefer neigt sich die Sonne und schaut mit freundlichen Blicken
Hell durch das Lindengezweig, das diese Fenster umkränzt.
Schnell, eh' sie glühend versinkt, hinauf zu den ragenden Thürmen!
Dort, nach dem heimischen Land wend' ich den sehnenden Blick.
Ach, es scheidet sich schwer von den Fluren, wo sorglose Jugend
Rosige Hoffnung gehegt, golden vom Leben geträumt!

Anders erfüllt es die Zeit als die Wünsche des Busens geahnet;
Wo Du Entzücken gehofft, findest Du nagenden Schmerz.

V. Aussicht.

Sieh', schon breitet sich über mir heiter der Bogen des Himmels;
Ruhig umschließt das Blau, lieblich, das grünende Feld! —
Ha, wie öffnet sich weit in erquickender Frische die Landschaft!
Welch' ein reiches Gefild schimmert im sonnigen Strahl!
Unter mir wogen die Kronen des schauerlich rauschenden Waldes,
Golden ergießt sich der See hell durch die blühende Flur;
Schaukelnd wiegt sich der Nachen auf sanft anschwellender Woge,
Leicht durch die purpurne Fluth zieht er die spurlose Bahn.
So geht der Mensch dahin auf dem flüchtigen Meere des Lebens,

Schnell verſchwindet der Pfad, den er ſich mühſam gebahnt.
Ewig ſtrebt er zum Ziel, doch wird er es nimmer erreichen,
Endlich verſchlingt ihn das Grab, deckt ihn vergeſſende Nacht. —
Dort, wo in dämmernder Ferne die neblichten Hügel ſich heben;
Wie, eine Thräne im Blick? Ruhig, Du ſchlagendes Herz;
Nimmer ja kehrſt Du zurück wo die Sorge der Liebe Dich hegte.
Zwinge den Schmerz mit Gewalt, bier' ihm die männliche Bruſt! —

VI. Erſcheinung.

Freundliche Hütten! Benetzt von den goldenen, ſpielenden Wellen,
Lieblich umkränzt Euch Gebüſch, ſtill und lebendig zugleich.
Wie in den ſpiegelnden Fenſtern die Strahlen der Sonne erglänzen,
Wie Euch mit purpurner Gluth ſchimmernd der Abend verklärt!

Ach! Dort-selig mit Ihr — und die schlanke Gestalt an der Bleiche!
Hu, wie das Haar sie umwallt, wie das Gewand sie umfließt!
Leicht hinschwebend besprengt sie mit silbernen Perlen die Linnen,
Kaum auf des Rasens Grün rührt sie mit tanzendem Schritt;
Gleich einer lieblichen Nymphe, den rauschenden Wellen entstiegen,
Wandelt sie schön durch die Flur, rosig umfließt sie das Licht;
Und eine Göttin erscheint sie, begegnend dem staunenden Wandrer,
Und ihn ergreift ein Gefühl, — mahnt mich denn Alles an Sie!
Nein, ich hemme nicht länger den Strom der erquikkenden Thränen!
Tröstend verlieh sie ein Gott wenn Dich die Wehmuth besiegt.
Still, wie die Strahlen der Sonne am Abend sanfter erlöschen,
Nicht ihre Gluth Dich versengt, hold nur ihr Leuchten erquickt;
Still wird endlich das Herz nach heißen verzehrenden Schmerzen.

Nach der unendlichen Qual ruhst Du dem Trost an der Brust.
Sanft entfließen die Thränen, erlöschend die Gluthen des Busens,
Hell in der Tropfen Gold bricht sich der Hoffnungen Strahl,
Und an dem Himmel erglänzt der farbige Bogen des Friedens.
Weine nur trauernde Brust, bald kehrt die Hoffnung zurück!

VII. Der Ritter.

Weit durch die Fluren, die warm in dem Golde des Abends erglänzen,
Zieht sich die Straße dahin, wolkig von wirbelndem Staub;
Reiter sprengen vorüber, ich sehe den Schimmer der Waffen;
Fröhlichen Laufs durch die Welt trägt sie das muthige Roß.
Freudig empfängst Du das Leben, das frisch aus dem Streite gewonnen,
Immer auf's Neue erkämpft, immer auf's Neue Dich reizt;

Aber die Zeit iſt verſchwunden wo männliche Thaten gegolten,
Und der Jahrhunderte Staub ruht auf verſchütteter Gruft.
Damals folgte das Schwert der entflammenden Fahne des Glaubens,
Held auf der Tapferkeit Stirn drückte die Liebe den Kranz.
Freudig enteilt auf den Söller der ragenden Burg die Geliebte,
Wenn das verkündende Horn glücklicher Heimkehr erſchallt.
Sehnenden Auges durchſchweift ſie die ſchlängelnden Krümmen des Thales,
Wallend pocht ihr das Herz hoch in der ſeligen Bruſt.
Jetzt aus den ſchattigen Hallen des dunkelergrünenden Waldes
Drängt ſich der Zug hervor, prangend in feſtlichem Schmuck.
Glühend funkeln die Schilde im Hauch des entbrennenden Weſten,
Flammender Schwerter Blitz zuckt durch den wolkigen Staub.
Stolz an der Spitze der Schaar, hoch flattert im Winde der Helmbuſch,

Schnell erkennt ihn das Herz, zieht der Geliebte voran.
Wie er das Tuch erblickt, das wehende, hell auf den Zinnen,
Winkend die süße Gestalt, zärtlich mit liebendem Gruß:
Weit den Gefährten voran durchstürmt er in fliegender Eile,
Spornend das feurige Roß, brausend das grünende Feld;
Schmetternd erklingen die Hörner, mit jauchzendem Rufe des Sieges,
Rasselnd, im Waffengetön, folgt ihm die muthige Schaar. —

VIII. Der Mönch.

Aber mit welchem Gefühl aus der stillen verschlossenen Zelle
Blickt auf den stattlichen Zug einsam betrachtend der Mönch?
Ach, ihm drängt es das Herz, wenn eisengewappnete Ritter,
Muthiger Thaten erfüllt, freudig den Heerweg ziehn:
Weh', ihn umschließt auf ewig das düstre, das enge Gemäuer;

Dumpf in der müßigen Ruh fesselt ihn lebend die Gruft.
Heiliger Gott! Wohin verirrte der Schmerz sich der Seele?
Hier wäre lindernder Trost, wo Dich Gefängniß bannt!
Ha! Wenn kräftig das Leben sich regt im rüstigen Weltkampf,
Wenn sich verwegene That herrliche Preise gewinnt,
Dann schaut finster der Mönch, und es stürmt ihm wogend im Herzen,
Treibt ihn hinaus zum Kampf, aber ihn bindet der Eid.
Gramdurchdrungen zerdrückt er im Auge die quellende Thräne,
Und vor des Heilands Bild sucht er vergeblich die Ruh.
Denn ihm ruft aus dem Innersten tief eine richtende Stimme:
„Zweifelnd an eigener Kraft trägst Du die eigene Schuld?“
Langsam leert er ihn aus, den Kelch des vergifteten Lebens.
Frei, durch den Willen gelenkt, mischte er selber den Trank,

Wie ein Verzweifelnder ſich in die Fluthen vertilgend hinabſtürzt;
Grauſend erfaßt ihn der Tod, aber die Reu' iſt zu ſpät. —

IX. Die Schweſter.

Doch noch glücklich der Mann, weil er ſelbſt das Geſchick ſich bereitet;
Ihn treffe Heil oder Weh, ſein iſt Verdienſt oder Schuld.
Doch wenn freche Gewalt der Jungfrau die Feſſel geſchmiedet,
Sey es durch täuſchende Liſt, ſey es durch grauſamen Zwang,
Sie trifft ſchwer das Geſchick mit langen unendlichen Leiden;
Tag' und Nächte der Qual führen ſie langſam ins Grab.
Dennoch, ich fühl' es im Buſen, der klöſterlich züchtige Schleier
Schenkte dem frommen Gebet oft ſchon heilige Ruh.
Schüchtern verbirgt ſich die Jungfrau, vertrauend, in ſchirmender Freiſtatt
Ruh' und Schutz zu erflehn, kniet ſie an Gottes Altar;

Denn sie bedrängte das Schicksal hart mit der bittern Verfolgung;
Treulos verrieth sie der Mann, Er, dem sie liebend geglaubt.
So mit blutendem Herzen betritt sie die einsame Zelle;
Mild, mit erquickendem Trost, blickt der Erlöser sie an.
Wohl Dir, Du hoffende Seele, denn Dir ist die Ruhe gefunden!
Einmal öffnet die Brust schuldloser Liebe sich nur;
Hast Du Dich schmerzlich getäuscht, dann kann Dich das Leben nicht trösten,
Balsam der Wunde allein giebt Dir das Flehen zu Gott.
Wenn auch beklemmende Wehmuth mit bitter erinnernden Thränen
Trüb' Dir das Auge erfüllt, — Frieden erfüllt Dir das Herz.

X. Täuschung.

Doch wenn unseliger Wahn, wenn schrecklich verschwindende Täuschung
Dich in die Pforte geführt, die sich der Rückkehr verschließt,

Oder auch ſuchteſt Du hier eine hülflos verfolgte Beſchirmung,
Wenn Dich mit trügendem Netz tückiſch das Laſter umgarnt,
Und, Unglücklichſte Du, wenn nicht der Antrieb der Seele,
Wenn unerweichte Gewalt Dich mit dem Schleier verhüllt!
Dann iſt Dein Beten umſonſt. Dir lächelt die Sonne des Lebens
Nie mehr mit gütigem Strahl Frieden und Wonne ins Herz.
Einſam zählſt Du an Thränen den Schritt der langſamen Stunden,
Den keine Hoffnung beſeelt, den keine Freude beſchwingt,
Denn aus dem Meere der Zeit, das endlos ſich, wüſt vor Dir ausdehnt,
Hebt ſich kein Eiland empor, Ruhe und Glück Dir zu beut.
Ueber Dir graues Gewölk, durchſteuerſt Du dunkelnde Wogen,
Und nur die Heimath entflieht ferner und ferner dem Blick.
So webt langſam ewig daſſelbe die kommende Stunde,

Nimmerruher Nebel verhüllt schaurig das schwankende Schiff;
Nimmer aus grauender Nacht erhebt sich die Sonne des Tages,
Willenlos treibt Dich die Fluth bis Dich die Woge begräbt.
Ach, die verlöschende Zeit, die leicht alle Spuren vertilget,
Kühlt mit des Fittiges Schlag nicht Deinen brennenden Schmerz!
Denn Du kennst keine Zukunft, Du kennst keinen Wechsel der Tage;
Doch in der Zukunft Schooß schlummert die heilende Kraft.
Dir aber bleibt die Stunde, die wechselnde, ewig dieselbe,
Und eine Gegenwart nur kennt Dein verzweifelndes Herz.
Ewig wird Deinem Gram des Augenblicks flüchtige Schnelle,
Was er Dir gestern gebracht, bringt er Dir Morgen und Heut.
Ewigkeit, nenn' ich das Wort, das sterbliche Menschen zermalmet,
Und wo die Hoffnung entfloh, schwindet das Maaß aller Zeit.

An dem verſunknen Geſtirn, dem entblätterten Baum der Erinn'rung,
Zählſt Du die Nächte allein, die Du in Thränen durchwacht;
Aber kein Ziel und kein Maaß für die zahlloſen Tage des Jammers
Die Dir die Zukunft gebiert, kennt die verzweifelnde Bruſt.
Eines nur iſt, und mit ihm zerbricht das Maaß aller Zeiten.

XI. Die Liebende.

Horch, wie abendlich mild tönet des Hirten Schallmei!
Stiller das grünende Thal; aus dem ſilbernen Spiegel der Wellen
Lächelt das ſanfte Geſtirn, blaß, wie durch Thränen, mich an.
Hell klingt das Abendgeläut herauf aus dem friedlichen Dörfchen,
Nach den Beſchwerden des Tags winkt es zu ſtärkender Raſt.
Ehemals wohl ertönte auch hier auf dem mooſigen Thurme
Schauriges Glockengeläut, das zu der Hora Dich rief.

Doch nicht frendigen Sinns, wie des sorglosen Dörfchens Bewohner,
Hörte die Nonne den Klang, der zum Gebete sie mahnt.
Traurig stand sie am Fenster, verloren in düsteres Sinnen,
Schaute der Sonne nach, die hinter Bergen versank.
Was muß ihr Auge erblicken? — Den Zug der stattlichen Krieger,
Die in der Waffen Gepräng glücklicher Heimkehr sich freu'n;
Ach und Ihn, sie erkennt seine Farben, Ihn an der Spitze,
Den in verschwiegener Gluth sie ohne Hoffnung geliebt!
Rasch den Gefährten voran entstürmt er auf brausendem Rosse,
Und sie beugt sich hinaus, folgt seinem eilenden Lauf;
Ha, sie entdeckt auf dem Söller den Schimmer des weißen Gewandes,
Ahnt was das Herz ihm entflammt, — weinend verbirgt sie das Haupt.
Scheidend blickt sie noch einmal zu ihm, dem Geliebten hinüber,
Und an der Freundin Brust sieht sie den Seligen ruhn.

Heiß entſtrömen die Thränen dem matten erlöſchenden Auge,
Still vor der Mutter des Herrn kniet ſie zum brünſtigen Flehn;
Aber umſonſt; nicht Troſt, nicht Frieden erfleht ſie vom Himmel;
Und es verſtummt das Gebet, aber die Klage wird laut:
„Wohin ſeyd Ihr entſchwunden, Ihr goldenen Zeiten der Jugend?
„Wo ich in hoffender Bruſt ſelige Zukunft geträumt!
„O meine Mutter! In Dir erblickt' ich den Spiegel der Tage,
„Die ich im täuſchenden Wahn ſelig auch mir einſt verhieß.
„Wenn ich Dich, Freundliche, ſah, wie Du zärtlich, mit liebender Seele
„Dich an den Vater geſchmiegt, wenn er vom Kampfe gekehrt,
„Und wie er Dich umſchlang mit der feurigen kühnen Umarmung,
„Wenn Du den Helm ihm gelöſ't, reich ihn die Locken umwallt.
„Schüchtern nur ſtand ich von fern; Du warſt ſeiner Liebe die Nächſte,

„Spät erst drückt er den Kuß väterlich mir auf die Stirn.
„Aber den Busen erfüllte lebendige göttliche Ahnung;
„O des unnennbaren Glücks, Alles dem Einen zu seyn! —
„Als Ihn das Herz nur erkannt, den Einzigen, dem es sich weihte; —
„Glückliche Mutter! Zu Dir nimm mich hinüber, zu Dir!
„Einmal nur laß mich die Thränen am tröstenden Busen vergießen,
„So wie das weinende Kind sonst Dir im Schooße sich barg,
„Wehe! Die Hora ertönt mit schauerlich rufendem Klange.
„Bebend wank' ich hinauf zu dem erleuchteten Chor.
„Leis' aus der Tiefe der Nacht entströmen die düstern Gesänge,
„Ernst ist die traurige Pflicht, die zum Gebete mich ruft;
„Denn an den Schmerzen des Grams erliegt eine glückliche Schwester,
„Und zu der Seligen Loos weiht sie das heilige Oel.
„Himmlische Mutter Maria, erhöre mein inniges Beten!

„Ende auch mir dieſe Qual, gönne das Grab mir zum Troſt!“
Bald, in der Mitternachtsſtunde ertönte das Hallen der Glocken,
Schreckt aus dem ängſtlichen Schlaf zitternde Schweſtern empor;
Dämmernd in trüber Beleuchtung erfüllt ſich des Domes Gewölbe,
Ernſt um den Sarkophag ſchließt ſich der trauernde Chor.
Aber mit ſchmerzlichem Lächeln auf ſtillen geduldigen Zügen
Blickt ſie ſcheidend umher, ſeliger Hoffnung verklärt;
Heiter noch einmal erhebt ſie das Auge zur Mutter Maria,
Betet und ſchließt es ſanft, und ihre Seele entflieht.
Requiem aeternam dona ei Domine! —

XII. Rückblick.

Siehe, ſchon funkelt der Liebe Geſtirn in lieblicher Klarheit;
Silberner, freundlicher Stern, troſtreich leuchteſt Du mir;

Zwar, Du neigst Dich dem Westen, verlässest die einsame Erde,
Ach mein Liebesgestirn, längst schon sank es hinab!
O wie wollt' ich den Schmerz mit williger Seele ertragen,
Hätte der raubende Tod mir die Geliebte entführt!
Schweigend hegt' ich die Liebe im treuen entglühenden Herzen,
Scheu vor der holden Gestalt war meine Lippe verstummt;
Aber es flehte das Auge zu ihr mit beredterer Sprache,
Heilige Flamme der Brust glänzte im thränenden Blick.
Und sie neigte sich mild von dem hohen Altane hernieder,
Warf mir die Rose herab, die sie am Busen gehegt,
Grüßte mit zärtlichem Blick, und verschwand, eine selige Göttin. —
Ja sie verschwand, und nie hab' ich sie wieder gesehn!
Als ich den dämmernden Morgen im Garten aufs Neue begrüße,
Find' ich verödet das Haus, ach, und von ihr keine Spur!

Nächt-

Nächtlich bist Du entflohn, und es nennt uns ein dunkles Geheimniß,
Das alle Spuren verhüllt, wie ich auch spähend geforscht.
Jahre schon hab' ich die Länder der Erde suchend durchwandelt,
Deinem entfliehenden Bild, rastlos folgt' ich ihm nach:
Aber vergebens! — So kehrt' ich zurück und grüßte die Heimath;
Doch an dem eigenen Heerd fand sich der Wanderer fremd.
Ausgestorben die Freunde der Jugend, — die liebende Mutter!
Ueber die Gräber dahin rauschte der herbstliche Wind.
Und so sind sie entfloh'n, die beglückenden Träume der Kindheit;
Traurig, der Zierde beraubt, steht der entblätterte Baum.

XIII. Ermannung.

Schlummert, Ihr Lieben, denn süß! Auf schwankender Woge des Lebens
Kämpf ich noch oft mit dem Sturm, ehe die Fluth mich verschlingt.

Hier nicht wollet die Ruh' in den Klöstern befangen
den Mauern,
Denn vor dem Sturm in der Brust schützt Euch
kein müßig Gebet.
Wenn Euch die Feinde umringen mit wildem ver-
heerenden Andrang,
Rächet die Rettung allein kühn in dem muthigen
Kampf. —
Schon senkt schweigend die Nacht sich herab. Mit
dem kühlenden Flügel
Wehe sie tröstende Ruh' tief in die sorgende Brust.
Sanft umwebt sie das Haupt mit verhüllendem
Nebel des Schlummers,
Und mit der Träume Gebild mahlt sie verschwun-
denes Glück.
Mir auch sehnt sich das Herz nach des Traumes
beglückender Täuschung,
Und so verlaß ich Euch denn, Trümmer versunke-
ner Zeit!
Ernsthaft blickt Ihr mich an, und ich fühle verehren-
den Schauer;
Würdig sprachet Ihr zu mir heilig belehrendes Wort;
Denn es umschweben Euch hehr die behütenden
Geister der Vorwelt,
Warnend, wer frevelnden Sinns leicht diese Mauern
betritt.

Still an der Schwelle der Pforte empfangen sie prüfend den Wandrer,
Blicken mit Hoheit ihn an, geben ihm ernst das Geleit;
Und aus der Tiefe der Gräber im alten verfallenden Kreuzgang,
Wie von dem hohen Altar, tönt ihr ermahnendes Wort:
„Frommen Gelübden bestimmt sind die heiligen Mauern des Klosters:
„Wenn Du dem Himmel Dich weihst, findest Du hier was Du hofft.
„Doch nicht Frieden erwarte, nicht selige Freuden des Herzens;
„Wenn Du den Gott nicht gesucht, schwach nur dem Kummer entfliehst.
„Wer sich dem Himmel vermählt, er verbanne die irdische Liebe;
„Fesselt Dein Herz noch die Welt, ist es dem Himmel nicht reif.
„Glänzt in der Ferne Dir nur ein Strahl noch der dämmernden Hoffnung,
„Weil Du vom Leben noch hofft, wage auch muthig den Kampf.“

Nun, wohlan denn, zum Kampfl Lebt wohl, Ihr sinkenden Trümmer!
Nimmer auf dieses Gestein seh' ich den wandernden Fuß. —

XIV. Lohn.

Blos nur schimmern die Sterne, doch freundlich; es leuchtet zum Heimweg
Silbern erglänzend der Mond, Frieden im ruhigen Blick.
Schauerlich dunkelt der Hain, durchwandelt von bleichen Gestalten,
Still mit gespenstischem Schritt schleichen sie heimlich dahin;
Schwebend wiegen die Elfen sich leicht auf der Welle des Grases;
Zitternd im dämmernden Licht flüstert der Wipfel Geräusch. —
Sieh, hell breitet der See sich aus, eine glänzende Eb'ne,
Fern nur am äußersten Rand wolkig vom Nebel begränzt. —
Dort erblick' ich noch Licht in dem Fenster der freundlichen Hütte,

Wo ich das Mädchen gesehn, bleichend das schimmernde Garn.
Gern wird der gastliche Heerd dem wandernden Pilger bewirthen,
Ehe der Tag sich erhebt, fördert er weiter den Stab. —
Duftend vom blumigen Garten umhegt ist die zierliche Wohnung,
Höher empfindender Sinn hat diese Blüthen gepflegt! —
Horch, aus dem dunklen Gebüsch ertönen nicht liebliche Klänge?
Leise verhallt der Akkord, wie uns ein Traumbild entschwebt!
Welch' eine Stimme vernehm' ich? O Himmel! Ich lausche den Worten: —
„Ach, den Geliebten entriß schnell mir das harte Geschick;
„Laß, o Du zärtliche Mutter, am liebenden Herzen mich klagen,
„Weinend verberg' ich das Haupt Dir an der tröstenden Brust.
„Mich, die Verschwund'ne, zu suchen, verließ er die glückliche Heimath;
„Hoffend kehrt' ich zurück, — ach! und von ihm keine Spur!

„Einsam durchirrt er die Erde, vergebliche Wünsche verfolgend;
„Fern in der Fremde vielleicht deckt ihn das ruhige Grab.“ —
Aber er sank ihr zu Füßen mit strömenden Thränen der Wonne;
Nach dem unendlichen Schmerz ward ihm das selige Loos.

Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Scherz und Ernst.

Zusammengenähte Schriften

von

L. Rellstab.

Leipzig,
bei Karl Franz Köhler.

1837.

LEIH-BIBLIOTHEK
in
Düsseldorf
C. H. BEYER

Vorwort.

Ernſt und Scherz

nennen wir das Büchlein, was wir hier dem Leſer übergeben. Wollte Gott er fände nichts Neues darin: dann müßte ers nämlich ſchon geleſen haben. Weil ich aber eben vorausſetzen darf, daß er dies nicht hat, wirds ihm hier als eine Sammlung des einzeln Zerſtreuten vorgelegt. Viele ſehn ſogleich, daß ſie nur die kleinen Feſtlein meiner Berliniſch-athenienſiſchen Feuereſſizzen, die ich im Scherz und Ernſt zeichnete, unverändert erhalten. Allein wie es zu gehn pflegt, man nahm von gewiſſer Seite den Scherz ernſthaft, und den Ernſt ſcherzhaft, und mißkannte auf dieſe Art beides. Daher legte man den leichten, flatternden Blättchen aus meinen Maypen hohe Schlagbäume in den Weg, über die ſie nicht wegfliegen konnten, noch die Bäume zerbrechen; und ſo kehrten ſie um; ich wurde bitterböſe und ließ keinen Schmetterling mehr fliegen. — Damit waren Manche im Publikum — es mußten wohl meine Freunde ſeyn, — nicht zufrieden, auch mein Verleger nicht, der hoffentlich auch mein Freund iſt. Von den Leſern hatte aber einer hier, der

andere dort eins meiner fliegenden Blättchen erwiſcht, dem fehlte Anfang, jenem Ende. Einer war mitten auf der Eiſenbahn, der andere mitten im Fiſchzug hängen geblieben! Genug, ich wurde geſchoren und geplagt, und mein Verleger ſchlug mir den Wallenſtein auf, und ſagte: „Hier ſtehts; zwanzigtauſend kann ich nicht ernähren, aber ſechszigtauſend werden nicht Hungers ſterben!“ Mit einem Worte, er wollte mehr haben, ich aber nicht mehr geben; denn, wie geſagt, ich war unmuthig, und da ſey der Henker ſpaßhaft oder ernſthaft im rechten Maaße. So rief ich denn ungeduldig aus: „Da habt Ihr Alles zuſammen, den ganzen Mappenkram, werfts dem Publikum hin! Es mag ſich nun Jeder ſelbſt herausrupfen was ihm fehlt. Was aber noch Keiner gehabt hat, das ſoll auch Keiner haben, und ich ſchreibe kein Blatt Neues dazu, als höchſtens dies Vorwort!“ —

Dies iſt der Vergleich, den ich mit dem Leſer und Verleger abgeſchloſſen. Er bekommt nun ein Bändchen meiner „geſammelten Schriften,“ oder „Schriften in bunter Reihe,“ oder eine „Aehrenleſe des letzten Luſtrums meiner Arbeitsjahre,“ genug, ein Büchlein, wie ich ſelbſt und hundert andre Autoren deren in jeder Meſſe ediren, was nur beweiſt, daß die Leſer deren noch immer leſen. Das gegenwärtige weicht nur darin von den andern ab, daß es anders, oder noch bunter, oder gar nicht geordnet iſt, weil mans — es wäre auch nicht der Mühe werth geweſen, —

nicht neu abgedruckt, sondern nur zusammengeheftet.

Geht nun in die Welt, Ihr Blättchen! Weiß Gott, Ihr mögt nichts taugen, aber Ihr seid mir besonders lieb, weil man Euch, — das Publikum nicht, — so rauh zurückgewiesen! — Einzeln ließ man Euch nicht durch die Pforte; vielleicht glückts Euch besser, wenn Ihr zu Vieren kommt. Bricht ja doch jeder einzelne Pfeil leicht, aber das Bündel widersteht der Riesenkraft!

Doch es ist genug! Die Welt, — wenn ich meinen kleinen Leserkreis so nennen darf, — bekommt Euch nun, — möget Ihr der Welt bekommen!

Nochmals sage ich Euch, geht! — Hätte es nur von mir abgehangen, Ihr wäret nicht gegangen, denn ich war müde geworden, und verdrießlich, noch mehr als das — traurig, tief bekümmert!

Worüber? — Ach

„— — Mein Herz ist in dem Sarge hier beim Cäsar,
Und ich muß warten, bis es mir zurückkehrt!"

Ein deutsches verfluchtes Herz fühlt einmal zu ernsthaft: es ist eine ganz abgeschmackte Angewohnheit. Wundergut ists, und ich danke Gott dafür, daß ich das Buch, was hinter diesen Zeilen folgt, schon geschrieben habe — denn, so wie mir jetzt zu Sinne ist, könnte ichs nicht mehr schreiben.

Darum, gute Nacht, Freunde! Ich wollte es wäre Alles vorbei, und Schlafenszeit, – ſchlafen, ſchlafen! —

„Eſel, redeſt Du noch lange ſo vor, ſo ſchlafen die Leſer wahrhaftig, mach ein Ende!“ —

Hier iſt es.

Berlin, am 29. September 1837.

Der Verfaſſer.

Poſtſcriptum zum Vorwort. Haltet noch einen Augenblick! Mir fällt etwas Nothwendiges ein! Wer den Aufſatz über die Eiſenbahnen lieſt, der bedenke, daß er im Frühjahr 1836 geſchrieben iſt, ſonſt hole ihn (den Leſer, nicht den Aufſatz) der Henker! Es iſt ſeitdem Vieles geſchrieben, was ſo ausſieht, als hätte ichs hier nachgeſchrieben, wenn ichs nicht zuvor geſchrieben hätte! Damit ſage ich nicht, daß mans mir nachgeſchrieben hat, denn wer hätte mich geleſen! Aber mir ſoll doch auch Keiner das Nachſchreiben nachreden!

Inhalt.

I. Die Johanniomappe.

Rede statt der Vorrede. — Die Eisenbahnen, eine europäische Nothwendigkeit. — Wollmarkt und Wettrennen in Athen. — Theater. — Athenienſischer Streusand.
Seite 1—71.

II. Die Michaeliomappe.

Die Eisenbahnen, eine europäische Nothwendigkeit. — Kilian am dritten August. — Strahlauer Fischzug. — Specielle und generelle Kriegserklärung. — Theater-Chronik. — Der Gott und die Polizei. — Streusand. S. 75—156.

III. Die Weihnachtsmappe.

Die Eisenbahnen, eine europäische Nothwendigkeit. — Ankündigung neuer empfindsamer Reisen. — Aus einer nordischen Reise von A. v. Treskow. — Kilian am 3. August (Beschluß). — Die Zauberflöte in Athen. — Streusand. . . . . S. 159—263.

IV. Die Neujahrmappe.

1) Fibelverse. 2) Vertrauter Briefwechsel zweier Pferde. 3) Weihnachtsschau. 4) Orientalische Erzählung. 5) Welthistorischer Guckkasten. S. 3—94.

II.

Die Johannismappe.

Inhalt:

Rede ſtatt der Vorrede. — Die Eiſenbahnen, eine europäiſche Nothwendigkeit. — Wollmarkt und Wettrennen in Athen. — Theater. — Athenienſiſcher Treuſand

Rede ſtatt der Vorrede.

Theure Berliner und Athener!

So rede ich Euch denn zum erſtenmale aus Berlin über Leipzig an; allein glaubt nicht, daß auf dieſem Umwege meine Stimme verhallen werde, ſondern ſie wird vielmehr, ſo hoffe ich, vernehmlicher zu Euch dringen, wie es ja ſchon akuſtiſch ausgemacht iſt, daß der gerade Weg wenigſtens für den Schall nicht der beſte iſt, ſondern ein krummer viel förderlicher. Jedes Hör- und gute Sprachrohr beweiſet Euch das, Ehrenwertheſte!

Dennoch bleibt es hart, wenn ein Mann gezwungen iſt, krumme Wege zu gehn. Was will er aber machen, wo ihm die geraden jeden Augenblick mit einem Verhack oder ſpaniſchen Reutern verlegt ſind, ſo daß er nach langen, mühſamen Kämpfen doch ſpäter ans Ziel kommt, als auf der freilich ſehr gekrümmten Straße von Berlin über Leipzig nach Berlin und Athen?

Welcher Natur dieſe Verhacke und ſpaniſchen Reuter ſind, kann ich Euch hier nicht öffentlich ſagen, Berliner; doch privatim erfahrt Ihr es gewiß — wenn Ihr mich fragt, und es ſollte mir ſogar ſehr lieb ſeyn. Viel aber

gäbe ich darum, wenn Ihrs schon in den verwichenen anderthalb Jahren errathen hättet, damit es mir nicht als ästhetische Schuld aufgebürdet würde, daß so oft Scherze, die ich in Berlin und Athen ausstreute, ohne Pointe blieben: das Blatt plötzlich verdünnt und verlangert erschien, wie eine Bouillon, die fünf Minuten vorm Anrichten für verdoppelte Gäste präparirt wird: manche Artikel in der Mitte eine logische Lücke hatten, als sey ein Stück herausgefallen, und oft gerade das, worin Herz und Seele saßen: andre hinten kurz abgebrochen waren, daß sie das Ansehn eines Degengriffs ohne Klinge bekamen, ihnen folglich auch die Spitze fehlte! Dergleichen aber bringt einen Redakteur von Point d'Honneur in Harnisch, Berliner. Und das war Alles noch nichts, gegen das Unheil, was ich Euch sogleich schildern werde. Zuerst eine Frage: Werdet Ihr Euch vorstellen können, wie einem Vater zu Sinnen seyn muß, der seine Kinderchen, so schön er sie hat, der eleganten Welt Athens und Berlins zeigen möcht:, und sie dazu auch aufs sauberste herausputzt, dann aber das Elend erleben muß, wie durch ein unseliges Verhängniß fast keines unversehrt und ohne Makel unter die Leute kommt, oft nicht einmal das artigste und unschuldigste? Dies Geschick, Athener, erlebte ich armer Vater! Diesem Töchterchen wurde ein großer Dintenklecks mitten aufs weiße Kleidchen gemacht, jenem die blonden, fliegenden, freilich etwas muthwilligen Löckchen mit unbarmherziger Scheere glatt abgestutzt, daß nichts fehlte, als das härene Gewand, um aus dem

munterſten Kinde eine Schweſter der heiligen Barbara zu machen; ein Drittes hatte Flügelchen wie ein Amorino — ſie wunden ihm abgebunden, daß das Blut herunterlief, und das arme Ding jämmerlich am Boden zappelte, ſtatt luſtig vor Euch umherzuflattern, Athener — ach und das war noch das mildeſte Schickſal, das ſie traf! Einigen wurden die hellen Augen der Wahrheit geblendet (weil ſie allerdings bisweilen zu tief in verhüllte Dinge blicken wollten), andern die Naſe der Weisheit (wobei freilich vielleicht etwas harmloſe Naſeweisheit mit in die Welt ſchlüpfen wollte) mitten aus dem Geſicht geſchnitten, noch andern das redliche Herz geradezu ausgeriſſen — es verſteht ſich, daß meins daran hängen blieb — kurz es widerfuhr ihnen unausſprechliches Elend!

Und woran lag das? Wahrlich nicht an der Tücke eines Menſchen, ſondern nur an der eines böſen Geiſtes, eines Kobolds, welcher durch allerlei teufliſche Zauberkünſte meine armen Kinder bei ſonſt guten, trefflichen Leuten in Verdacht brachte, und die hölliſche Argliſt gebrauchte, ſobald die kleinen Dingerchen ins Freie wollten, ein unſichtbares, doch täuſchendes Glas darüber zu halten, wodurch ſie denen, die ſie betrachteten, als kleine Teufelsbraten, ja als wahre Ungeheuer erſchienen. Hatte einmal dieſer arge Kobold ſeine Tücke verſäumt, oder war ſie ihm mißlungen, ſo daß meine Kinderchen in unverfälſchtem Lichte daſtanden, ſo durften ſelbſt recht vorwitzige und muthwillige ungefähr-

det in die Thore Berlins und Athens einpaſſiren, und ich hatte meine Freude daran, wie Ihr Euch darüber freutet, Athener!

Doch Ihr ſahet nur die lebendigen und geſunden; ich hatte zu Haus die Leichenkammer und das Lazareth. — — Manches, was nur ſcheintodt iſt, und aus reinem Schreck noch ſtarr daliegt, könnte ich wieder wecken, — doch „laßt die Todten ruhn!“ ſoll mein Wahlſpruch ſeyn, und ſomit will ich auch gar keine Klagen weiter führen, ſondern vergeben und vergeſſen ſeyn laſſen, was geſchah.

Aus Berlin und Athen war der Kobold nicht zu vertreiben, und er macht dort noch immer den wohlwollendſten Männern argen Spuk vor; denn er iſt ein Haus- oder Ortskobold, und behauptet ſein Territorium. Ich weiß aber gewiß, daß die Leipziger Luft ihm durchaus nicht bekommt, und er dort niemals heimiſch werden wird, ſelbſt wenn er es auch einmal wagen ſollte, zur Meſſe dahin zu reiſen. Darum Athener, riß ich meine Stadt auf hieſigem Grund und Boden ein, und verpflanzte ſie nach Leipzig. Mich hat zwar kein Orakel dies geheißen, und mir wie dem Themiſtokles zugerufen „Vertheidigt Euch hinter hölzernen Mauern“, allein ich glaube doch einem göttlichen Wink zu gehorchen.

Nach meiner Auswandrung bleibe ich aber wer ich war, ein Berlino-Athenienſer, ſo gut wie die nach Italien verpflanzten helleniſchen Stämme, Griechen blieben, und griechiſche Städte an auſoniſchen Küſten erbauten.

Ich schwatze aber so ins Blaue hinein, Athener, daß Ihr mich unmöglich verstanden haben konnt, etwas, das ich um so leichter vermuthe, als ich eben beim Durchsehen meiner Rede bis hieher inne werde, daß ich mich selbst nicht mehr verstand, und eigentlich gar nicht weiß, was ich gesagt habe, sondern nur, was ich sagen wollte. Es geht aber mehreren Leuten, ja den meisten so, und damit tröste ich mich und Euch, Freunde. —

Und um so leichter, als ich jetzt eben und glatt weg zu Euch reden kann. Denen von Euch, die schon meine Bürger waren, d. h. mich lasen, sage ich nichts weiter, als daß meine Verfassung ganz die alte bleibt, die Veränderungen ausgenommen, die durch die Entfernung der Druckerpresse vom Schreibtisch unvermeidlich werden. Ihr bekommt daher Berlin und Athen nicht mehr auf Blättern abgebildet, sondern in Heften, und leset somit Manches freilich etwas später als ichs schrieb. Dies hat Nachtheile, ich geb es zu, aber auch Vortheile. Das bonmot des Augenblicks, wozu die lebendige Gegenwart des Ereignisses gehört, fällt weg; eine leichte Thorheit, die heut begangen wird, muß morgen belacht werden, übermorgen ist sie vergessen. Aus diesem Nachtheil entspringt aber der Vortheil von selbst, nämlich, daß die kleinen, unbedeutenden Lokal-Ereignisse nicht mehr einen so breiten Raum einnehmen, sondern das Blatt — um einmal ohne Metapher zu reden — noch mehr mit den nachhaltigeren Stoffen beschäftigen kann. Dadurch wird das Element des Scherzes und der Ironie über die Un-

weſentlichkeiten der Gegenwart nicht ausgeſchloſſen, ſondern nur allgemeiner gemacht, aus der engen Lokalbeſchränkung auf ein breiteres Territorium verpflanzt. Denn die Thorheit, die hier zur Baſis des Scherzes dienen ſoll, iſt zwar täglich eine neue, aber auch immer die alte, und Ariſtophanes, Horaz, Shakeſpear fanden dieſelben Elemente der Satyre im Volksleben, die wir heut antreffen; gäbe nur der Himmel, daß wir ſie mit denſelben ſcharfen und luſtig blitzenden Waffen anzugreifen verſtänden!

Hätte Horaz jede Woche eine Satyre oder Epiſtel ſchreiben ſollen, ſie wären auch matter ausgefallen. Die Thorheit der Römer ſtand zwar täglich auf dem Forum feil, allein der Moment ſie in ſatyriſchen Spiegelbildern aufzufaſſen, bedarf eines geiſtigen Sonnenſcheins, eines **Apollinis propitii.** Ihn muß man nicht ſuchen, ſondern finden; es heißt zwar „Suchet, ſo werdet Ihr finden", und auch das iſt wahr, allein jedes Suchen ſetzt voraus, daß man eine Zeit lang nicht findet, und in dieſer Zeit befindet ſich jeder, der nach dem Glockenſchlag fertig ſeyn muß, wie ein Tagsblattſchreiber, nur gar zu oft. Dieſe Laſt wird mich und folglich Euch, nicht mehr quälen, Athener! Denn die gegenwärtigen Hefte binden ſich nicht an beſtimmte Perioden. Sie erſcheinen, wenn Stoff, Zeit, Luſt, in geiſtiger Conſtellation ſtehn; daher werden ſie auch jedes für ſich ſelbſtſtändig ſeyn, und begonnene Aufſätze nur in ſolcher Art abbrechen, daß die

Glieder an sich leben können, wenngleich sie ihren höheren Organismus erst im zweiten Leben eines zweiten Heftes empfangen. So sind z. B. hier die Gedanken über die Eisenbahnen abgebrochen, und der zweite Abschnitt, der die höheren Resultate dieser Erfindung beleuchten wird, soll erst im nächsten Heft folgen. — Ein solches Abbrechen ist schon der Nachdrucker wegen nöthig, die in Frankfurt a. M. (das Beiblatt der fürstlich Thurn und Taxisschen Oberpostamtszeitung z. B.) und an andern Orten, zur Schande Deutschlands ihr Unwesen treiben, und oft, weil diese Blätter nicht auf Buchhändlerwegen, sondern durch die Posten versandt werden, schneller mit der entwendeten Waare ins Publikum kommen, als die rechtmäßigen Besitzer. Da der Dieb auch wohlfeiler seyn kann als der Producent, so steht der letztere natürlich zu sehr im Nachtheil, und muß, bis Gesetze ihn schützen — worauf leider seit dem Segen verheißenen Rettungsjahr 1815 vergeblich gehofft und gedrungen wird — sich durch Gewandheit und List gegen dieses Faustrecht vertheidigen.

Doch ich [illegible] Abbrechen wird von der Art seyn, daß der Leser nicht unzufrieden damit ist, sondern Lust auf das folgende Heft dadurch gewinnen soll, ohne [illegible] Der Regent von [illegible] gut, daß er dadurch dem [illegible] hinterlistigen Stilets nicht [illegible] allein, er kann den

Thäter doch beſſer ſignaliſiren, und ihm einige Vortheile abringen.

Aus dem, was ich Euch hier geſagt habe, Theure, geht hervor, daß mein fliegendes Journal, wie es ſich jetzt vor Euch niedergelaſſen, zwar zum Theil für Euch Berliner ſpeziell eingerichtet ſeyn wird, hauptſächlich aber für die ſorgt, welche auch zugleich Athenienſer ſind, die mir bekanntlich als Repräſentanten des allgemeinen Kunſt-, Schönheit- und Fröhlichkeitsſinnes gelten. Dieſen trau ich Euch, Berliner, aber ſämmtlich zu, und deshalb werdet Ihr nichts einbüßen. Auch ſoll, was in Eurer Stadt der Mühe werth iſt, vier Wochen behalten zu werden, hier gewiß ſeine Stelle finden, und es wird uns Ernſt und Scherz darüber leichter werden als ſonſt, wo die zu nahe Gegenwart, aller andern Hinderniſſe nicht zu gedenken, oft Feſſeln anlegte.

Das wäre, was ich Euch in dieſer Vorrede zu ſagen hätte, das andere muß Euch dies erſte fliegende Heft lehren. Jetzt wende ich mich ſchließlich an Euch Ihr Schutzpatrone Athens und Berlins, Pallas Athene und der Bär des Berliner Stadtwappens!

Pallas! Göttin der Weisheit, gieb uns dieſe, aber keine Naſe dazu! Beſchützerin Athens, verleihe uns die Gaben der Athenienſer, ihren tiefen Ernſt, ihren leichten Spott, ihre reizende Grazie, — ach, und wenn Du es vermagſt, ihre Freiheit! Wir baten Dich einſt um einen Solon, einen Sophokles

und Aristophanes, oder etliche der Gattung, zu Mitarbeitern. Du hast sie uns nicht gegeben! Aber vielleicht bleibt Dir ein Xenophon und ein Lucian übrig, die uns bisweilen aushelfen könnten! Laß Deine Eule uns nahe seyn, damit sie mit hellen Augen durch die Nacht des Irrthums spähe, und vagabundirendes Nachtgevögel (Nachdrucker, feile Journalisten und sonstiges Gewürme) mit scharfen Zangen und krummem Schnabel vertilge. Decke uns Göttin mit der Aegis gegen widerrechtliche Gewalt und feige Hinterlist, und steh uns bei im Kampfe gegen alle Barbaren in Kunst, Wissen, Handeln und Genießen! Und Du tapferer, zottiger Freund, sey gleichfalls unser redlicher Bundesgenosse! Als direkter Mitarbeiter wollen wir Dich nicht gerade anstellen, und wir verlangen weder Sonette noch satyrische Epigramme von Dir, noch selbst Du dem schlafenden Recensenten die Flügel [illegible], denn das, Guter, sind Geschäfte, zu denen Du so wenig taugst, wie zu diplomatischen. Aber Freund, Du kannst viel Nützliches! Erstlich brummen! Eine unschätzbare Eigenschaft! Es giebt zu Vieles, über das man brummen muß! Brumme denn über kleine Unordnungen, als launige Sängerinnen, erkrankte Schauspieler, nachlässige Aufführungen, [illegible] Recensionen, ewige Abänderungen im Theater, unaufmerksames Publikum, schlechtes Straßenpflaster, langsame Droschken, Staub im [illegible] [illegible] — [illegible] brumme besonders [illegible] Aber brülle,

ſtarkes Thier, brülle laut, wo giftige Bosheit, ränke-ſpinnende Hinterliſt, im Schutz vornehmer, durch Kriechen, Schmeicheln, und noch ſchimpflichere Dinge gewonnener Gönner den Sieg über deutſche Rechtlichkeit davon trägt; brülle, wo edle Kunſt durch hochfahrende Thorheit gemißhandelt wird, brülle, wenn man die Muſe mit Ochſen, Pferden und Hunden auf den Markt fährt und feil bietet, brülle, wenn verhüllte Bosheit und Niedrigkeit offene Redlichkeit, Wahrheit und erhabne Schönheit mit Gift und Gaſſenkoth der Verläumdung verfolgen, brülle Bär, fletſche die Zähne, hebe die Tatzen, und kennſt Du die Thäter, ſo packe und zerreiße das Geſindel, wenn ihm damit nicht zu viel Ehre geſchieht.

Dies thut, o Pallas und Petz! Für das andre wollen wir ſelbſt nach Kräften ſorgen, wenn Gunſt und Nachſicht unſrer Leſer uns ſo freundlich ermuntern wie bisher.

Berlin und Athen, am 30. Juni 1836.

Die

Eisenbahnen eine Nothwendigkeit.

Keinen glücklicheren Gegenstand für die Eröffnung der dritten Lebensperiode dieser Zeitschrift wüßte ich aufzufinden, als den, welchen die Ueberschrift dieses Aufsatzes bezeichnet, in der sich zugleich meine ganze Ansicht über diesen vielbesprochenen, reichen Stoff zusammendrängt. Ich will versuchen, freilich mehr aphoristisch als systematisch, mehr muthmaßend als behauptend, sie näher zu entwickeln.

Zuvörderst dürfte man fragen, wie ein Schriftsteller, der sich der Welt durch nichts anderes bekannt gemacht hat, als durch einige Romane, Dramen, Novellen, Kritiken und Scherze, zu dem Beruf kommt, über einen der wichtigsten Gegenstände der Technik, der Industrie, des Verkehrs, der Staatsverwaltung im umfassendsten Sinne, zu schreiben? Ich werde nicht mit der Lüge antworten, daß ich mich im Stillen viel mit diesen Gegenständen beschäftigt, manches gelesen, darin gearbeitet habe; nein ich nenne [illegible] wie jeder Ver-

nünftige durch dieſe wichtigſten Lebens-Elemente allgemein hin zum Denken angeregt wird, darf ich nicht erſt ausſprechen. Ich ſage nicht: **Cogito ergo sum**, ſondern: **Sum ergo cogito.**

Ich werde natürlich nicht auf techniſche Fragen, auf finanzielle Erörterungen über den unmittelbaren Ertrag der Eiſenbahnen eingehen; um ſo weniger, als bis jetzt die Berechnungen der erfahrenſten und ſcharfſichtigſten Sachkundigen ſich darin als völlig unſicher und durch den Erfolg oft um das Drei- und Sechsfache verändert, gezeigt haben. Alles, worauf man bis jetzt fußen konnte, ſind die Reſultate der Erfahrung, und dieſe erſtrecken ſich wenigſtens, was Europa anlangt, (und bei Amerika muß man wieder ganz andere Maaßſtäbe anlegen, die auf Europa gar nicht paſſen) nur auf einige ſo unbedeutende Punkte, bei denen ſich die Reſultate noch ſo verändern müſſen, zumal wenn andere Eiſenbahnen mit ihnen in Verbindung treten, daß eigentlich das Geſchehene uns noch gar keine Baſis gewährt. So ſteht alſo im Grunde der Unterrichtetſte, der Sachkundigſte noch auf keiner andern Stufe als der, welcher nur die allgemeinen Ergebniſſe und Erſcheinungen auf dieſem neuen, unermeßlichen Gebiet aufgefaßt hat. Außerdem knüpft ſich an die äußere Geſtalt jeder Erfindung, jedes Fortſchrittes, ein geiſtiges Element, welches ganz allgemein zugänglich iſt. Wenn zur Zeit der Erfindung des Schießpulvers, der Buchdruckerkunſt, des Compaſſes jemand über die Wichtigkeit, über die

möglichen, wahrscheinlichen, nothwendigen Folgen dieser Erfindungen geschrieben hätte, der weder Soldat noch Gelehrter noch Seemann gewesen wäre, sondern etwa nur ein vernünftiger, einsichtsvoller Kaufmann: würde man es jetzt für befremdlich halten? Würde man glauben, daß der tapfere Führer einer Schaar von Landsknechten damals scharfsinniger über die künftige noch im Schooß der Jahrhunderte schlummernde Kriegskunst eines Friedrich und Napoleon geurtheilt hätte, als der Bürger, der nur beim Armbrustschießen die Waffe führte, doch aber im Allgemeinen wußte, was ein Schwerthieb und ein Lanzenstich für Kraft fordern? Kriegsmann und friedlicher Bewohner der Städte hatten wohl einen ziemlich gleich weiten oder beschränkten Gesichtskreis über das, was nach Erfindung des Pulvers aufhören würde; sogar ein berühmter Feldherr wußte nichts auf seine Kanonen zu schreiben als die eben so wahre als falsche Behauptung: C'est fait de la valeur. Was da kommen sollte, war weniger durch technische Kenntnisse, als durch einen lebhaften Blick und die Kraft der Phantasie, sich die Welt auch anders gestaltet denken zu können als auf den bisherigen Grundlagen, zu erkennen. — Ich muß es nun freilich dahin gestellt seyn lassen, ob man mir den Beruf zuerkennen will, über die große Erfindung unserer Zeit zu schreiben, oder ob man mein Beginnen für Anmaßung hält; allein ich glaube ihn freilich nur in einem bestimmten Sinne zu haben, und muß diesen [illegible]. Die innere Veranlassung

dazu ſtammt aus der Sache ſelbſt; die äußere war die, daß ich, im Verhältniß zu vielen meiner norddeutſchen Landsleute, einer der erſten war, welche eine Eiſenbahn und ihre nächſten Wirkungen (zwiſchen Brüſſel und Mecheln) aus eigener Anſchauung kennen lernten. Muth zur günſtigen Aufnahme meines Verſuchs darf ich vielleicht aus dem Umſtande ſchöpfen, daß die rein beſchreibende Darſtellung, welche ich damals von jener Eiſenbahn in den Berliner Zeitungen abdrucken ließ, die Runde durch einen großen Theil deutſcher Blätter und Journale machte, weil ſie die erſte war, welche dem, der die Eiſenbahnen nicht ſelbſt geſehen hatte, die Erſcheinungen dabei, die die meiſten Fragen und Erkundigungen veranlaſſen, genügend anſchaulich machte. Einige andere Kleinigkeiten, die ich, theils ſcherzend, theils ernſt, über denſelben Gegenſtand geſchrieben, fanden ebenfalls Anklang, ſelbſt bei ſachverſtändigen Männern: ſo will ich mich denn der Hoffnung hingeben, daß die nachfolgenden Reſultate längeren Betrachtens und Erwägens über den hochwichtigen Gegenſtand auch eine freundliche Aufnahme finden werden; und in dieſer ermuthigenden Zuverſicht hoffe ich Kraft für ein vollkommneres Gelingen zu ſchöpfen.

Mir däucht, daß man nur dann aus einem richtigen Standpunkte über die allgemeinen Folgen und die Bedeutung der Eiſenbahnen ſchreiben kann, wenn man vorläufig annimmt, daß die bedeutenderen Punkte des Verkehrs in Europa ſchon durch dieſelben verknüpft ſeyen.

Die nähere oder weitere Ferne dieſes Zeitpunktes kommt dabei nicht in Betracht, ſondern nur der Umſtand, ob bei einer ſolchen Geſtaltung der Welt ſich ſo wichtige Vortheile heraus ſtellen, daß man Hand an die Anfänge dazu legen müſſe. Ich behaupte, ja. Das Weſen der Eiſenbahnen iſt eine Zuſammenziehung des Raumes für den Verkehr durch eine außerordentliche Verkürzung der Zeit und Erhöhung der Kraft bei allen Transporten, zugleich mit einer höchſt bedeutenden Verminderung der Koſten. Nach den Erfahrungen, die man an einzelnen Strecken machen konnte, die aber freilich für größere Ausdehnungen nicht zur beſtimmten Grundlage gemacht werden können, tritt ungefähr eine verſechsfachte Schnelligkeit gegen die Fortſchaffung durch Pferdekräfte, damit zugleich ein auf den ſechsten Theil verminderter Betrag der Koſten, und eine, wir möchten ſagen, ins Unermeßliche geſteigerte Möglichkeit, die gleichzeitig fortzuſchaffenden Laſten zu vergrößern, ein. Dies ſind wenigſtens die Erfahrungsſätze, welche die Eiſenbahn von Mecheln nach Brüſſel gewährt hat. Denn die Zeit, welche die Diligence braucht, beträgt drei Stunden, ihr mittlerer Preis drei Francs, die Möglichkeit der Fortſchaffung (für 4 Pferde) erſtreckt ſich etwa auf ſechszehn bis ſiebzehn Perſonen und vielleicht eben ſo viel Centner Laſt; auf der Eiſenbahn beträgt die Zeit eine halbe Stunde, alſo ein Sechstheil, der Preis zwar für den letzten verhältnißmäßig

aber eben ſo guten Platz einen halben Frank, die Möglichkeit der gleichzeitigen Fortſchaffung, iſt gar in kein beſtimmtes Verhältniß zu ſtellen, allein annähernd kann man ſich doch wohl Begriffe darüber bilden, wenn man weiß, daß der Transport von zwei, dreihundert Perſonen zugleich etwas ganz Gewöhnliches iſt, in einem außerordentlichen Falle aber und mit angeſtrengterer Kraft der Maſchine 800 Perſonen! noch um fünf bis ſieben Minuten ſchneller fortgeſchafft wurden. Dabei muß man noch bedenken: daß einmal ſich zu dieſer Schnelligkeit des Verkehrs die größte Bequemlichkeit fügt, indem die Erſchütterung ſo gering iſt, daß man dabei ſchreiben kann, daß kein Staub, ja kaum die Hitze uns beläſtigt (wegen des kühlenden Luftzuges): daß zweitens alle techniſchen Erfahrungen auf dieſem Gebiete noch in der Wiege liegen, der Bau der Dampfmaſchinen täglich Fortſchritte macht, mithin Kraft und Schnelligkeit wahrſcheinlich noch bedeutend wachſen, und die Koſten ſich vermindern werden. Doch laſſen wir alles Problematiſche, ſondern bleiben bei dem Faktiſchen ſtehn, daß durch die Exiſtenz der Eiſenbahnen dieſe ungeheure Beſchleunigung und Vervielfältigung des Verkehrs möglich wird, ſtellen wir uns lebhaft vor, was eine ſolche Verkehrs-Vervielfältigung für Reſultate haben muß, ſetzen wir ferner voraus, daß die Ausführung von Eiſenbahnanlagen möglich ſey, — und fragen wir uns dann, ob dieſelben eine Nothwendigkeit für

den jetzigen Zustand der Gesellschaft sind, so muß diese Frage unbedingt mit Ja beantwortet werden.

Es ist daher meiner Meinung nach ganz falsch, wenigstens höchst einseitig, bei der Anlage einer Eisenbahn davon zu sprechen, ob das Personen- und Frachtgeld die Kosten decken werde. Dies mag für die Unternehmer das Wichtigste seyn; für die Sache selbst aber ist es ein Nebenumstand, und es kommt nur darauf an, ob die Punkte, die die Bahn verbindet, durch die Belebung ihres Verkehrs so wesentliche Vortheile darbiete, daß die Anlage gerechtfertigt wird. Dies möchte (wollen wir einmal gegen unsere Ueberzeugung annehmen) zwischen zwei isolirten Punkten, wie etwa Leipzig und Dresden zweifelhaft seyn; allein es wird schon über alle Zweifel erhoben, wenn sich die Kette verlängert, und z. B. Frankfurt, Leipzig, Dresden, Prag, Wien deren Hauptglieder bilden, vollends aber, wenn man annimmt, daß das Eisenstraßensystem sich durch ganz Europa ziehe *). Eisenbahnen müssen also durchaus nicht als ein einzelnes Ertrag gebendes Geschäft, sondern als ein Mittel, das dem ganzen Zustand der Gesellschaft unerschöpfliche Vortheile und Annehmlichkeiten gewährt, betrachtet werden, und man muß sie daher anlegen, auch wenn sie unmittelbare Kosten verursachen. Wenden wir denn nicht Kosten auf alles, was das Leben

*) Hier tritt Wallensteins Grundsatz ein: 20000 kann ich nicht [illegible] werden nicht umkommen.

bequemer, reicher, angenehmer macht? Giebt Straßenpflaster in großen Städten, geben Laternen, ja geben die meisten Kanäle und Chauſſeen einen unmittelbaren Ertrag? Welcher Staat hat je daran gedacht, einen Kanal zu bauen, um ſich durch die Schleuſenabgabe zu bereichern? Welcher baut Chauſſeen, um vom Chauſſeegeld zu leben? In Frankreich zahlt man gar kein Chauſſeegeld, in Baiern nur der Fremde ein Abfindungsquantum, der Bewohner gar nichts. Warum? Weil es Einrichtungen zur Verbeſſerung des allgemeinen Zuſtandes ſind. Und wie viel größer, umfaſſender, iſt die Wirkung, welche die Eiſenbahnen erzeugen müſſen, gegen die der Chauſſeen?

Europa mit einem Netz von Eiſenbahnen durchzogen, wird auf einen ſechsunddreißigfach verringerten Quadrat-Raum gebracht. Die Rechnung iſt mathematiſch richtig, denn die Eiſenbahn reducirt die Längen auf ein Sechstheil, mithin die Flächen auf das Quadrat davon. Dieſes auf den ſechsunddreißigſten Theil des Flächenraums gebrachte Europa bietet nun auf demſelben dennoch alle ſeine Schönheiten, Reichthümer und Lebensvortheile zuſammengedrängt dar. Es gleicht plötzlich einem Raum wie etwa Deutſchland (denn das Meer muß bei dieſer Flächenreduktion bis zu einer billigen Arrondirungsgrenze mit in Anſchlag gebracht werden), auf dem aber der ganze Süden und Norden mit ſeinen verſchiedengeſtaltigen Reichthümern und Vortheilen repräſentirt wird. Es

ist ein Land, in dem sich Englands Kunstfleiß, seine mächtige Betriebsamkeit, seine unübersehbaren Handelsschätze, die erhabene kolossale Natur und Wildheit des Nordens, die üppige Schönheit und Produktionskraft des Südens, Deutschlands reiche gesunde Gauen, Frankreichs heitere, vom lebendigsten Verkehr und der fröhlichsten Lebensanschauung bewegte Städte, eng nachbarlich paaren. Es ist ein Land, wo die Getreidefelder Mittel-Europa's, die holzreichen Waldungen Schwedens und Norwegens, die blühenden Weinberge des Rheins, der Champagne, Languedocs, Mallagas und Calabriens, neben einander gedeihen; ein Land, wo der nordische gewürzige Apfel, die Pflaume und duftende Erd- und Heidelbeere sich eben so reich und leicht erzeugt als die Traube, Pfirsich, Ananas und Orange, ein Land, dessen Küsten aus seiner Mitte längstens in wenigen Tagen, oft in Stunden, auf die behaglichste und sechsfach minder kostbare Weise als bisher, erreichbar, von den brausenden Fluthen der Nordsee, von dem Gletschertreibenden Eismeer, vom schwarzen und atlantischen Ocean und von den lauen Wellen des mittelländischen Meeres bespült werden. — Welch ein Zauberland! Wo auf der Erde fände man es? — Die dem Menschen inwohnende Kraft der Erfindsamkeit und des Betriebs hat es durch die Eisenbahn geschaffen, und dadurch die Gaben der Natur in einem Grade potenzirt, wie er zuvor noch niemals dagewesen ist. — Träume, dichterische Phantasieen, Hirngespinnste, wird man ausrufen! Ich

aber behaupte nein; es ſind nicht die nächſten, aber auch bei weitem nicht überentfernte Früchte, die uns hier im Schoße der Zeit reifen.

Manche Dinge ſind zu gewaltig in ihren Folgen, als daß man ſo ſchnell an dieſe glauben könnte; wer will ſie aber deshalb läugnen? Wer will die Möglichkeit abweiſen, daß, wenn das gebildete Europa ſich von dieſer Anſicht durchdringt, die Kräfte vorhanden ſind, das Ziel zu erreichen? — Und es wird leicht ſeyn, dahin zu gelangen; ja ich behaupte, wenn in dem ernſten, eifrigen, ſolcher Verkehrmittel am bedürftigſten und fähigſten Deutſchland *) nur erſt einige größere Anfangsſchritte gelungen ſind — und ſie werden gelingen, und namentlich iſt die Eiſenbahn von Dresden nach Leipzig der feſteſte Anker meiner Hoffnung — ſo werden die folgenden mit ſo reißender Schnelligkeit, ſo geſpanntem Eifer geſchehn, daß die Kühnſten in ihren Hoffnungen darüber erſtaunen müſſen.

Ich kehre jetzt von dieſen in die Zukunft vorausgreifenden Betrachtungen und Annahmen zurück, um mich mit der Gegenwart, mit dem was wirklich ſchon vorhanden iſt, oder binnen Kurzem vorhanden ſeyn wird, zu beſchäftigen.

---

*) Ich werde im zweiten Theil dieſer Abhandlung dieſe Behauptung rechtfertigen, und zeigen, weshalb in England und Holland das Bedürfniß nicht ſo dringend gefühlt wird, die Folgen nicht ſo umgeſtaltend ſeyn können, ja die Anlage von Eiſenbahnen ſehr viel ſchwerer iſt als bei uns.

Dabei habe ich zuerst einige Worte zu den Zweiflern und Gegnern der Eisenbahnen zu sprechen, ihre Einwürfe und Aufstellungen zu beantworten. Die meisten derselben sind so trivial, entbehren so der Auffassung der Idee dieser und jeder umgestaltenden Erfindung überhaupt. Kleben so am Alten, begreifen so gar nicht, daß wenn man aufhört auf dem Boden zu kriechen und statt dessen fliegt, man nicht alle seine Anschauungen aus dem Zustande des Kriechens hernehmen darf, um sie dem Fliegen als Hindernisse darzustellen: daß es mir fast widersteht, mich auf diese Art der Einwürfe einzulassen. Indessen sie werden gemacht, werden häufig gemacht, und somit muß man sie denn in ihrer Nichtigkeit darzustellen suchen.

Der erste und seichteste ist der, von dem Verlust der Capitalien, die in den Chausseen stecken, von dem Schaden, der den Posten, Fuhrleuten und Pferdebesitzern in der Vernichtung ihres Treibens und Entwerthung ihres Besitzes durch Anlegung von Eisenbahnen zugefügt werden würde, zu sprechen.

Zuerst die Capitalien in den Chausseen. An vielen Orten hört man es besonders bedauern, daß die neuerlichst erst hineingesteckten Summen nun verloren seyn sollten. Wären sie denn aber weniger verloren, wenn die Chausseen älter wären? Wenn durch Hinzufügung der Summen für die Eisenbahnen Vortheile erreicht werden, welche die Vortheile der Chausseen zehnfach überwiegen, soll man darum jene größeren Vortheile

nicht genießen? Reducirt den Fall doch auf ein Analogon. Hans hat einen Hund gekauft, um ſeinen Milchkarren nach der Stadt zu ziehn; er findet aber ſo viel Abnehmer, daß er ein Pferd braucht, um dem Bedürfniß zu genügen. Soll er denn ſeinen Handel lieber kümmerlich forttreiben, weil die Ausgabe für den Hund unnütz wird, und den verzehnfachten Vortheil nicht genießen, oder ihn, was gewiß geſchehn wird, ſeinem klügeren Nachbar überlaſſen? Aber freilich die Sache ſteht anders. Hans iſt der Amtmann des Dorfes, er hat den Hund gekauft; einige ſeiner Bauern wollen das Pferd kaufen und ihre Milch wohlfeiler, in größerer Maſſe und ſchneller zu Markt bringen; dabei können Hans und Hund nicht beſtehn, folglich hindert es Hans von Amtswegen, denn er iſt zu beſchränkt oder zu verzagt, um ſelbſt die Speculation mit dem Pferde zu machen. Hans iſt der Name, den wir manchem Staat geben möchten; damit er ſeine Pfennige, die er aus Dummheit oder Trägheit nicht in Goldſtücke verwandeln will, nicht einbüße, ſollen andere den unendlich größeren Vortheil auch nicht haben. Doch die Bauern werden, wenn ſie ihre Nachbarn im nächſten Dorf reich werden ſehen, den Hans und ſeinen Hund bald andern Sinnes machen!

Werden denn aber die Chauſſeen unnütz ſeyn, durch Anlagen von Eiſenbahnen? Nur in wenigen Fällen, nur da, wo ſehr lange Strecken mit Parallelbahnen vorkommen; außerdem möchten wir behaupten, müſſen die Chauſſeen nach Anlage der Eiſenbahnen noch häufiger und

nothwendiger werden, allein Transversalchausseen: dies werden wir gleich weiter unten näher ausführen.

Der Verlust der Posten gehört in eine Kategorie mit dem der Chausseen. Wollen die Posten nicht mit der Zeit fortgehen, wollen sie die Briefe acht Tage gehen lassen, wenn die Reisenden auf der Eisenbahn einen Tag brauchen, so müssen sie freilich verlieren; sie verdienen es aber auch vollkommen, in dieser Stupidität zu Grunde zu gehen. Wer hindert sie aber, statt jetzt Contracte mit Posthaltern ꝛc. zu haben, welche die Pferde stellen müssen, künftig Contracte mit Eisenbahnunternehmern zu machen, falls sie nicht Einsicht genug haben selbst die Unternehmer zu seyn? Das aber sollten sie. Die preußische Seehandlung*) hat 12 Millionen Capital auf ihre Chausseebauten aufgenommen; sie erklärt, daß sie die Hauptstraßen Preußens mit Eisenbahnen versehen will, und sie wird auf der Stelle hundert Millionen finden, für die sie nach den bisherigen Durchschnittssätzen tausend Meilen Eisenbahnen bauen kann. Der Chaussee- und Eisenbahnbau hängt aber mit dem Postwesen so innig zusammen, daß er kaum davon getrennt werden kann; die Post-

*) Ein Staats-Institut, welches in seinen wesentlichen Einrichtungen den Staat selbst in der Art repräsentirt, daß alle Unternehmungen desselben, Anleihen, Speculationen, ꝛc. als Staats-Unternehmungen, mithin ganz auf den öffentlichen Credit gestützt, zu betrachten sind.

Verwaltung in allen Staaten, wäre alſo zunächſt berufen nicht Unternehmerin, ſondern Haupt-Theilnehmerin, an Eiſenbahn-Unternehmungen zu werden; deshalb nicht Unternehmerin, weil dann wieder das die freie Concurrenz hemmende Monopol einträte, und das Publicum benachtheiligen würde.

Endlich der Verluſt der einzelnen Fuhrleute. Sie ſind erſtens nur in die Claſſe der Abſchreiber zu ſtellen, die ſich über die Einführung der Buchdruckerkunſt beſchwerten. Zweitens aber beſtreite ich es, daß ſie (im Ganzen) einen Verluſt erleiden werden. Freilich, wenn von Leipzig nach Dresden, wenn von Berlin nach Potsdam einzelne Eiſenbahnen geführt werden, ſo werden die Hauderer, die Diligencen, Landkutſchen, und wie alle dieſe, gegen die Eiſenbahn gehalten, wahrhaften Jammer- und Schröpfanſtalten, (Schröpf-Anſtalten, weil ſie dem Publicum unverhältnißmäßige Summen von Zeit und Geld abfordern) freilich eingehen. Allein wenn eine Eiſenbahnlinie nur durch Deutſchland, z. B. von Berlin über Leipzig, nach Frankfurt a. M. geführt iſt, ſo muß der gigantiſche Strom des Verkehrs, der ſich auf dieſer Strecke von 50 — 60 Meilen bilden würde, hunderte von Seitenbächen in ſich hineinziehen, die in demſelben Maaße in raſcheren Fluß kommen, als der Hauptſtromzug wächſt und fortrollt. Es iſt unmöglich, daß eine Stadt, ein Ort, ja ein Dorf, welches 4, 6, 10 Meilen weit von einer ſolchen Verkehrslinie entfernt liegt, ſich nicht derſelben durch eine Chauſ-

see anſchließe; denn hier würden ſich Eiſenbahnen *vorläufig und allgemein* wenigſtens noch nicht belohnen, weil nur ein Kleinhandel mit der Zeit getrieben werden kann, wo man nicht Tage, ſondern nur wenige Minuten zu gewinnen vermag, der Luxus der Eiſenbahnen aber nur zwiſchen zwei ſehr bevölkerten, in *gegenſeitig vielfältigen* Beziehungen ſtehenden Orten zu beſtreiten iſt. Ausgenommen, wenn ein bedeutender Fabrikort, ein Kohlenbergwerk, oder ein ähnliches Inſtitut der Schienenwege zu ganz ſpeciellen Zwecken bedürfte. Für dieſen *Transverſal-Verkehr*, der jetzt ſo gut wie todt und öde liegt, würde das Fuhrweſen bedeutend werden, und in eben dem Maaße an Lebhaftigkeit gewinnen, wie es ſich über eine *längere* Strecke von Straßenzügen ausdehnen muß. — Länger? Ja. Denn die 60 Meilen lange Straße von Berlin bis Frankfurt a. M. würde *mindeſtens* dreißig Transverſalſtraßen von vier Meilen nach jeder Seite der Hauptſtraße, alſo dreißig *Queer*ſtraßen von acht Meilen im Laufe der Jahre erhalten, und 8 mal 30 iſt 240. — Dieſe längeren Chauſſeen würden eben ſo lebhaft ſeyn, als jetzt die Hauptchauſſeen, und müßten folglich mindeſtens die doppelte Zahl von Fuhrleuten ernähren. Zugleich ſieht man daraus, daß alle diejenigen Chauſſeelinien, die zu größeren Straßen in das Verhältniß von Transverſalwegen treten, nicht unnütz, ſondern vielmehr künftig viel nützlicher, und dem Staate, der ſie angelegt hat, doppelt und dreifach einträglich werden

müſſen. Freilich ſind dieſe Strecken und Lagen der Straßen zu einander in Nord-Deutſchland ſeltener, weil dies noch zu viel ſchlechte Communikations-Wege hat: aber in ganz Süd-Deutſchland, namentlich in Würtemberg, Baden, Baiern, ſind dergleichen Verhältniſſe ſehr häufig, und werden unendliche Vortheile bringen. Wir erwähnen nur eines Beiſpiels. Das Dorf Handſchuchsheim bei Heidelberg, welches eine überreiche Fülle des trefflichſten Obſtes, beſonders edle Kirſchen erzeugt, ſendet dieſe auf den Markt nach — Wien. Die Früchte der theuren Erſtlingszeit werden in Trögen auf dem Kopf an den Neckar getragen, dieſen hinauf zu Waſſer bis, ich weiß nicht genau welchen Ort, in leichten flachen Schiffen verfahren, und von dort wieder über eine ſchmale Landſtrecke bis zur Donau getragen, auf der ſie in wenigen Tagen nach Wien ſchwimmen. Bei einem Eiſenbahnzuge von Frankfurt nach Berlin würden dieſe Früchte zu Waſſer in einem Tage Frankfurt, in einem halben von dort Berlin erreichen, und ſo friſch, aber vierzehn Tage früher im Jahre, auf unſern Markt kommen, wie jetzt die Werderſchen und ſächſiſchen Kirſchen. Denn die Fracht der Eiſenbahn muß nach allen bisherigen Verhältniſſen noch viel geringer ſeyn, als die der Donauſchifffahrt. Allerdings nur ein ärmliches Beiſpiel, aber ich wählte es abſichtlich aus der geringſten Sphäre, um der Betrachtung den meiſten Raum zu laſſen, was aus bedeutenderen Verhältniſſen des Betriebs werden kann, wenn dieſe unbedeutendſten ſo

unermeßlich wachsen. Unermeßlich; denn man dehne nur die Bahnlinien in Gedanken aus, so hindert nichts, daß die rheinische Kirsche so gut in Petersburg gegessen und theuer bezahlt werde, wenn kaum der Schnee daselbst geschmolzen ist, als jetzt die astrachanische Traube dort mit Geld aufgewogen wird, um auf den Tischen der Vornehmen zu prangen. Dagegen klingt der russische Platinrubel vielleicht in der Tasche des deutschen Bauern und Winzers zu Handschuchsheim.

Bis auf hunderte von Meilen Entfernung erstreckt sich also der unsichtbare Strom des Segens, der aus dem sichtbaren des Eisenbahnverkehrs in das Mark der Länder dringt. Darum seyd nicht bange ihr Hauderer und Diligencen zwischen Leipzig und Dresden! Wenn Ihr auch dort in den nächsten Jahren nicht mehr den kümmerlichen Hafer für Eure Pferde verdient, so werdet Ihr dafür statt hundert Reisende auf dieser Straße tausende derselben zuzufahren haben, und zehntausende, wenn sie sich erst von der Elbe bis zum Rhein ausstreckt.

Vom Verlust, den Fuhrleute und einzelne Gewerbtreibende leiden, spreche man daher nicht, denn er ist nicht vorhanden, oder wenn er vorhanden wäre, käme er nicht in Betracht. Falls man die Eisenbahnen über Nacht ohne Kosten durch einen Zauber herstellen könnte, oder falls man eine andre Erfindung machte, ganz wohlfeil zu fliegen, oder auf mechanischen Wagen blitzschnell dahinzueilen, würde man dieselbe etwa nicht benutzen, um den langsamen Posten und Hauderern den Cours

nicht zu verderben? — So trage man denn auch kein Bedenken, wenn das beſſere Ziel mit Kraft, Anſtrengung und Koſten erreicht werden muß, denn dieſe Zufälligkeit ändert nichts in der Sache.

Der Einwurf, welcher einzelnen Eiſenbahnen am meiſten gemacht wird, iſt der, daß ſie ihre Koſten nicht decken werden. Ich habe ſchon oben im Allgemeinen die Anſicht ausgeſprochen, daß dies Nebenſache ſey, und daß Eiſenbahnen nicht als Anſtalten, die ſich unmittelbar verzinſen ſollen, betrachtet werden dürfen, obſchon ein großer Theil derſelben gewiß auch dieſen nächſten, wenn gleich geringſten Vortheil gewähren wird. Da aber vorläufig die Abwägung der Erfolge und Koſten eines im Großen über eine ganze Länderſtrecke auszuführenden Eiſenbahnſyſtems, nur unbeſtimmt geſchehn kann, oder das Eingehn darauf wenigſtens etwas mehr Schwungkraft der Ideen und Erkenntniß der geiſtigen Bedeutung des ſo beſchleunigten und potenzirten Verkehrs erfordert, als ich von den meiſten Gegnern der Eiſenbahnen *) vorausſetzen darf: ſo will ich mich hier auf eine

*) Es giebt allerdings auch Gegner derſelben, von denen ich unentſchieden bin, ob ich ſie abſichtliche, böswillige, oder allgemeinhin ſelbſtbewußte, nennen ſoll; dieſe erkennen ganz gut, was für Folgen die Eiſenbahnen haben werden, hoffen aber, dieſelben noch ſo lange als möglich hinzuhalten. Dieſe Gegner haben in ihrem Sinne, da ſie überhaupt das Gute, die Entwickelung aller edlen, freien Kräfte der Menſchheit fürchten müſſen, völlig Recht. Im

ganz iſolirte Annahme beſchränken und daran meine Anſicht, zur Widerlegung des oben gedachten Einwurfs, zu rechtfertigen verſuchen.

Es ſey die Eiſenbahn von Dresden nach Leipzig, die den ſtreitigen Punkt bilde. Man ſchätzt die Koſten der Meile durchſchnittlich auf 100000 Thlr.; es kommt nicht darauf an, ob die Schätzung richtig ſey. Angenommen aber, die Bahn koſte anderthalb Millionen, und trage nichts ein, als ihre Unterhaltungskoſten. Würden alsdann beide Städte wohl ein zu großes Opfer gebracht haben, für die unzählbaren Vortheile, die ihnen dieſe Belebung des Verkehrs brächte?

Die Berechnungsſätze, welche das Leipziger Directorium bekannt gemacht hat, ſtellten, ſo viel mir erinnerlich iſt, feſt, daß der bis jetzt beſtehende Verkehr zwiſchen Dresden und Leipzig allein hinreiche, bei dem angenommenen Satze der Fracht und des Perſonengeldes, die Koſten der Bahn zu beſtreiten. Dieſer Maaßſtab möchte unrichtig ſeyn, ſo wäre er doch jedenfalls der geringſte, der ſich annehmen läßt. Schon Liverpool und Mancheſter, wo eine Steigerung des Verkehrs kaum denkbar ſchien, zeigten, wie ſich derſelbe durch die Eiſenbahn erhöht; in einem noch bedeutenderen Grade ergab ſich dies zwiſchen Brüſſel und Antwerpen, in einem noch höheren

dritten Abſchnitt dieſer Abhandlung werde ich auch auf ſie kommen, und beſſe zu zeigen, wie vergeblich ihr Beſtreben iſt.

auf der kleinen Strecke zwiſchen Fürth und Nürnberg. Die Urſach iſt klar; denn um ſich die Wirkung der Eiſenbahn anſchaulich zu machen, muß man annehmen, daß die beiden durch ſie verbundenen Punkte wirklich im Raum aneinandergerückt ſind, da dieſer hier identiſch mit der Zeit iſt. Verkehrten alſo bisher zwiſchen Leipzig und Dresden täglich hundert Perſonen im Durchſchnitt, ſo frage man ſich, was geſchehn wird, wenn beide Städte ſtatt dreizehn Meilen von einander entfernt zu ſern, auf drei, und noch weniger zuſammengerückt werden. Dies Wunder bewirkt die Eiſenbahn; und mit dem unberechenbaren Zuſatz, daß damit kein einziger Zwiſchenpunkt aufgegeben wird. Wer wirklich Dresden auf die nächſte Station vor Leipzig trüge, näherte folglich beide Städte rückſichtlich des Verkehrs noch nicht ſo, wie die Eiſenbahn, falls er nicht Wurzen, Meißen, und jedes andere Städtchen und Dörfchen, jede Fabrik-Anlage, Transverſalſtraße u. ſ. w. auch noch dazwiſchen ſchöbe. Dem Leipziger, der der ſchönen Umgegend ermangelt, wird alſo Dresden mit allen ſeinen Reizen, ſeinem Strom, ſeinen Weinhügeln, Waldbergen und mahleriſchen Felskuppen, ſeinen Kunſtſchätzen, ſeinen tauſenden von Vergnügungsreiſenden, gewiſſermaßen zum Geſchenk gemacht; dafür tauſcht Dresden den ganzen belebten Verkehr der erſten ſächſiſchen Handelsſtadt ein. Die Meſſen werden faſt vor ſeinen Thoren abgehalten, das Leben der großen Rheinſtraße nach Frankfurt ſtrömt ſich am Ufer der Elbe aus. Was in der Waag-

ſchaale einer Stadt fehlt, legt die andre hinein, und plötzlich fühlten ſie ſich beide wie zur Vollkommenheit ergänzt. Und wodurch? Durch ein aufgewendetes Kapital von anderthalb Millionen. Man ſehe die Rechnungen beider Städte durch, ob ſie bei den verſchiedenen Anſtalten, die ſie zu ihrem Nutzen, zu ihrer Bequemlichkeit errichtet haben, ſo wohlfeilen Kaufes davon gekommen ſind! Und dennoch iſt der geſammte Antheil derſelben vielleicht nur ein Punkt gegen den unendlichen Kreis, den die Eiſenbahn der Verbeſſerung tauſendfaltiger Zuſtände eröffnet, ein Kreis, deſſen Grenze das ſcharfblickendſte menſchliche Auge noch nicht zu erreichen vermag!

Dresden war bisher keine Handelsſtadt; ſie wird es von dem Augenblick an ſeyn, wo ſie durch die Eiſenbahn mit Leipzig verbunden iſt. Denn was macht die Handelsſtadt? Die Lage; legt Hamburg mit ſeinen Millionen zwanzig, ja nur zehn Meilen tief ins Land, in die Lüneburger Heide hinein, und es wird verarmen, verdorren, verſiegen wie ein Baum, dem die Wurzeln abgeſchnitten ſind, weil es von dem Strome, aus dem es ſeine reichen Lebenskräfte ſog, getrennt iſt. Baut eine Eiſenbahn nach ſeinen Ufern, und das Leben regt ſich in erneuter, ja verdoppelter Kraft, denn Ihr habt der Natur das große Geheimniß abgelauſcht, Ihr laſſet ſegenbringende Ströme fließen wie ſie. Eiſenbahnen ſind Ströme, die Eure Laſten leichter, hundertfach ſchneller, ſicherer und wohlfeiler tragen, als Elbe, Oder, Rhein und Main.

Es ſind Ströme, die zu Thal und zu Berg zugleich fließen, die im Winter nicht gefrieren, im Sommer nicht austrocknen, niemals verheerend über ihre Ufer treten. Wird die Bahn von Hannover nach Hamburg fertig, ſo liegt Hannover an einen ſolchen Strom, und hat ſich in ein Hamburg verwandelt.

Leipzig und Dresden ſind entſchloſſen vorangegangen; das Bett des Stromes, welcher ſie künftig verbinden wird, iſt ſchon bezeichnet, wird ſchon ausgetieft. Dieſe Anlage wird die erſte große in Deutſchland ſeyn; aber es iſt nicht allein rühmlich voranzuſchreiten, ſondern auch im hohen Grade vortheilhaft. Die Erſtlingsfrüchte dabei werden ſehr reiche ſeyn, und als ein Nebenvortheil denjenigen zu Gute kommen, welche den Muth gehabt haben, auf der Bahn der Neuerungen die erſten entſchiedenen Schritte zu thun. Zwar muß ſich jede Eiſenbahn auf die Dauer reicher verzinſen, je vielfältiger die Verbindungen ſind, in welche ſie zu andern Eiſenbahnen tritt; die erſte aber, oder die erſten werden doch vielleicht im Beginn ihrer Anlagen die bedeutendſten Geſchäfte machen. Denn man muß geſehen haben, wie der Strom der Neugierigen oder beſſer derjenigen, deren Antheil durch dieſe wichtigſte Erſcheinung der Zeit aufgeregt war, nach Belgien ſtrömte, um die kurze Fahrt zwiſchen Brüſſel und Mecheln zu verſuchen; man muß ſich aus den Zeitungen erinnern, wie daſſelbe bei der noch kürzeren zu Nürnberg der Fall war: und man wird begreifen, daß zwiſchen Dresden und Leipzig,

wo man eine kleine angenehme Reiſe auf ſolche Art machen kann, dieſer Zudrang ſich noch ungemein ſteigern wird. Die Meßzeiten überfüllen Leipzig, die Sommermonate Dresden mit Fremden; die Einwohner beider Städte wiſſen die Wichtigkeit ſolcher Perioden wohl zu ſchätzen, und wir wollen einmal die Leipziger und Dresdener Gaſtgeber, und alle, die dieſen Produkte und Erzeugniſſe der Arbeit liefern, ſo wie das ganze große Handel und Induſtrie treibende Publikum, welches von den Fremden lebt, fragen, wie hoch ſie den Zuwachs an Einnahmen in dieſer Zeit ſchätzen. Wir würden nicht erſtaunt ſeyn zu hören, daß dieſer kurze Zeitraum dem ganzen übrigen Jahresverkehr gleich geſtellt wird. Nun wohl denn, Ihr Dresdener und Leipziger! Eine ſolche Periode, und eine noch viel glänzendere ſteht Euch von dem Augenblicke der Vollendung Euer Bahn an, bevor — und ſeyd Ihr ſchnell, ſo daß ſobald keine andere Bahn in der Nähe den Wettkampf mit Euch beginnt und auf Theilung des Preiſes Anſpruch macht, ſo wird dieſe Zeit üppiger Fluth, auf- und abſteigend nach der Jahreszeit, vielleicht Jahr und Tag, und länger dauern. Iſt aber nicht für den Gewinn beider Städte ein ſolches Jahr der Fülle und des Verkehrs allein die anderthalb Millionen werth? Es müßte doch wahrlich ſchlimm ſtehen, wenn ein ſo geſteigertes Lebenstreiben nicht beiden Städten eine durchſchnittliche Vermehrung von 2000 Thalern täglich, in den ſämmtlichen Bewegungen des Geſchäftsumſatzes gewähren ſollte! Und mit

dieſer unendlich gering angeſchlagenen Summe wären ja die Auslagen für die Eiſenbahn auf Umwegen ſchon wieder gewonnen, und der direkte Ertrag derſelben obenein geſchenkt.

Wie ein in Zahlen erſtarrter Kaufmann habe ich bis jetzt nur von dem Gewinn geſprochen, der ſich berechnen läßt. Den größeren, unberechenbaren, an Zeit für ausgedehntere Geſchäftsbetriebe; an erleichterter Beweglichkeit überhaupt, an Schnelligkeit der Nachrichten, Sendungen, Mittheilungen; an den ſo viel leichter gewordenen, tauſendfachen Beziehungen des Menſchen zum Menſchen, in der Familie, der Freundſchaft, Liebe, Geſelligkeit, am Zuwachs der Lebensfreuden überhaupt — dieſen ſo unberechenbaren als unſchätzbaren Hochgewinn habe ich darin noch gar nicht in Anſchlag gebracht.

Ich ſagte zu Anfang, man müſſe ſeine Berechnungen für die Umgeſtaltung der Verhältniſſe ſo anlegen, als ob Dresden mit ſeinen reizenden Landſchaften und Kunſtſälen bis zur Nähe von drei Meilen an Leipzig herangerückt ſey, ohne etwas von den bedeutenden Zwiſchenpunkten aufzugeben. Doch dieſe Annahme iſt falſch, dient nur zur Annäherung an die Wahrheit der Schätzungen; denn die Beziehungen, die durch die Eiſenbahn entſtehen, ſind noch viel enger und behaglicher, als zwiſchen zwei nach Verhältniß einander ſo nahe liegenden Orten. Erſtlich entgeht uns wirklich von dem größeren

Raume nichts; Wald, Strom, Feld, behalten ihre Rechte, ihre Reize. Zweitens iſt die Verbindung zwiſchen zwei, drei Meilen von einander entfernten Städten ohne Eiſenbahn viel beſchwerlicher und mühſamer, als bei dreizehn Meilen mit der Eiſenbahn. Denn die Landſtraße iſt ſtaubig, oder kotbig, die Wagen ſtoßen, die Plätze ſind nicht immer zu haben, bei allgemeinen Anläſſen vermag uns das beſchränkte Mittel der Wagen und Pferde nicht fortzuſchaffen, und geſchieht es, ſo geſchieht es auf die unbehaglichſte Weiſe. Wie anders auf der Eiſenbahn! Der Wagen gleicht im Nothfalle einem Hauſe an Schutz und Bequemlichkeit; kein Rütteln und Stoßen beläſtigt mich; ich kann ein Buch zur Hand nehmen, und ſo, behaglich leſend, wie in einem Kanapee die Fahrt vollbringen; ich kann Notizen in mein Taſchenbuch ſo bequem ſchreiben, wie auf der Börſe; kein Staub beläſtigt, kein Koth beſchmutzt mich; ich habe keine Vorbereitungen zur Reiſe zu treffen, als z. B. Pferde zu beſtellen, einen Platz voraus zu belegen; nur der Einfall darf mir kommen, ich gehe an den Einſteigeplatz, und bin gewiß, pfeilſchnell, bequem, wohlfeil zu fahren! —

Das ſind die unzähligen, bald behaglichen, bald wichtigen, bald angenehmen, bald unſchätzbaren Vortheile, die eine ganz iſolirte Eiſenbahnſtrecke zwiſchen zwei angemeſſenen Punkten gewährt. Man ſieht daraus, daß diejenigen, welche die Bahn erbauen und dabei gute Zinſen ihrer Capitalien ziehen, den geringſten Gewinn davon haben. Die Hauptvortheile fallen der Geſammt-

heit zu; kommen ihr in dem Grade zu Gute, daß sie unerläßlich selbst Opfer dafür bringen muß. Wer gäbe nicht, ohne eine Actie zu kaufen, gern ein Capital hin, nur, damit eine Eisenbahn-Verbindung mit einem dazu geeigneten wichtigen Ort von seinem Wohnsitz aus vorhanden sey? und zahlte nicht auch jedesmal gern den kleinen Zoll für die Benutzung derselben? Um die Vortheile des Vorwärtsgehens recht einzusehen, gehe man einmal rückwärts; man schaffe z. B. nur die Chaussee zwischen zwei Städten, wie Dresden und Leipzig ab. Auf der Stelle wären beide isolirt, in die mühseligste Abhängigkeit vom materiellen Grund und Boden gebracht, und gern würde Jeder bedeutende Opfer bringen, um nur den alten guten Zustand hergestellt zu sehen. So sollten daher auch, dies ist unser **ceterum censeo**, die Städte, (so lange es die Staaten nicht thun) die Eisenbahnen ins Leben rufen; die Einwohner sollten sie sich anschaffen, wie ihre Feuerwache, ihre Spaziergänge, ihre Straßenbeleuchtung und andere der Sicherstellung und Bequemlichkeit unsers heutigen Lebenszustandes unentbehrliche Dinge. Unentbehrlich, das ist das rechte Wort! Unentbehrlich wird die Eisenbahn seyn, sobald sie nur einmal da gewesen ist; keine, die fertig geworden ist, wird wieder eingehen. Darum nannten wir sie in der Ueberschrift eine Nothwendigkeit! Und wir hoffen, sie werde, gleich den jetzigen Posten, eine einträgliche Nothwendigkeit werden, und die

erſten Unternehmer, die auf den vollſten Dank der Mitwelt Anſpruche haben, auch unmittelbar belohnen.

So weit in dieſem erſten Abſchnitte, wo ich die Eiſenbahnen nur gegen diejenigen, die ihnen aus Unkunde und Mangel an Beurtheilungskraft entgegen ſind vertheidigen wollte, und mich folglich auch nur an ſolche Reſultate hielt, die uns binnen Jahresfriſt vielleicht ſchon verwirklicht vor Augen liegen.

Im zweiten Abſchnitt, den das nächſte Heft (doch ſchwerlich vor dem September) mittheilt, will ich erſtlich über einige unvermeidliche Totalveränderungen unſers äußern geſellſchaftlichen Zuſtandes, die durch Ausführung der Eiſenbahnen im größeren Maaßſtabe erzeugt werden müſſen, ſprechen: alsdann aber von den wichtigſten Folgen derſelben, den durchgreifenden Umgeſtaltungen unſers ganzen Staatenlebens, und den unermeßlichen Umwälzungen im Gebiete des Geiſtes, reden, die unabweisbar, mit Sturmesſittigen in ihrem Gefolge hervorbrauſen. Denn die Räder, die auf den Eiſenſchienen rollen, ſind die Schickſalsräder unſers Jahrhunderts.

Der Wollmarkt und das Wettrennen in Athen.

„Wer zuletzt lacht, lacht am beſten!“ Mit dieſem Gefühl, mein guter Phrynichus, ſetze ich mich jetzt an den Schreibtiſch, theils um Dir noch aus lebhafteſtem Andenken den *athenienſiſchen* Wollmarkt, die Wettrennen, und was ſich ſonſt dabei ereignete, *brieflich* zu ſchildern, theils um Dir Auszüge aus meinem Tagebuch zu machen, das ich immer gleich auf friſcher That ſchrieb.

Es iſt ein drolliges Ding um den Wollmarkt und ſeine Beſucher in Athen, beſonders für mich, in dem ſich die Athenienſer ſo gewaltig verrechnen. Denn ſie ahnen nicht, daß in meinem Schaaf-Wollpelz ein ſolcher Fuchs ſteckt, der alle ihre Schliche kennt, der *nicht* im Kuhſtall geboren, in der Scheune gewiegt, im Schaafſtall geſäugt, auf der Weide groß gefüttert iſt, wie ſie, und mit Recht, bei den meiſten vorausſetzen. Allein ich that völlig, als ſtehe es ſo mit mir. Du hätteſt mich nur ſehn ſollen in meinen großen Wichsſtiefeln mit Spornen, meinem Oberrock **couleur de bonze**, gemsledernen Handſchuhen, einer Cravatte wie meine Gartenmauer, und Vatermörder ſo hoch, ſpitz und weiß, wie das Schreck-

horn, — dabei ein Schritt wie Herkules, eine Stimme wie Kaliban, volle rothe Backen, den Schnurrbart à la Blücher — Phryniche! Geſchworen hätteſt Du, wie jeder Athenienſer hier that: „Das iſt ein böotiſches Amtmannsgerüſt, wie jemals eines zum Dorfhecken hinausgeritten iſt!“ — Der Teufel hätte in mir den **Studiosus philosophiae** geſucht, der noch vor drei Jahren in Heidelberg disputirte, und mit Hegel und Schelling umging, wie jetzt mit Stroh und Heu — aber ohne den Vergleich anwenden zu wollen. —

Genug, ich war der Mann, der wie die Unſchuld ſelbſt ausſah, und doch hinter ſeiner Wollzüchter-Larve die Augen hell aufmachte, um das zu ſehen, was man ihm verbergen wollte, der geduldig hinter ſich her lachen ließ, um ſeinen Brief ſo anfangen zu können, wie er ihn wirklich anfing: „wer zuletzt lacht, lacht am beſten.“ Denn ich habe meine Wolle ſehr gut verkauft, und mich vortrefflich unterhalten, wenn auch nicht durch das, womit ich mich zu unterhalten ſchien. Nun ſollſt Du hören.

Der Junius iſt der Sommer-Dezember für Athen, wo ſich im ganzen Verkehr ein ähnliches Treiben erneuert, wie zur Weihnachtszeit. Es treffen dazu verſchiedene Dinge zuſammen. Erſtlich eine große Zahl Durchreiſender, beſonders von Norden und Oſten, die hier Station machen, um dann in die Bäder zu gehn; zweitens: der athenienſiſche Verein für Federnelken- und Kohlrübenzucht und was dazwiſchen liegt, gemeiniglich der Gartenverein genannt; drittens: die olympiſchen Spiele, wo

zwar kein Kampf der Wagen und Gesänge statt findet, sondern nur einer der Stuten, Hengste und Wallache; endlich der Woll-Jahrmarkt selber. Treiben so viele Strömungen von allen Seiten zugleich die Fluth heran, so muß sie wohl etwas hoch aufschwellen, und ich versichere Dir, Athen füllt sich ansehnlich in dieser Zeit mit Badenarren, Wettrennernarren, Wollnarren, Blumennarren und verschiedenen andren der unschuldigsten Gattungen. Rechne Du mich zu welcher Du willst, denn zu irgend einer werde ich wohl gehören, wenn nicht gar zu allen zugleich.

Ich hatte beschlossen, mich durch nichts von einem auf gutem Ackerlande aufgewachsenen Oekonomen zu unterscheiden; meine Lastwagen mit Wollsäcken waren daher schon einpassirt und von meinem Verwalter an Ort und Stelle abgeladen, als ich selber in der geflickten Staats-Halbkutsche, womit ich auf dem Lande zu Balle fahre, höchst stattlich in Athen durch die Basileus-Straße einfuhr, und im Gasthofe zum Kronprinzen, wo mein Quartier bestellt war, abstieg. Mein Jakob auf dem Bock spielte gleichfalls eine stattliche Rolle in seinem Livree-Ueberrock, den er mit seiner mageren Figur so wenig ausfüllte, daß ihn schon auf dem Alexandros-Platz ein scharfer Pfeil attischen Witzes traf oder eine Prise attischen Salzes gereicht wurde. Ein athenienſischer Straßenjunge rief ihm nämlich zu: guter Freund, Du hast einen verflucht verdächtigen Rock an, mir däucht, Du willst einen Wollsack stibizzen, und unter Deine

Uniform knöpfen, denn danach iſt der Zuſchnitt gemacht. Jakob erwiederte den Stich, durch einen Hieb, — mit der Peitſche, und ſeine Antwort war wenigſtens eben ſo treffend als der Angriffpfeil. Daß jetzt eine Batterie ſchweren Schimpfwort-Geſchützes aufgefahren wurde, wovon ich nur die Vierundzwanzigpfünder Ochſe, Schaafkopf, Wolltümmel, aber nicht die ſchwereren fünfzigpfündigen Bomben namhaft mache, die nachraſſelten, verſteht ſich von ſelbſt. — Wir langten ohne weiteres Unglück, ausgenommen, daß Jakob im Straßengedränge beinah einen Apfelkram umgefahren hätte, im Kronprinzen an.

Ich wollte, ich wäre der Mann dazu, Dir die unverſchämte Gleichgültigkeit eines athenienſiſchen Kellners zu ſchildern, wenn eine unanſehnliche Halbkutſche vom Lande vor dem überfüllten Gaſthofe hält. Mit Gemüthsruhe ſah er den Wagen halten und mich ausſteigen, um mir, als ich ſchon in die Hausthür trat, ganz beiläufig zu ſagen: „Es iſt alles beſetzt mein Herr.“ „Ich hoffe nicht das Zimmer, welches ich beſtellt habe“, erwiederte ich noch kaltblütiger, und befahl ihm, mich nach No. 13. zu führen. Erſt jetzt wurde er höflich, da ich nun ein Gaſt war, an dem er etwas verdienen konnte. Zuvor hatte er es der Mühe nicht werth gehalten, mir das Ausſteigen zu erſparen. Als ich auf meiner Stube angekommen war, legte ich mich in's Fenſter, und machte nun ſelbſt den Beobachter und Spötter. Ich geſtehe Dir, ich kann es den Athenien-

sern nicht verdenken, daß sie unsere seltsamen Figuren belachen; denn es ist ordentlich als ob eine Menge zu Haus ganz vernünftiger Männer und Landwirthe alles herausgesucht hätten, was sie an Thorheit und Abgeschmacktheit besitzen, um es auf dem Wollmarkt feil zu bieten. Ich will nicht von den abentheuerlichen Fuhrwerken, wo die stattlichsten, derbsten Rosse die altergebrechlichsten Kutschkasten nach sich ziehen, wie z. B. meinen eigenen; nicht von den Fastnachtslivreen der Kutscher, die wie die meines Jakob aussehen; noch von den aufgestutzten Bauerkitteln, die auf Effekt in Athen rechnen, sprechen; ich mache mir nichts daraus im Juni Leute mit der Pelzmütze auf dem Kutschbock sitzen zu sehen; ich spöttle nicht über Schmierstiefeln und brandgelbe Lederhosen; — denn das alles sind gute, ehrliche Attribute des Landlebens, die freilich in der Stadt komisch erscheinen, aber doch selten komischer als die Tracht der Städter und Städterinnen, wenn sie uns auf dem Dorfe besuchen, und ihrer Chaussure wegen z. B. nicht über den Hof gehen können, wenn es drei Minuten geregnet hat. Wohl aber mußte ich innerlich lachen und spotten über die Prätensionen mit denen Herren und Frauen, die innerhalb der Kutschkasten saßen und, Jedes auf seine Art, unbeschreiblichen Effekt zu machen hofften in Athen. Ich sah Bekannte genug, die nicht wußten, wie angenehm sie mich durch ihre Thorheit unterhielten. Hans von Plumpendorf saß wie ein türkischer Pascha ganz allein in seinem Wagen, und ließ

einen rieſenmäßigen Meerſchaumkopf (den er, um nicht 2 Thaler Polizeiſtrafe zu zahlen, hatte ausgehn laſſen müſſen) über den Schlag hängen. Sein linkes Bein lag auf dem Rückſitz, er ſelbſt ſtrich ſich den Knebelbart, und blickte mit einer Selbſtzufriedenheit auf die wogende Menge (die ihn auslachte), als wolle er eben ſagen: „ich geſtatte Euch, mich zu bewundern.“

Als ein Gegenſtück dazu kam der alte Amtsrath aus Haberwalde mit der ganzen Familie angefahren. Er ſelbſt ſah aus wie die Carrikatur ſeines Großvaters. Der Zopf aus Friedrich Wilhelms I. Zeiten, der dreieckige Hut aus einer ähnlichen Geſchichtsperiode, ein Frack, den ſein Großvater zur Hochzeit getragen haben könnte, ſo abgeſchmackt und ſchäbig war er, dazu das ganze Geſicht nach dem Münzfuße von 1764 — kurz, ein Prachtexemplar. Daneben die Gattin und die beiden Töchter à l'incroyable nach dem letzten Modejournal, wie Pfauen und Truthähne gebrüſtet, Friſuren wie der babyloniſche Thurm, Hüte wie die Untermützen, Halskrauſen wie das Glacis einer Feſtung, und Farben! Farben ſage ich Dir, Phrynichus, daß ein Regenbogen ſchäbig dagegen ausgeſehen hätte, ſo glänzte es von Rauſchgelb, couleur de feu, Papagaiengrün, Blitzblau und Aſchgrau. Zu meinem Staunen und Schrecken hielt der Wagen auch am Kronprinzen, und die Familie wurde meine Nachbarin, da der Amtsrath ebenfalls Zimmer beſtellt hatte, und alljährlich hier logirt. Wiederum ärgert es mich, daß ich kein Hogarth bin, um

den gedachten Kellner mit drei Gesichtern abzumalen, erst, dem unhöflichen, bevor er den Amtsrath erkannte, dann dem grinsend unterwürfigen, mit dem er den Damen aus den Wagen half, und endlich dem satanisch satyrischen, womit er, und viele seines Gleichen, den Pfauen-Strauß- und Truthahndekorationen der Haberwalder Damen nachschaute. Es wurde mir nach gerade langweilig, den absolut müßigen Zuschauer zu machen, und ich beschloß, einen Gang durch die Straßen zu thun. Du magst jetzt lesen oder es bleiben lassen, was ich darüber in mein Wollmarktstagebuch eingetragen habe, allein hier stehe es. — P. S. Wundre dich aber nicht, wenn mein Stil hier ganz abweicht; im Tagebuch schreibe ich wie ich will, und meist ganz verrückt.

Athen, 23. Juni 1836.

In der Basileusstraße war ein lebhaftes Gedränge und Gewühl. Wollzüchter, Pferde, Marktbauern, Ochsen, Juden und Jüdinnen, Hunde und Katzen, Soldaten, Bullenbeißer, Schlächtergesellen, Köchinnen, Hausmädchen, Fräuleins, Gänse, Enten, Puten, (aber todte, die getragen wurden vom neuen Markt her) Rüben, Kohl und Kraut, Obst und Schoten, Stutzer-Laffen-Affengesichter, Möpse, Schooßpinscher, alte Jungfern, — alles trieb sich durch einander fort. In der Coenobienstraße waren, denn dort ist der Hauptmarkt, ungeheure Berge von Wollsäcken aufgethürmt, deren

manche die athenienſiſche Schneelinie erreichten; beſſer wäre es freilich, die Wolle hätte die Schneefarbe erreicht. Ringsum Getümmel, direkte Handels- und Maklergeſchäfte. O weh meine Ohren! Wie bietet dieſer Schuft von Engländer dort auf meine Wolle! Du Hund, biſt ja noch unterm Juden, unterm Griechen, ja unterm Engländer! — Und Peſtilenz — daß doch alle die alten verbrauchten Witze von Wollfeilen, Wollhabenden, Wollüſtigen mich umſchwirren müſſen! Der Athenienſer iſt ein Witz wiederkäuendes Thier. Dies meine Definition. — Herrliche wollzüchtige Geſpräche ſchnappe ich auf. — „Gut verkauft?" — „Paſſabel!" — „Wollen wir heut ins Theater?" „Ja, aber in die Königsſtadt" „Verſteht ſich, denn ſie geben „„Im erſten Stock und zu ebner Erde"" und im großen Opernhauſe Iphigenia oder wie das langweilige Ding heißt, wo ich neulich beinahe die Maulſperre bekommen hätte, vor Gähnen!" „Topp, und nachher futtern wir bei Jäger!" „Verſteht ſich" „Deliciés!" — „Und weißt Du ſonſt nichts?" „O ja — ich habe da eine Bekanntſchaft" —

Das andre verweht der Wind — — Horch! „Herr Bruder! Wir fahren doch morgen zuſammen ins türkiſche Zelt? Es wird unmenſchlich voll, Alles fährt hinaus!" — „Himmliſch! Soll ich anſpannen laſſen, oder willſt Du?" „Nein ich! Unter uns geſagt, ich nehme den Geheimerath Nießwurz mit — er ſoll mir meine Pferde abkaufen. Da muß ich [illegible] fahren — wie der

lebendige Satan! Und dann ſchwöre ich, daß ich nie anders fahre, im tiefſten Sande! Nachher den Champagner nicht geſchont, und wir verdienen an jedem Glas ein paar Louisdor!" „Excellent! Und ich will Dir abrathen, zu verkaufen, und dann das Gebot treiben." „Bravo Bruder! Wir verſtehn uns! O wir wollen die Kerls, die Athenienſer prellen!" *) — Es iſt zum raſend werden, von allen Püffen bekommt man mehr blaue Flecke auf dem Leibe, als Wollſäcke auf dem Markte liegen. Ich muß mich nur hier ins Weinhaus retiriren, und eine Zeitung leſen. „Ein Glas Madeira!" „Sogleich, mein Herr!" „Ein Beefſteak!" „Sogleich, mein Herr!" „Die Staatszeitung!" „Wird eben geleſen, mein Herr!" „Dann die Spenerſche." „Der Herr dort wird ſogleich damit fertig ſeyn." — Ich ſtampfe mit dem Fuß. „Zum Henker denn mit der Voſſiſchen her." „Bitte um Entſchuldigung, darauf warten ſchon drei Herren." „Nun denn die Hamburger oder die Allgemeine." „Verzeihen Sie, mein Herr, aber dieſe hal-

*) Die Herren waren ſelbſt die Geprellten, denn der athenienſiſche Geheimerath verſtand es, wie ich nachher erfuhr, noch beſſer als ſie: er kaufte nämlich niemals Pferde, handelte aber immer darauf, und wußte es ſo einzurichten, daß er alljährlich während der Wettrennen und Wollmarktszeit in Athen täglich mit einem Anderen um ein paar Kutſchpferde handelte, wobei es immer ſo eingerichtet wurde, daß der Kauf bei einer Probeſpazierfahrt zu Stande kommen ſollte. Nachher wurde aber nie etwas daraus.

ten wir nicht; wäre Ihnen indessen vielleicht das Intelligenzblatt oder der Beobachter an der Spree gefällig?" „Nein, nein, um Gotteswillen nicht, sondern so rasch wie möglich mein Beefsteak und meinen Wein." — Ich sitze und harre vergeblich; fünf Minuten, zehn, fünfzehn. Ich klingle mit dem Messer am Glase, aber man hört mich nicht, denn zwanzig andre Gäste klingeln auch, weil sich inzwischen das ganze Zimmer mit Hungrigen und Durstigen gefüllt hat, die alle vergeblich warten! Denn ein Kellner ist dummer und tölpelhafter als der andre, und einer rennt den andern um; alle laufen, schreien, zerreißen sich — keiner aber bringt etwas, sondern jeder klagt den andern an. Endlich bekomme ich den Wein und — ein Milchbrodt; dazu lese ich das Intelligenzblatt. —

Aha! Wollmarkts-Athenisch, oder Wollmarktsdeutsch! Ich kenne Euch, Ihr Annoncenfabrikanten — Alles soll aus unserm Geldbeutel gemaßet werden! Doch ich will mir einmal den Spaß machen zu übersetzen.

Wollmarkts-Athenisch: „Ein gut erhaltenes Mahagony-Fortepiano von einem sehr berühmten Meister und klangvollem Ton ist wegen Versetzung eines Offizianten sehr billig zu verkaufen."

Reines Athenisch: „Ein klapperndes Mah. Fortepiano von einem Pfuscher ist, um einen Wollbarbaren zu barbieren, zu verkaufen."

Wollmarkts-Athen: „Ein gesundes englisches Reitpferd, sechs Jahr alt, ist billig zu verkaufen."

Reines Athenienſiſch: „Ein dummer, ſpatlahmer, altersſchwacher Gaul ſteht bereit, einen noch dümmern Eſel anzuführen.“

Wollmarkts-Athenienſiſch: „Roßhaartuch zu Meublesbezügen, und geſottene Pferdshaare ohne Beimiſchung, ſind in wundervoller Qualität höchſt billig zu haben.“

Reines Athenienſiſch: „Wer ſeinen Steiß auf Mottenpulver ſetzen will, dem verhelfe ich für ſchweres Geld dazu.“

Wollmarkts-Athenienſiſch: „Meine neuerfundenen Sommerſtiefeln für Herren von 2½ bis 3 Thalern, welche ſich ſo ſchnell vergriffen, ſind wieder vorräthig.“

Reines Athenienſiſch: „Meine, dünner als ſie jemand ſonſt macht, angefertigten Sommerſtiefeln für Herren von 2—300000 Thlrn., die ſich ſo ſchnell zerriſſen, ſind wieder vorräthig.“ (Aber die Herren von 2—300000 Thlrn. ſind verariffen, und ach, nun allzuſchnell.)

Wollmarkts-Athenienſiſch: „Eine auf Glauben zu empfehlende Chaiſe“ ꝛc.

Reines Athenienſiſch: „Wer, ehe er ans Thor kommt, eine Achſe brechen will“ ꝛc.

Wollmarkts-Athenienſiſch: „Die feinſten, dauerhafteſten Tuche, und billiger als irgendwo ſonſt, empfiehlt“ —

Reines Athenienſiſch: „Einen Narren, der

funfzig Procent uber den Preis anderer Handlungen zahlen, und miserable, abfärbende, verschleißende Tuche kaufen will, bin ich bereit, nach Kräften anzuführen."

Weltmarkts-Athenienfisch: „Meine Frühjahrssendungen ausgezeichneter, reiner Bordeauxweine sind angekommen," —

Reines Deutsch: „— aus Brüneberg und Naumburg — und kann sich jeder binnen drei Wochen den Magenkrebs daran trinken." —

Doch, zum Teufel, ich glaube, mein Madeira hier bringt mich in drei Minuten so weit. Das Beefsteak kommt nicht, also — ich gehe —

* * *

Im Theater kein Platz zu haben für Rochus Pumpernickel, Pachter Feldkümmel, ein Stündchen vorm Potsdamer Thor, die Reise auf gemeinschaftliche Kosten, Eckensteher Nante, Robert der Teufel, die Stumme von Portici, Corps mit Pferden, rc. — Vergebliche Hoffnung auf Göthe, Shakspeare, Schiller, Beethoven, Mozart. — Dies ist Weltmarktskunst hier. —

Im Museum, auf der Bibliothek, im zoologischen Cabinet, — alles öde und leer — im Circus, im Elysium, bei allen Traiteurs, in allen Weinstuben, Kaffeehäusern rc. Gedränge — das ist Weltmarktstreiben.

Ich mache mein Tagebuch zu

* * *

Theuerſter Phrynichus! — Doch verzeihe, ehe ich weiter an Dich ſchreibe, muß mein Sklav, (denn in Athen hat man Sklaven) mir drei Zoll hohen vaterländiſchen Staub von Rock und Fell kehren. Denn ich komme ſo eben vom Wettrennen zurück, und zwar vom dritten Rennen, wo es mir viel ſchlechter behagte, als auf den beiden erſten, weil bei dieſen nicht ein ſo höllenmäßiger Staub aufgewirbelt wurde. Die Wettrennen Athens ſind zu bekannt, um ſie erſt ausführlich ſchildern zu müſſen. Doch ſage ich Dir, da Du nie hier wareſt, nur ſo viel. Auf dem gleich hinterm Hymettus oder Kreuzberg (vergleiche Zumpts Beſchreibung Athens) abgeſteckten viereckigen Raume von einer halben Meile im Umfange, (ich weiß nicht mehr, wie viel Stadien das beträgt) — iſt die Zuſchauertribune erbaut. Ein Amphitheater von ſechs oder acht Bänken übereinander, in der Mitte der Sitz für den König, — an beiden Seiten für Tauſende des Volkes. Aber Myriaden (alſo Zehntauſende, wie David ſie ſchlug) ſtrömten hinaus, die nicht auf den Bänken ſitzen, ſondern auf ihren Beinen ſtehen Das Feld ſieht ſo bunt und bewegt aus, wie ein vom Winde gewiegter Blumenteppich. Aber es kommen auch Diſteln und Dornen vor. Kerle, die nach Schnaps riechen, daß man ſie vom Diſtancepfahl bis ans Ziel wittern könnte, Weiber mit Organen wie das Feuerkalb zu Breslau auf dem Eliſabeththurm, athenienſiſche Straßenjungen, die aufs Haar der Berliner Species gleichen, und bei denen man es zu einer ſtehenden Wette

machen kann, ob ſie mehr Löcher oder mehr Flicken in den Hoſen haben. Dreien Gefahren war ich unaufhörlich ausgeſetzt, übergerannt, übergeritten, oder übergefahren zu werden, in dem wogenden Wagen-, Pferde- und Menſchentroß, wo alles nach Ordnung ſchrie und keiner ſie hielt.

Vom Staub ſage ich wenig, wenn ich behaupte, daß er dichter war als das Gedränge; er wirbelte kaum 50 Fuß hoch, und bedeckte nachher die Menſchen und Wettrenner kaum einen halben Zoll dick, was gewiß wenig iſt, wenn man bedenkt, daß Schnee mitunter 20 Fuß hoch fallt. —

Herrliche Erquickungs-Orte hatten Dir die Athenienſer hinter den Tribunen angelegt. Man verkaufte daſelbſt um gröbſte Preiſe die feinſten Bordeauxweine nach der obigen Zeitungsanzeige; nämlich eben aus Grüneberg eingetroffen, oder doch in Verwandtſchaftsbündniſſe damit getreten. Ich wunderte mich nicht, wie Viele, daß er ſo theuer war, ſondern daß man ihn ſo wohlfeil abließ, denn nach dem enormen Gedränge zu urtheilen, konnte die Concurrenz der Käufer die Preiſe noch weit höher ſteigern. Es war alſo reine athenienſiſche Beſcheidenheit, daß die Verkäufer ſich mit 3 bis 1000 vom Hundert begnügten.

Es wird Dir gleichgültig ſeyn, Phrynichus, zu erfahren, ob der Hengſt Remus des Herrn von Herrefeldt (ein wunderwürdiges Pferd nach aller

Kenner Urtheil) oder die Stute Donna Maria des Herrn Hardt, oder der Wallach Plumper des Lieut. von Heigendorf — lauter athenienſiſche Prachtroſſe — den Sieg davon trug, denn Du nimmſt weder für Masculinum, Femininum, noch Neutrum Parthei, ſo viel aber kann ich Dir ſagen, daß ſelbſt die Beſiegten des Siegs werth waren.

Du weißt, ich bin ein leidlicher Landwirth und Pferdezüchter, Phrynichus; dennoch habe ich mir niemals etwas daraus gemacht, wenn ein Pferd auf einer Bahn ohne Hinderniſſe eine halbe Meile geradeaus lief. Denn dies kommt mir noch viel zu wenig und miſerabel vor, gegen einen Hirſch, Haſen, Windhund, und andere Creaturen, welche ganz anders ſchnell ſind und aushalten; vollends aber gegen die Eiſenbahnen, mit denen man es hoffentlich einſt ſo weit bringen wird, daß man dem Sturmwind vorausfährt und ihn anderwärts anmeldet. Aber auf der Bahn mit Hinderniſſen, und vollends beim Jagdrennen, ſehe ich die Pferde gern, der Reuter wegen, denn Hirſch und Hund machen doch immer noch beſſere Sätze.

Vom Jagdrennen habe ich Dir etwas zu erzählen. Es giebt hier in Athen viele Juden, die ſich nicht blos auf den Pferdehandel (das thaten ſie ſchon ſeit langer Zeit), ſondern auch auf Pferdezucht und Dreſſur legen; manche ſogar mit Glück. Ich hatte mir zum Jagdrennen meinen braunen Hengſt — Du kennſt ihn, Phrynichus

— fatteln laſſen, nicht um mitzurennen und zu reiten ſondern um bequemer an intereſſante Punkte zu kommen, und die Sprünge der Reiter mit anzuſehn. — Beim Hinausreiten geſellt ſich ein athenienſiſcher Iſraelitenjüngling zu mir, der auch zuſehn wollte. Levi, ſo hieß er, ritt ein gutes Pferd ſchlecht, und wie ich merkte, etwas haſenhaft, was aber auch vielen chriſtlichen Athenienſern zu paſſiren pflegt. Halte es darum für keine Satyre auf Judäa, daß ich Dir hier Levi's Abentheuer erzähle, — und Ihr Athenienſer krauſet Euch deshalb nicht — der Zufall ſpielte dem Armen kläglich mit, und veranlaßte ſeinen Abfall, wie Ihr ſogleich ſehn ſollt

Die Jagdrennen-Linie war ſo abgeſteckt, daß die Reiter gleich zu Anfang einen kleinen Bach — mutmaßlich ein Arm des Iliſſus — paſſiren mußten. Hm, dachte ich, das kann ja dein Brauner auch! „Wir wollen den Anfang mitmachen," ſprach ich zu Levi, und er ſagte halblaut ja, faßte aber mit der rechten Hand manegenmäßig die Trenſe, um ſeinen Renner deſto beſſer — zurückzuhalten. — Die Wettenden brauſten davon, ich gab meinem Braunen die Sporen, und jagte nach. In dieſem Augenblick höre ich hinter mir einen Ton des Jammers; ich werfe einen Blick zurück, und entdecke Levi, der ſich vergeblich zerarbeitet, ſeine ehrgeizige Stute — Xanthe Sister hieß ſie — von dieſem Hexen- und Höllentanz abzuhalten. Doch ſein Schickſal reißt ihn fort — Xanthe Sister iſt hinter den Reitern

ber wie der Wind, ſie überholt ſogar meinen Braunen faſt. Jetzt ſehe ich Levi's Profil neben mir; halboffner Mund, herauszappelnde Zunge, Todesbläſſe, beide Hände krampfhaft um die Zügel geklammert, den Hut ſchon unter einem ſchiefen Piſathurm-Winkel ſeitwärts geſchoben, — kurz ein Jammermann. — Da öffnet ſich der Abgrund der Panke oder des Ilyſſus, oder wie ſonſt der drei Ellen breite und drei Zoll tiefe Acheron bei Athen heißt. „Wie Levi den anſchaut, ſchreit er laut" — er hätte, glaube ich, lieber den Styx geſehn, — huy! flog mein Brauner herüber, und huy!! Fanny Elsler hinterdrein, und huy!!! Levi's Hut vom Kopf und in den Schlund der Gewäſſer! Er that einen unwillkührlich ökonomiſchen Griff danach, denn bekanntlich frißt ſich die Oekonomie bei Iſraeliten ſeiner Art bis zu den Fingerſpitzen durch, — da er aber beim Heben der Arme ein merkliches Heben der Beine verſpürte, und die Bande, die ihn an Fanny Elsler feſſelten (Herz an Herz ruhten ſie zwar grade nicht), bedeutend locker wurden, trug der Trieb der Lebenserhaltung einen merkwürdigen Sieg über den der Huterhaltung davon, und Levi kam glücklich am andern Ufer der Panke an. Aber faſt noch früher als ſeine Fanny, denn er war ihr nicht um, ſondern auf den Hals gefallen, und ragte folglich mit ſeiner Rammsnaſe noch über ihre echt engliſche hervor, Levi ſchlug ſie faſt um eine Naſenlänge.

Ein Glück, daß Fanny ſich jenſeit etwas auf die Croupe ſetzte, wodurch Levi wieder in nähere Beziehungen zu ſeinem

Sattel kam, an den ihn nun noch [illegible] Cum
merungen knüpften.

Das war aber erst der erste elende Akt des Elend
Trauerspiels, welches Levi aufführte.

Bei seinem halsbrechenden (Fannys) Sprung war
ihm der Sprungriemen, sous-pied sagt der Franzos
deutlicher, gerissen, und Levi's weiße Sommerhose wurde
von dem sträflichen, aber natürlichen Ehrgeiz cranken
immer höher steigen zu wollen.

Der Weg ging übers freie Feld nach Eleusis oder
Schönhausen zu; allein zu Levis Unglück mußten vier
sumpfige Gräben, wie eben so viel wahre Höllenflüsse,
hier auf ihn lauern. Wer da weiß, wie ein gerissener
Sprungriemen einem Reiter das Gleichgewichtsgefühl
raubt, wenn Levi's schiefe Stellung zu seiner Fanny be-
greifen; sein linkes Bein — hier fand der Riß statt —
krümmte sich, wie durch Galvanismus zusammengezogen,
an Fannys Seite empor. Die Hose schob sich nach Ver-
hältniß wie Levi das Bein hob, nur aufwärts, erst lächer-
lich bis über den Knöchel, dann, nach dem ersten Angst-
satz über den Graben, viel lächerlicher bis über die Wade,
beim dritten Graben gar schimpflich lächerlich, bis über's
Knie! Mit der Hose stieg Levi's Angst und Unglück;
doch am vierten Graben schlug der Riß erst recht zu.
Mein Bruder war im Flug hinüber, Fanny Elster

zeigte ſich, wie man ſich denken kann, eben ſo leichtfüßig — doch Levi, ſtatt ihrer ruhmlichen Ehrbegierde zu Hülfe zu kommen, ſuchte ſie zu zügeln, indem er ihr ein Gewicht von 150 Pfund Knochen und gelbem Leder (ſein ganzes Corpus) in die Zügel hing. Dieſer Hemmſchuh machte, daß Fanny nur mit den Vorderfüßen das jenſeitige Ufer erreichte, mit den hinteren aber, ſammt dem, was darauf ſtand und ſaß, in den Sumpfboden des Grabens einſchlug, daß der ſchwarze Höllenmoor dieſes verwünſchten Coevtus, hoch auf ſprützte. Plötzlich ſahen Levi's weiße Beinfutterale wie ein ſchwarzer Pelz aus, auf den es geſchneit hat, obwohl es umgekehrt war, und er Schwarz auf Weiß bekommen hatte. — Ich weiß nicht, war es eine athenienſiſche oder eine hebräiſche Interjection, die Levi jetzt ausſtieß, doch ſo viel iſt gewiß, ſie klang wahrhaft melancholiſch und noch darüber. Der arme ſchwarzgetiegerte Sonntagsreiter hätte jetzt ſein Pferd darum gegeben, wäre ers nur los geweſen, ohne den Hals vorher zu brechen. Aber die wilde Fanny ſauſte hinter meinem Braunen her, und dermaßen über den Wieſengrund hinweg, daß Levi nicht wußte, ob er grüne See oder grünes Land unter ſich habe. Er hatte, nachdem Hut und Hoſe doch eigentlich zum Teufel waren, wenig mehr zu verlieren, als ſich ſelbſt; ausgenommen die Zügel, die er beim letzten Grabenſprung im Stich ließ, und vergeblich wieder zu fangen ſuchte. Zwar hob er, der alten Regel ſeines Reitlehrers eingedenk, die Zehenſpitzen ſo hoch, daß ſie ſich

wie Angelhaken krümmten, aber zum Unglück zog er auch die Knie so krumm, als ob er grausame Wadenkrämpfe habe, und angelte daher immer vergeblich. — Hätte Levi gewußt, daß am andern Tage in den athenienſiſchen Zeitungen ſtehen würde, hier ſey der intereſſanteſte Punkt des Rennens, er wäre vielleicht aufmerkſamer darauf geweſen, daß ſämmtliche Reiter und Pferde, vor ihm, die Bravadere, der Parafol, die Laureſtina, der Picturesque, Pindher und Shalot, ja auch mein Brauner, über den Zaun geſetzt waren, der den Dorfweg einfaßte; ſo aber merkte ers nicht, ſondern ſtarrte angſtvoll nur ins Blaue, Grüne, Schwarze und Graue, — des Himmels, der Wieſe, ſeiner gefärbten Hoſe und ſeiner entſetzenvollen Zukunft. Plötzlich fühlte er ſich hoch in den Lüften, unfaßbar wie jener Mann in Eiſenach, der bei der Explosion des Pulvertransports ſammt ſeinem Sopha und ſeiner Ehehälfte aus dem Zimmer übers Dach und auf die Straße getragen wurde. In der That, ſo fühlte ſich Levi. Leichte Wolken hoben ihn, der ſchwere Panzer ſeiner Kameleparden-Hoſe ward zum Flugkleide, eine Tanne ſchwebte tief unter ihm, und weit unter ihr wiederum, in der tiefſten Vogelperſpektive, entdeckte Levi einen Gartenzaun. Es war derſelbe, über den er eben unbewußt wegflog. Beim Zeus, Tanne, Elſter und Levi hatten verdient, Sieger zu ſeyn, ſo leicht war der Sprung, wäre nicht der eine fatale Umſtand eingetreten, daß Levi ein Achtelsſecunde früher

über den Zaun flog als Fanny. Weiß der Teufel, war es der Ehrgeiz oder was sonst, was ihn vorwärts trieb, allein, wie gesagt, er schoß seiner Fanny voran, und erreichte den Boden jenseit des Zaunes früher als sie. Und doch gewann das verwünschte Thier wieder den Vorsprung, denn ehe er's sich versah, war sie über den zweiten Zaun jenseit des Wegs auch hinweg, und stürzte sich gleich den Wettreitern und mir in einen reizenden Park und Blumengarten, wo die wilde Jagd, barbarisch genug, mitten hindurch ging. Hier hielt ich mein Pferd erschrocken an, theils weil ich nicht so indiskret seyn wollte, auf Rosen zu reiten — schon darauf liegen wollen, ist viel verlangt — theils weil ich den so plötzlich von Fanny Elsler Geschiedenen suchte, um zu sehn, ob er ihr, oder sie ihm, ungetreu geworden war. Als mein Brauner stand, stand auch Fanny, und ein sehr höflicher Athenienser, der Parkbesitzer Herr B...., der ganz den Anstand eines der feinsten Husaren außer Diensten hatte, näherte sich der unbesetzten Fanny Elsler und nahm sie sanft am Zügel. „Meine Liebe, sprach er, wir haben zwar unsern Park den Wettreitern geöffnet, aber herrenlose Pferde führen wir sanft hinaus." — O hätte der elegante Husar außer Diensten gewußt, mit wem er sprach, er würde die Gelegenheit, Fanny Elsler am Zügel, wohin er irgend wollte, zu führen, anders benutzt haben, als sie aus seinem Garten zu leiten. Gewiß hätte das dunkelste, kühlste Bosket — doch halt, ich komme vom Wettrennen ab.

Kurz, Phrynichus, wir wurden mit aller Höflichkeit hinausgeworfen, wenigſtens gewieſen, und mit Recht. Ich entſchuldigte mich damit, daß ich nicht gewuſt habe, was hinter dem Zaune für eine Perle von Blumengarten blühe, und gewann dadurch die Freundſchaft des Huſarenfreundes. Er half mir Levi aufſuchen; der Unglückliche war lebensſatt im Wege liegen geblieben; ſein Herz war ſo zerriſſen, wie ſein Sprungriemen, ſein Muth ſo tief gefallen wie er ſelber. Wir empfahlen ihn der Menſchenliebe eines atheniesinſchen Wagenlenkers, der ihn auf, die holde Fanny neben ſeinen Wagen aufnahm, und gegen fünf Silbergroſchen Fracht beide in Athen auf dem Mühlendamme abzuliefern verſprach! Täuſchte ich mich nicht, ſo ſah ich ihn heut früh dort munter hinter einen Ladentiſch ſtehen, wo er die Elle ungleich geſchickter als geſtern den Zügel führte. —

Doch Phrynichus, ich ſchließe, denn das Hauptſächlichſte vom Rennen am dritten Tage, den halbzölligen Staub-Ueberzug habe ich Dir ſchon mitgetheilt. Es bleibt beim Anfange meines Briefs: Ich lache zuletzt, und daher am beſten, und gönne den Athenienſern, die hinter mir und über mich lachten, ihre kurze Freude. Meine Wolle iſt ſo verkauft, daß ich für dieſes Jahr wenigſtens in der Wolle ſitze. Drum ſchließe ich meinen Brief, und ſetze mich auf die Schnellpoſt nach Dresden und Carlsbad, wohin in dieſem Jahre alle Athenienſer, die nur durch irgend etwas merken oder

beweiſen, daß ſie einen Unterleib haben, gehen. — Lebe wohl, Phrynichus, und ſey überzeugt, daß wenn ich Dir auch nicht alles vom Wollmarkt und Wettrennen ſagte, Du doch das Beſte davon weg haſt.

Vale, fave.

Dein X. . . . . .

Theater.

Auf gelehrte Recenſionen, beißende und ſataniſch ſatyriſche Kritiken, ſpitze ſich in dieſem Heft kein Berliner, noch Athener, wiewohl ſie künftig wahrlich nicht fehlen ſollen. Der Thermometer des Theaters hat aber in dieſen letzten Wochen ſo conſtant auf und unter Null geſtanden, daß man ſich unmöglich zu einer Kritik irgend einer Art erwärmen konnte. — Nur einiges Hiſtoriſche kann man beibringen. Dlle. Clara Heinefetter ſoll uns mit Gewalt gefallen, aber das Publikum iſt äußerſt widerſpenſtig gegen dieſen Befehl. Es iſt wahr, ſie hat eine ſchöne metallreiche Stimme, wenn aber das Theater aus dieſem Glockengut jährlich 4000 Thlr. Preuß. Courant reinen Silbers heraus münzen will, und noch 10 Thlr. Extragebühren für jeden Glockenſchlag (philiſtermäßig ausgedruckt heißt das 4000 Thlr. Gehalt und 10 Thlr. Spielgeld,) ſo wird der Herr General = — — — Wardein ſich verwünſcht verrechnet haben. Dem ſey nun wie ihm wolle, man verſucht alles mögliche, um uns die Sängerinn ſo einnehmend zu machen, daß ſie ſo einnehmend werde. Zuerſt trat ſie als Romeo

in den Capulett auf, erſchien aber in einer Geſtalt, die man eher der Julie als ihrem Geliebten hätte zutrauen können. Als Agathe im Freiſchütz paßte ihre Figur ſchon beſſer zu dem Verhältniß, man konnte doch denken — ja was man denken konnte weiß ich nicht und möchte es nicht verrathen; ſo viel aber iſt gewiß, daß ſie als Elvira im Don Juan der Wahrſcheinlichkeit, die man bei der Rolle annimmt, am nächſten kam. Sie gefiel auch darin am beſten. Doch als Iphigenia entſprach das Aeußere dem, was wir nach Göthe, Euripides, Sophokles und Gluck von den Prieſterinnen Dianens vorausſetzen, am allerwenigſten. Das Entſprechen hielt dem Anſprechen die Waage; feine Kritiker der Plaſtik, wie z. B. Rauch, Schadow, Thorwaldſen, David, u. a. m.; die wenn ſie nicht in der Vorſtellung waren, doch darin hätten ſeyn können, wollten wiſſen, die Geſtalt ſey nicht antik. Mir kam ſie eher zu antik vor, beſonders das Profil ächt römiſch: die Naſe zumal. Ein Frei-Corps von 30 Claqueurs machte den nöthigen Larmen von der Sache und klappte zum Handwerk, da die Kunſt nicht ins Spiel kam. Doch genug. Glucks Opern, heißt es jetzt, werden neu aufleben; damit ſoll eine Parthei gewonnen werden, zu der ich ſelbſt gehöre. Armide, Alceſte ſind auf dem Tapet, wenn auch noch nicht auf der Scene. Euryanthe ſoll wieder aufs Repertoir, und man will dieſe Oper darauf erhalten. Wunderbar! Unerhört! Aber doch wahr! Damit wird die zweite Parthei,

zu der ich wiederum gehöre, gewonnen; und Dlle. Heinefetter paßt ſich herrlich zur Galantine. So wird alſo plötzlich unſer Repertoir wieder ganz veredelt; Opern, gegen die alle Kräfte der Kabale ſich früher richteten, erſcheinen wieder darauf, — kurz wir frohlocken! Geduld, Geduld! Es wird nur nach Dlle. Heinefetter zugeſchnitten, und wenn es ihr paßt, ſo paßt ſie natürlich auch hinein, und muß engagirt werden, und ein gewiſſes bogenlanges Memoire, das Jemand eingereicht hat, bekommt Recht. Aber was dann? Je nun, dann ſind Gluck und Weber die Lockvögel geweſen, und Agnes von Hohenſtaufen, Olympia, Alcidor und einige andre Opern, zu denen man Dlle. Heinefetter braucht, die aber (die Opern) niemand braucht, am wenigſten die Theaterkaſſe, können uns wieder vorgeſetzt werden. Alſo darum 4000 Thlr. Gehalt und 10 Thlr. Spielgeld? Darum Räuber und Mörder? (Karl Moor!) — Und die Folgen? Dlle. Löwe, die dem ganzen Publikum gefiel, die ſtets das Haus füllte, ſoll nur 3000 Thaler Gehalt haben, mithin weniger als eine Sängerinn, die das Haus mit nichts füllt als ihrer Stimme? Dlle. Löwe kommt unter dieſen Umſtänden nicht, denn natürlich mag ſie ſich nicht hinter eine Kunſtlerinn geſetzt ſehen, der ſie ſo weit voranſteht. Fräulein von Faßmann wird aus denſelben Urſachen nicht kommen. Alle Eure Wünſche, Athener, ſind für nichts geachtet, — Ihr ſeyd ein herrliches frommfrommes Publicum! Wenn Ihr aber ein wenig auf Eure Rechte pochtet, Ihr würdet

vielleicht welche bekommen. — Verſteht das, wie Ihr wollt, Ihr Getreuen. — Niemandem aber macht Ihr's bequemer, als einem Recenſenten. Denn da Ihr Euch was die Oper anlangt, ſeit drei, vier Wochen, mit Fanchon, der Schweizerfamilie, und andern intereſſanten Neuigkeiten gutwillig ernähren laßt, ſo kann der Kritiker alle Abende ſpazieren gehen. Tauſend Dank dafur, beſte Freunde. — Was das Schauſpiel anlangt, ſo hat man Euch ein herrliches Werk von Mad. Birch-Pfeiffer gegeben, die Wittwe genannt. Dieſes Drama hat vier Akte, eine Eintheilung, die man nach Cervantes zu der Zeit machte, wo die Kunſt noch auf allen Vieren ging. Ich ſage darüber nur Folgendes: Die Verfaſſerin hat hier verſucht, fein zu ſeyn, und einen höheren Buonenſchwung zu nehmen; ſie iſt auch glücklich bis dicht unter die Stelle geflogen, wo Mullners Genius im Tempel Thaliens ſeine Hockſtange hatte, und Eier legte oder Neſter baute. Die Wittwe iſt die Wittwe Hugo Derindur's, oder die Ueberſetzung dieſes Masculinum's ins Femininum. Wenn nur das Theater nicht durch ſolche Wittwen auf den Wittwenpenſions-Etat kommt! Indeſſen iſt das königliche Theater diesmal doch noch beſſer weggekommen, als das Königsſtädtiſche, welches ſechs Akte (vier iſt doch ein um $33\frac{1}{3}$ Procent, dem Buchhändler-Rabatt, kleineres Geſchäft) von Mad. Birch-Pfeiffer an ſich gekauft hat. Das Drama heißt, „Die Ritter von Malta!“ Sechs Akte — ſechs Pferde müßten mich hinein ziehen, bevor ichs an einem ſchö-

nen Sommeraufenthalt habe. Endlich iſts darum mit meiner Theaterkunſt aus, weil es mit der Oper des Königſtädter Theaters auch aus iſt. Denn einer der Sänger nach dem andern hat ſeine Abſchiedsrolle gegeben; Herr Fiſcher warf den letzten Angelhaken aus, Herr Holtmüller gab uns die letzten Splitter ſeiner Lene zu hören, kurz — es iſt alles todt und ſtumm. Wenn nun aber niemand mehr ſpielt, ſingt, ins Theater geht, was ſollte ich wohl länger darüber ſchreiben?

Athenienſiſcher Streuſand.

Eine Sängerin von großem Umfang, aber nicht der Stimme, und großer Schönheit, aber nur der Stimme, hatte unter mancherlei Gaben auch eine unangenehme Zugabe, eine ungeheure Naſe. Trotz dem engagirte ſie der Muſikdirektor des Theaters. „Hilf Himmel" rief der Chef des Inſtituts, als das Unglück geſchehen war, „was fangen wir jetzt mit dieſer Perſon an!" „Was mit der Perſon," antwortete ein jüngerer Beamte, „das wäre noch zu machen. Aber was mit der coloſſalen Naſe? Ich dächte wir gäben ſie dem Muſikdirektor, wenn er nicht auf eine derbere Anſpruch hat, und rathen ihm dabei, ſie fleißig in die Partituren guter Opern zu ſtecken, oder damit nach neuen zu wittern, von denen er alle Spur verloren zu haben ſcheint."

* * *

„Zum Teufel!" — „Was denn? Warum ſo zornig?" — „Soll man ſich nicht ereifern? Ich bezahle

alle Jahre zehn, auch funfzehn Silbergroſchen *) für das Sprengen der Chauſſee von Athen nach Eleuſis, und immer muß ich im Staub fahren!" — „Was hilfts den Himmel anzuklagen!" — „Ich klage gar nicht den Himmel an, ſondern den Athenienſer F....., der das Sprengen übernommen hat!" — „Da haſt Du ſehr Unrecht; iſt der F..... ein guter Chriſt, ſo thut er gewiß am Beſten, ſeine Sache dem Himmel anheim zu ſtellen. Alſo halte Dich an dieſen!"

„Ich ſollte ſubſcribiren? Für das Sprengen des Thiergartens? In meinem Leben nicht wieder! Es wird ja doch nichts geſprengt!" — „O ja, beſter Freund? Etwas wird alle Jahre ſehr regelmäßig geſprengt." „Nun was denn?" — „Die Kaſſe dann."

Der Erfinder des Badeſchrankes, Herr Schneider in Berlin, und der Anleger der neuen Anlagen im Thiergarten ebendaſelbſt, ſtreiten ſich um den Ruhm, die Staubbäder eingeführt zu haben. Allerdings hat Herr Schneider die Staubbäder auf naſſem Wege für Einzelne

*) Der Groſchen = 10 Pfennige.

erfunden, der Anleger der neuen Anlagen aber die auf trockenen Wege für Tausende zugleich. Wir geben also dem letzteren den Vorzug.

* * *

Der Weg von der Residenzstadt eines mächtigen, gütigen und weisen Fürsten in Indien nach seinem Sommerpalaste, wird durch einen Unternehmer (eine Art indischem Generalpächter), stets mit kühlenden Wassern besprengt, um den Staub zu hindern. Das Volk erfreut sich dieser Wohlthat, zu der der Monarch selbst eine ansehnliche Summe beisteuert, und strömt an schönen Sommertagen bei Tausenden zu Fuß, zu Roß, zu Wagen nach dem Sommerpalast und seinem köstlichen Garten. Alle Jahr aber reiset der Herrscher nach den heiligen Quellen des Ganges, um sich mit seinen Gesundheit schenkenden Wassern zu netzen. Alsdann stellt der Generalpächter gewöhnlich die Benetzung des Weges nach dem Lustschlosse ein, und erstickender Staub umwölkt den Pfad. Als das Volk deshalb Klage erhob, sagte ein weiser Bramine: „Ich will den Generalpächter nicht loben! Ihr seht aber jetzt, Kinder, daß ein Volk, dem der Monarch fehlt, immer schlecht fährt."

Man erinnert sich des Gefechtes von **Fontaravia**, welches am 11. Julius statt fand. Die **Gazette de France** sagte darüber: Die 300 Karlisten, die sich so tapfer vertheidigt haben, sind den 300 Spartanern des Leonidas zu vergleichen. Ein Journalist bemerkte dazu: Sehr wahr! Nur waren es nicht 300 Karlisten, sondern 3000; ob sie sehr tapfer waren, blieb unbekannt, da sie nicht sehr tapfer angegriffen wurden; sie fochten nicht für die Freiheit und fielen nicht für die Sache, für die sie fochten; diese Kleinigkeiten ausgenommen, finden wir sie ebenfalls ganz den spartanischen Helden ähnlich.

II.

Die Michaelismappe.

Inhalt:

Die Eisenbahnen, eine europäische Nothwendigkeit. — Kilian am dritten August. — Strahlauer Fischzug. — Specielle und generelle Kriegserklärung. — Theater-Chronik. — Der Gott und die Polizei. — Strohsack.

Die Eisenbahnen, eine europäische Nothwendigkeit.

Zweiter Abschnitt.

Im ersten Abschnitte dieses Aufsatzes hatte ich zu zeigen gesucht, daß die Einwürfe die man gegen die Anlegung von Eisenbahnen überhaupt macht, ganz nichtig sind; ich versuchte ferner darzuthun, daß es, selbst bei vereinzelten Anlagen, nicht darauf ankomme, von denselben durch den Personen- und Waarentransport unmittelbaren Ertrag zu ziehen, sondern daß die mittelbaren Vortheile eines bis ins Wunderbare belebten Verkehrs, und erhöhter Lebensbehaglichkeit, selbst bedeutende Opfer reichlich aufwiegen müßten, und dieß noch in einem viel größerem Maaße der Fall seyn werde, wenn die Anlagen sich über ausgedehnte Räume erstrecken; ich hatte endlich an einem Beispiele, an der Eisenbahn zwischen Leipzig und Dresden, diejenigen Vortheile näher anzudeuten versucht, die eine solche einzelne Anlage für die dadurch verbundenen Punkte erzeugen müsse. — Im Eingang meines Aufsatzes berührte ich nur in

ganz allgemeinen Zügen, welche Umgeſtaltung Europa durch ein ſich eben ſo über ſein ganzes Gebiet erſtreckendes Eiſenbahnennetz erfahren würde, wie es jetzt durch Chauſſeen verknüpft iſt. Dieſen letztern verdankt es zum großen Theil die, bis zur Unkenntlichkeit gehende, Veredlung aller geſelligen Cultur- und Lebensverhältniſſe, welche gegen den Zuſtand derſelben etwa im Beginn des vorigen Jahrhunderts, eingetreten iſt.

Nennen wir dieſen Fortſchritt unberechenbar, ſo wird der durch die Eiſenbahnen noch unermeßlicher ſeyn, weil dieſe nicht nur die Schnelligkeit und Bequemlichkeit der Verbindungen, ſondern auch die Kraft, zur Ueberwindung der fortzuſchaffenden Laſten ſo ungemein erhöhen, während ſie die Koſten in eben dem Maaße vermindern.

Ich will jetzt einige nähere, aber doch nur aphoriſtiſche Betrachtungen darüber anſtellen, wie ſich der Verkehr Hinſichts der Waaren, Produkte, Menſchen u. ſ. w. durch die Eiſenbahnen umgeſtalten muß, wenn man annimmt, daß dieſelben ungefähr ſo zahlreich geworden ſind, wie jetzt die Chauſſeen.

Was die Waaren anlangt, ſo iſt meine Meinung die, daß in dieſer Hinſicht die Eiſenbahnen uns die geringſten Vortheile und Veränderungen darbieten werden. Zwar werden unſtreitig die Ermäßigung der Frachtſätze, der durch die ſchnelleren und entfernteren Communicationen ungleich weiter ausgedehnte Markt, endlich die größere Baſis der Concurrenzen die ſich erzeugen muß, wenn die Fabricanten des Binnenlandes

leicht mit denen der Seestädte Preis halten, wenn der Petersburger und der Pariser, ohne daß einer vor dem andern eine sonderliche Bevorzugung hätte, sich z. B. beide auf den Märkten Deutschlands mit einander messen können. — Zwar werden unstreitig alle diese Umstände eine große Belebung und Aufregung der Betriebsamkeit veranlassen, indessen können doch die Folgen hierbei nicht in hohem Grade auffallend seyn, weil die Schnelligkeit und größere Fortschaffungskraft der Eisenbahnen dabei nur in ganz einzelnen Fällen wichtig werden würde. Nur ihre größere Wohlfeilheit käme in Betracht. Denn Fabrikate, ja auch die meisten künstlich bearbeiteten Produkte sind von der Art, daß man sich leicht mit Vorräthen versehen kann und folglich bei zeitiger Erneuerung derselben gar keine Stockung vorkommt.

Anders aber verhält sich dies mit Naturprodukten; vorzüglich solchen, die sich nur eine kurze Zeit brauchbar erhalten oder bei welchen der Werth mit den Kosten des Transports in einem zu großen Mißverhältniß stehen würde. Hier treten uns als die wichtigsten Gegenstände zuerst Vieh nebst allem was aus dem Thierreich zur unmittelbaren Consumtion dient, (als Milch, Butter, Wild, Fisch, Geflügel ꝛc.) ferner Korn, Früchte und Holz als die wichtigsten Objecte entgegen.

Auf die großen Vortheile, welche der Transport des Viehs durch Eisenbahnen gewähren muß, ist schon von vielen Seiten hingedeutet worden. Nicht nur die Liverpool-Manchester Eisenbahn hat einen ungeheuern Masse

für Schlachtvieh ſogleich zum ſtehenden Artikel ihrer Laſttransportirung gemacht, ſondern wir finden auch ſchon in dem an trefflichem Rindvieh ſo reichen Ungarn und Galizien zwar nicht Eiſenbahnen, aber doch verſchiedne andere Verſuche, das Schlachtvieh auf andere Art als auf ſeinen eignen Füßen zu transportiren, weil dieß die nachtheiligſte von allen iſt. Denn namentlich das Rindvieh iſt vermöge ſeiner Schwerfälligkeit bekanntlich nicht zu dauernder, vollends raſcher Beweglichkeit geeignet. Man ſieht es auf den fetten Weiden meiſt ruhen; die Heerden lagern ſich den größeren Theil des Tages hindurch; in der übrigen Zeit iſt die Bewegung ganz unangeſtrengt, ein langſames nur von Zeit zu Zeit durch einzelne Schritte bewirktes Fortrücken, zum nachbarlichen, friſchen Raſenflecken, wenn die nächſt erreichbare Weide weggezehrt iſt. Muß man nun Thiere dieſer Art, die gewiſſe Strecken Europas in Ueberfluß erzeugen und nähren zur Conſumtion nach andern hinſchaffen, ſo ſind weite Räume zu durchmeſſen, und das Vieh muß in Heerden bis an den Markt getrieben werden. Der ungariſche, der podoliſche Stier, der in Deutſchland zur Schlachtbank geführet werden ſoll, hat eine lange Reiſe dahin zu machen. So vorſichtig man ihn treibe, ſo klein man die Tagemärſche einrichte, dennoch wird das Thier dadurch ſehr angegriffen und verliert den beſten Theil ſeines Werthes, weil es nicht nur durch die Anſtrengung, ſandige Wegſtrecken zu durchmeſſen, ſondern auch durch die, je länger die Reiſe, um ſo länger dauernde Ent-

behrung der nährenden Weide an die es gewöhnt ist, durch die es seine überwiegend trefflichen Eigenschaften erhält, abmagert. Rinderheerden, die z. B. nur von Warschau nach Berlin getrieben werden, haben einen Weg zurückzulegen, auf welchem sie einen Monat und länger zubringen. Demnach tritt lange Entbehrung der trefflichen Weide ein, der Marsch greift die Thiere an, so daß sie abgetrieben auf den Markt kommen; fällt übles Wetter ein, werden die Straßen kothig, so erschwert sich nicht nur der Marsch, sondern es erzeugen sich Krankheiten, durch die manches Stück ganz verloren geht*); die Kosten des Transports, der Ernährung unterwegs sind sehr bedeutend; große Mühen und Sorgen endlich reißen nicht ab. Rechnet man alles dieß zusammen, und bringt es in Anschlag, um wie Vieles entwerthet jedes einzelne Thier zuletzt auf dem Markte anlangt, so ergiebt sich ein Verlust, der für den Consumenten den Preis eines nothwendigen Nahrungsmittels ungemein erhöht. Wie aber, wenn von Warschau bis Berlin eine Eisenbahn gelegt ist? In zwölf, sechszehn Stunden höchstens muß die Fahrt zurückgelegt seyn, und der Transport darf auf den Centner nach dem Verhältniß der Ei-

*) Man denke z. B. an die ungeheuern Verluste, welche die französische Armee an mitgeführtem Schlachtvieh auf dem Hinmarsch nach Rußland erlitt, wo zwei Drittheile der Rinder fielen, weil der Marsch in der Hitze auf sandigen Straßen, ohne die kühlende Weidenahrung, epidemische Krankheit erzeugt hatte.

seebahnfracht zur Fuhrmannsfracht nicht über einen Thaler betragen, sie muß noch bedeutend geringer seyn. Demnach würde das Pfund Rindfleisch auf dem Markte zu Berlin nur drei Pfennige theurer zu stehn kommen als auf dem zu Warschau. — Wenn wir nun vollends lesen, daß in den üppigen Grastriften Beſſarabiens der Stier oft nur erschlagen wird, um seine Haut, seine Hörner zu benutzen, während man das Fleisch, dort im Ueberfluß vorhanden, und ohne Möglichkeit es an andere Orte zu schaffen, als werthlos am Knochen verwesen, es den Hunden und Vögeln des Himmels zur Speise überläßt: dann gehn die Berechnungen gegenseitiger Vortheile, die sich zwischen solchen, von Ueberfülle der Produktion strotzenden Ländern und unseren, an Ueberfülle verzehrender Bevölkerung leidenden, erzeugen müssen, ins Unendliche.

Wenn es also durch die staunenswürdige Erfindung oder Entdeckung, den flüchtigen Dampf zum gigantischen Lastthier an Kraft und Schnelle umzuschaffen, gelungen ist, das „schwerhinwandelnde Hornvieh", wie es Vater Homer nennt, flüchtiger zu machen als das Reh, als die Gazelle der Wüste, so mag es Jedem überlassen bleiben sich diese Umgestaltung weiter für andere nutzbare Thiere, die in weniger bewohnten Steppen, Wäldern, Grasebenen, Getreideländern, Strömen, Seen, Meeren kaum einen Nennwerth haben, auszumalen.

Nur eines thierischen Produkts wollen wir noch gedenken, weil die größere Nutzbarkeit sich sogleich selbst

bei ganz geringen Eisenbahnstrecken ergiebt, — es ist die Milch*). Große Städte consumiren bekanntlich so viel Milch, daß ihrem Bedarf (London, Paris, Berlin, Amsterdam sind schlagende Beweise davon,) darin nur höchst unvollkommen genügt werden kann. Ein elendes, um die Hälfte verwässertes, zugleich oft verdorbenes, dumpfiges Getränk wird den Bewohnern statt der reinen, nährenden, gesunden Milch dargeboten, weshalb diese sich auch von dem Genuß derselben oft ganz entwöhnen, was namentlich gewiß für die Jugend sehr nachtheilig ist. Andrerseits bereitet der Landwirth nur nothgedrungen Butter und Käse aus der Milch, die er im ursprünglichen Zustand mit viel geringerer Mühe ungleich vortheilhafter nutzt. Wer nicht in wenigen Stunden mit seinem Milchprodukt den Markt der ihm Absatz sichern kann erreicht, muß daher die künstliche Veredlung dieses Naturerzeugnisses vernehmen. Eine Eisenbahn (wir wollen die von Leipzig nach Dresden wieder zum Beispiel nehmen,) dehnt diesen Raum in unglaublicher Weise aus. Alle Landgehöfte, die in der Entfernung von zwei Stunden (und weiter)

*) Ich weiß, dieß ist wiederum gegen andere Produkte und Vortheile gehalten, ein sehr untergeordneter Gegenstand; allein ich halte es bisweilen für gut, zu zeigen, wie bemerkbar sich der Einfluß dieser neuen Kunststraßen gerade auch zum Vortheil derjenigen Stände machen wird, die theils aus Beschränktheit des Ueberblicks überhaupt, theils aus Furcht zu verlieren und zu leiden, sich als Gegner dieser Erfindung zeigen.

von der Linie die Dresden und Leipzig verbindet, liegen, könnten beide Städte, von denen sie sechs, acht, zehn Meilen entfernt sind, zum Markt ihres Produktes machen; und dehnen sich Eisenbahnlinien erst weit und nach mehreren Richtungen aus, so multiplicirt sich der auf solche Weise zu benutzende Raum noch ungleich mehr. Wir dürfen dreist annehmen, daß eine große Stadt, von welcher sechs Eisenbahnlinien nach verschiednen Richtungen (wie jetzt Chausseen) ausgingen, die sich zwanzig Meilen weit erstreckten, mithin an ihren Endpunkten zwanzig Meilen von einander entfernt wären, einem Drittheil dieser ganzen Kreisfläche (deren Radius 20 Meilen betrüge, und die folglich über 1200 Quadratmeilen umfaßte,) zum Markt für dieses Produkt dienen könnte. Dies gäbe also einen Raum von 400 Quadratmeilen, der sein unmittelbar gewonnenes Produkt einem Centralmarkt zuführen könnte, während jetzt höchstens ein Raum von 36 — 40 Quadratmeilen bei größerer Mühe und Kosten diesen Vortheil zu nutzen im Stande ist.

Wir gehen zu einem andern der oben genannten Produkte dem Getreide über. Gegenden, welche dieses wichtigste Ernährungsmittel erzeugen, sind ohne schiffbare Ströme nicht im Stande einen Handelsartikel daraus zu machen, daher haben bis jetzt auch nur überseeische Orte die Absatzpunkte für die reichen Weizen- und Korngegenden des mittleren und östlichen Europas werden können; andere Strecken dieses Welttheils, die reich

an Waldung, Triften und Viehzucht, aber arm an Getreide, und im Binnenlande gelegen ſind (in Deutſchland z. B. der Harz, Thüringerwald, Fichtelgebirge, Erzgebirge, Böhmerwald u. ſ. w.) konnten von dem reichen Segen ihrer Nachbarländer gar keinen oder doch nur geringen Nutzen ziehen. Wichtiger und nothwendiger als irgend ſonſt erſcheint es daher Communicationen, welche die ſchiffbaren Ströme erſetzen, und mehr als erſetzen, zwiſchen den reichen Getreideländern Europas und deſſen an dieſem Produkt unfruchtbaren Gegenden zu beſitzen. Was die Eiſenbahnen in dieſer Beziehung für Dienſte leiſten müſſen, iſt mit einem Blick zu überſehen. Denn nicht nur, daß ſie ungeheure Laſten fördern können, ſondern ſie können ſie auch unglaublich ſchnell von einem Orte zum andern ſchaffen. Bei einem Eiſenbahn-Syſtem, welches nur ſo ausgedehnt iſt, wie das jetzige Chauſſee-Syſtem iſt eine Hungersnoth in Europa faſt undenkbar, es müßte denn ein Mißwachs von ſolcher Allgemeinheit ſtattfinden, daß überhaupt für die Bevölkerung nicht genug erzeugt worden ſei. Dies gehört aber vielleicht zu den unerlebten Seltenheiten: denn die Erfahrung lehret, daß ein Mißrathen ſo allgemeiner Produkte faſt immer nur ſtrichweiſe ſtattfindet. Als ein Beiſpiel erinnern wir nur an die Hungersnoth am Rhein im Jahre 1817. Damals wurden, um die preußiſchen Rheinprovinzen mit Getreide zu unterſtützen große Aufkäufe in Preußen und Pommern gemacht und mehrere Schiffe befrachtet um dieſes Produkt den nothleiden-

den Ländern zuzuführen. Die Schiffe verſpäteten ſich, (die Urſache iſt gleichgültig; man gab ſie verſchieden an und wollte bald üblen Willen der Lieferanten, bald Wind und Wetter vorſchieben) und dadurch ſtieg die Noth aufs Höchſte. Hätte man damals Eiſenbahnen gehabt, ſo würde der Mangel gar nicht fühlbar geworden ſeyn, weil ſich die Hülfe in wenigen Tagen hätte herbeiſchaffen laſſen und große Zufuhren ununterbrochen ſtatt finden konnten. Sind Berlin und Frankfurt am Main durch eine Eiſenbahn verbunden, ſo braucht eine Stadt der andern in Zeiten der Noth nicht einmal Getreide oder Mehl zu ſenden, ſondern die Schnelligkeit iſt ſo ungeheuer, die Kraft der Fortſchaffung ſo groß, daß man am Abendtiſch in Frankfurt das am Morgen in Berlin friſchgebackene Brod genießen kann; und nicht nur einzelne Reiche, ſondern alle Bewohner könnten im Nothfall bequem damit verſorgt werden. Wie die landwirthſchaftlichen Produkte da wo ſie zu wenig gelten, und der Ackerbauer dabei faſt verkümmert, durch eine ſo ungeheure Ausdehnung des Marktes im Werthe ſteigen: und wie ſie andrerſeits da, wo die Maſſe der Conſumenten ſie jetzt vertheuert, ſo daß der Arme den Brodpreis kaum erſchwingen kann, bedeutend fallen müſſen; das bedarf nach dem Angeführten wohl keiner weitern Ausführung.

Es bleibt uns noch übrig von Früchten und Holz zu ſprechen. Was die erſtern anlangt, ſo habe ich im erſten Abſchnitte dieſes Aufſatzes an einem geringfügigen Beiſpiel (dem Kirſchenverkauf des Dorfes Handſchuchsheim)

gezeigt, wie bedeutend der Verkehr in dieſer Beziehung werden kann. Dort ſprach ich aber nur von Früchten, die zum feineren Lebensgenuß gehören, und wenn es auch künftighin den von der Sonne weniger begünſtigten Ländern Europas ſehr behaglich ſeyn mag, durch die Zauberkraft der Eiſenbahnen in eine nähere Nachbarſchaft, mit den milden Himmelsſtrichen unſeres Welttheils zu kommen und ſeiner Gaben ungleich leichter theilhaftig zu werden, ſo will ich doch auf dieſe bloße Erweiterung der Annehmlichkeiten des Lebenszuſtandes kein ſonderliches Gewicht legen und den Eiſenbahnen nicht deshalb das Wort reden, damit der Mittelmann in Petersburg oder Stockholm täglich Apfelſinen, Pfirſich oder Weintrauben auf ſeinen Tiſch ſetzen könne. Allein der Begriff Früchte muß weiter ausgedehnt werden, und ſoll ſich nicht allein auf die feineren Obſtarten beſchränken; ſondern er umfaßt alle Erzeugniſſe des Garten- und ſorgfältigen Feldbaues, auch ſelbſt die Produkte anderer Erdtheile, die jetzt zwar in unſern Häfen Abſatz finden, dann aber aus Mangel an Transportmittel die im Verhältniß zum Preiſe ſtünden, nicht weiter in das Binnenland eindringen. Man darf nur wenige Meilen von den großen Hauptſtraßen ab in das Land dringen, um zu ſehen, wie die Kultur der Früchte und der Gartenerzeugniſſe überhaupt ſogleich abſtirbt, weil ſich kein Markt dafür findet; und doch hätte der Menſch es gerade hier in der Hand, die zunächſt dargebotenen Kräfte der Natur zur Verbeſſerung ſeiner Lebensweiſe zu benutzen. Wenn ſich

erſt die befruchtenden Adern der Eiſenbahnen durch die Staatskörper ziehen, ſo wird man bald wahrnehmen, wie die ſegensreichen Spuren eifriger und einſichtiger Betriebſamkeit, welche uns jetzt in der Umgebung größerer Städte ſo erfreulich entgegentreten, wenn wir vom freien Felde herkommend, die Bezirke ſorgfältig angelegter Gärten erreichen, ſich weiter und weiter in das Land hinaus ausdehnen werden. Die Gartengelände Hollands, Englands und einiger deutſchen Bezirke, wie z. B. Frankens und Schwabens, welche dort theils durch die geſteigerte Bevölkerung und Kultur des Landes im Allgemeinen, theils durch die ergiebigere Willigkeit der Natur geſchaffen worden ſind, werden dann auch in nördlicheren, jetzt freilich noch öderen und vernachläſſigteren Strecken erblühen. Freilich nicht ohne Anſtrengung und ernſte Mühe, aber die Mühe wird ſich belohnen und mehr ſoll der Menſch nicht fordern, denn Geſchenke erwartet nur der Träge oder der Weichling. So werden die ſtarren harten Eiſenadern eben ſo friſche Trieb- und Blüthenkräfte in den wüſten Boden flößen, als wenn man ihn mit lieblich fließenden Bächen bewäſſerte.

Holz iſt das letzte Produkt, welches ich genannt habe, aber es ſcheint mir mit das wichtigſte. Denn durch die Fortſchaffung deſſelben auf Eiſenbahnen mag es bewirkt werden, wenn gleich der Zeitpunkt noch ſehr fern hinausliegt, daß unabſehbare europäiſche Landſtrecken, die jetzt für ganz arm, ja für Wüſten gelten, ſich in reiche blühende Länder verwandeln. Wer hätte nicht

die Schilderungen von den ungeheuern Litthauiſchen Wäldern geleſen, deren ein Theil ſogar noch Urwälder ſind, welche nie den Schlag der Axt gehört haben, wo die herrenloſe Natur ſich noch in wilder Freiheit behauptet, und dem Menſchen gar keinen Tribut zahlt? Wer dächte nicht wenigſtens an die zwar verwalteten, jedoch im Verhältniß ihres Raumes nur äußerſt ſpärlich benutzten Waldſtrecken Oſtpreußens, Polens, Schleſiens, Böhmens, Thüringens? Hier haben wir oft ganze Quadratmeilen der wundervollſten Waldung geſehen, welche an einer andern Stelle, an einem ſchiffbaren Strome gelegen, zu einem unermeßlichen Reichthum werden mußten, während ſie jetzt nur ein beinahe völlig todtliegendes Kapital ſind. Wohlan denn, ſchafft Euch ſchiffbare Ströme! Legt Eiſenbahnen an, und der Rieſenſtamm den Ihr jetzt ſchimpflich zerklaftert, im Hochofen verſchwenderiſch verbrennt oder ihn in Scheite geſpalten achtlos den wilden Bergwaſſern Preis gebt, daß ſie ihn hinunter flößen in die Ebene — dieſer ſelbe Stamm der Tanne oder Eiche wird bald einer ſtolzen Säule gleich als Maſt auf Euren Schiffen prangen, oder in das Gebälk ſtattlicher Häuſer gefugt werden, und dort das Hundertfache deſſen gelten, was er als Holzſtoß aufgeſchichtet da werth iſt, wo der Ueberfluß des Vorhandenen und die geringe Zahl der Verbrauchenden, oft in ſo ungeheurem Mißverhältniſſe ſtehn.

Dies ſind einige Andeutungen über die Folgen, welche größere und zahlreichere Eiſenbahnſtrecken für den euro-

päiſchen Handel, Verkehr und Anbau haben müſſen. Faſſen wir dies in einige Hauptreſultate zuſammen, ſo wird ſich Folgendes ergeben: Die Völker werden viel nähere Nachbarn; ſie können ſomit einander von ihrem Ueberfluß ungleich leichter mittheilen und ihrem Mangel gegenſeitig abhelfen; ſie genießen alſo alle jene unſchätzbaren Vortheile durch welche mehrſeitig ergänzte Kräfte einander ins Unendliche potenziren. — Die Hungersnoth iſt ein für allemal aus den Uebeln der europäiſchen Menſchheit geſtrichen. Wäre dieſes eine Reſultat nicht eigentlich ſchon auffordernd genug zur Anlegung von Eiſenbahnen? Sehen wir doch die Staaten gegen ähnliche Uebel langſame Vorbereitungen treffen und faſt alle ihre Geldkräfte darauf verwenden! Wir halten, Jahr aus Jahr ein, ſtehende Heere, legen achte Weltwunder von Feſtungen an, in deren Wällen und Caſematten die Millionen verſchwinden, welche die Völker oft mit herber Mühe aufbringen müſſen. Und dies alles nur, um den Erbfeind des Menſchengeſchlechts den Krieg (auf ſeine höchſt merkwürdigen Beziehungen zur Eiſenbahn werden wir ſpäterhin zurückkommen) abzuwehren und in furchtſamer Entfernung zu halten. Und doch dienen dieſe Mittel nur dazu, ihn, wenn er ausbricht, deſto hartnäckiger zu machen, nicht ihn überhaupt zu vertilgen. Wenn aber ſo viel geſchieht gegen den Krieg, den der Menſch dem Menſchen bereiten kann, ſollte nichts geſchehen müſſen gegen die

Kriege, welche die Natur mit uns führt? Und ſind Mißwachs und Hunger nicht die grimmigſten Waffen mit denen ſie uns anfällt? Wahrlich ein ſolches Erwägen genügt allein um mit allen angeſtrengten Kräften den Schild der Eiſenbahnen zu ſchmieden und uns damit gegen die ſcharfen Angriffswaffen der Natur zu decken! — Endlich zeigten wir, daß die Geſtalt des europäiſchen Bodens ſich mächtig verändern, die Oede belebt, die Steppe fruchtbringend, der Urwald zur Goldmine werden müſſe. — So ſind denn alſo: nachbarliche Ergänzung der gegenſeitigen Vortheile und Kräfte; Weit erhöhter Werth und viel erleichterter Verbrauch aller nothwendigſten Erzeugniſſe der Erde; Ewige Verbannung und Verſcheuchung des blaſſen Hungergeſpenſtes; Verwandlung aller Wüſten in ſegensreiche Fluren; die zuſammengedrängten Ergebniſſe dieſes Abſchnittes, und ſie allein ſtreiten ſchon unbeſiegbar für dieſe große Angelegenheit zur Verherrlichung menſchlicher Kraft und menſchlichen Handelns. Dennoch aber wollen wir jetzt erſt auf die höchſten und unausbleiblichſten Segnungen für die Menſchheit zurückkommen, die ſich aus dieſer Erfindung, die beim erſten Anſchein nur eine Erhöhung materieller Kräfte iſt, ergeben. Wir wollen zeigen, wie ſie in das Gebiet des Geiſtes hinübergreifen muß, ähnlich der Erfindung des Schießpulvers und des Compaſſes, bei welchen ſich gleichfalls aus der rohen Kraft der Materie unſichtbare Geiſteskräfte entwickelten, deren erhöhtes Lebens-

prinzip bald in allen Adern der Menschheit glühte, und ihr Flügel unterbreitete, mit denen sie über undurchforschte Weltmeere und durch den Pulverdampf der Schlachtfelder sich Bahnen in neue erhabnere Gebiete ihres Wirkens brach.

Dritter Abschnitt.

Daß wir bis jetzt nur von dem Einfluß der Eisenbahnen auf materielle Gegenstände gesprochen und ihre Beziehungen auf den Menschen zunächst ganz außer Acht gelassen haben, geschah absichtlich; denn es gehört schon ein begabterer Blick dazu sich in diese höheren Umgestaltungen mit Lebendigkeit zu versetzen, und wir zogen es daher vor uns zuerst mit dem leichter Faßlichen der Mehrzahl klarer ins Auge springenden zu beschäftigen. Sind unsre Meinungen hier einleuchtend gewesen, haben sie uns Vertrauen gewonnen, so wird man uns auch jetzt, wo wir einen schärferen und kühneren Blick des Geistes in Anspruch nehmen, wenigstens nicht von vorn herein mit einer das Auge verschließenden Ungläubigkeit entgegentreten. Ich will es theils als vorübergehend, theils als nebensächlich behandeln, daß der Bau der Eisenbahnen so viele Tausende von Händen nützlich beschäftigt, und daß er ein Ableitungskanal für die stockenden Kapitalien wird, wiewohl auch diese beiden Momente von großer Wichtigkeit sind, was durch eine nähere Ausfüh-

rung bald klar werden sollte. Dagegen halte ich mich zunächst an folgende drei Punkte, die sich großentheils schon selbst bei der kleinsten Eisenbahnanlage herausstellen; bei größeren sich aber noch in einem wachsenden Maaßstabe entwickeln müssen. Diese sind

Erstlich: Die Umgestaltung des Grund und Bodens nach der Natur der Eisenbahnen, in Beziehung auf Ansiedelungen.

Sodann die erhöhte Regsamkeit und Erweckung des menschlichen Geistes, die überhaupt dadurch entsteht, nebst einigen Folgen für bürgerliche Einrichtungen.

Drittens, endlich die Einwirkung der Eisenbahnen auf das Gesammtleben der Völker und Staaten, und Betrachtung derselben als die Basis eines der wichtigsten Entwicklungsmomente für die größten geistigen Bewegungen unserer Zeit.

Der erste Punkt, die Umgestaltung des Bodens und des Anbaues der Länder betreffend, giebt es uns an die Hand, weshalb in minder kultivirten Ländern Europas, wie Deutschland, Polen u. s. w., eine viel größere Aufforderung zur Anlegung von Eisenbahnen ist, als in so übervölkerten und durchweg angebauten, wie England und Holland. Da es in der Natur der Eisenbahnen liegt, daß die Bewegung der Wagen auf denselben nur an bestimmten, weiter von einander entfernten Punkten eingehemmt wird, weil sonst die wichtigen Vortheile großer

Schnelligkeit zu sehr verloren gehen, so leuchtet es auch ein, daß alle diejenigen, die der Straße zunächst anwohnen, nur von diesen Ruhepunkten aus Vortheile von der Eisenbahn ziehen können. Angenommen daher, daß man eine Eisenbahn zwischen zwei bevölkerten Städten anlegte und die Linie derselben so führte, daß sie keine Ortschaften unmittelbar berührte, so würde dennoch nicht, wie bei Chausseen, ein einzelner, parzellirter Anbau an der Straße stattfinden, sondern nur an denjenigen Punkten würden sich die Ansiedler mit Vortheil vor der Bahn niederlassen, wo der Wagenzug anhalten müßte. Denn nur hier ist ein Auf- und Absteigen der Personen, ein Ein- und Ausladen der Waaren möglich; sobald das Signal zur Abfahrt wieder ertönt, ist der Verkehr mit einem Striche völlig abgeschnitten, und kaum möchte es möglich seyn, während die Maschinen in arbeitender Bewegung sind nur einen Brief, ein leichtes Packet oder eine Zeitung dem an der Straße stehenden zuzuwerfen oder es von ihm zugeworfen zu erhalten. Wenn daher Länder so bebaut sind, wie z. B. Holland zwischen Amsterdam und Utrecht, oder England auf den meisten seiner großen Straßen, so werden alle diese Anwohner die Unannehmlichkeit haben, die bequemen Wagen der Eisenbahn vor ihren Hausthüren vorüberfliegen zu sehn, ohne sie benutzen zu können. Ja noch mehr, da eine so belebte Straße großen Verkehr her- und hinüber haben muß, so wird die Eisenbahn vielen Einzelnen sogar hinderlich werden, wie man dies ja schon daraus sieht, daß sie innerhalb der

Städte eine Unmöglichkeit iſt. Es müſſen ſich alſo in einem Lande, wo große Eiſenbahnen mit Dampfkraft befahren werden, Knotenpunkte des Verkehrs bilden, wo ſich die Einwohner in bedeutenden Ortſchaften zuſammen bauen, und ſomit ſich an die Quelle der Vortheile ſetzen, welche die Eiſenbahn mit ſich führt. Deshalb werden Länder wie Deutſchland, wo zwiſchen den größeren Städten nur einzelne wenig bedeutende Ortſchaften liegen, nicht aber eine continuirliche Kette von Gehöften und Landhäuſern ſich hinzieht, ungleich größere und plötzlichere Vortheile von den Eiſenbahnen ziehen. Denn in jenen bevölkerten Ländern iſt auf andern Wegen ſchon ein Grad der Kultur und des Verkehrs erreicht, den wir erſt durch die Eiſenbahnen, nur in anderer Geſtalt, erlangen können, und es würde dort ein zu großer Theil der Kultur inſofern zerſtört werden, als er von den Vortheilen, welche die Eiſenbahn gewährt, entweder beläſtigt würde oder doch keinen Antheil daran gewönne. Daher erklärt es ſich, weshalb in dem reichen und unternehmenden England verhältnißmäßig ſo viel weniger für großartige Eiſenbahnanlagen (z. B. zwiſchen London und Edinburg,) geſchieht. Die Gegner der Eiſenbahnen haben folglich ſehr unrecht, das was in England unterlaſſen wird, für einen Grund zu halten, weshalb auch in Deutſchland größere Eiſenbahnanlagen unterbleiben ſollten. Sie bedenken ferner nicht, daß während wir unſere Verkehrsmittel durch die Eiſenbahnen zehn- und zwanzigfach ſteigern werden, dies

in England, welches nach allen Richtungen mit einem dichten Netz von Kunſtſtraßen und Kanälen durchzogen iſt, und von blitzſchnellen Diligencen durchkreuzt wird, nur in einem weit geringerm Maaße der Fall ſeyn kann. Sie müßten weiter beachten, daß in ſo bebautem Lande die Möglichkeit die Eiſenbahn zu legen ungleich ſchwieriger, die Terrain-Erwerbung unverhältnißmäßig theurer wird. Endlich iſt die ganze geographiſche Lage Englands den Eiſenbahnen minder günſtig. Denn es kommt dort viel weniger wie bei uns darauf an, große Strecken im Binnenlande raſch zurückzulegen. Für England iſt faſt immer nur die Erreichung der Häfen aus dem Mittelpunkte des Landes wichtig und dieſe Strecken ſind zu kurz, als daß ſich bei einer noch ſo großen Beſchleunigung, ja, könnte man die Räume fliegend zurücklegen, den Vortheil in daſſelbe Verhältniß zu den Koſten ſetzen ließe, wie in Deutſchland. Daher dürfte es ſich leicht ereignen, daß in dieſem Punkte der fortgeſchrittenen Kultur der Continent jener reichen, uns bis jetzt noch ſo weit voranſtehenden Inſel *vorauseilte*. Dann aber könnte auch, und wäre es erſt für unſere Urenkel, die *Folge* eintreten, daß der Continent mit ſeinen Eiſenſtraßen, auf denen Wagen und Reiſende ungeheure Ländergebiete durchflögen, wie jetzt die Dampfſchiffe den Rücken der Meere furchen: daß dieſer Continent, deſſen beſte Lebenskräfte jetzt noch gelähmt liegen, dereinſt das reiche, ſtolze, blühende, für einen Welttheil ſchaffende und betriebſame England, eben ſo überragte, wie er jetzt von

dieſer Meer- und Handelbeherrſchenden Inſel überragt wird. — So glänzende Tage liegen in unſer Zukunft, und es bedarf nur des Glaubens um ſie bald zu verwirklichen. Doch dieſe Macht des Glaubens regt ſich ſo freudig überall in Deutſchland! Daß in den erſten Jahren nur von Planen und Hoffnungen die Rede ſeyn kann, iſt nicht zu umgehn; doch laſſet nur erſt einige Früchte der Erfüllung reifen, ſo werden bald die Saaten vielleicht in zu raſcher Ueberfülle geſtreut werden. Denn jedes Volk, jede Stadt wird es ſchnell einſehn, daß hier nur die Wahl bleibe zwiſchen einem zurückſinkenden Verſchmachten und Harren, und einem brauſenden, lebensvollen Vorwärtsdringen. Daher wird auch keine äußerliche Macht im Stande ſeyn, dieſen Aufſchwung neuer, ſchaffender Kräfte zurückzudrücken. Hebt ſich nur erſt ein Volk, eine Gegend, eine Stadt, auf dieſen eiſernen Fittigen zu einer ungekannten Wunderwelt des Reichthums und Behagens empor, ſo ſoll man uns die Kraft nennen, welche dem An- und Nachdrang des Nachbarvolkes, der Nachbargegend oder Nachbarſtadt Widerſtand zu leiſten vermöchte.

Vorzüglich belebend werden daher die Eiſenbahnen auf den Oſten Europa's einwirken, der noch einem halb im Zauberſchlaf liegenden, kaum die Augen zum Erwachen öffnenden Rieſen gleicht; das Raſſeln der Räder auf den Eiſenſchienen wird ihn wecken. Der Coloß Rußland, Polen inbegriffen, zählt nicht zwanzig Städte mit drei-

ßigtausend Einwohnern, und diese sind in Wüsteneien zerstreut, durch öde Wälderstrecken vereinzelt, von allen gemeinsamen Leben fast abgeschnitten. Kaum an den Küsten der Ostsee und des schwarzen Meeres zieht sich ein dünner Streifen der durch Verkehr erzeugten Wohlhabenheit und Verfeinerung, um dieses gigantische todte Erdmeer, in welchem nur einzelne Inseln des reicheren Lebens und Besitzes, wie Moskau, Kiew, Warschau, auftauchen. Die Sonne der europäischen Cultur beglänzt es nur am Rande, so daß es einer finstren, kalten Schneewolke mit sonnenvergoldetem Saum gleicht. In das Innere dringen Licht und Wärme nur in einzelnen Strahlen. Die Eisenbahnen aber sind die Kanäle, durch welche das wärmere, lebenskräftigere Blut des übrigen Europa's in diese starren Massen dringen wird. Will Rußland ein blühendes, ein reiches Land werden, — freilich muß es damit auch dulden, daß der die Menschheit auf selbstständige Höhe stellende, sie zur vernünftigen Freiheit veredelnde Gedanke das Bürgerrecht in seinen Grenzen erhalte — so dämme es die verschwenderischen Ströme Goldes, die sich aus seinen Schatzkammern und aus den Schachten der uralischen Berge in die Feldlager, Festungen und Casernen ergießen, zu. Es verwandle sie in Eisenströme, und leite sie von Petersburg und Moskau bis Riga und nach dem weißen und schwarzen Meere, nach dem Ural und den Karpathen, nach Riga, Warschau, Kiew, Odessa. Jede dieser Eisenflüsse wird bald ein goldrollender Pactolus

werden, und mit den Waffen des Friedens wird sich dieses Riesenreich die Meere und Küsten erobert haben, von denen Peter der Große sagte, daß er für jeden Quadratschuh Wasser eine Quadratmeile Landes geben wolle. Dann wird es kein Menschenalter dauern, und die blühenden reichen Städte dieses Reiches müssen sich verdoppeln; wo jetzt in der Oede schauriger Wälder der Wolf sein Lager wühlt, wird die muntere Axt ertönen um den mächtigen Stamm zu fällen, unter dessen schattigen Zweigen vielleicht noch heidnische Götter verehrt wurden; das ganze Reich rückt um hunderte von Meilen näher in das Herz europäischer Wohlhabenheit, Betriebsamkeit und Bildung hinein; die Wolga wird ein Nachbarstrom der Weichsel; der Pole und Liefländer reicht dem Asiaten die Hand; die reichen Bergwerke des Urals und Sibiriens münden ihre Schätze auf europäischen Märkten aus; der Spanier und Portugiese braucht nicht mehr Monden lang auf dem stürmischen Ocean durch gefährliche Meerengen zu schiffen, sondern tauscht, was unter der heitern Sonne seines südlichen Himmels erblüht, leicht gegen die gewichtigen Gaben aus, die Rußlands heerdenreiche Steppen und Triften, seine dunkeln hochstämmigen Wälder darbieten, die aus den tiefen Schachten, den Schatzkammern seiner Gebirge, mit kräftiger Betriebsamkeit heraufgefördert werden. Für die goldenen Weizenähren auf Polens Ebenen tauscht es das Gold spanischen Weins und hesperischer Früchte ein!

Doch genug der ſchönen Bilder der Phantaſie; ſie ruhen noch im grauen Hintergrunde der Zukunft, doch das höher belebte Auge des Geiſtes ſieht ſie in deutlicher Wahrheit vor ſich!

(Schluß im nächſten Heft.)

Kilian am dritten August.

Wer den Berliner Kilian nicht kennt, darf überhaupt auf seine Bekanntschaften nicht stolz sein. Es ist indessen möglich, daß dennoch mehr Sterbliche leben, die ihn nicht kennen, als Andere. Für diese trübselige Mehrzahl werde ich hier ein kleines Signalement und Personalbeschreibung mit einfließen lassen. Kilian ist fünf Fuß vier Zoll hoch. Er ist von Natur ein Berliner, von Charakter ein Eckensteher. Daß er dunkelbraunes Haar und Pockennarben hat, stellt ihn mit manchen andern Menschenkindern gleich; fast einzig dagegen ist seine Gesichtsfarbe, deren Gleichniß nur im Herbst in dem Roth, Violett und Blau des Abendhimmels angetroffen wird. Die Farbe seiner Jacke ist gleichfalls blau, was man aber mehr durch Tradition als durch Selbstanschauung weiß, seine Hose dagegen ist grau, im dritten Grade, nämlich, wie Fenster und Thüren mit Oelfarbe, schon zum dritten Male gestrichen, aber nur durch den Pinsel der Zeit. Seine Stiefeln müssen sich noch lange abtragen, bis sie so leicht werden, daß die Taglioni in Paris sie als Sylphide anzieht. Im Uebrigen hat Kilian Grazie so gut wie sie und vielleicht sonst Jemand in der Welt, nur daß die seinige mehr verweltlich, antediluvi-

vianiſch iſt, wie ſie ſich für Mammuthsknochen ſchickt. — Das iſt, was ein Polizei-Commiſſarius von Kilian wiſſen und ausſagen müßte; das Publikum ſoll aber noch mehr von ihm erfahren. Ich ſchaue als ſein und ſeines Unglücks Biograph tief in das Innerſte ſeines Charakters und gebe hiermit einige vorläufige Winke darüber. Kilian iſt eigentlich ſo gutmüthig wie ſein Namensvetter im Freiſchütz. Giebt ihm Jemand eine Ohrfeige, ſo reicht er ihm gerade nicht den andern Backen dar, wohl aber einen Backenſtreich und vergilt Gutes mit Beſſerem, denn er ſchlägt handfeſter zu und überdies dreifach. Leidenſchaften hat er wenige, nur drei, Tabak, Branntwein und Revolution. Die letztere, ich ſchreibe es mit Kummer nieder, weil mir auch der kleinſte Flecken an einem Charakter wie der Kilians wehe thut, geht ihm über Alles, und darin iſt ſein Unglück zu ſuchen, was ich in den nachfolgenden Blättern getreu und, wie ich hoffe, rührend ſchildern will.

Wer nur irgend neuere Geſchichte ſtudirt hat, wird ſich der großen Revolution vom 3. Auguſt des Jahres 1835 erinnern, wo Berlin, welches ſchon 1830 ſeine Septembertage hatte, den Juliustagen um einen vollen Monat näher rückte durch die gedachten Auguſttage. Es war aber eine Revolution aus wahrhaftem Patriotismus; und wäre es auch nicht notoriſch bekannt, ſo iſt es doch hundertfach in den Archiven der Berliner Polizei und des Stadtgerichts urkundlich niedergelegt, daß der Berliner die blutige Fahne der Rebellion nur ſchwang, weil man ihn in den Aeußerungen des Jubels über den Ge-

burtstag ſeines Monarchen und Landesvaters beſchränken wollte. Auch Kilians großes Herz ſchlug für die Freiheit; er wollte im Thiergarten rauchen, und Schwärmer für ſeinen König nicht nur ſein, ſondern abbrennen. Es iſt eigenthümlich, daß ſich ein gewiſſer Carbonarismus oder Sansculottismus bei ihm mit ächtem Monarchismus, für den er ſo focht und litt, verſchmolz. Wenn ichs recht durchdenke, ſo, glaube ich, verlangte Kilian ein Königthum, umgeben mit republikaniſchen Inſtitutionen, und war ſomit ganz der Fraktion Lafayette ergeben. Denn er focht für Volk und König gegen die Ariſtokratie, mit blanken und Feuerwaffen. Seinem republikaniſchen Sinn ſchien es unerträglich, daß ſich außer Einem noch Viele über das Volk erheben, und ſich auf Pferde und Wagen ſetzen wollten, während Kilian und die übrigen Republikaner zu Fuß im Thiergarten ſpazieren gingen, am Geburtstage des Königs. Er lud ſich daher regelmäßig am zweiten und dritten Auguſt ſeinen alten Muskedonner, machte ſeine Taſchen zu wahren Munitionswagen für Fröſche und Schwärmer, und donnerte und knallte zur Ehre ſeines monarchiſchen Syſtems, und machte damit zur Ehre ſeines republikaniſchen die Pferde vor den Wagen und unterm Sattel aller Ariſtokraten ſcheu, ja die ſelber, die darauf und darin ſaßen.

Wer kann ſich daher Kilians [illegible]enden Zorn denken, als im Jahre 1835, [illegible] vor ſeinem

Festjubel, derselbe durch die Polizei untersagt, und ihm geboten wurde, sich still zu freuen oder gar nicht. Teufel! Ich kann mir Kilians Gefühl denken! Es mußte ihm die Gallenblase auspumpen! Lebhaft stelle ich mir vor, welch einen Monolog er gehalten hat, als er die Zeitung nicht sowohl las als vernahm, denn lesen war seine Sache gar nicht. „Was?" Rief er aus, „will man mir verwehren ein guter Patriot zu sein, und an meines Königs Geburtstag Victoria zu schießen? Wer will mir das verbieten? Da muß Kilian auch dabei sein! Blitz Mohrenelement, Kameraden! Wollt Ihr leiden, daß der Berliner Bürger unterdrückt wird? Ihre blauröckigen Rothkragen sollen mir nicht bange machen! Kilian for ever! Goddam! das kostet ein Pfund Pulver mehr, und dreifache Propfen auf meinen Muskedonner! Nur immer her, meine Herren Gensdarmen! Sie werden mir den Feuerstein nicht ausblasen! Nur Acht gegeben, daß ihnen nicht ein Frosch an den Schnurrbart springt! Also am dritten August nicht geschossen? Piff, paff, puff! Sie sollen denken, es geht bei Großbeeren wieder los! Piff, paff, puff! Herr Eulner! darauf noch einen doppelten Cholera! nicht geschossen: Hohngelächter der Hölle! Kilian wird Euch zeigen, was eine Höllenmaschine ist."

Kilian äußerte seine Gedanken noch viel ausführlicher und führte in einer wahrhaft Mirabeauschen Rede sein politisches System vom Königthum, mit republika-

niſchen Inſtitutionen umgeben, höchſt gelehrt aus. Er donnerte dabei wie der berühmte Marquis gegen die Ariſtokraten, und ſtellte den Begriff Ariſtokrat ſehr ſcharfſinnig feſt, indem er ſagte: „Das ſind die Kerls, die mehr Geld haben als wir, und die ſoll die Schwerenoth treffen! Es iſt das Geſindel, was zu faul iſt die Knochen unter dem Wanſt zu bewegen, und immer mit Pferdebeinen vorwärts will!“ Gegen Kilians Definition vom Ariſtokratismus wird von Machiavell bis Raumer, Rotteck und Ranke, um gleich drei publiciſtiſche R. (der Ultra's beider Seiten und des **Juste milieu**) zu nennen, gewiß Niemand etwas einzuwenden haben. Es wäre auch vergeblich, denn Kilian iſt ein Fels in Meinungsſachen, wie man gleich erſehen wird. Ein zweiter Andreas Hofer und Speckbacher, ſtellte er ſich jetzt an die Spitze der Nation, d. h. im engern Sinne, nämlich der Berliner Ohnehoſen, welche jedoch, ungleich den Lazzaroni, ſelbſt in der heißen Jahreszeit welche tragen; natürlich, da ſie ihr Herz doch irgendwo aufbewahren müſſen.

Der Morgen des dritten Auguſt brach an. Todesmuthig erhob ſich Kilian und trank ſeinen gewöhnlichen Cholera an Eulners Ecke mit tiefem, ſchauerlichem Ernſt. Er mochte düſtere Vorahnungen haben, doch er bekämpfte ſie männlich durch einen zweiten Schnaps, und bewahrte ſeine Faſſung für jedes Geſchäft ſeines Lebensberufs. Denn mit kalter Geringſchätzung ſchlug er einer Wäſcherin ab, ihr rollen zu helfen, indem das Princip der Eckenſteher darüber ſchon hiſtoriſch feſtgeſtellt ſei: „Es greift

uns zu sehr an. Einem Herrn, der mit der Post angekommen war und welcher einen großen Koffer hatte, holte er sehr dienstfertig eine Droschke, obwohl er wußte, daß diese den Koffer nicht aufnehmen dürfe. Denn er konnte nun seinen Silbergroschen Droschkenrabbat mit Fug und Recht liquidiren und bekam den Koffer doch zu tragen. — Endlich schlug es zwölf Uhr, und damit das Ende der Arbeit. Eher hätte ein katholischer Geistlicher, ja der heilige Vater selbst, das Gelübde gebrochen die Messe nüchtern zu lesen, ehe Kilian den Feiertag des königlichen Geburtsfestes durch irgend eine Arbeit, und wäre es nichts gewesen als einem Reiter beim Aufsteigen den Bügel zu halten, entheiligt hätte. Nein, im Gegentheil, frommen Herzens schmückte er sich zum Fest; er zog die streifige Schifferhose an, die erst jüngst zur Feier der Schlacht bei Lützen am 2. Mai gewaschen war, beknöpfte sich mit einer carmoisin und papageigrün gestreiften Weste, die ihm fast ein zu vornehmes, ja beinahe ein aristokratisches Ansehn gab, und bezog sich mit der alten blauen Jacke, weil er keine neue hatte, oder vielmehr, weil er sie ins Leihhaus gegeben, um Pulver zu kaufen für seines Königs Geburtstagsfeier. Ein Kieselherz muß es sein, das von solchem Patriotismus nicht gerührt wird; und mancher Kammerherr, der vor Legitimität schmelzen möchte, ist doch vielleicht nicht an Kilian zu halten. Wie gesagt, er zog die alte Jacke an, lud seinen Muskedonner, stellte ihn in die Ecke, nahm statt seiner die Tabakspfeife, schob ein Viertelpfund

Tabaksmunition in seinen Lederbeutel, und machte sich auf den Marsch, zuerst zu Herrn Würst auf den Windmühlenberg vor dem Schönhauserthor.

Ueberall wogte die fröhliche Menge, überall bewies sich der Patriotismus durch lauten Jubel. Kilian wußte durch seines Hin- und Herfühlen die Stimmung zu sondiren und zu leiten. „Sackerment!“ begann er diplomatisch vorsichtig, „wir sollten heute Abend nicht schießen dürfen? So muß ja der Marienkirchthurm wackeln! Wißt Ihr, was meine Meinung ist?“ fuhr er noch schlauer und behutsamer fort, „derjenige, der nicht mit auf den Exercierplatz kommt und wenigstens ein Dutzend Mal Victoria schießt, ist eine miserable Kanaille, fast zu sagen ein Lumpenhund.“ So stachelte er fein anregend das Berlinisch-republikanische Ehrgefühl, und schlug Funken aus den stumpfesten Herzen, daß bald die Flamme hell leuchtend auflederte. Jetzt raffte Kilian sein ganzes Mirabeau-Talent wieder zusammen, und hielt eine **oratio philippica** gegen die Maßregeln der Polizei, vom Archonten Drako an bis auf den dritten August 1835, und schloß endlich folgendermaßen: „Allein aber, jetzt kommt, Berliner, alle hinter mir drein, die Linienstraße herunter, den Schiffbauerdamm herauf, und jeder unterwegs seinen Brummbaß abgebelt, und dann Concert gemacht auf dem Exercierplatz. Concert! Versteht Ihr? Vorwärts! Marsch!“

Ich möchte gern jetzt ohne dichterische Gleichnisse schreiben, weil die Macht der Wahrheit an sich zu gewal-

tig ist; aber der Teufel lasse hier nicht seine dichterische Ader fließen. Wie eine Schaar von Raben schwarz das Feld bedeckt, wie eine Lawine, anfangs unscheinbar, im Rollen ins Ungeheure wächst, ja, wie die im Fluge wachsenden Schwingen der Virgilischen Fama, so schwoll Kilians Revolutionsschweif, den er vom Mühlenberge an, durch grauen Staub und Dämmerung, bis auf den Exercierplatz nachschleppte. Gewissermaßen als Schmetterlingsstaub hingen sich etliche Tausende von Straßenjungen an, und mischten so das Heitere ins Entsetzliche. Kilian unterschied sich wenig vom Brauer Santerre, und marschirte mit Stolz an der Spitze der Seinigen. Er detachirte einen Adjutanten, einen Schlosserlehrling außer Diensten, ihm seinen Muskedonner zu holen, denn der Zug führte unter seiner Wohnung vorbei, und es schien ihm unter seiner Würde, jetzo noch selbst elende Katzentreppen zu steigen bis zu der Dachkammer, wo er in Schlafstelle lag. Er brüstete sich lieber und rief: „Jetzt aufgepaßt, mein Contrabaß kommt an!“ Es ist wahr, der Muskedonnner nahm sich herrlich aus auf Kilians blauem Schulterblatte, und kaum ein Tambour von der Garde hätte eine schönere Figur gemacht, vollends ein Anderer.

Auf dem Exercierplatze, dem ausersehenen Schlachtfelde, entwarf Kilian sogleich eine Schlachtordnung nach seiner Art, nämlich gar keine, sondern commandirte sogleich Feuer. So wie der donnernde Knall durch die Lüfte hallte, wurden alle Heldenerinnerungen Kilians an die

Schlachten von Wagram, Leipzig, Mosaisk und Schönebund wach, die er zwar alle nicht mitgemacht, aber wovon ihm doch sein Pathe, der jetzt im Invalidenhause Strümpfe strickte, hinlänglich erzählt hatte. Ich lasse mir nicht nehmen, aber es steckte ein Kilian in Napoleon, wollt ich sagen ein Napoleon in Kilian. Wuthfunkelnden Blickes, wie Achill sich in den Skamander stürzte, stürzte sich Kilian in das Sandmeer und die Staubwirbel des Exercierplatzes, und hoch in seiner Linken hielt er den Muskebonner und in der Rechten schwang er einen Frosch, versteht sich einen Feuerwerksfrosch, keine verächtliche Sumpfgeburt, und furchtbares Knattern und Knallen erfüllte die Lüfte. Seine Seele jauchzte und seine Kehle nicht minder. „Es lebe Friedrich Wilhelm der Dritte!" rief er begeistert aus, und wollte eben Feuer commandiren, als ein langer knöcherner Kerl mit einem wahren Sensenmannsgriff ihn am Collet erwischte, und „Halt, Patron!" schrie. Man kann sich Kilian denken. Zuerst schmetterte er den Gensdarmen, denn ein solcher war es, mit einem Blick nieder; da derselbe aber davon nicht umsank, fügte er einen Blitzstrahl mit geballter Faust hinzu. Der Gensdarm aber war wie von Eichenholz, und wäre eher zersplittert als umgesunken; im Gegentheil trieb er mit unerschütterlicher Kaltblütigkeit einen Minengang zwischen Kilians Halsbinde und Kehlkopf, und grub diesem dadurch, wie man Bergfestungen die Wasserröhren abgräbt, die Luftröhre ab. Kilian war aber der Mann nicht, den solche Kleinigkeiten außer

Faſſung brachten. Er unternahm einen Ausfall gegen die Mineurcolonne, oder in einem andern Gleichniß, er ſuchte den Mauerbrecher (aries), der an ſeinem Halsbollwerk rammte, durch eine ungeheure Catapulte oder Balliſte einzuſchmettern, die er in Geſtalt ſeines Muskedonnerkolbens darauf fallen ließ. Sein Kriegsplan gelang, der lange Blaukragen ließ los und ſtieß die nicht undeutliche Interjection: „Donnerwetter, mein Arm! Das ſoll dich gereuen, Hallunke!“ aus. Kilian achtete auf nichts, ſondern rief: „Es lebe Friedrich Wilhelm der Dritte! Hier wird ein Berliner Bürger unterdrückt! Herren Kameraden!“ Auf dieſen Schlachtruf wälzte ſich ſeine Armee, da der Feind nur aus einem lahmgeſchlagenen Gensdarmen beſtand, mit energiſcher Tapferkeit vorwärts und zerſprengte den Gegner nach allen Seiten. Nah und fern erſchollen jetzo die Donner der Musketen, und die Schwärmer und Frösche kreuzten fröhlich durch die Lüfte. Dazu Vivatruf, Jubeln und Jauchzen, Siegesklang und Mädchengeſchrei, wenn Frösche und Schwärmer gegen alles Kriegsrecht Jungfrauen attakirten, mußte nicht ein ſolcher Erfolg einen Kilian berauſchen? Stand er nicht wie Cäſar auf dem Kapitol, wie Napoleon im Krönungswagen? — Aber es kam noch anders!

Der geſchlagene Blaukragen hatte ein Repli an ſeinen Kameraden, dieſe eins an der Cavallerie gehabt. Es geſchehen, die Weltgeſchichte weiß es, Angriffe in Maſſe, — ſiegestrunkene und ſchlechtweg trunkene kamen in bekannten Conflikt, — Kilian verlor

zwar nicht den Kopf, aber doch seine Stelle, nämlich die des Oberhaupts, — die Gewalt der Ereignisse riß ihm den Admiralshut vom Haupt, — auch er wurde, daß ichs schlechtweg sage, — zu einer ganz ordinairen Welle in diesem Ocean der Begebenheiten. — Wie die Schlacht schwankte, — wie hier das Volk, dort die Uhlanen den Sieg gewonnen, — wie Janhagel und Steinhagel sich mischten, — wie sich die Feinde im wechselnden Flüchten und Angreifen einander eben so viel Hinterfronten als Vorderfronten zeigten. — Doch zum Henker, ich bin kein Schlachtenmaler, sondern schreibe Kilians Lebensgeschichte, oder vielmehr die seines Unglücks. — Parbleu! Er focht nicht schlecht im Finstern! Und da sich die Armee des Volkes in die Stadt warf, machte er den Zerstörungszug durch die Linden und andere Straßen so gut mit wie eins. Er führte sein politisches System vom republikanischen Monarchismus streng durch, denn er zerschlug alle aristokratischen Gaslaternen und Scheiben, die er erlangen konnte, mit dem Kolben des Muskedonners, verschonte aber aller königlicher. Endlich, da nichts mehr in der Stadt erleuchtet war, fand er, es sei doch nöthig, wenigstens eine Lampe anzuzünden, und aeß Spiritus auf die seinige, Eulnerschen versteht sich. Doch er goß zu viel auf, die Lampe erlöschte — prosaisch ausgedrückt, Kilian entschlummerte.

Als er aufwachte, sah er sich an einem ihm unbekannten Ort. Er rieb sich die Augen, blickte starr umher und wußte nicht, ob er wache oder träume. Neben

ihm ſchnarchte es rechts und links; mit Erſtaunen fand er ſich in einer ziemlich anſehnlichen Geſellſchaft. Er konnte ſich gar nicht beſinnen, wo er geſtern zu Bett gegangen war. Zu Bett! Was zu Bett! — er lag auf einem Strohſack — das Zimmer kam ihm ſo ſeltſam vor — groß, räuchrig, — ein kleines hohes Fenſter — Wetter-Element — vergittert! Jetzt ging unſerm Kilian ein Licht auf — die Republik war geſtürzt — die Ariſtokratie hatte geſiegt, er befand ſich in einem **Juste milieu** der Stadtvoigtei! Mitten darin — wahrhaftig, — aber nicht allein, das iſt doch etwas Troſt, ſondern der Boden rings mit Republikanern bedeckt, die höchſt aufrühreriſch ſchnarchten!

Kilian legte ſich jetzt auf ein beſchauliches Leben. Was war — was iſt — was wird ſein — lauteten die drei Fragen, die er ſich als Philoſoph vorlegte. Das **praeteritum** und **praesens** boten ihm keine ſonderlichen Conjugationsſchwierigkeiten dar; was war? Des Königs Geburtstag, mit etwas republikaniſchen Jubel zu Anfang, — was iſt? Nun, die tröſtliche Gegenwart hatte er vor ſich, ſo wie er die Augen aufthat, — aber was wird ſein? Das war der Kern, den er aufbeißen mußte. Geſchichtsforſcher leſen die Zukunft in der Vergangenheit; das that auch Kilian:

„Sein ganzes Leben ging, Vergangenes
Und Künftiges, in dieſem Augenblick
An ſeinem inneren Geſicht vorüber.“ —

Allein er ſah nicht viel Geſchentes. Geſtern Republik, Jubel, Freudenſchießen — ſoweit wundervoll — dann ein langer Gensdarm mit blau geſchlagenem Arm, — bedenklich — ein Bürgerkrieg — recht bedenklich, — zerbrochene Laternen und Fenſterſcheiben, — noch bedenklicher, — zuletzt ein Schluck zu viel — äußerſt bedenklich. — „Aber Donnerwetter! Es iſt Frühſtückszeit! Habe ich denn noch meine Troſtflaſche bei mir?" — Kilian fühlte in ſeine Taſchen, rechts, links, oben, unten, vorn, hinten, in Bruſtlatz, Weſte, Jacke, Hoſe. — O, Ihr himmliſchen Mächte! — Alles leer, leer, der öde Weltraum in allen Taſchen, das platte, fade, nichtsnutzige Nichts! Das iſt zu hart für einen königlichen Hof-Republikaner, wie Kilian ſich mit Recht betiteln konnte! Gar nichts — das iſt die ſchlimmſte Gegenwart — Was kann ſie für eine Zukunft bringen. — Kilian machte die Augen zu, er wollte nichts davon ſehn — aber er mußte davon hören!

Denn es raſſelte wie mit centnerſchweren Ketten; die Thür ging auf. Ein Mann, deſſen Miene ihm äußerſt mißfiel — ich wüßte auch nicht, weshalb er eine rothe Naſe, Pockennarben, Zausbart und ewiges Schlechtwetter auf der Stirn ſchön finden ſollte, — brachte einen mächtigen Krug herein, und ſprach keineswegs in dem Tone des Hofceremoniels, den ein Hof-Republikaner erwarten durfte, das Wort „Frühſtück," ſonſt zwar dem Ohr eines Kilian ſehr angenehm, hier aber doch durch den rauhen Ton und das bedenkliche Gefäß merklich

verſalzen. — So lange ſich Kilian ſeiner Bildung bewußt war, waren ihm die Worte Frühſtück und Branntwein identiſch geweſen. Deshalb konnte er ſich auch hier nicht ſo plötzlich von dieſer langen, „ſüßen Gewohnheit des Daſeins und des Trinkens" losreißen; ſondern fragte, ein Reſtchen von Hoffnung im Herzen, mit Kilianiſcher Schüchternheit: „Doppelter oder Einfacher, liebſter Herr!" — „Koſte Er nur," antwortete die mißfällige Phyſiognomie, und ließ die Zähne boshaft durch die Lippen ſcheinen, eine Bewegung, die Manche, faſt abgeſchmackt, Lächeln nennen wollen.

Kilian fühlte die Macht der Natur, er raffte ſich auf, nahm den dargebotnen Krug, that einen Zug, — fuhr zurück — und ſchüttelte ſich ſchaudernd, wie wenn einer im November ins Waſſer fällt; es war ihm aber noch ſchlimmer ergangen, denn das Waſſer war in ihn gefallen, und erkältete und tödtete ihn von Innen heraus. „Pfui! Iſt das Euer Traktament? Spree oder Schaafgraben? Welche Sorte Gift — ſagts nur gerade heraus!" „Doppelter Schaaf," erwiederte der Gefangenwärter, den ich künftig ſtatt aller Beſchreibung und Titelumſchwänzelung kurzweg „Grollhahn" nennen will, und goß ſein Geſicht zum zweitenmal in die Cyklopenlächelform.

Kilian ſenkte ſeine republikaniſchen Adlerſittige merklich; er ſchluckte das Waſſer mit einer bitterſauern Geſichtsbeilage nieder, und verbiß ſeinen Schmerz in einem Stück Kommisbrod, das ihm „Grollhahn" für ſeinen

Antheil am Stuben-Compagnie-Frühstücksfonds aus der blauen Schürze reichte, während er den Ueberrest auf einem Schemel assortirte. — Nach zwei Minuten zog er den Schlüssel wieder ab, und sprach im Scheiden: „Um 9 Uhr ist Verhör!“

Das war also ein Lichtstrahl der Zukunft, aber kein heller. Doch wurde er Kilian sehr nützlich, denn er entwarf von nun an einen republikanischen Schlachtplan, um sich gegen diesen neuen Angriff der Aristokratie zu vertheidigen. Er überdachte sein Leben und seine Thaten noch einmal und fand, daß sie im Verhöre keinen sonderlichen Anklang finden würden. Deshalb beschloß er, sich ihrer möglichst zu entäußern, wenigstens aus dem Gedächtniß; und als halte er den großen Wasserkrug für den Quell des Lethe, nahm er noch einen herben Schluck daraus, und befestigte damit seinen Entschluß der Selbst-Amnestie; denn bekanntlich heißt Amnestie „Vergessen des Geschehenen.“

Schlag neun Uhr stand er im Verhör. Statt einer Beschreibung, gebe ich lieber dieses selber in einem Auszuge nach den mir vorliegenden Akten.

Der Inquirent. Wie heißt Ihr, wie alt, welcher Religion? ꝛc.

Antwort. Kilian, ꝛc. ꝛc.

Inquirent. Wie habt Ihr Euren gestrigen Tag zugebracht?

Kilian. Von Absendung dessen ist mir nichts bewußt.

Inquirent. Seid Ihr nicht gestern Abend auf dem Exercierplatz gewesen?

Kilian. Herr Affendarius, davon ist mir nichts bewußt.

Inquirent. Es heißt Referendarius.

Kilian (noch ehe das Wort zu Ende ist, einfallend). Herr Affendarius, davon ist mir wahrhaftig nichts bewußt *). Ich würde es ja gestehen! Auf Ehre, aber —

Inquirent. Schweigt!

Kilian. Herr Affenda —

Inquirent. Schweigt, sage ich!

Kilian. Ja so, das war nicht gefragt.

Inquirent. Habt Ihr auf dem Exercierplatz nicht geschossen, und andern Unfug mit Feuerwerkskörpern getrieben?

Kilian. Herr Affendarius, davon ist mir nichts bewußt. — Und Unfug mit Körpern habe ich vollends nicht getrieben.

---

*) Kilian fällt hier aus zu großem Eifer in den Fehler eines Doctoranden, der nicht gut Lateinisch sprach, und dem daher ein Freund den Rath gegeben hatte, bei der Disputation jede Behauptung seines Gegners rasch mit der Phrase zu unterbrechen: „Hoc tibi concedere non possum!“ Als daher der Gegner in akademischer Höflichkeitsform begann: Vir doctissime! fiel der Doctorandus sogleich ein: „Hoc tibi concedere non possum!“ und sagte so, wenigstens in diesem Theile der Disputation, da ihm Jedermann Recht gab.

Inquirent. Habt Ihr nicht einen Gensdarmen geschlagen?

Kilian. Herr Assendarius, davon ist mir nichts bewußt.

Inquirent. Zeuge! Tretet vor!

Ein Gensdarm. Hier deponire ich meinen blauen Arm vor Gericht.

Kilian. Ach, Liebster, ein delikater Arm, ächtes Berliner-Blau! Um Vergebung, wo haben Sie den färben lassen? Ich möchte gern meine Jacke — —

Inquirent. Geduld, lieber Freund! Man wird Ihm den Rücken schon so blau färben!

Kilian. Bitte recht sehr! Davon ist mir gar nichts bewußt.

Inquirent. Soll Euch aber schon bewußt werden!

Gensdarm. Ich ersuche meinen blauen Arm zu Protokoll zu nehmen!

Kilian. Ne, Bester, nehmen Sie ihn lieber zum Kragen, denn der Ihrige hat schon etwas Fettglanz, und sehn Sie, wenn Sie sich den Arm selber so recht freundschaftlich um den Nacken legen, so sparen Sie wahrhaftig das Schneiderlohn!

Gensdarm. Ich will Ihn befreundschaftlichen, guter Freund!

Inquirent. Still!

Kilian. Davon ist mir — ja so, das war wieder nicht gefragt

Inquirent. Man hat Ihn betroffen, wie Er Laternen und Fensterscheiben eingeschlagen hat; man —

Kilian. So? davon ist mir gar nichts bewußt, Herr —

Inquirent. Laß Er mich ausreden! Er ist nachher beobachtet worden, wie Er mit verschiedentlichen seiner Spießgesellen in einen Branntweinsladen gegangen ist und gottlose und verfängliche Reden geführt hat.

Kilian. Auf Ehre, Herr Assendarius, davon ist mir kein Gotha bewußt!

Inquirent. Das glaub ich wohl, denn Er hat sich so betrunken, daß Er in diesem Zustande, ohne etwas von sich zu wissen, ins Gefängniß gebracht worden ist.

Kilian. Da haben Sie's! Meine Herren! Sie sind alle Zeugen, der Herr Assendarius hat es mir hier selbst attestirt, daß ich mir gar nichts bewußt gewesen bin.

Ich setze das Verhör nicht weiter fort, sondern sage nur, daß Kilian, trotz seines Bechers aus dem Lethe, und seiner, für jedes menschliche Herz wahrhaft rührenden Bewußtlosigkeit des Unrechts, vor dem Criminalgericht, das freilich weder ein Herz hat, noch sich rühren läßt, weder Glauben noch Erbarmen fand. Doch es dauerte noch lange, bevor er dies amtlich erfuhr, und so kann der Leser auch etwas darauf warten. Inzwischen fiel Manches vor. Kilian saß nämlich mit unfreiwilliger Beharrlichkeit und Ausdauer im Gefängniß; dessen war er sich recht sehr bewußt. Aber auch des-

ſen, daß ihm dies höchſt unangenehm war; und er ließ ſich Alles gefallen, nur nichts Unangenehmes.

Das kalte Frühſtück des Morgens war ihm in den Tod zuwider, und Sonntags wäre er gern aus der Haut gefahren, wenn er nur damit zugleich aus dem Haftloch und in die Tabagie vorm Unterbaum, wohin er ſo gern ging, gefahren wäre! Aber es half nichts; ein Sonntag nach dem andern verging; das Wetter war und blieb wunderſchön — Kilian vergoß Thränen der Sehnſucht und Wehmuth! — Jetzt nahte ſich der vier und zwanzigſte Auguſt! Nur ein Berliniſches Herz kann es nachfühlen, was dabei in einem Kilianiſchen vorging! Ein Strahlauer Fiſchzug ohne Kilian! Das war nicht möglich! Das wäre eine Irrung der Natur, das hatte es noch nicht gegeben, ſo lange der Fiſchzug beſtand, oder vielmehr ſo lange Kilian lebte und auf ſeinen Füßen umherging! Das konnte, das durfte es nicht geben! Kilian hätte mit ſeinem Schädel die Mauer geſprengt, mit ſeinem Athem die Riegel der Gefängniſſe geſchmolzen! Vorläufig aber ſchmolz nur ſein Herz, zur weichſten Reue. Hört! Hört! Hört!

Am 24ſten Morgens ſagte er dem Aufſeher mit trübſeliger Miene, — er ſei des Leugnens ſatt und wolle nun geſtehn. „Aha! Biſt du zahm geworden, Vogel?“ „Ja,“ ſprach Kilian kleinlaut. „Doch die Sache iſt eilig, denn Morgen iſt es zu ſpät. Laßt ſogleich dem Herrn Aſſendarius ſagen, ich müßte ihm in höchſter Eil ein wichtiges Geſtändniß thun.“

Der Aufſeher ſchloß ab und ſchoß davon, um die Meldung zu machen. Auf der Stelle wurde Kilian aus dem Gefängniß geholt, und ins Verhörzimmer gebracht. Hier begann er: „Ach, Herr Affendarius! Gefangenſchaft macht mürbe. Ich will ja gern Alles geſtehn!“

Es thut mir leid, daß ich dem Leſer dieſes Geſtändniß nicht ſo eilig mittheilen kann, als es Kilian zu thun wünſchte. Aber gerade hier brechen meine Akten ab, und ich muß warten, bis ich neue aus der Regiſtratur erhalte, von denen ich ſelbſt den nähern Aufſchluß höchſt geſpannt erwarte. Inzwiſchen kann ich nichts beſſeres thun, um Kilians Sehnſucht nach dem Strahlauer Fiſchzug zu rechtfertigen, als mich hier gleich an die Aufgabe zu machen, den

Strahlauer Fischzug

anno 1836

aufs sauberste für dieses Heft zu skizziren, aber mehr für Athenienser (also ganz generell) wie für Berliner zu bearbeiten, die zu genau (ja leider oft nur zu genau) wissen, wie es daselbst aussieht.

Ich fange mit der Entstehung des Festes, also rein historisch an, und erzähle den Athenienfern Alles, was davon bekannt ist, nämlich Nichts. Man weiß nur so viel, jeder Sohn ist durch seinen Vater seit undenklichen Zeiten am 24sten August auf den Fischzug geführt worden, welcher Vater aber der erste gewesen, der seinem Sohne die Wohlthat von der Erkenntniß des Fischzuges zukommen ließ, das weiß man nicht. Ohne Zweifel kommt bei einem Fischzuge auch ein Fischzug vor, indessen von den vielen Hunderttausend Sterblichen, welche den Strahlauer Fischzug besuchen, hat noch Niemand diesen selbst gesehen. Denn er geschieht Morgens um drei Uhr, und so früh steht man in Berlin nur auf, um in die Schaafmilch zu gehn, oder wenn Jemand hingerichtet wird,

oder sonst etwas ganz extra Amüsantes passirt. Doch weiß ich als Gelehrter so viel davon, daß man dreimal mit einem Netz von der Breite der Spree einen großen Zug thut, wovon der Ertrag Nr. 1 dem Magistrat von Berlin, Nr. 2 dem Prediger von Strahlau (der auch jährlich einen Stiefel von seiner Gemeinde erhält) und Nr. 3. endlich den Strahlauern selber zukommt. Nachdem der Morgen der Arbeit gehört hat, ist der übrige Tag der Freude bestimmt. Was im Laufe des Vormittags in und für Strahlau geschieht, habe ich nie als Ocular-Zeuge untersucht, doch nehme ich Folgendes an. Man bratet Würste, die Nachmittags gegessen werden sollen; man richtet die Buden auf, wo man Abends würfeln lassen will; man kämmt und wäscht die Kinder, mit welchen man hinausmarschirt; auch die schönen Kinder mögen Vormittags die Reize präpariren, mit denen sie uns Nachmittags erfreuen wollen; endlich muthmaße ich, daß man in Strahlau und Treptow (dem Abydos des Strahlau-Sestos) Kaffe mahlen, Schinken schneiden, Zucker schlagen, Fische ausnehmen, kurz schlachten, backen, braten, kochen wird, was dreißig bis vierzig tausend hungrige Magen zu verzehren gedenken. Die Nachmittagsgeschichte des Festes kann ich aber so gut, wie Thucydides den peloponnesischen Krieg, als Augenzeuge und Theilnehmer beschreiben. Gegen die Stunden zwei, drei, vier Uhr findet ein bemerkbares Wogen und Strömen in allen den Straßen statt, welche

nach der Strahlauer- und Roßſtraßen-Brücke, den eigentlichen points de debouche der Maſſen, führen. Von hier aus marſchiren die Armeen, welche den Strahlauer Feld- oder Fiſchzug mitmachen wollen, in drei großen Colonnen nach dem Schlachtfelde, nämlich zwei zu Lande auf beiden Seiten der Spree und eine zu Waſſer die in einer Flotte von vielen hundert Schiffen (auch ein Dampfſchiff figurirt dabei) den Strom hinauf rudert. Für dieſen Feſttag ſei es mir erlaubt der Spree den Ehrentitel Strom zu borgen. Die Waſſerfahrt mag ſich jeder ſelbſt denken; die Landfahrt organiſirt ſich ſo.

Hunderte von Wagen, meiſt mit ſechs bis ſieben Bänken, oft jede zu drei Perſonen, ſtehn hintereinander gereiht. Die Wagenlenker ſtehn mit geſchwungenen Peitſchen neben ihren Fuhrwerken, und locken das Publikum durch gewandte Reden an.

Endlich iſt die erharrte letzte Perſon gefunden. Der Wagen iſt ſo voll, daß einer dem andern faſt auf dem Schooß ſitzt; den Pferden zerreißen faſt die Sehnen beim Anziehn; die Peitſche wird umgekehrt und der Stiel muß wirken, wenn die Schnur nicht mehr hilft; wir aber ſitzen auf dem Wagen nicht nur nach göttlichem, ſondern auch nach menſchlichem Recht; denn wir haben unſre drei Silbergroſchen bezahlt, und dafür müſſen die Pferde ſich, wie billig, die Zunge aus dem Halſe laufen. Hui, wie fliegen wir, nachdem wir nur erſt

das Gebirge vom Rinnſtein bis zur Mitte des Dammes überwunden haben (für dieſe Roſſe ein Balkan), über das Steinpflaſter dahin! Vor uns, hinter uns Geſchrei, Jubel, Lärmen! Die Geſellſchaft eines Wagens muſtert die des andern mit vollſter Recenſenten- und Redefreiheit! Dahier muſtern alle Fahrende die Fußgänger und zahlloſen Zuſchauer in den Fenſtern der Häuſer. Wir werfen den hübſchen Mädchen Kußhände zu; ſie ſehn böſe, aber ſo wie wir uns wegwenden, kichern ſie ſich halbtodt vor Herzensluſt, und werden roth bis an die Ohrzipfel, wenn wir ſie, raſch zurückblickend, auf der That ertappen. Ein Mädchen, das roth wird, beſonders wenn es wegen einer Schelmerei geſchieht, iſt gar zu allerliebſt. Ich verliebe mich ein Dutzendmal, ehe ich am Thor bin, und die Fiſchzugsverſe eines Volksdichters

„Wollt' in Strahlau Fiſche fangen,
Doch ſein eignes Herz blieb hangen."

paſſen ganz auf mich. — Durch die Mühlenſtraße, die gewiß länger iſt als die berühmte Friedrichsſtraße, denn ſie iſt ſchlechthin unendlich, gelangen wir ans Thor, ins Freie! Rechts grünt die große Wieſe, die das Spreeufer bildet; diesmal liegt ſie aber unter dem Strom, der darauf wogenden Menge nämlich; links ſind Kraut- und Kohlfelder, Wieſen- und Ackerland; über uns ſchöne Baumzweige; rings um uns Getümmel und buntes verworrenes Treiben der Berliner Heerzüge zum Fiſchzug.

Eine kleine halbe Stunde fahren wir in diesem Getümmel, dann heißt es: **stop**! Wir haben die Wagenburg erreicht, welche sich rechts auf der Wiese bildet. Hier steigen wir ab, und werfen nun eigentlich erst Anker auf dem echten Fischzugsboden, denn wir halten am Fischerdorf Strahlau, dessen acht bis zehn Häuser der Spree zugewendet sind. In Wien hatte sonst jeder Fürst eine Kapelle; in Strahlau hat am Fischzug jedes Haus eine, ja mehr, auch jede Gondel, wie wir bald sehen werden. Es ist uns ein Kleines, ein Dutzend Strauß'sche Walzer zugleich zu hören, und folglich in ein zwölffaches Entzücken zu gerathen. Doch dies ist die geringste Herrlichkeit Strahlau's; die größte fast ist das wirbelnde und treibende Gedränge, wo Ellenbogen und Hüften Kriegs- und Friedenstraktate schließen, je nachdem der Nachbar behaglich oder unbehaglich ist. An einigen Stellen bilden sich im großen Strudel kleinere, aber reißendere. Es giebt nämlich dort etwas Außerordentliches zu schauen. Ein Theater ist aufgeschlagen, ein Marionetten-Theater; wehe uns nur nicht der Wind so kalt an die Nase, uns müßte ganz neapolitanisch zu Muthe werden, wenn gleich nur ein deutscher Hanswurst, kein Policinello, uns lärmend näher ruft. Im Proscenium stehen die Bildsäulen zweier berühmter Komiker des Königstädter Theaters, Angely und Rösicke, in zwei berühmten Rollen derselben aus dem Fest der Handwerker, als Maurerpolirer Knoll und Tischler Nägelchen. So kommt selbst ein

Angely auf die Nachwelt, ſo klein er auch war, und Napoleon wird wenig vor ihm voraus haben an Größe. Was kann ich erſt hoffen, der ich faſt ſo dick bin, wie jene hoch! Vor der Hand iſt dieſer Vortheil mein Nachtheil, denn ich werde gewaltig gedrängt, weil die Menge am nächſten Hauſe durchaus den großen Krebs ſehen will, den ein kleines Mädchen gegen kleine Münze vorzeigt. — Hoch wirbelt der Staub über dem wirbelnden Menſchenſtrudel! Dieſes Staubbad mit bedeutender Friction macht mich durſtig. Ich kämpfe mir wie Arnold von Winkelried eine Gaſſe durch das Gedränge, und lege gewiſſermaßen Breſche in daſſelbe. So gelange ich vor einen Schenktiſch, an dem dreißig durſtige Rachen zugleich ſich aufſperren und „Bier" brüllen. Wer nicht wüßte, wovon es ſich handelte, könnte glauben, er habe es mit ſpaniſchen Revolutionsmännern oder Pariſer Septembriſirern zu thun. Doch wahrlich ſie vergießen kein Blut, ſondern nur Berliner Weißbier, das ſie noch dazu ehrlich bezahlen. Ich will mich aber leichter anheiſchig machen beim Teufel eine ehrliche, gerechte Sache durchzuſetzen, als hier ein Zweigroſchenſtück für das Weißbier los zu werden. Endlich glückt es mir doch, und ich kämpfe mich wieder auf die Gaſſe hinaus um fernere Abentheuer auf der Wieſe aufzuſuchen. Dieſe ſtößt gleich an das Dorf; auf ihr erblickt man eine uralte, doch jüngſt renovirte, zierlich weiß gefärbte kleine Kirche die halb hinter herrlichen alten Linden verſteckt liegt. Der Kirchhof ſelbſt iſt umfriedet, und bleibt, wie er ſoll, mit-

ten im Gewühl ſtill. Doch rings um ihn her wogt und brauſet das bunte Gedränge auf und nieder, und bedeckt die Wieſenplätze bis an das Waſſer hinab, das die grüne Landzunge von beiden Seiten beſpült. Ehe ich aber das Gemälde in ein Seeſtück verwandle, habe ich noch einige Wieſenblumen zu pflücken. Die Matte iſt nämlich der Markt alles Herrlichen, was das Leben hat; das Paradies iſt ein Krähwinkel dagegen. Denn wo hat man je geleſen, — ich fordere alle Theologen dreiſt heraus mich aus dem Urtext zu widerlegen — daß im Paradies ſolche Würſte! in ganzen Mulden, — Gurkenſallat in Badewannen, — Schinken in wahren Heerden oder Horden, — Butterbrots-Babylons-Thürme, — und tauſend andere Köſtlichkeiten aufgehäuft geweſen, von denen die Reichthümer zu Tyrus und Sidon nicht einmal etwas ahneten? Antwort, Theologen! Sah man ein Paradeis (wie man viel richtiger ſchreibt als Paradies, den unangenehmen Radieschen-Nachgeſchmack nicht zu rechnen) dergleichen? Sah man Kaffeekannen ſo hoch wie die Cedern auf Libanon? Milchtöpfe und Syrupſchalen, in denen der Leviathan wie eine Fliege verloren umherſchwimmen könnte? Sah man — jetzt komme ich noch auf beſſeres! — ſah man, frage ich, Glücksbuden, wo man immer gewinnt, oder doch wenigſtens jeder Wurf über zwölf? War es möglich dort ſchon einen ächten Raphael aufzuſtellen, der alle Schreckensgeſchichten der Bibel ſchauerlich ſchön conterfeit, und vollends eine Malibran — die war es

weniaſtens! — daneben, die uns den Commentar dazu ſingt? War das möglich, Chriſten, die Ihr mich leſet?

Und nun komme ich aufs Beſte. Konnten im Garten der erſten Menſchen mehr als dieſe ſein? Aber wen ſeht Ihr in Strahlau? Die Bluthe der ganzen Menſchheit Berlins, die concentrirte **beau monde**, dreißig Tauſend wenigſtens, auf der einen Wieſe! Es iſt himmliſch, — oder vielmehr, was iſt himmliſch dagegen!

Jetzt muß ich Gruppen zeichnen. Hier zwei Wurſtеſſer, brüderlich maleriſch an einen Eichenſtamm gelehnt, in der Rechten eine Cervelatwurſt wie ein Scepter, in der Linken die Branntweinflaſche als Reichsapfel, denn ſie iſt das wahre Reich der Seligkeit, nur leider nicht das ewige! Gern vergliche ich die Embleme der Wurſtophagen mit kaiſerlichen, denn ſie ſind vergnügter als Könige, folglich vielleicht ſo vergnügt wie Kaiſer. Ach, theuerſte Leſer, was könnte ein Kaiſer darum geben, wenn er jemals ein ſo vergnügtes Geſicht aufbrächte wie meine Wurſtſeligen! — Dennoch gebe ich ſie unbedenklich weg für jene Kaffeetrinker dort am Tiſch auf den dünnbeinigſten Strohſtühlen, die je einen Erdenſohn getragen. Beim Herkules, das müſſen Leinweber ſein! Aechtere Webſtuhlhelden ſah ich nie! Mager und ſchmalleibig wie Weſpen, ſpitze Haſennaſen, flachsbleiches leinwandfarbiges Haar, graue Augen verſuche, — denn wirkliche Augen kann man das nicht nennen, — ein ſeliger Leinweberhumor im Blick und Lächeln, — zwar etwas hypochondriſcher Anflug vom ewigen Sitzen,

doch gemildert durch Leierkaſtenmotion*) — heut nun vollends ſtrahlende Wonne auf der hagern Wange, — glatt raſirt! es iſt faſt unglaublich! Ach, und der ſchmachtende Blick nach der Kaffeekanne aus Brobdignac (dem Rieſenlande Swift's), der lüſterne auf den Milchtopf Aegyptens, auf den hymettiſchen Syrup daneben, — jetzt die Miſchung dieſer drei Cardinal-Tugenden des Leinwebertaffees, — die Wonne des Kühlblaſens, des Aufſchlürfens aus der Untertaſſe, wo ſich das ganze Angeſicht in dem Nektarſpiegel reflectirt und ſelbſt beſchauen kann!! O Leineweber! Weshalb ſtimmt Ihr nicht Shakeſpear's Kanon an, der Euch drei Seelen aus dem Leibe haspeln kann! Leineweber! Ich möchte Eure Seele ſehn, beſonders heut, wo ſie ſo ſelig iſt, Ihr armen Schelme! Euern Kaffee gönne ich Euch von Herzen, und gewiß jeder Leſer mit mir; denn, außer dem Strahlauer Fiſchzugstage, habt Ihrs doch zu betrübt getroffen im Leben, arme Käuze! —

Ich gehe jetzt zu Weſen über, mit denen Ihr wenig Berührungspunkte habt, gute Kaffeetrinker! Es ſind die Hunderte, was ſag ich, die Tauſende von rothbackigen Mädche, die auf der Wieſe umherſchwärmen. Man möchte nicht nur mit, man möchte für Euch ſchwär-

*) Die Berliner Leineweber gehn meiſt Abends mit einem Leierkaſten umher, um ſich nach der ſitzenden Arbeit, die überdies nicht das Lampenöl abwirft, noch eine Bewegung zu machen, und einen Abendverdienſt, der bisweilen den des Tages um Vieles übertrifft.

men, allerliebſte Kinder! Wie gerne tanzte ich dort mit in dem großen Ring, wo ein ganzer Cotillon im Freien aufgeführt wird! Wie gern ſpielte ich mit Euch „Amor wollte ſich erquicken," zumal da er ſich bei dieſem Spiel wirklich erquickt durch friſche Küſſe. Auch dort den phantaſtiſchen Aufzug, zu dem Ihr Euch mit Schilf gekrönt und mit hohen Binſen geſchmückt habt, machte ich gern mit. — Wahrhaftig, Ihr Mädchen, das Feſt fängt an intereſſant zu werden, denn mir ahnet, es gleicht dem eleuſiſchen und wird auch etwas von ſeinen Myſterien haben! Laßt Euch nur nicht zu tief darin einweihen!

„Aber ich bitte Sie, Herr Redacteur oder Schriftſteller, was ſoll daraus werden? die Sonne neigt ſich faſt zum Untergange, und noch ſind wir nicht einmal zu Waſſer gefahren! Iſt das ein Fiſchzug?" — „Geduld, augenblicklich!" Von nun an ſoll Alles reißend ſchnell gehn! Da ruft man uns ja auch ſchon!

Eine Reihe athletiſcher Fährmänner ſteht an Nachen und auf Gondel-Roſtris und hält Reden, ungleich bündiger als Cicero auf ſeinen elenden römiſchen Roſtris am Forum. Aber wie ſpricht die Schaar der Charonten zwiſchen Treptow und Strahlau?

„Alleweile, alleweile nach Treptow!*) Immer heran meine Herren! Immer heran! Jetzt gleich auf der

*) Die Reden werden im Berliniſchen Dialekt gehalten, doch ich übertrage Alles in den feineren attiſchen.

Stelle geht der Kahn ab! Sie Musjeh! Mit der neuen rothen Weste! Hierher! Sehn Sie! Ich habe allerliebste Mädchen auf dem Kahn! Junge, Schaafskopf! (außer dieser Stichelei bekommt der Schiffsjunge eine Ohrfeige) lege doch das Brett aus! Soll sich die Mamsell Spreewasser in den Strumpf laufen lassen! Wirst Du sie abtrocknen, wenn sie naß ist? Hier, Mamsellchen! Geben Sie mir die Hand! So, immer dreist! — Leiermann, will Er voll orgeln und singen! (der Ruf gilt dem Schiffsorchester) Hierher, Madamchen, mit ihren drei Würmern! Horcht die schöne Musik auf dem Kahn! Lauter allerneueste Walzer von Strauß! Jetzt frisch! Die letzte Person! Ein Paar haben noch mehr Platz! Nun vorwärts! Brett ein! Abgefahren!"

Die Gondel fährt ab; wir sitzen darauf wie in einem Sklavenschiff eingeschachtelt! Aeolus! Halte ja deinen Schlauch zu! denn der leiseste Zephyros, der dir wider Willen entwischt, würde unsere drittehalb Zoll Bord in die Wellen einsenken, und der Verfasser der Genreskizzen läge in der Spree! — — Doch die ganze Schiffsmann- und weibschaft ist guten Muths. Der Leierkasten läßt die schönsten Lieder vernehmen; einige Walzer und Ecossaisen fahren nebenher auf andern Gondeln, und wenn wir endlich so viel Muth gewonnen haben aus unserer Arche Noah herauszuschauen, so überblicken wir den blauen Spiegel der Spree mit Hunderten von ähnlichen Schiffchen bedeckt, deren, obgleich sie alle eben so überladen sind wie das unsrige, doch unseres Wissens noch

niemals eins zu Grunde gegangen iſt. Nach wenigen Minuten erreichen wir das Ufer von Treptow. Für den Nichtkundigen muß ich hier beiläufig bemerken, daß Strahlau und Treptow das Berliner Dower und Calais ſind. Um in Calais oder Treptow zu landen, haben wir noch einige Fata zu beſtehen. Einmal brandſchatzt uns der Leiermann, der keinen aus dem Schiff läßt, der ihm nicht den Silberklang des Geldes für den ſeiner Leier zahlt. Und dann müſſen wir ausſteigen! Der Uferrand iſt flach, die Schiffe können nicht nahe heran, ſondern es muß ein langes, langes Brett ausgelegt werden. Zehnmal lieber paſſire ich die Brücken von Arcole oder Lodi, die Thermopylen, laufe auf dem Seil von einem Gensdarmen-Thurme zum andern, als ich auf einem ſolchen meilenlangen ſchwankenden Engpaß aus dem Schiff ans Ufer balancire, zumal vor ſo vielen Tauſend Zuſchauern, die nur darauf warten mich auszulachen, wenn ich ins Waſſer falle! Zehnmal ſetze ich an und ziehe immer wieder zurück; doch endlich faſſe ich Muth und thue einen Schritt wie Pierrot, um in einem Satz, höchſtens in zweien, über den Acheron zu zu ſein. Da fügt es der Satan, daß gleich hinter mir ein Brauergeſell, oder ein Viehmäſter, oder eine Mehltonne, oder ein Rhinoceros, oder gar die dicke Fleiſcherfrau, Madam K..., kurz irgend ein Ungethüm laſtend auf das Brett wuchtet, daß ich in die Höhe geſchnellt werde wie ein Federball. Und ich bin denn doch kein Derwiſch, will ich hoffen! Einen leiſen Schrei des Entſe-

tens halte ich unter ſolchen Umſtänden für erlaubt, denn man denke ſich meine Lage! Vor mir das Rettungsufer, aber leider einen Schritt zu weit! Eine Legion müßiger Berliner Gaffer und Gafferinnen ſchon in Treptow aufmarſchirt, um die Ausſchiffung des dicken Recenſenten, den viele ſchon von Weitem erkannt haben, mit anzuſehn; trotz meiner Kurzſichtigkeit entdecke ich ſchon mit einem Blick funfzig ſatyriſche Spitzbubengeſichter und darunter die aller meiner Feinde; die halbe Hölle habe ich ſchon abverdient, weil ſie bereits ſämmtlich ihre Bosheit über meinen Schreck ausgelaſſen, und die andere halbe iſt mir auch ſchon reichlich zugemeſſen durch die Angſt vor dem, was mir noch bevorſteht. Denn unter mir gähnt der Acheron, der Sumpf des Cocytos, der ſchwarze Styx, kurz der Höllenpfuhl ſelber, und droht mich zu verſchlingen. Kein Floh könnte feſten Fuß faſſen auf dem ſataniſchen Brett, das unter dem Stampfmühlentritte des Ungethums hinter mir hin und her ſchwirrt wie eine losgeſchnellte Bogenſehne. Ich lange angſtvoll nach der hilfreichen Hand des Schiffers, doch er hat lauter Silbergroſchen darinn, und bekümmert ſich den Teufel um einen Recenſenten in angustiis. Meine Arme greifen umher wie zwei Windmühlenflügel, aber eben ſo wie dieſe immer ins Leere; meine Füße zappeln nach der ſchwirrenden Bogenſehne wie Guſtkow's Klöpfel auf ſeiner Strohfiedel; kurz es iſt ein herzbrechender Anblick, und die eine Stunde dieſes Zuſtandes wird mir zu einer Höllenewigkeit

Ich gleiche einem umgekehrten Perpendikel, der unten feſt iſt und oben wie beſoffen hin und her pendulirt! Und endlich muß ich ſelbſt die Stunde meines Verderbens nachſchlagen durch Um- und Niederſchlagen ins Waſſer! Teufel! Soll ich einmal wie ein lächerlicher Pudel vorm Publiko auftreten, weshalb falle ich nicht wenigſtens in das atlantiſche Meer, oder in die Charybdis — aber in dieſes ſieben Zoll tiefe trübe aufgewühlte Moder-Elend zu ſtürzen, und vor ganz Treptow — das war zu viel — ſelbſt für einen Traum! — Denn nur in dieſem paſſirte es mir in der Nacht nach dem Fiſchzug als Nachbild und Reflex meiner innern Angſtzuſtände am Tage, und meine Feinde haben ſich vergeblich an der Wirklichkeit des Ereigniſſes gelebt! Nein, Ihr Schelme! Ich ſprang friſch, wie Cäſar ans afrikaniſche, an mein Treptowgeſtade, und war nicht einmal ſo ungeſchickt wie der römiſche Proconſul, dabei auf die Naſe zu fallen; ein Fall, für den ich übrigens das **teneo te Africam** ſehr ſicher memorirt habe. —

So ſtand ich denn in Treptow, und lag weder am noch im Waſſer. Im Gegentheil, höchſt vergnüglich ſchlüpfte ich durch die elegante Menge. Denn Treptow iſt die erſte Rang-Loge für Strahlau; hier ſieht man die Berliner Nobelgarde der Damen und Herren in dem Garten des eleganten Wirthshauſes verſammelt. Ein ſchöner Anblick! Doch einen noch viel ſchöneren genießt man von der Plattform des Gebäudes! Himmel, hier verſchwindet Komus kleiner Maaßſtab der Dinge, und

die Geſammtheit der niedrigen Luſt liegt als etwas Erhabenes, Großartiges vor uns. Zunächſt unter uns ein wogendes Meer bunter, eleganter Geſtalten, die ſich weit hin am Ufer verbreiten, und ſich in dem Treptower Elsgebuſch (wohin wir gleich wandeln wollen) verlieren. Ein wenig weiter der breite, blaue Strom, bedeckt mit Tauſenden von Nachen, die mit wehenden Flaggen, Laub, Kränzen und Blumengewinden geſchmückt ſind, von denen das Brauſen der Luſt, der fröhlich eingemiſchte Klang der Muſik heraufſchallt. Jenſeits das grüne Ufer Strahlaus, die weiße Kirche zwiſchen den hohen Linden, und ringsum das wimmelnde, bunte Getreibe, das in ſo weiter Ferne aufs zierlichſte verjüngt erſcheint, und ſich wie ein Miniaturbild vor uns abmalt. Die ſinkende Sonne wirft ihre Goldlichter, ihren Purpurhauch darüber hin; weiße Nebelſtreifen dampfen aus den Wieſen dazwiſchen auf; der Rauch von den Kochheerden zieht maleriſch durch die reine Luft; der Abendhimmel fängt an Farben zu ſpielen, und wirft ſie in das Blau des ruhigen Stroms; hie und da blinken ſchon einzelne Lichter in den Glücksbuden auf, und die Feuer auf der Wieſe fangen an röther zu leuchten.

Doch wahrhaftig es iſt die höchſte Zeit den poetiſchen Krimskrams abzubrechen und in den Treptower Buſch zu eilen.

Strahlau iſt der Markt, Treptow der Salon, der Buſch das Boudoir des Aſchenbrödels — oder nein, der Buſch iſt eben der Buſch. Was ſoll das hei-

ßen? Je nun, er hat zwar die Vertraulichkeit des Boudoirs, iſt aber doch nicht verſchloſſen. Denn vorn, in ſeinen lichteren Räumen, ſehn wir große fröhliche Kreiſe, gelagerte Gruppen, Tanz, Geſang, gaſtliche Spiele, wie auf der Kirchhofswieſe. Etwas tiefer hinein ſieht man kleinere Colonieen, ſogenannte Familien; dann wird die Bevölkerung noch ſparſamer, man erblickt nur wandelnde Pärchen. Der Buſch iſt ſchattig, kühl, er hat überall einen ſchwellenden Raſenpfühl, es ſitzt und lagert ſich gar zu angenehm darauf, der Abend dämmert — man ſieht noch hier und dort ein weißes Gewand durch das Laub ſchimmern — nun ſind die Pärchen alle verſchwunden im Waldesgrün und Dunkel — doch dieſes Flüſtern? — ſind es bewegte Blätter? — ſollen wir nach? — O nein, viel lieber ſuchen wir uns ſelbſt mit dem Liebchen eine einſame Stelle. —

Nun wird es ganz dunkel — wer Henker kann aber weiter beſchreiben, wenn er nicht mehr ſieht?

Es iſt aber auch nicht gut, daß man Alles ſehe, und vollends Alles beſchreibe.

Wenn wir aus dem Buſch zurückkehren, wo uns die Nacht alle eleuſiniſche Myſterien des Feſtes, die wir ahnen oder vermuthen, eigenſinnig verſchleiert gehalten hat, ſo daß wir beim beſten Willen auch nicht das Mindeſte auszuplaudern wüßten, — wenn wir zurückkommen, liegen Dower und Calais beleuchtet vor uns, und ſpiegeln tauſend buntfarbige Lichter und Lampen in der Meerenge oder Spreebreite ab. Ja auf der Woge

ſelbſt kreuzen die leuchtenden Glanzpunkte wie Johanniswürmchen hin und her, und werfen lange Blitze über den Waſſerſpiegel. — Auf der Spitze des Wirthshauſes zu Treptow ſchimmert ein erleuchteter Ballon wie ein großer Mond, deſſen ſchwarze Flecken den preußiſchen Adler bilden, der ſeinen Schnabel alſo auch in dieſes Feſt ſteckt und zuſieht, was es Neues dabei giebt. —

Das Geton murmelnd durcheinander brauſender Stimmen ſchlägt an unſer Ohr. Einzelne Rufe ſchnalzen wie Springhechte aus der Fluth! „Kutſcher! Fuhrmann! Friedrich! Mein Wagen!“ das Volksfeſt will zu Haus fahren; wir auch. Jetzt kommt das Elend nach! Geſtoßen, getreten, gedrängt, vom Staub erſtickt erreichen wir die Wagenburg. Hinaus fahren war freier Wille, hinein muß man; darum enorme Preiſe, Complotte der Fuhrleute untereinander, keinen Heller abzulaſſen. Wir bezahlen und fahren! Welch eine Wagenreihe! Welch ein Staubwolkenſtrom! Doch er iſt mit Geſangen gewürzt, wenn gleich es nicht Sirenen ſind, die aus ſeiner undurchdringlichen Tiefe heraus ihre Stimmen ertönen laſſen.

Dicke Grundſtriche von Bierfäſſen ſind es, die uns umbrauſen. Wir haben keine Meilenzeiger auf dem Wege, können aber die Strecken nach Liedern meſſen. Denn jetzt fahren wir mitten im „Prinz Eugen der edle Ritter,“ hundert Schritt weiter haben wir den „lieben Auguſtin“ eingebett, noch hundert Schritt weiter, und man ruft uns zu „Der Tabak iſt

mein Leben.“ Abermals hundert und man belehrt uns: „Ein freies Leben führen wir.“ Jetzt heißt es: „Wohl auf Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd;“ jetzt „gaudeamus igitur,“ und mit dem „Es ritten drei Reiter zum Thore hinaus“ fahren wir endlich ins Thor ein. Hier hat aber das Fest noch lange kein Ende, und der Appendix ist noch so lang, wie die ganze Köpenicker- und Jakobsstraße. Die Beweise liegen an beiden Seiten, denn überall erblicken wir erleuchtete Fenster und Gärten, und Tanzmusik kitzelt uns das Ohr, daß es uns bis in die Fußzehen prickelt. Geduld! auch diese Sehnsucht soll sich noch erfüllen, denn wir halten vor dem Colosseum, diesem Feenpalast der Berliner, wo uns ein ganzer Irrgarten von Tanzsälen aufgethan wird, und ein Ocean von Straußischen Walzerwellen uns umströmt.

Der Okeanos bildete die Grenze der alten teller-rund gedachten Welt; er bilde auch die unseres Rundgemäldes vom Strahlauer Fischzuge; und wie seine Töchter und Nymphen, die Okeaniden, zwar den Prometheus trösteten, allein ihn doch durch ihren Gesang nicht von seinem Felsen locken konnten, so sollen auch alle Nymphen und Sirenen des Colosseums, wie lieblich tanzend sich ihre zahllosen Schaaren in den feenhaft erhellten Räumen vor uns bewegen, uns nicht von unserm felsenfesten Entschluß verlocken, hier den Rahmen unseres Bildes zu schließen

Specielle und generelle Kriegs-Erklärung.

Eine Liebe ist der andern werth. Mehrmals schon habe ich einige feine Anspielungen auf das Nachdruckergeschäft gewisser Blätter gemacht; begreiflich ists daher, daß der Berliner Correspondent eines derselben wiederum einige feine Anspielungen auf das ästhetische Geschäft Berlins und Athens macht, und die Johannismappe ein wenig kritisch anstichelt, sie z. B. miserabel nennt, und ähnlicher Weise andeutend, ihren Werth vielleicht verdächtigt. Zwei Dinge mißfallen dem Correspondenten besonders. Erstlich, daß ich zu viel von meiner Gelehrsamkeit verrathe, durch den Gebrauch griechischer — Worte, Kunst-Ausdrücke? — nein, das wäre ja über alle Grenzen gegangen, — aber Namen, wie z. B. Philippus!! Er vermuthet aus dieser gelehrten Ostentation, aus diesem „gesuchten Philhellenismus," daß ich kein sonderlicher Grieche sei! Verteufelt, erstlich, daß er Recht hat, zweitens, daß ich nicht vorsichtiger war! Ich will auch in meinem Leben keiner meiner dichterischen

Figuren einen griechiſchen Namen, z. B. Theodor, geben, damit mich nicht alle Welt für einen philologiſchen Prahlhans halte, hinter dem aber nichts ſteckt; vollends werde ich mich aber hüten, Jemand z. B. „Jacob" zu nennen, denn die Prahlerei mit dem Hebräiſchen wäre noch ärger *).

Das Zweite, woran er hauptſächlich Anſtoß nimmt, iſt mein athenienſiſcher Streuſand, der (dies thut dem Correſpondenten weh) Niemanden weh thun wird. Aber, Beſter, ſoll ich denn mit Mühlſteinen ſtreuen? Es thut mir freilich weh, daß Ihnen mein Streuſand zu fein iſt, — denn darin muß es liegen. Was will ich aber machen? Auf Naturen Ihrer Art iſt man nicht immer

*) Und um ſo unverzeihlicher, als ich nicht einmal recht mit dem Deutſchen fertig werde, was der Correſpondent bei ſeinem Scharfblick gewiß auch ſchon gemerkt hat. Daß ich die Grammatik nicht verſtehe, möchte noch hingehn, denn auf hundert Deutſche, die die lateiniſche Grammatik am Schnürchen haben, trifft man kaum einen, der je eine deutſche aufgemacht. Aber mit mir iſts noch ärger; ich weiß nicht einmal etwas von der Orthographie. So wollte ich einem Journal-Correſpondenten (ich möchte ihn wohl gerade heraus nennen, aber ich kann nicht, denn er iſt anonym geblieben) einen freundſchaftlichen Brief ſchreiben und fing an: „Geöhrter, gelecrter Correſpondent;" doch ein Freund von Erudition meinte, das ſei falſch, ich müſſe ſchreiben: „Geehrter, gelehrter Correſpondent." So einfach das war, ich konnte es nicht faſſen, und ſomit unterblieb der ganze Brief. Daraus wird der Correſpondent quaestionis erſehn, was Unwiſſenheit uns für Schaden thun kann.

eingerichtet. Man trägt wohl eine Badine in der Hand und — aber welcher gesetzte Mann, vollends ein Herausgeber von Genre-Fresko-Skizzen kann, (wenn es auch als Student leistete) stets einen Zigenhainer bei sich führen? — Und es ist demnach die Frage, ob Sie sich damit genügen lassen, und nicht vielmehr zum Winken einen Baumpfahl, zu andern Correktionen einen Weltbaum verlangen? Bedenken Sie doch, anonymer Correspondent, dies ist ja eine unbillige Forderung, zu der Sie das Maaß nur nach Ihrem Gigantenleibe geschnitten haben können! — Aber ich habe mich wohl genug mit Ihnen amüsirt, und gehe lieber zu generellen Dingen über. —

Dieselben sind inzwischen äußerst ernsthaft — besonders für mich — denn es betrifft nichts Geringeres als eine formliche Kriegserklärung.

Länast nämlich nagt es mir als ein Wurm am Herzen, hammert sich's als ein Nagel in meinen Sarg, daß ich so gut wie Piron nichts bin, nicht einmal Doctor.

Vor zehn Jahren setzte ich ernsthaft an zu promoviren, aber allerlei schriftstellerische Distraktionen trieben mich, als contraire Winde, ganz wieder abwärts von meinem Ziel. Vor Büchern schreiben kam ich zu keiner Dissertation, und über dem kritischen Examen das ich anstellte, versäumte ich's eins mit mir anstellen zu lassen.

Jetzt reut michs und ich lenke ein. Eine Abhandlung habe ich schon unter der Feder, und sende sie nächstens nach Erlangen oder Jena, wo es am wohlfeilsten ist. (Denn ich bin so klug, wie Nanten und Behörden, und contrahire wegen meines Doctorhuts mit dem Mindestfordernden.) Ich lasse meinen Traktat nur noch ins Lateinische übersetzen, „denn also ist es bräuchlich bei den Schützen" sagt Tell, und meint die Pfeilschützen, ich aber die ABC-Schützen in philologicis, folglich mich. Der Titel meiner Dissertation lautet: **„De Pestilentia in literis et scientiis, vel de horrenda *correspondentium**) impudentia, tractatus philosophicus."**

Aber ich will auch disputiren, und schlage hiermit meine **Theses** für alle Universitäten öffentlich an, wenn auch nicht 95, wie Luther, doch etliche weniger, das heißt sieben. Damit ich aber nicht vorweg mit zu großer Gelehrsamkeit prahle (der Correspondent dessen ich oben gedacht, dem Gelehrsamkeit widersteht, wie er ihr, möchte mich auch sonst nicht verstehn) gebe ich sie nicht lateinisch, sondern deutsch.

1) Die ganz generelle Thesis — „Spitzbuben sind schlechtweg Spitzbuben." (**NB.** Ich merke hierbei an, daß die gelehrte Behauptung des Gegentheils keinen Schatten auf den Charakter meines Opponenten werfen soll.)

---

*) Ich stemple dies Wort, bis mir ein Philolog ein ächtes giebt, wirkliches Metall statt meines Papiergeldes.

2) Gedroschene Lumpen (man drischt sie zwar nirgend, aber man sollte sie doch dreschen) geben Ungeziefer.

3) Die Natur producirt kein anonymes Ungeziefer, nur die Kunst – und die Literatur.

4) In der Literatur lautet das Zeugniß der Reife, Nr. 1., also das beste für den anonymen Autor: „Anonymus gleich Hasenfuß." (Diesen Satz denke ich besonders glücklich durchzufechten, zumal da ich einige Exceptionen nobler Anonymität zugebe.)

5) Es giebt wirklich einen Unterschied zwischen Mouchards und anonymen Correspondenten. (Dieser Satz ist zwar sehr schwer durchzuführen, doch hoffe ich von meiner Vertheidigung etwas – für die Mouchards!)

6) Generelle Thesis: „Jeder Esel ist am Pah zu erkennen."

7) Specielle Thesis: „Wer Gustav M..... Buch über Italien lobt, erreicht fast den Verfasser (**Sapiens nno minor est Iove.**)

Nach glücklicher Durchführung dieser sieben Theses gebe ich meinen geehrten Opponenten, falls sie sich nicht etwa anonym halten, einen Doctorschmaus, den ich im nächsten Heft zu schildern hoffe.

Ich denke, man kann eine Kriegserklärung mit keiner humaneren, und den Krieg selbst nicht großmüthiger schließen, als durch einen solchen Friedensschluß, wo man an der Friedenstafel bei Tafel spr

Theater-Chronik!

Kein Punktum, ein Ausrufungszeichen ſetze ich dahinter, und ſollte auch eins davor ſetzen. — Wie ſchreibe ich meine Theaterchronik? Wie neulich ein Politiker die von Liſſabon? „Die Stadt iſt ruhig, der Schatz leer!“ — Gut: „Das Haus iſt ruhig, die Kaſſe leer.“ Das Haus aber iſt ruhig, weil es leer iſt, und eigentlich iſt das Publikum ruhig, vielleicht auch weil es leer iſt; alſo Haus, Publikum, Kaſſe leer, leer, leer — welche ungeheure Leere oder Lehre! Das letztere auch, gewiß, eine ſehr gute Lehre ſogar, aber wer will jetzo etwas lernen in dieſem Jahrhundert der Aufklärung, wo jeder ſchon alles kann.

Ich ſehe über einen Raum von zwei Monaten hinweg; doch wahrlich, er iſt ein leerer. Denn was hat die Reſidenz in dieſer Zeit für die deutſche Kunſt gethan?

Sie hat in einem Theater „den Zögling“ ein Schauſpiel von der bekannten erhabenen Verfaſſerin gegeben; es hat gefallen, aber nicht genug um ſich gegen Sommer, ſchönes Wetter, Badereiſende und ſeine ähnlichen zum Theil auch ſchöneren Geſchwiſter Wahr-

heit und Lüge, die Fürſtenbraut, der Oheim, der Oeconom zu behaupten. Doch wurde es vortrefflich geſpielt, durch die Damen Crelinger und Bertha Stich, und die Herren Rott und Krüſemann.

Außerdem ſah man in demſelben Theater eine artige Operette von Blum: „Mar, Marie und Michel," (Jery und Bäthely in andrer Manier) worin Dlle. Clara Stich zum erſtenmale als Sängerin auftrat, und das alte Rothkäppchen von Boieldieu wurde neu einſtudirt, worin dieſelbe junge Künſtlerin ſich zum zweitenmale ſingend hören ließ. — Dies iſt das ganze neue Schauſpiel und Opernrepertoir! — Es läßt ſich begreifen, daß ein Theater dabei nicht Millionen zurücklegt, ſondern eher die Paſſive recht behaglich ausdehnt.

Doch halt, ich habe gelogen! Zum Geburtstag des Königs, am 3ten Auguſt, gab man eine neue Oper „Der Blitz" von Halevy, der aber weder eingeſchlagen hat noch iſt, viel weniger daß er gezündet hätte.

Aber haben nicht große Gaſtdarſteller oder Darſtellerinnen die Logen gefüllt? War kein Sendelmann da? Keine — ja, das Perſonal der Schauſpielerinnen hat keine Sendelmännin außerhalb Berlin — es war aber niemand da, als Herr Peters, vom Meklenburg-Strelitziſchen Hoftheater, wenn ich nicht irre. Herr Peters iſt aber ein guter Gaſt; kein feiner Comiker, aber doch ein feinerer als ſich aus einigen Rollen ver-

muthen ließ. Wenn er engagirt würde, könnten unsre mit den Jahren etwas ausdorrenden und stereotypisch verknöchernden Figuren vielleicht durch den fremden Senker selbst wieder etwas in Saft und Blüthe kommen. Es ist aber schwer zu glauben. —

Das Königsstädtische Theater ist wie die meisten Schulknaben, es will nämlich fleißig werden und etwas leisten. Da aber eine Chronik nur das rückwärts gekehrte Janusgesicht hat, so kann ich mich um das vorwärts gewendete auch nicht bekümmern. Die Retrospektion ergiebt einige neue Wiener Possen, einen Wiener Gast, und einen Pariser Taugenichts. Die Possen habe ich nicht mit getrieben, bei dem Gast bin ich nicht zu Gaste gewesen. Ich will also von beiden das Beste glauben, und diesen Glaubens-Artikel der Chronik einverleiben. Die Recensenten haben als wahre Advocaten **pro et contra** gefochten; den Barometerstand der Häuser kann man nicht ganz zum Maaßstab nehmen, da bekanntlich der Theaterbarometer bei „Schön Wetter" am schlechtesten, nämlich tiefsten steht, und bei Sturm (gleich dem politischen) unermeßlich steigt, z. B. beim pfeifenden Sturm, oder gar bei donnerndem Erdbeben. Doch Barometervergleichungen gehören nicht in eine Theaterchronik, wohl aber ein Taugenichts, zumal ein solcher Pariser. Ich will nicht gerade sagen, daß derselbe nichts taugt, viel aber gewiß nicht. Ob der ursprüngliche Bildner desselben ein Phidias gewesen, steht zu bezweifeln; daß aber der Töpfer der ihn

nunmodellirt hat, seinen Thon recht theatralisch zu kneten wußte, kann man nicht läugnen. — Der Taugenichts behält wenigstens diejenige Eigenschaft des guten Menschen, oder des Menschen überhaupt, daß er sich überall acclimatisirt. Darum wurde dieser französische auch sehr leicht ein deutscher; er wird wie alle Taugenichtse überall sein Fortkommen finden.

Ich bin mit dem Taugenichts zu Ende und mit meiner Chronik dazu. Aber, ist es nicht ein Jammer? Ist in dieser ganzen neueren Bildungsgeschichte des Berliner Theaters, wohl irgend etwas zu treffen gewesen, worauf ein Recensent hätte zu- und losschießen können, als auf eine gute Beute? Nur Geduld! Seit dem 24. August ist ja die Jagd offen. Da wird sich ja doch auch wohl auf dem Recensentenrevier ein Stück Wild zeigen, was verlohnt einmal ordentlich darauf hinzuhalten!

Athenienſiſches Theater.

Heute am 1ſten April:

Der Gott und die Polizei

oder:

Das Volksfeſt.

Ein Drama in fünf Aufzügen.

Erſter Aufzug.

Tempel zu Delphi. — Abgeſandte der athenienſiſchen Polizei werfen ſich vor dem Orakel nieder.

Die Abgeſandten.

Erhabner Gott Apoll! Wie fangen wirs an, beim nächſten Volksfeſt Ruhe zu erhalten?

Stimme des delphiſchen Gottes.

Haltet Ruhe!

(Die Abgeſandten ſehen ſich verdutzt an. Der Vorhang fällt.)

Zweiter Aufzug.

Tempel zu Delphi.

Die Abgeſandten der Polizei.

Erhabner Gott! Wir erſcheinen zum zweitenmale vor Dir. Was ſollen wir denn nun thun um die Ruhe zu erhalten?

Stimme des delphischen Gottes.

Nichts.

(Die Abgesandten der Polizei sehen sich verdutzt an. Der Vorhang fällt.)

Dritter Aufzug.

Die Abgesandten der Polizei.

Erhabner Gott! Was wird das Volk von uns denken, wenn wir nichts thun?

Die Stimme des Gottes.

Das Beste.

(Die Abgesandten sehen sich verdutzt an. Der Vorhang fällt.)

Vierter Aufzug.

Tempel zu Delphi.

Die Abgesandten.

Erhabner Gott! Lehre uns, was ist das Beste, das das Volk von uns denken kann?

Der delphische Gott.

Daß Ihr gar nicht da seid!

Fünfter Aufzug.

Volksfest. Unübersehbare Menschenmenge. Keine Polizei. Es herrscht die größte Ordnung. Die Nacht bricht an.

(Der Vorhang fällt.)

Athenienſiſcher Streuſand.

Ein Franzoſe hat folgende Aufforderung in die Zeitungen rücken laſſen: „Alles Lange macht mir Langeweile, ausgenommen lange Geſichter. Da ich nun den Gelegenheiten wo dergleichen gemacht werden eifrig nachjage, erſuche ich die Herren **Zea Bermudez** und **Calomarde** mich doch gütigſt mit ihrem jetzigen Aufenthalt bekannt zu machen, damit ich die Länge ihrer Geſichter beobachten kann ſo wie ſie ſpaniſche Zeitungen leſen." (Der Mann braucht ſich nur ſpaniſche Papiere zu kaufen und beim Empfang jedes Courszettels in den Spiegel zu ſehn, ſo wird er ſeiner Liebhaberei an langen Geſichtern wohl genügen können; einfacher iſts freilich er geht überhaupt nur auf die Börſe.)

* * *

Welcher Niedergeſchlagene verbreitet allgemeine Heiterkeit? — Ein niedergeſchlagener Prozeß.

* * *

Ein wichtiger Proceß wird nächſtens in Athen verhandelt werden. Seit zehn Jahren iſt daſelbſt die

Gasbeleuchtung eingeführt, doch werden die Laternen, einer contractlichen Bedingung zufolge, für den Theil der Nacht gelöscht, wo der Mond scheint. Da sich aber gefunden hat, daß dieser Theil der Nächte oft der finsterste war, und ein hochedler atheniensischer Magistrat daher häufig auf die Nase, mithin auf den Kopf gefallen ist, weil eben der Mond nicht schien, obgleich er nach dem Kalender die unerläßliche Verpflichtung hatte: so verlangt jetzo derselbige Magistrat, da er kein anderes Licht hat, Gaslicht, und hat sich einen englischen Advocaten zur Gewahrsam seiner Rechte angenommen. Dieser concludirt nach buchstäblicher Auslegung der Gesetze so: „das Gas soll contractlich nur dann nicht leuchten, wenn der Mond scheint, nicht aber, wenn er scheinen soll; mithin hat die Gascompagnie, sobald durch zwei Zeugen erwiesen wird, daß der Mond nicht geschienen habe, das Gaslicht sofort nachzuliefern, und ist mit seinen Regreßansprüchen an den Mond zu verweisen." Man ist sehr gespannt, wem dieser Rechtshandel Licht geben wird, besorgt aber sehr, daß, wenn das Resultat zu aufklärend ist, die Geistlichkeit eine Niederschlagung des Processes durchsetzen wird. Viele sind recht bange für den Mond bei der ganzen Sache.

Athen, den [illegible] September. (Vergl. die Zeitung.) Heute ist hier [illegible] des Jahres einge-

gangen: „So eben ſind die erſten Holſteiniſchen Auſtern eingetroffen.“ — Man verwundert ſich nur, daß der officielle Theil der Staatszeitung dies nicht gemeldet hat. Indeſſen weiß man für gewiß, daß der Telegraph ſogleich an zu arbeiten fing, muthmaßlich um das Ereigniß durch das ganze Reich zu verkünden. Es wäre unſtreitig das Bedeutendſte, was der ſeit drei Jahren erſt exiſtirende Telegraph uns bisher geleiſtet hätte.

* * *

Der Bienenvater Benecke in Schönerlinde bei Berlin hat (ſiehe Spenerſche Zeitung vom 5ten Septbr.) funfzig Thaler Prämie geboten, wenn Jemand nachweiſen kann, daß er ſeinen Bienen noch ein Quart Honig mehr abnehme, als der Prämienſteller. — Die Idee hat einen Finanzmann in Athen wahrhaft begeiſtert, und er ſchlägt vor, die Bienenvatermethode zu einer Landesvatermethode zu machen, nämlich eine Prämie von Beleg zu verſprechen, wenn Jemand lehre, wie man die Steuern (dieſen wahren Honigſeim der Civiliſten) ſo herzerfreuend ſteigern könne. Der Finanzmann ſoll bereits einen Orden erhalten haben, und eine, jedoch unverbürgte Nachricht ſagt, man habe ihm das ſpaniſche Finanzminiſterium angetragen. (Wenn nur nicht Portugal über dieſe Acquiſition mit Spanien in Krieg geräth!)

Druckfehler.

Seite 79	Zeile 1	v. u.	statt	Krankheit lies Krankheiten
81	13	v. u.	st.	Veredlung l. Verwandlung
84	5	v. u.	st.	Ausführung l. Erörterung
96	2	v. u.	st.	Jede l. Jeder
— 96	9	v. o.	st.	allen l. allem
— 107	— 5	v. o.	st.	mir l. mir's
— 108	— 11	v. o.	st.	Herren l. Herbei
— 108	3	v. u.	st.	geschehen l. geschahen
— 109	13	v. u.	st.	eins. l. einer.
— 109	— 9	v. u.	st.	aller königlicher. l. alle königlichen.
110	9	v. u.	st.	republikanistischen l. republikanistischem
131	12	v. u.	st.	ein l. im
— 138	2	v. o.	st.	besessen l. besessen
— 146	1	v. o.	st.	Rauten l. Staaten
— 149	14	v. u.	st.	Passive l. Passiva
— 156	— 7	v. u.	st.	Beleg l. Belang

III.

Die Weihnachtsmappe.

Inhalt

Die Eisenbahnen, eine europäische Nothwendigkeit. — Ankündigung neuer empfindsamer Reisen. — Aus einer nordischen Reise von A. v. Treskow. — Kilian am [illegible] August (Beschluß). — Die Zauberflöte in [illegible]. — [illegible] [illegible]

Die Eisenbahnen, eine europäische Nothwendigkeit.

(Fortsetzung und Beschluß.)

Wir kommen jetzt zu dem zweiten Theile des dritten Abschnitts, (siehe Michaelismappe pag. 91) welcher von der erhöhten Regsamkeit und Erweckung des menschlichen Geistes, die überhaupt durch die Eisenbahnen entsteht, handeln, und einige Folgen derselben für bürgerliche Einrichtungen berühren soll. Wir haben schon mehrmals als auf eine unbestrittene Wahrheit hingedeutet, daß die Reibungen des Verkehrs dem menschlichen Geist eine elektrische Energie und abgeschliffene Vielgestaltigkeit geben welche dessen Kräfte überhaupt potenziren. Wer die Theorie dieses Satzes bestreiten wollte, den würde die Erfahrung tausendfältig belehren. Ganz besonders ist dieser Verkehr, diese Vervielfältigung der Beziehungen und Verhältnisse ein Bildungsmittel für diejenigen Stände welchen eigentliche Wissenschaftlichkeit fremd ist. Wie schon in größeren Städten überhaupt der Handwerker, der Arbeiter, der Tagelöhner bei weitem herausgebildetere Kräfte, Fähigkeiten und Anschauungen in sich entwickelt, als der in kleineren

Ortſchaften, weil eine breitere Baſis der Lebensverhältniſſe ungleich reichere und mannigfaltigere Anregungen veranlaßt: wie noch mehr in Seeſtädten denjenigen Gewerbtreibenden, welche mit ihrem großartigen Handelsverkehr in Berührung ſtehn, ein Schwung der Ideen, ein erweiterter Lebensblick, eine vielgeſtaltete Praktik eigen wird, über welche ſogar der binnenländiſche Großſtädter erſtaunt: eben ſo bewirkt im innern Lande die leichtere Communication mit fernen wichtigen Gegenden wie durch unſichtbare Zauberkräfte einen Austauſch, ein beſchleunigtes Umrollen der Ideen, von den höchſten Lebensſphären bis in die beſchränkteſten hinab, welches ſein Gleichniß am treffendſten in der Finanzwelt, in den Folgen des vervielfältigten Geldumlaufs findet, wodurch ſich Werth und Maſſe dieſes belebenden Metalls bis ins Wunderbare zu mehren ſcheint. Wie aber die Eiſenbahnen jede bisherige Erſcheinung in einem gigantiſchen Maaßſtabe reproduciren, ſo muß dies auch hier der Fall ſeyn. Der Verkehr einer Seeſtadt wie Hamburg erſtreckt ſich zwar in ungleich größere Weiten als durch die Eiſenbahnen erreichbar ſeyn werden, allein er iſt nur ein einſeitiger, beſchränkt ſich auf beſtimmte formelle Dinge, und ſchneidet ſich, nach dem Binnenlande zu, viel zu plötzlich ab, um bemerkbare Früchte für die entferntere Umgegend zu tragen. Bei Chauſſeen regt ſich das Leben ſchon nach vielen Seiten hin gleichmäßiger, wenn auch nach keinem Punkte in ſo großem Maaßſtabe. Dieſer wird aber durch die Eiſenbahnen ſofort gewonnen, und um ſo

mehr gewonnen, als dieſelben nicht wie der Meeresverkehr im überwiegenden Maaße nur den Waarenvertrieb, ſondern bei weitem mehr den Perſonenverkehr veranlaſſen. Wie anders ſich hier die Zukunft geſtalten muß, dieſes mag uns ein Vergleich der Gegenwart mit einer noch nicht gar entfernten Vergangenheit belehren. Noch vor fünf und zwanzig Jahren war Norddeutſchland aus Mangel an Communicationsmitteln gewiſſermaaßen einer fortdauernden Sperre und Contumaz unterworfen. Berlin z. B. hatte kaum einige Meilen Chauſſee-Verbindung; die wichtigſten Plätze in ſeiner Nähe Dresden, Leipzig, Magdeburg, Hamburg, Stettin, vollends weitere, wie Königsberg, Warſchau, Breslau, waren durch tiefe Sandwüſten von der großen norddeutſchen Hauptſtadt abgeſperrt. Sie glich daher einem Körper in dem der Kreislauf der Säfte gehemmt iſt, wodurch ſich Schwere und Trägheit in allen Functionen, eine gewiſſe Dumpfheit und Stumpfheit erzeugt. Das Leben war langſam, der Blick beſchränkt; ja ſelbſt der Gelehrte und durch ihn die Wiſſenſchaft empfand die Nachtheile davon; denn ſie zog ſich in ein von aller Wirklichkeit abgetrenntes Gebiet zurück, und der Denker wurde ein Weſen welches mit den Lebenden und Handelnden gar keinen Zuſammenhang hatte, und bei jeder Berührung mit der wirklichen Geſtalt der Welt, aus der er doch, wie Antäus feſtſtehend auf der Erde, ſeine geſundeſten Kräfte ſaugen ſollte, ſich verletzt, oder wie aus einem tiefen ätheriſchem Traume rauh

aufgeſchreckt fühlte, und ſich daher, ſcheu und furchtſam, ſchnell wieder in die dumpfe Bücherwelt, wo kein Hauch friſcher Lebensluft wehte, zurückzog. Das war beſonders das Bild des Schulmannes, und in dieſem Geiſte wurde die Erziehung der Jugend geleitet, die dann höchſtens in der zwar rohen, aber doch ſehr geſunden Freiheit der akademiſchen Jahre *) dieſe und ähnliche Verkrüppelungen wieder verwuchs, bis der enge Lebenszuſchnitt die kaum entwickelten geſunderen Triebe wieder hemmte und in ſich zurück drängte. Nur einzelne, kräftige Naturen ſprachen ſich von dieſen hemmenden Banden frei und wagten ſich in Welt und Leben hinaus. Aber ſchon der Muth zu einer Reiſe über die Dauer der Schulferien, und über die nächſten drei Nachtquartiere hinaus, (was freilich nicht viel weiter war als ein geographiſcher Grad) galt für eine kühne Unternehmung, die nur von Wenigen gewagt wurde. Dieſer Zuſtand hatte vielleicht ein Menſchenalter ſtillſtehend angehalten, als die große Erweckungsſtunde des ſchlafenden Jahrhunderts, zuerſt fern über Meer im Weſten, in Amerika, ſchlug, dann mit lautem Sturmläuten und Donnerton Frankreichs Erdboden erſchütterte, und von dort aus Europa in jene ungeheuren Schwingungen brachte, es mit vulkaniſchen Ausbrüchen des gährenden Zeitgeiſtes überſchüttete, die es ſichtbar unterhöhlten und

*) Die jetzt theils ſich ſelbſt überlebt hat, theils leider zerſtört iſt.

zerſtörten, aber eben ſo ſegenskräftig befruchteten, bis die Eruption mit dem Jahre 1815 endete und nunmehr der belohnende Anbau des neugewonnenen Lebensbodens beginnen ſollte. Freilich iſt dies nicht ſo unter dem reinen Sonnenlichte eines von oben her fördernden Willens geſchehen, wie es erwartet und ſehnlichſt gehofft wurde; doch führte dieſe Zeit des Sproſſens und Keimens nach ſo langem Gähren und Erſchüttern aller Elemente des Daſeyns, unwillkührlich Segnungen im reichſten Maaße herbei, womit eben ſo unwillkührlich diejenigen Entwicklungen gerade am meiſten gefördert wurden, denen eine finſtere Parthei die entſchiedenſte Gegnerſchaft erklärt hat. Dahin rechnen wir den durch die Anlage von Chauſſeen geförderten Völkerverkehr ganz vorzüglich. Er hat einen allgemeinen Geiſt und Sinn geweckt, der in den höhern Kreiſen des Bürgerthums und in den Gewerbtreibenden heimiſch geworden iſt, und die Bahn des in beſonnener Freiheit zu gründenden Glückes unſerer Söhne werden ſoll. Man betrachte die, trotz aller heimlich feindſeligen Hemmungen, von Jahr zu Jahr rieſenhaft zunehmenden Fortſchritte des Verkehrens und Verwachſens der Völker miteinander, die auf einigen Punkten beſonders durch die Dampfſchiffe eine potenzirte Schnelligkeit erhalten haben, und ſchließe daraus, was die Eiſenbahnen gewähren müſſen! Die Beweglichkeit der Individuen, womit das Feſthalten an engen, verderbten Anſchauungen und alten Vorurtheilen zerſtört wird, iſt ſchon tief in die

Nationen eingedrungen. In Ständen und Sphären, wo sonst eine Reise als eine Unmöglichkeit oder Thorheit betrachtet wurde, ist sie jetzt fast zur unentbehrlichen, mit jedem Jahr erneuerten Gewohnheit geworden. Der Deutsche fängt wenigstens an heimisch in seinem Vaterlande, vertraut mit dessen Schätzen zu werden; er hört auf zu glauben, daß an der Oder und am Rhein verschiedene Völker wohnen, die sich, er weiß es von seinen Vätern, ja noch durch eigene Erfahrung, fast unaufhörlich zu bekriegen pflegten. Die Zustände verbinden sich schon so, daß ihm dies jetzt wie ein Traum der Vergangenheit, wie eine Unmöglichkeit der Zukunft erscheint. Welch ein geistiger Gewinn ist schon allein dieser Standpunkt der Ansicht!

Doch auch über seine Grenze hat sich der Deutsche gewagt; kein Stand, kein Gewerbe, das sich nicht in zahlreichen Vertretern bei seinen in allen Lebenseinrichtungen vorgeschrittenen Nachbarn in Frankreich, in England, genau umgesehen, und die Früchte seiner Erfahrungen schon in reichem Maaße ins Vaterland verpflanzt hätte. Fortdauernde Abgesandte unterhalten eine gewissermaßen industriell diplomatische Verbindung, und setzen die Ihrigen aufs schnellste von Allem in Kenntniß, was sich Neues und Wichtiges im Gewerb, in der mechanischen Erfindung ereignet Wir wollen diese Vortheile, die sich in alle Zweige der Lebensthätigkeiten erstrecken, nicht ins Einzelne verfolgen. sondern nur sagen, daß es nur die schwachen Anfänge

von dem sind, was uns die Eisenbahnen geben müssen. Ich will versuchen ein Bild dieser Zukunft zu entwerfen, die sich noch viel glänzender zu der Gegenwart, als diese zu der oben geschilderten Vergangenheit verhalten wird.

Liegen erst die Eisenschienen auf weiten Strecken, so treten alle größern Städte in eine nahe Nachbarschaft zu einander. Man gönne uns das vaterländische Recht diese Beziehungen einmal zu unserer Geburtsstadt zu betrachten. Durch die Eisenbahnverbindung werden Dresden, Leipzig, Magdeburg, Stettin u. s. w. zu Berlin in das Verhältniß, welches jetzt Potsdam dazu hat, gesetzt. Hamburg, Prag, Breslau, Cassel, kommen in die Klasse derjenigen Städte, die uns in halber oder doch ganz kurzer Tagereise (sechs bis acht Stunden) erreichbar sind. Frankfurt am Main, München, Wien, Danzig u. s. w sind in einer Tagereise, fast immer ohne die Nacht zur Hülfe zu nehmen, zu erreichen, und London und Paris werden uns fast so nah gelegt, als jetzo, oder doch noch vor wenigen Jahren Hamburg und Leipzig. Von der Ausdehnung der Geschäfte und des Verkehrs bei so ungeheuren, in so kleinen Raum zusammengedrangten Bevölkerungen will ich hier nicht sprechen, sondern es bei den oben gegebenen ganz generellen Andeutungen bewenden lassen. Wer wie werden solche Verhältnisse auf den Menschen wirken! Welche Basis geben sie seinen Anschauungen, Berührungen, Verbindungen, Wünschen, Einsichten, Erfahrungen

Es giebt jetzt bei uns kein Lebens- und Standesverhältniß, aus dem, (rüſtiges Alter vorausgeſetzt,) die Individuen nicht den Muth gefaßt hätten, eine Freudenausflucht nach Potsdam zu machen und mit dem Staunen über die dortigen Herrlichkeiten ihre Seele anzufüllen. Liegen erſt die Eiſenbahnen, ſo dehnt ſich der Geſichts- und Verkehrskreis dieſer Klaſſe eben ſo leicht bis Leipzig, Dresden, Magdeburg, Stettin aus. Ganz andere Blicke werden dadurch dem gemeinen Mann geöffnet; er lernt zuvörderſt zwei weſentliche Geſtaltungsarten des Erdbodens aus eigener Erfahrung kennen, die ihm bis dahin nur dunkel von Hörenſagen bekannt waren: er ſieht Gebirg und Meer, denn eine Handelsſtadt wie Stettin, wenn ſie auch nicht unmittelbar an der Küſte liegt, bietet doch Aehnliches dar und lockt auch weiter. Fremde Sitten, Gebräuche, Gewerbe werden der Maſſe durch die Maſſe bekannt, eine viel mächtigere, elektriſch entzündende Reibung, als wenn der Einzelne durch den Einzelnen ſpärlich belehrt wird. Wichtiger iſt es noch, daß dieſe Ausflucht von wenigen Stunden den Mann des Volks, den Arbeiter und Tagelöhner, in anders beherrſchte und verwaltete Länder bringt und dadurch die Torpidität ſeines Geiſtes in Beziehung auf Gegenſtände dieſer Art unterbricht. Er ſieht und erfährt, daß weder das Hergebrachte und Heimiſche, noch das Fremde und Gewünſchte vorzugsweiſe gut ſind, er lernt durch Vergleich richtiger ſchätzen und denken. Wenn man glaubt, daß die Annahme,

der Tagelöhner, der Arbeiter, werde ſich aus dem gleichmäßigen Gang ſeines Lebens heraus zu einer ſolchen Ausflucht entnehmen, irrig ſey, ſo irrt man ſelbſt. Das Beiſpiel von Brüſſel und Antwerpen hat dies ſchon widerlegt; denn abgerechnet, daß gerade derjenige Theil des Volkes, auf den die Einführung der Eiſenbahn wie eine magiſche Wunderkraft wirken muß, am meiſten dahin ſtrömt, um ſich durch eigene Anſchauung zu überzeugen, ſo erwacht auch durch die plötzliche Möglichkeit ganz veränderter Zuſtände in einer Lebensſphäre, die bisher in der Gleichmäßigkeit faſt erſtarrte, der größte Trieb dazu. Wir wiſſen, daß der Tagelöhner in Brüſſel es ſich an dem nothdürftigſten Erwerb abgeſpart hat, um eines ſchönen Sonntags Nachmittags die zwei Franks daran zu wenden, die Reiſe nach Antwerpen hin und zurück zu machen, und, ein Binnenländer, die Seeluft kennen zu lernen. Der gleiche, nur ungeübtere Trieb treibt den Matroſen im Hafen zu Antwerpen zu der Spazierfahrt nach Brüſſel, einer Stadt im Innern des Landes, die ſonſt für ihn unerreichbar war. Der Handwerker, der Arbeiter jeder Art, der Landmann, alles wählt ſowohl zum Betrieb ſeines Geſchäfts, als zum augenblicklichen Verſuch, die Eiſenbahn. Was dies bei uns anders ſeyn? Werden Lockung und Bedürfniß nun kaum die heilſamen Folgen nicht mit jedem Tage wachſen? Es liegt außer aller Berechnung, wie groß die geiſtige Umwandlung ſeyn kann, welche auf dieſe Art die Maſſen ergreifen muß.

Die Intelligenz der Bevölkerung muß in einem ungeheuren Maaßſtabe wachſen, je vielgeſtaltiger ſich das Leben bewegt, und ein ſtärkeres Mittel die Berührungen zu vervielfältigen, als die Eiſenbahnen, mag kaum gedacht, geſchweige jemals zur Ausführung gebracht werden.

Für die höheren Lebensſphären werden dieſe geiſtigen Vortheile zwar nicht im gleichen Maaße eintreten, dennoch aber höchſt bedeutend ſeyn. Hier iſt beſonders die vielfältigere Miſchung der Völker und der Sprachen zu berückſichtigen. Liegt Paris dem Berliner ſo nahe wie Leipzig, ſo werden Sitte, Sprache, Lebensweiſe, Fortſchritte in Gewerben und Künſten ſich unglaublich ſchnell von einem Gebiet zum andern mittheilen, und beengende Gewohnheit, einſeitige Vorliebe müſſen mehr und mehr ſchwinden. Eine ſolche Schnelligkeit und Vermehrung gegenſeitiger Beziehungen hat noch unendlich wichtigere Folgen für die Allgemeinheit als für den Einzelnen; doch werde ich auf dieſe erſt ſpäter kommen, wenn ich von den Einwirkungen auf das Staats- und Völkerleben handle. Hier ſoll nur noch ein Blick auf einige Lebenseinrichtungen gethan werden, die ſich in Folge der Eiſenbahnen gänzlich umgeſtalten müſſen. Einmal iſt es die Anſäſſigkeit der beſitzloſen Klaſſe, die der Franzoſe, wenn er ſie wegwerfend bezeichnen will, **hommes sans aveu** nennt, welche bei ſolcher Beweglichkeit der Menge nicht wohl fixirt werden kann. Denn der Arbeiter, welcher an dem einen Ort unbeſchäftigt bleibt, wird durch kein Geſetz abzuhalten

seyn, sich schleunig an einem andern Platz, wenn auch in einem Nachbar-Staate, den er in wenigen Stunden bequem erreicht, Thätigkeit zu suchen. Dies wird gewissermaßen eine fluctuirende Bevölkerung erzeugen, die sich, je nach den Bedürfnissen des Augenblicks, vermehren oder vermindern muß. Hat dies gleich manche Unbequemlichkeiten, so ergiebt sich doch auf der andern Seite der Vortheil, daß sich die Menge nach der Beschäftigung zieht. Man wird mir einwenden, daß es leicht seyn dürfte, dieses Umherstreifen zu mindern; doch ich glaube das Gegentheil, und dies führt mich darauf, daß unsere Reisepolizei sich völlig umgestalten wird. Die jetzt so lästige Qual mit den Pässen, (welche, wie die Erfahrung lehrt, zu nichts dienen, als daß die erklärtesten Schelme und Spitzbuben niemals Mangel an einem guten Paß leiden, mithin wir gar nicht durch jene Einrichtung vor solchen Individuen geschützt sind) wird dadurch aufhören: denn alles Unverhältnißmäßige und augenscheinlich Unvernünftige zerfällt von selbst. Es wäre aber wahrhaft unvernünftig, wenn bei einer so ungeheuren Reisefrequenz, wie die, welche ich z. B. zwischen Berlin und Leipzig herstellen müßte, die Forderung gestellt würde, daß jeder Reisende mit einem Paß versehen seyn sollte. Denn betrüge die Zahl der Reisenden, wie dies leicht seyn kann, auch nur 6 bis 8000, und sie kann zu Zeiten noch viel höher steigen: so wäre schon an eine Passertheilung, wie die bisher übliche, gar nicht mehr zu denken. Denn ab-

gerechnet, daß man zur Ausfertigung, Visirung u. ſ. w. eines ganz eigenen, äußerſt zahlreichen Büreau's bedürfte, mithin ein ungemeiner Koſtenaufwand von Seiten des Staats dazu gehören würde, ſo ſtünde doch eine ſolche Einrichtung völlig im Mißverhältniß zu der Reiſe ſelbſt. Denn mit Recht würde Jedermann über unerhörte Beläſtigung und Bedrückung klagen, und ſich unwillig dagegen auflehnen, wenn er bei einer Reiſe, die er in drei bis vier Stunden vollendet, die er in einem halben Tage bei eiligen Fällen hin und zurück abthun könnte, eine vielleicht eben ſo große Zeit auf die Beſorgung ſeines Paſſes wenden, und denſelben (falls unſere jetzigen Preiſe beibehalten werden) wohl gar auch eben ſo theuer bezahlen müßte als ſeinen Platz auf der Eiſenbahn. Eine ſolche polizeiliche Einrichtung würde gewiſſermaßen zerſtörend für die Eiſenbahnen ſeyn, und dürfte folglich nicht dauern, weil der öffentliche Unwille ſich zu entſchieden dagegen richten müßte. Hätte aber einmal zwiſchen Berlin und Leipzig unſer Paßweſen aufgehört, ſo müßte ſich dies auch weiter erſtrecken; denn zwiſchen Dresden und Leipzig wäre dieſe Controlle eben ſo unmöglich und läſtig. Zwiſchen Leipzig und Frankfurt müßte ſie ebenfalls wegfallen, — kurz überall, wo der Stempel der Dampfmaſchinen auf Eiſenbahnen ertönt, hat der Stempel der Polizei auf den Päſſen ſeine Gültigkeit verloren. Damit aber wird ein großer Theil unſerer polizeilichen Einrichtungen, welche freilich nur alt hergebrachte Laſten für das Publikum geweſen ſind, gänz-

lich zu Grunde gegangen ſeyn. Daß Anderes an die Stelle treten wird und muß, ſind wir nicht in Abrede; aber es wird Zweckgemäßeres und Beſſeres ſeyn. —

Der deutſche Zollverband hat den Eiſenbahnen vorgearbeitet; ohne dieſen wären ſie in Deutſchland unmöglich; oder auch umgekehrt, bei dem dringenden Bedürfniß der Eiſenbahnen, bei der Nothwendigkeit derſelben (nothwendig in dem Sinne, daß ein Staat, der hinter dieſen Rieſenfortſchritten der Cultur zurückbleiben wollte, zu Grunde gehen müßte,) hätte der Zollverband, wäre er nicht zufällig einige Jahre zuvor in ausgedehnterem Maaßſtabe zu Stande gekommen, eine Folge der Eiſenbahnen ſeyn müſſen. Wenigſtens ſichern ſie ihm den Fortbeſtand, und werden diejenigen Staaten, die ſich noch ausgeſchloſſen haben, unfehlbar hineinziehen. Denn daß der Eiſenbahnverkehr mit ſeinen Tauſenden von Reiſenden und ſeinen ungeheuren Laſten an Waaren irgend Beſtand haben könnte, bei einem Douanenſyſtem wie das bisherige, wo eine einzige Zolllinie alle Vortheile der Eiſenbahn annulliren würde, das könnte wohl dem Thörichtſten zu behaupten nicht einfallen. — Man ſieht alſo, dieſe Erfindung, ſo ſehr ſie bis jetzt nur die äußerſte Oberfläche der menſchlichen Geſellſchaft berührt hat, wird tief in ihr Innerſtes eingreifen! Doch ich habe hier ſchon einen Schritt zu weit gethan, indem die Durchführung dieſer und ähnlicher Erſcheinungen eigentlich ſchon in den dritten Theil dieſes Abſchnitts gehört, welcher auch der wichtigſte iſt, nämlich:

Die Einwirkung der Eisenbahnen auf das Gesammtleben der Völker und Staaten, und Betrachtung derselben als der Basis eines der wichtigsten Entwickelungsmomente für die größten geistigen Bewegungen unserer Zeit.

Wenn ich im Vorhergehenden durchzuführen suchte, daß die Eisenbahnen die geistigen Kräfte und Einsichten der Individuen erhöhen müßten, so leuchtet es fast schon von selbst ein, daß dadurch im gleichen Maaße diejenigen geistigen Elemente gefördert werden, die das Leben unserer Zeit überhaupt bilden, und als die geistigen Resultate des Jahrhunderts betrachtet werden müssen. Denn nur aus der Fortbildung der einzelnen Einsicht gestaltet sich die Fortbildung des Ganzen. Wir möchten freilich nicht behaupten, daß aus den Eisenbahnen als solchen sich unmittelbar eine Richtung des Völkerlebens, wie Europa sie jetzt annimmt, erzeugt haben würde; allein ihre Kraft ist die, das Vorhandene oder irgend wie sich neubildende Gute, in einen riesengewaltigen Umschwung zu bringen. Sie sind gewissermaßen die Zündfäden, an welchen die Funken des Geistes mit Blitzesschnelle fortlaufen, oder in einem andern Gleichniß, die metallnen elektrischen Leiter, welche sie schlagend und erschütternd durch den Körper des ganzen Europa führen, und seine noch starren oder gelähmten Theile bis in die äußersten Spitzen mit beseelendem Geist durchdringen werden. Dieser allgemeinhin ausgesprochene Satz wird sich, denken wir, näher rechtfertigen, und aus dem

Weſen der Eiſenbahnen erklären laſſen. Daſſelbe beſteht, wie wir gleich Anfangs im erſten Abſchnitt unſeres Aufſatzes (ſiehe die Johannismappe) als Baſis annahmen, in einer Concentration des Raumes und der Zeit, und führt daher eine nähere Nachbarſchaft und Verſchwiſterung der Nationen herbei. Gedanken laſſen ſich freilich durch Räume nicht ſperren, allein kein Gedanke lebt an ſich, ſondern bedarf ſo gut wie die Seele des Menſchen körperlicher oder materieller Organe, um ſich zu verwirklichen. Und in ſo fern läßt er ſich allerdings körperlich und räumlich begrenzen, ja tödten. Alle unſere Ideen von Staats- und Völkerleben ſind auf vorhandene materielle Culturzuſtände gegründet und ſterben ab, wo dieſe aufhören. In den Steppen Rußlands verſchmachtet die Idee geiſtiger Freiheit und Mündigkeit der Nationen von ſelbſt, und nur ein Thor wird ſie dort ſuchen oder dahin verpflanzen wollen, bevor der Boden zur Aufnahme dieſes goldenen Saamens bearbeitet iſt. Wie ein gewiſſer Mitteldurchſchnitt der Temperatur nothwendig iſt, um den edlen, geiſthaltigen Wein zu erzeugen, ſo bedarf die Idee der Freiheit auch einer beſtimmten Durchſchnittshöhe der Völkerbildung. Niemand wird es läugnen, daß die vervielfältigten Berührungen und Beziehungen der Nationen, welche durch die Eiſenbahnen auf den höchſten Maaßſtab gebracht werden, die Annäherung dieſes Intervalles beſchleunigen. Von ihnen alſo erwarten wir mehr als von Schrift und Rede, womit Einzelne oft ungezei-

tigt vorauseilen und daher eher ein Zurückdämmen als ein Vorwärtsschreiten veranlassen), daß sie uns dem großen Ziele, was unserer Zeit als Aufgabe gestellt ist, in demselben Maaße rasch entgegenfördern werden, wie sie uns pfeilschnell durch die weiten Räume führen, die jetzt die Nationen trennen. Denn ist dasjenige, was die Zeit im Staatsleben umgebildet hat, wirklich ein Fortschritt gewesen, was von vielen ja so streng geläugnet wird, so muß es auch allmählig weiter gedeihen, und sich dadurch die hauptsächlichste Basis schaffen, daß es sich als wahrhaft segensreich und heilbringend für den Zustand der Völker bewährt. Sieht der Nachbar diese Wirkung, so wird er natürlich lebhafter und allgemeiner darnach streben, sie auch für sich in Anspruch zu nehmen. Wir haben erlebt, wie rasch das, was in Frankreich wirklicher Fortschritt des Gedankens war, sich zu uns verpflanzte, als unsere Hauptstädte noch hunderte von Meilen von dem Centrum dieses Nachbarlandes entfernt waren, als es Wochen bedurfte, um einzelne Mittheilungen spärlich zu uns gelangen zu lassen. Was wird jetzo geschehn, wenn die Zauberfesseln der Eisenbahn Entfernungen und Zeiten zusammenschlingen, Meilen auf Stadien, Wochen auf Tageslängen zurückführen, und ein tausendfältiges Gespinnst von Verbindungsfäden des persönlichen und sonstigen Verkehrs weben, wo bis jetzt sich nur einzelne, haltlos schwache Bande hin und her knüpften! Was wird geschehen, fragen wir, wenn jede Morgensonne

uns das enthüllt, was die Abendſonne in Frankreich ſcheidend beleuchtete? Iſt es möglich, daß der Nachbar dem Nachbar ſo ganz fremd bleibe? Wird der Gedanke nicht ſtürmend einbrechen durch die breit geöffneten Thore? Schon jetzt quillt er überall drängend und lebendig durch die engen Pforten und Spalten die ſich ihm nicht verſchließen laſſen. Freilich ſchlüpft er nur verſtohlen, wie der Schleichhändler mit ſeiner verbotenen Waare, über die Grenze! Dann aber wird nichts ihn hindern auf mächtigen Schwingen herüber zu ſchweben, mit ſtolz aufgerichteten Maſten und ſchwellenden Segeln den großen Strom des Völkerverkehrs zu beherrſchen und überall hin ſeinen Anker unerſchütterlich feſt einzuwerfen. Dieſer Macht des Geiſtes leiſtet kein menſchliches Wollen Widerſtand! Da es entſchiedene Gegner dieſer Fortſchritte der Völker zu vernünftiger Selbſtſtändigkeit giebt, ſo müſſen ſie auch die Gegner der Eiſenbahnen ſeyn, und das ſind die, auf welche ich in der Note des erſten Abſchnittes deutete. Jedes im Großen und Ganzen wirkende Mittel, die Nationen, als ſolche, einander zu nähern, und ihre geiſtigen Kräfte zum Bewußtſeyn zu erwecken, muß ihnen feindlich erſcheinen. Es iſt alſo zu erwarten, daß ſie ſich der Einführung der Eiſenbahnen, ſo viel als möglich, widerſetzen. Denn obwohl die Wenigſten, ſo ſind doch Einige derſelben einſichtsvoll genug, um dieſe Wirkung vorauszuſehn. Freilich aber werden ſie dieſen Grund ihrer Gegnerſchaft nicht angeben, ſondern

entweder ſich, falls ſie Einfluß auf die Regierungen oder Antheil daran haben, auf die andern, oben widerlegten Einwürfe ſtützen, oder indirekte Hinderniſſe in den Weg legen, als: Verſagung eines Expropriationsgeſetzes, angenommenes Mißtrauen gegen die Actionaire, und desfallſige, Alles hemmende Clauſeln, verweigerte Conceſſionen für Actiengeſellſchaften unter leicht zu erfindenden Vorwänden, und dergleichen mehr. Indeſſen laßt ſie es nur verſuchen! Die erſten größeren Strecken, die ſchon bewilligt ſind, ja an denen bereits gearbeitet wird, ſind ein ſiegreiches Heer auch gegen dieſe ſchlimmſten Feinde. Die Vortheile der Eiſenbahnen werden ſo ſchnell, ſo ſchlagend, ſo übermächtig ins Leben treten, daß es eine Regierung eher wagen könnte, gewaltſame Hand unmittelbar an das Eigenthum der Staatsangehörigen zu legen, als auf dieſe Art hindernd einzuſchreiten. Denn ein mittelbarer Eingriff nicht nur in das Eigenthum, ſondern in vielfältige andere, zum Theil koſtbarere Rechte wäre es, wenn man es gewaltſam hinderte, daß eine Nation alle die Vortheile und Segnungen genöſſe, in denen ſie den Nachbar ſchwelgen ſähe. Es giebt keine Nation der das geboten werden darf! Und darum nannte ich die Eiſenbahnen eine europäiſche Nothwendigkeit, die ſtärker iſt als der abſolute Wille und das göttliche Recht, und die alle Vertheidiger derſelben nicht abzuwehren vermögen, wenn gleich vor ihren ſichtlichen Augen der Triumphwagen der Freiheit und Selbſtſtändigkeit der

Völker auf den ehernen Rädern heranrollt! Auf dieſe Weiſe werden dann die Nationen ihr angeſtammtes Gebiet, ihr *gelebtes Land* erobern! Doch es iſt kein wilder Kampf der Waffen, kein Sieg der rohen Gewalt über den rohen Widerſtand, ſondern der Geiſt iſt es, der ſich die Heimath, die Werkſtätte des Geiſtes erringt. Und nicht flatternde Banner, Kriegstrophäen und Kanonendonner ſollen ſeinen Triumphzug verherrlichen, ſondern die Fahnen des Friedens werden ihn umwehen, die Attribute des Reichthums und der Gewerbſamkeit ihn ſchmücken, die Genien der Wiſſenſchaft und Kunſt ihn weihend ſegnen! Die ſchönſte Eigenſchaft dieſes Sieges aber iſt die, daß er den unterdrückten Gegner nicht in Sclavenfeſſeln ſchlägt, ſondern ihn, dem triumphirenden Dionyſos gleich, durch den Glanz ſeiner Gaben königlich bereichert!

So hoch der Gipfel eines ſolchen Erfolges in die *unbeſtimmten* Räume des Aethers zu ragen ſcheint, ſo feſt, breit und ſicher iſt die Baſis, worauf er ruht.

Als eine anſcheinend noch idealere Lebenshöhe erblicken wir ein *zweites* gleich wunderbares Reſultat, deſſen Wurzeln eng mit denen des erſten verſchwiſtert ſind.

Bevor wir es näher entwickeln, müſſen wir einige allgemeinere Betrachtungen anſtellen. Man hat die Frage aufgeworfen, in wie fern Eiſenbahnen für militairiſche Zwecke, im Fall eines Krieges, benutzt werden können und ob dieſelben nicht, wegen der Möglichkeit

ſo außerordentlich ſchneller und zahlreicher Fortſchaffung, vielleicht eben ſo gefährlich als förderlich für das Land, das ſie beſitzt, ſeyn dürften. Wir ſind der Anſicht, daß ſich hier, wie bei allen Kunſtſtraßen, Vortheile und Nachtheile einander ausgleichen werden. Wer im Beſitz der Straße iſt, dem nutzt ſie, wer ſie verliert, dem wird ſie ſchädlich, und es muß in ſeinem Intereſſe liegen, den Feind wo möglich aller daraus entſtehenden Vortheile zu berauben, das heißt, ſie zu zerſtören. Allein wir hoffen, ſo traurige Extremitäten werden für die Eiſenbahnen in grauer Ferne liegen. Unſere Gründe ſind die: Werfen wir einen Blick auf den Zuſtand Deutſchlands vor fünfhundert Jahren, ſo finden wir daſſelbe mit befeſtigten Schlöſſern und Städten wie überſäet. Außer den großen Kriegen, welche die Kaiſer oder die größeren Fürſten mit heidniſchen und barbariſchen Völkerſchaften führten, befehdeten ſie ſich unter einander; Städte waren mit Städten, einzelne Edele mit ihren ebenbürtigen Nachbarn in unaufhörlichen Kriegen. Wie unzählige Mal wurde der Landfriede geboten und gebrochen! Es gab keine Bürgſchaft, keine Sicherſtellung gegen dieſes Uebel, weil eine durch eng verbundene gegenſeitige Intereſſen entſtehende Einheit noch mangelte. Jede Stadt war von der andern durch ſchwierige, unſichere Straßen weit getrennt, und wer von Nürnberg nach Augsburg zog, unternahm etwas Mühſeligeres und Gefahrvolleres, als wenn er ſich jetzt von einem äußerſten Theil Europas an den an-

dern begiebt. Mit der Reformation kam, ſo paradox die Behauptung klingt, durch die Spaltung im Glauben erſt eine Einheit durch Meinungen zu Stande. Denn ſo lange nur eine Lehre waltete, war dieſe ein unterſchiedloſes Gemeingut; ein engeres Anſchließen und ein kräftigeres Aufſtehen für dieſelbe konnte erſt erzeugt werden, indem ihr ein feindſeliges Element gegenübertrat. Dadurch ſchmolz Deutſchland in größere Maſſen zuſammen und der allgemeine Krieg verſchlang die einzelnen Fehden. Mit dem Ausgange des dreißigjährigen Krieges erloſchen die Religionskämpfe; die Zeit einzelner Befehdungen war ebenfalls vorüber, und die Staaten fingen an ſich in der Weiſe zu geſtalten, wie ſie ſich bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts ohne beſondere Erſchütterung ihrer innerſten Lebenselemente erhielten. Dieſer Zeitraum war der der Kabinetskriege. Der Wille eines Einzelnen richtete hin den Krieg zu entzünden; die Nationen lebten in dem Wahn, daß dies die göttliche Ordnung der Dinge ſey! Die franzöſiſche Revolution zerſprengte dieſe morſchen Gebäude der europäiſchen Staatseinrichtungen mit ihrer explodirenden Kraft, und natürlich folgte dieſer anarchiſchen Zertrümmerung ein gährender Zuſtand wilder Kräfte, der mit dem Völkerkampf der Jahre 1813, 14, 15 endigte. Jetzt ſah man Europa in einer völlig andern Geſtalt aus den endlich beruhigten Elementen auftauchen. Seit jenem Friedensſchluß [illegible] wir [illegible] es behaupten, alle ältern

Elemente des Krieges aus dem europäiſchen Staatenverbande ausgeſchieden. An einzelne anarchiſche Befehdungen, wie im Mittelalter, iſt bei dem Zuſtande der Geſittung, der Geſetze und des gegenſeitigen Länderverbandes nicht zu denken. Religionskriege wären höchſtens in einigen entlegenen Diſtrikten vorübergehend möglich; die neueſte Gattung, die Cabinetskriege, könnten vielleicht noch einen Verſuch machen, aber wir ſind überzeugt, es wäre ein verunglückter und der letzte. Andrerſeits iſt durch die Garantieen, welche ſich die Beherrſcher Europas gegenſeitig gegeben haben, der Krieg ſo gehemmt, daß ſelbſt ſo gefahrvolle Conjuncturen, wie die des Jahres 1830, ihn nicht erzeugen konnten. Rußland allein möchte eine Ausnahme machen. Seine Stellung zum eigenen Lande iſt bei dem kaum erwachten Leben der öffentlichen Meinung daſelbſt, noch von der Art, daß es in ſich keine Abhaltung hätte, einen Krieg zu beginnen, wie wir an dem Kampf mit der Türkei geſehen haben. Doch die Reſultate werden nicht mehr allein nach dem Rechte des Siegers abgewogen, ſondern das ganze übrige Europa ſieht ſich bei jeder Aenderung für ſtreng betheiligt an, nimmt die Waage in die Hand und mißt dem Sieger die Früchte ſeines Kampfes genau und beſchränkend zu. Wäre dem nicht ſo, ſo huldigte heut Konſtantinopel keinem Sultan mehr, ſondern einem Zaaren.

Welche Art von Kriegen hätte alſo Europa jetzt noch zu fürchten? Ein Gewitter hing ſchwer drohend an

ſeinem Horizonte, das der politiſchen Meinungskriege. Dieſe waren im Jahre 1830 auf dem Punkt auszubrechen, und ein einziger exaltirter Miniſter in Frankreich reichte damals hin Europa in Flammen zu ſetzen. Eine gnädige Fügung der Geſchicke hat uns davor behütet; doch kein Sehender und Denkender wird es läugnen, daß der Zündſtoff noch eben ſo angehäuft da liegt wie damals, ja daß er ſich von Jahr zu Jahr mehrt. Selbſt diejenigen welche mit allen Kräften gegen dieſen erwachten gegneriſchen Geiſt kämpfen, ſind nicht ſo verblendet, daß ſie glauben ſollten ſie würden ihn für immer zurück drängen können. Doch den Tag zu verzögern, wo ſich das Blatt wenden möchte, deſſen fühlen ſie ſich fähig; ja vielleicht mag im tiefſten Hintergrunde bei den meiſten nur der Gedanke ſchlummern „Post me diluvium!“ — — Wir läugnen nicht, daß uns die trübe Sorge ſtets bewegte, der aufgehäufte Gährungsſtoff werde plötzlich durch ein ungeahntes, wie ein Blitzſtrahl aus heitrer Höhe geſendetes Ereigniß, ſich entzünden und die europäiſche Welt zum zweiten Male in die chaotiſchen Wirbel erbitterter Kämpfe ſtürzen. Wie aber nun, wenn dieſer gefährliche Stoff auf andrem Wege abgeleitet würde? Oder beſſer, wie wenn es gilt den Damm zu zerreißen, der ſeine brauſende Kraft vergeblich zurückzuhalten hoffte, ihn leiſe, allmählig hinwegſchwemmte und ſich alsdann in ſegenbringender Fluth, ohne zerſtörend über die Ufer zu treten, durch Europa ergieße? Das aber ſage ich

wird geſchehn, und „die Eiſenbahnen werden die Gewitterableiter ſeyn, an denen ſich der unheilſchwangere elektriſche Strom leiſe brechen wird, ſtatt ſich mit rollenden Kriegesdonnern und zerſchmetternden Blitzen zu entladen.“ Gewiß giebt es Viele, welche über dieſe phantaſtiſche Anſicht oder Hoffnung lächeln. Allein die Einſichtigen werden, denke ich, wenigſtens die Macht erkennen, mit der dieſer Eiſenſchild uns gegen den drohenden Ares beſchützt. Aus dem hiſtoriſchen Ueberblick der Urſachen welche die Kriege Europas vom Mittelalter ab erzeugten, hat man geſehn daß die älteren Motive, von der erwachten Selbſterkenntniß der Völker beſeitigt, jetzt ſämmtlich wegfallen; die eine Urſach zu furchtbaren Kämpfen aber, die in den geiſtigen Lebenselementen der Zeit liegt, wird durch die Eiſenbahnen entfernt. Denn wenn dieſelben, wie wir bei der Betrachtung ihrer Einflüſſe auf das Staatsleben ſo eben zu zeigen ſuchten, durch Erhöhung der geiſtigen Zuſtände, die innere Nothwendigkeit mit ſich bringen: den Stimmen der Völker mehr und mehr Gehör zu geben: allmählig die alten Inſtitute der Willkühr durch neue der vernünftigen Freiheit zu verdrängen: die Macht der Wahrheit, des Rechts, der Erkenntniß geltend zu machen gegen den Wahn übererbter Vorurtheile: kurz den Leib der Zeit ihrem Geiſt gemäß zu geſtalten, weil ſie dieſen Geiſt in Tauſenden zum lebendigen Bewußtſeyn bringen; wenn die Eiſenbahnen dies, wie

mir unläugbar ſcheint, bewirken, ſo iſt das Wunder geſchehn, das noch vor wenigen Jahren, ja vor einem, niemand glaubte, und das Jahrhundert gewinnt friedlich und ſchnell, durch reine Ohnmacht der Meinung, was nur der ſpäte Ertrag blutiger Kämpfe ſeyn zu können ſchien. Die einzige, vernünftig erkennbare Urſach zum Kriege wäre ſomit erloſchen — und ſollte es die Wirkung nicht ſeyn?

Doch geſetzt auch, die vorausgeſetzte Folge der Eiſenbahnen, die allmählige, aber unabweisbare Umbildung großentheils veralteter Staatsformen zu vernünftigen und zeitgemäßen, träte dadurch nicht ins Leben, ſo wird ſie ſich doch dem Weſen nach erzeugen, und die alten Formen müſſen, wie ſie jetzt ſchon kraftlos und ſelbſtüberlebt daſtehn, vollends morſch werden und abſterben. Nur ihr Scheinbild wird ſich erhalten; keine Willkühr wird ſich behaupten, wenn ſie nicht ausſchließlich das Vernünftige will; nur dadurch kann ſie den Anſchein der Selbſtſtändigkeit bewahren, daß ſie den Willen, das Bedürfniß der vernünftigen Mehrheit erlauſcht, und dann dieſer entgegenkommt, ihr vorauseilt. Wann aber wird dieſe einzig wahrhafte Stimme im Rath der Völker den Krieg gebieten? Wie jetzt die Weltverhältniſſe Europas, der gebildeten Staaten überhaupt ſtehn, nimmermehr. Wenn daher der Wille einiger Einzelnen, Hochgeſtellten, ſchon jetzt heimlich gewünſchten Krieg gegen verhaßte, mehr und mehr ſiegende Gedanken der Zeit nicht zu erklären wagen durfte, weil er fühlte daß die

unſichtbare, aber unüberwindliche Macht der Meinung ſeine entſchiedne Gegnerin war: wie viel mehr muß dies der Fall ſeyn, wenn die Eiſenbahnen erſt dieſer Meinung eine hundertfach breitere Baſis und tiefere Wurzel gegeben haben!

Aber auch abgeſehn von der Entſcheidung der Kriegs- und Friedensfrage, wird ſich dieſe denn überhaupt ſtellen ſelbſt wenn die Verſchiedenheit europäiſcher Staatsformen äußerlich bleibt? Wenn im Mittelalter zwei Städte, wie z. B. Worms und Speier, Krieg miteinander geführt haben, glaubte man denn ſchon nach dem dreißigjährigen Kriege noch, daß dies ferner möglich ſey? Die ſpäteren Jahrhunderte geſtatteten dieſe Möglichkeit nur noch für einzelne Staaten Deutſchlands. Jetzt iſt auch dieſe verſchwunden. Denn wer zum Beiſpiel denkt an einen Krieg zwiſchen Sachſen und Baiern, Würtemberg und Baden? Die Beziehungen und Verbindungen ſind zu nahe, es beſtehen zu viele gegenſeitige Intereſſen dazu, die alle zerriſſen werden müßten. Man würde ſich die Wunden nur ſelbſt ſchlagen. Welche Urſach wäre dazu denkbar, ſelbſt wenn der deutſche Bund die Richterwage nicht hielte? Meinungen? Haß der Bewohner? Thörichte, längſt verſchwundene Phantome! Oder etwa ein Streit um Beſitz, um Land? Dieſer am wenigſten, denn er kümmert die Völker nicht mehr. Größerer Beſitz wird nur wichtig um ein ſtärkerer Feind zu ſeyn; er wird unnütz, wo kein Gegner iſt. Nichts iſt daher jetzt gleichgültiger für die einzelnen Völ-

ker Deutſchlands, als ob ſich ein Diſtrikt mehr oder weniger zu ihnen zählt. Was den Nationen gleichgültig iſt, dafür, ſo ſtehn die Verhältniſſe jetzt, kann man keine Opfer mehr von ihnen verlangen. Die Eiſenbahnen werden das Verhältniß, welches jetzt zwiſchen den kleineren Staaten Deutſchlands beſteht, auf die größeren Europas ausdehnen. Sie rücken ſie ſo eng nachbarlich zuſammen, daß die Intereſſen ſich tauſendfältig in einander verſchlingen; politiſche Meinungen könnten allenfalls Partheien in einem und demſelben Staate zum Kriege entflammen, aber nicht zwei Nachbarvölker. Der Krieg um Beſitz fällt zwiſchen dieſen auch weg, wenn ſtatt der Perſonen Geſetze herrſchen. Denn was heißt Beſitz, wenn der neuere Grundgedanke des Staates ſich durchweg geltend gemacht hat? Aller Staatsbeſitz wird ſich auf ein commerzielles Verhältniß zurückführen laſſen. Hebt die Douanenlinien zwiſchen zwei Staaten auf, und ſie haben keine Grenzen mehr. Was ſollte es dem Bewohner von Lyon für Vortheil oder Nachtheil bringen, ob der Bewohner von Straßburg ſeine Steuern in eine deutſche oder in eine franzöſiſche Caſſe zahlt? Man wird ausrufen, daß ich die Vernichtung aller Nationalität, die Zerſtörung des edelſten aller Gefühle, der Vaterlandsliebe, vorausſetze. Wahrlich nicht! ſondern ich ſetze nur eine vernünftigere Richtung derſelben voraus. Das Vaterlandsgefühl ſoll ſeine Befriedigung nicht mehr in der Vernichtung und Beſiegung eines Nachbars durch die Waffen, ſondern in

dem geiſtigen Sieg tieferer Durchbildung ſuchen. Man wetteifre in weiſen Inſtitutionen, in Gewerbsthätigkeit, Wiſſenſchaft und Kunſt. Bei der von den nächſten Jahrzehenden zu hoffenden Annäherung und Miſchung der Völker und ihrer Intereſſen werden ſich nur die Grenzſcheiden der Sprache und Sitte erhalten, die in der durch ewige Bedingungen und Geſetze der Natur feſtgeſtellten Beſonderheit der Völker liegen. Doch auch hier erzeugen nur die Gegenſätze klares Bewußtſeyn; wer nur die eine Sprache und Sitte kennt, mit der er geboren, weiß nicht ob er reich oder arm iſt! Wird daher die Völkermiſchung (wie ſie es ſchon zum Theil gethan hat) fremde Sprachen bei uns heimiſcher machen, ſo iſt auch das nur ein Gewinn, denn eine wird ſich an der andern gewandter und ſtärker ringen, und der Geiſt ſich durch dieſe vermehrten Anregungen eben ſo bereichern wie der materielle Reichthum der Erde durch die geſteigerten gegenſeitigen Beziehungen wachſen muß. Woher ſollten denn alſo, wenn dieſe eiſernen Arme und Bande die Völker ſo eng aneinander ſchließen, die Elemente des Kriegs kommen? Geſchweige dieſer ſelbſt! Freilich iſt der ewige Friede als geſchichtliches und auf ſolchem Wege erreichtes Reſultat ein faſt unbegreifliches Wunder; aber doch ſind die alten Zuſtände roher Bekriegung noch undenkbarer im Verein mit ſo fortgeſchrittener Verknüpfung aller Intereſſen europäiſcher Völker unter ſich.

Man hat bisher den Krieg als ein Nothwendiges in der Geſchichte betrachtet; er galt den Denkern für die zur That gewordene Lehre, daß der Einzelne nur im Ganzen gelte, und dieſem ſeine Beſonderheit ſtets zum Opfer darzubringen habe. Dieſe praktiſche Lehre, in gewiſſen Zeiträumen ernſt wiederholt, war der Wecker höherer Kräfte in der Menſchheit, riß ſie gewaltſam ab von der Verfolgung ſelbſtſüchtiger Zwecke und behaglich verweichlichender Lebensbahnen. Der Krieg war der Wellenſchlag des Daſeyns: ſollte es alſo irgend eine Möglichkeit geben, die dieſes nothwendige Element vernichten könnte? — Wenn man aber auch nicht annähme, daß eine ſelbſtbewußte Kraft, eine gereiftere Sittlichkeit des Menſchengeſchlechts dieſes gewaltſamen Mittels innerer Herſtellung entrathen könnte: wäre es denn nicht durch andere Erſcheinungen zu erſetzen? Wird es nicht andere Opfer geben, um höhere Kräfte anzuſpannen? Wird die Lehre des Unglücks, des Schmerzes, der Entſagung nicht durch tauſend andere Zuſtände in der Menſchheit gepredigt werden? — Doch wir wollen die Frage nicht ſo allgemein und abſtrakt betrachten, ſondern aus der Wirklichkeit nehmen. Wenn der Krieg aus Europa verſchwindet, ſo iſt er einmal noch nicht aus der Welt verſchwunden, und man kann nicht wiſſen, ob das geſammte Europa ſeinen potenzirten Bildungszuſtand nicht gegen die roheren Kräfte anderer Welttheile zu behaupten haben wird. Und zweitens

haben wir nicht im Kleinen ein Beiſpiel der Möglichkeit, daß der Krieg aus den inneren Beziehungen eines Landes ganz verſchwinden könne, vor uns? England, behaupte ich, iſt ein ſolches Beiſpiel. Denn ein Land, das ſeit faſt anderthalb Jahrhunderten in ſeinen Grenzen keinen Kanonenſchuß hörte, kennt den Krieg nicht; ein Land, das den Kampf, ſelbſt im letzten halben Jahrhundert, nur mit ſeinen goldnen Kräften geführt hat, dem er nicht in die Eingeweide der Nation drang, wo nicht jeder Bürger für Haus und Heerd aufſtehn und fechten, und während des Kampfes auch auf die herbſte Entſcheidung gefaßt ſeyn mußte, — ein ſolches Land kennt den Krieg nicht. Er iſt nur da, wo die Würfel zwiſchen Tod und Leben entſcheiden! — So ſind vier oder fünf Generationen in England auf einander gefolgt, und keine hat den Krieg wirklich gekannt. Iſt aber deshalb die Nation geringer, entarteter, verweichlichter als die des europäiſchen Continents? Iſt ſie geſunken, oder hat ſie ſich gehoben? Gewiß das letztere, weil ſie ſich ſtets in größeren Lebens-Elementen bewegt hat, weil dort durch die allgemeine Theilnahme an der Staatsverwaltung jeder auch durch den Frieden die Lehre empfängt, daß er an ſich nichts, ſondern nur im Ganzen gelte, und ſich daher jeden Augenblick demſelben zu opfern verpflichtet ſey. Dieſer ſchwere Schluß wird durch eine höhere Würde, die der Menſch überhaupt dort erhält, beſonders aber durch eine höhere bürgerliche Bedeutung

leicht gemacht. Denn jeder engliſche Bürger fühlt ſich als König, und darf ſich ſo fühlen. — Man ſieht alſo, die Geſchichte hat andere Mittel die Menſchheit zu heben als den Krieg, und die vernünftigen freien Verfaſſungen ſind es, die, wie ſie einerſeits den Krieg hindern, ja unmöglich machen, ihn andererſeits auch erſetzen. —

Doch vielleicht bietet die ſich freier entwickelnde Geſchichte der Menſchheit noch ein anderes, rein aus ihr ſelbſt entwickeltes Erſatzmittel für die Wohlthaten des Krieges dar. Es iſt die ſich von Tag zu Tag ſteigernde Erregung der Lebensthätigkeit überhaupt, die alle Kräfte ſtraffer anſpannt, und raſcher verbraucht. Sie muß ein ſichres Schutzmittel gegen die erſchlaffende Verdumpfung ſeyn, die unter andern Staatsverhältniſſen ein langer ſorgenloſer Friede mit ſich bringt, wie z. B. die Bewohner der ehemaligen geiſtlichen Staaten davon ein Beiſpiel darboten, indem dieſe, wie ſchon Schiller ſie zeichnete, völlig zu Phäaken wurden. Wer vermöchte aber in dem jetzigen brauſenden Lebensgetümmel, in dieſem ewigen Wettſtreit aller intellektuellen Kräfte, wo jeder, der ſich eben mühſam auf den Gipfel gekämpft zu haben glaubt, ſchon ſeinen Nachfolger, der ihn verdrängt oder überragt, dicht auf den Ferſen fühlt, — wer vermöchte es, ſich träger Ruhe zu ergeben? Das Räderwerk der ungeheuren Geſellſchaftsmaſchine treibt ihn vorwärts, oder er wird zermalmt, oder als Ballaſt

ausgeworfen. Ein ſolches Leben des Eifers, der Haſt, der Anſtrengung fordert ſeine Opfer; es bedarf einer großen Gegenkraft, um dieſem forttreibenden Element das Gleichgewicht zu halten, und dieſer Kampf reibt das Daſeyn frühzeitiger auf. Wir leben reicher, vielfältiger angeregt als unſere Väter, ſtets in geiſtiger Spannung — darum aber wird der Lebensfond auch ſchneller verbraucht ſeyn. Der Krieg würfelt roh um ſeine Opfer; er fordert ſie und fragt nicht wer ſie bringe. Anders iſt es mit dem Erſatz-Element, das wir geſchildert. Ihm hat jeder ſeinen Tribut zu zahlen, und jeder zahlt ihn nach Kräften. Fordert der Krieg auf zehen Leben eins, ſo fordert dieſe geſteigerte Verbrauchskraft von jedem Leben das Zehntheil — und das Verhältniß des Opfers bleibt daſſelbe, allein es wird würdiger, bewußter, gerechter dargebracht und gefordert. —

England verdankt ein ſo geſteigertes Leben ſchon ſeit anderthalb Jahrhunderten ſeiner Verfaſſung und dem großartigen Element des Meeres, das es beherrſcht.

Wohl denn, uns werden dieſe beiden wichtigen Hebel der Kräfte jetzo auch nicht fehlen. Denn die pfeilſchnellen eiſernen Ströme, die wir durch Europa hinleiten, ſind unſere Meeresſtröme, und noch ſegensreichere Güter werden uns auf ihrem glatten Rücken zugeführt werden, als auf den ſtolzen Fluthen des Oceans ſchwimmen. Denn ſeine Wellen tragen nur den Reichthum, die Macht, den Glanz; auf jenen eiſernen Grundlagen aber werden

ſich auch die Tempel der Freiheit und des Friedens erheben.

Und Deutſchland, im Herzen Europas gelegen, zu dem Grade geiſtiger Reife gediehen, dem die edelſten Früchte zuträglich ſind, reich und bebaut genug, um große Opfer zu bringen und erſprießlich zu machen, doch nicht ſo reich und bebaut, um erſt durch Zerſtörung Raum für den neuen Segen gewinnen zu müſſen, — Deutſchland wird die vollſten Gaben aus dieſem Füllhorn der Zeit empfangen.

Unſere Burgen liegen in Trümmern, die Wälle und Mauern der Städte ſind geſchleift; fröhliche Gärten blühen an ihrer Stelle und wir luſtwandeln da, wo unſere Väter im traurigen Kampf der Nothwehr ſtarben. Bald, ſo hoffen wir, werden auch die Wälle unſerer coloſſalen Feſten in Schutt und Trümmer ſinken, und nach Jahrhunderten nur noch geſchichtliche Denkmäler einer rauhen, wilden Zeit bleiben. Noch verſchlingt das eiſerne Kriegs-Rüſtzeug der Staaten ihr Gold. Schmelzt Eure Kugeln, Schwerdter und Harniſche ein, und ſchmiedet eherne Bahnen daraus, ſo werdet Ihr ſtatt bisher Euer Gold in Eiſen, Euer Eiſen in Gold verwandeln. Ihr wiſſet, daß die geheimnißvolle Kraft des Magnets nur in dieſem Metall wohnt. Erſt jetzt wird dies offenbar werden, denn, dies ſey mein letztes Wort: Mit magnetiſcher Zauberegewalt werden die Eiſenbahnen Reichthum, Kunſtfleiß,

Frieden, Freiheit und Macht anziehen, und allen denen Völkern entſaugen, die ſie verſchmähen. Jene werden blühen, dieſe abſterbend hinſinken. „Wählet jetzt — die Zeit hält Euch, wie jener Römer den Carthagern, die Toga zweigefaltet hin — wählet jetzt: Heil oder Verderben!“

Ankündigung neuer empfindsamer Reisen.

Verehrte Leser Deutschlands!

Diese Ankündigung des Buchs sey zugleich dessen

Vorrede.

Es ist zwar bekannt, doch sollte es bekannter seyn, daß ich „empfindsame Reisen" nicht nur geschrieben — das kann Jeder, ja auch Yorik — sondern wirklich gemacht habe: unbekannt ist es aber, daß ich, hauptsächlich um zu sehn, ob jene Reisen auch gehörig auf der Reise durchs Publikum wären, „neue empfindsame Reisen" unternahm, und diese natürlich jetzt auch schreibe, ja zum Theil schon geschrieben habe. Den neuen werden noch neuere, neuste, allerneuste folgen, wenn die alten nicht auf derselben Postroute nach Leipzig zurückkehren, auf der sie ausgefahren sind. Buchhändler verstehen mich hier besser als Leser. —

Verdrießlich war mirs längst, daß unsere deutsche Sprache — deren Armuth in vielen Dingen ich einmal in einem besonderen Traktat darthun will — nur drei Comparationsgrade besitzt, und sich darin eben so kahl zeigt als alle andern. Ich brauchte jetzt wenigstens dreißig, um nur den Titel meiner Reisen zu schrei-

ben, vollends dieſe ſelber. Denn wenn ich, ein Achtunddreißiger, noch dreißig Jahre lebe, und jährlich empfindſam reiſe, wie ſoll ich da mit den armſeligen drei Steigerungen „neu, neuere, neuſte," durchlangen, ſelbſt wenn ich bei irgend einem Cirkusdirektor oder Menageriebeſitzer das „aller" und „alleraller" borge oder ſtehle, ihn ſo um die „allerletzte" und „alleralleretzte" Vorſtellung bringe, und daraus meine aller- und alleralleraneuſten Reiſetitel zuſammencomparire? Aufs längſte reiche ich damit ein Luſtrum aus, und fünfundzwanzig empfindſame Reiſen, die ich noch hoffe, bleiben in größter Verlegenheit um den Titel und folglich um den Verleger; denn Jedermann weiß, daß der Titel bei Büchern wie bei Menſchen meiſt das beſte iſt. —

In den jüngſten empfindſamen Reiſen legte ich mich auf Satyren, Epiſteln, Idyllen, Skizzen, und anderes mehr. Der Leſer hat von alle dem in den neuſten empfindſamen Reiſen nichts zu hoffen noch zu fürchten. Ein ſpekulativer Kopf denkt auf Neuerungen; daher wird meine Empfindſamkeit ſich jetzt in anderer Art Luft machen. Ich theile Euch, Leſer Deutſchlands, von meiner Reiſe „Poſtſtücke," „Seeſtücke," und weil ich aus dem Ocean in einen Gebirgshafen einlaufe, auch „Erzſtufen" mit, die ich im Harz gebrochen habe. Dies ſind die drei Hauptgänge eines Reiſeſchmauſes. Dazwiſchen fällt noch manches kleine Entremet, — Improviſationen der literariſchen Reiſe — wovon ich

ſelbſt in dieſer Vorrede, die ich ganz ungebräuchlicherweiſe vor dem Buche ſchreibe, noch nichts weiß.

Man mag mirs übel deuten, in dieſer Zeit des Friedens, daß ich kriegeriſche Geſinnungen hege, doch wer kann wider ſeine Natur? — Ich muß in meinen Reiſen mit mehreren anſehnlichen Mächten Krieg anfangen. Ein großer nordiſcher Seeſtaat armire ſeine Flotte, denn ich liefre ihm auf der offenen Heerſtraße eine erbitterte Schlacht; Hamburg rufe ſeine hanſeatiſche Legion und ſeine Nachtwächter ein, denn unter verſchiedenen Ehrenſalven, welche ich zum Gruß der Flagge mit den drei Thürmen abfeure, werden auch einige ſcharfe Ladungen ſeyn, womit ich vielleicht etliche Senatoren und andre Gebrechen beſchieße. Es ſind die ſchwachen Punkte der Feſtung, auf die jeder ordentliche Belagerungschef ſeine Angriffslinie richtet. — Gegen Bremen werde ich vielleicht aus der Ferne eine Demonſtration machen, um Doktor Beuermanns großen hanſeatiſchen Krieg durch ein Plänkelgefecht zu unterſtützen.

In Braunſchweig hoffe ich einen kräftigen Hieb auf die Braunſchweiger Wurſt zu thun; hier thäte ich am beſten einen Eroberungskrieg zu führen, und auch die Mumme mit einem Zuge zu bedenken. —

Ganz kriegeriſch ſoll es im Harz zugehn; nicht zu gedenken, daß ich, auf die Gefahr für einen Don-Quixote gehalten zu werden, (es wäre mir lieber man hielte mein Buch dafür) den Rieſen Bodo, der als ſchwarzer Hund die Krone der Prinzeſſin im Bodekeſſel bewacht,

höchſt verwegen angreifen will: ſo binde ich auch mit Victors- und Joſephshöhe (Rammberg und Auersberg nannte ſie der alte Harzreiſende) mit dem neuen Brockenthurm und dem alten Gaſtwirth — überhaupt mit vielen Gaſtwirthen, — ferner mit dem Banquier am Roulette in Alexisbad, — kurz mit der halben Welt an. Nur nicht mit der romantiſchen der Sagen und Mährchen, ſondern in dieſe will ich mich vielmehr recht untertauchen, und zeige, ſo hoffe ich, ächte Perlen vor, die ich in ihrer Tiefe gefunden und glücklich herausgefiſcht habe. Es bleibt nur zu wünſchen, daß ich ſie geſchickt faſſe.

Weiter wüßte ich nichts zu ſagen. — Es iſt auch ſchon genug.

Nach der Ankündigung muß ein rechtlicher Autor eine Probe geben. Anbei folgt eine, das zweite Poſtſtück, welches eigentlich ein Verbotenes iſt, da es Kriegsmunition, oder beſſer einen hölliſchen Ballen Kriegszunder enthält, der nicht mit der Poſt verſchickt werden darf; eigentlich gar nicht, allein was macht ſich ein Autor aus Verboten?

Nun Poſtſtück, Du haſt Deine Emballage, Signatur und Addreſſe — ſo fahre denn ab. —

Zweites Poſtſtück.

Ich glaube ein ſo ſeltſames Poſtſtück, wie gegenwärtiges, iſt noch nicht auf die Poſt gegeben worden. Obwohl es noch nicht hier auf dem Papier ſteht, ſo ſehe ichs doch ganz deutlich vor mir, ohne ſagen zu können, was es eigentlich ſeyn ſoll. Wahrheit — Phantaſie — Traum — Nebel — Myſticismus — recht gröbliche Uebertreibung — kurz ſehr viel Bedenkliches, was vielleicht nur der Abſender des Poſtſtücks nicht abgeſchmackt nennt, die Empfänger aber deſto leichter.

Oben auf der Addreſſe leſe ich:

„Kriegs-Erklärung.“

Es iſt aber weder eine Englands gegen Rußland, noch Frankreichs gegen Deutſchland, ſondern eine viel gewichtigere, nämlich meine eigne gegen — ja, das iſts eben, der Gegner fehlt mir. Ich nenne den Staat mit Swift Brobdignac und fange ſo an.

Ich, Ludwig Rellſtab, von Gottes Gnaden (ach ich ſollte vielleicht ſagen von Gottes Ungnaden) des deutſchen Reichs Schriftſteller, mithin ein Beherrſcher im Reich der Geiſter, wenn auch ein noch ſo geringfügiger, erkläre hiermit dem Staate Brobdignac den Krieg, und will in gegenwärtigem Manifeſt den Völkern Europas, der andern vier Welttheile, und denen, die ſonſt noch meine Werke leſen, meine Gründe dazu deutlich auseinanderſetzen; ſie werden dann ſehn, daß dieſe Kriegserklärung ſo gerecht iſt, als jemals eine geweſen,

was freilich auch noch nicht viel ſagen will. Man bedenke aber: „Die Griechen fingen Krieg mit Troja an eines geraubten Weibes halber, weshalb vernünftige Leute jetzt noch nicht einmal einen Proceß anfangen würden. Die Spartaner und Meſſenier haderten wegen eines Krautackers; Rom und Karchedon genau genommen wegen etlicher Metzen ſicilianiſchen Waizens; die Amerikaner und Engländer um ein paar Pfund Thee; Napoleon und Großbritannien um den Zucker dazu; viele andre Könige um nichts — nun denn, beim Herakles, wenn das alles Kriegsurſachen waren, ſo habe ich hoffentlich die gerechteſten. Denn ich ziehe gegen Brobdignac zu Felde, weil es jährlich nicht nur ein Paar tauſend meiner Landsleute preßt und dann martern läßt, ſondern auch mich ſelbſt auf eine Marterbank zwar nicht legte, aber doch ſetzte. Einen Poſtwagen nennt man dieſe Art von Foltermaſchine, die in Brobdignac gegen die Reiſenden angewendet wird.

Vielleicht fragt mancher, wie ich auf meiner Fahrt von Berlin nach Hamburg nach Brobdignac gerathen bin, deſſen Lage Swift, wenn auch nicht ganz genau geographiſch, doch wenigſtens ſo beſchreibt, daß man es auf der Straße von Berlin nach Hamburg weder zu ſuchen noch zu finden hat. Darauf erwiedre ich, daß ſolche Frager ſehr wenig mit dem Charakter neuſter empfindſamer Reiſen und Reiſenden Beſcheid wiſſen müſſen, denn ſonſt könnte ihnen nicht unbekannt ſeyn, daß Geographie eine Wiſſenſchaft iſt, die in examine rigo-

roso dabei gar nicht verlangt wird. Andere Reiſende kommen auf ihrer Fahrt vielleicht über Boizenburg nach Hamburg und leiden dort daſſelbe, was mir in Brobdignac widerfuhr: mir einerlei, ſie mögen ſich an die Republik Hamburg oder an das Königreich Dänemark halten mit Kriegserklärungen oder Reclamationen, ich laſſe gegen Brobdignac marſchiren, was ich auf einer Seitentour von circa 550 Meilen berührte.

Aber wahrhaftig ich bin ſehr aus dem Tone des Manifeſtes gefallen und der ſelige oder unſelige Gentz (wer kann's wiſſen) würde viel gegen meinen publiciſtiſchen Stil einzuwenden haben.

Kurz, Völker, die Sache war ſo, und ſo verpacke ich ſie ins Poſtſtück:

Nachts um 12 Uhr erreichten wir die Grenze von Brobdignac; der Grenzort heißt Lauſum, ſteht aber nicht im Büſching. Ich dachte nichts Arges, obwohl ich etwas Arges hörte, nämlich einen Straußiſchen Walzer, der bei einer Hochzeit dem Lauſumer Poſthauſe gegenüber gegeigt und trompetet wurde, welchem aber aus einem Theil ein Takt defraudirt war, (an allen Grenzen ſind die Defraudationen bekanntlich ſehr häufig) ſo daß er ſiebentaktig elend hinkte. Himmel, wäre mir auf meiner Hochzeit ſo aufgeſpielt worden, ich glaube—doch, zum Teufel, das Manifeſt! Ei, eine ſolche Marter, ein ſolcher Ohrenzwang iſt auch ein Kriegsgrund, und vielleicht ſtärker als die beiden zu Marſeille abgeſchnittenen Spanier-Ohren.

Eine duſtre Wirthsſtube, die man über einen dü-

ſtern Platz hinweg ſuchen mußte, — zwei langſchnuppige Talglichte, — ein Marqueur, der, wie ein Seehund auf dem Strande, auf dem Paſſagierſopha lag und ſchlief — verkündeten ſchon nichts Gutes von Brobdignac. Eine Stunde langer und banger Erwartung erhöhte die Spannung aber nicht das Vergnügen.

Die Muſe, — ſo nenne ich die Schauſpielerinnen gern — gähnte und ſeufzte; meine kleine Nachbarin *) ſchmollte mit mir; ein kleiner, etwas abgeſchabter Menſch, der einzige von der ganzen männlichen Reiſegeſellſchaft, der die Expedition bis Brobdignac mitgemacht hatte, fing hier an den reichen Gentleman zu ſpielen, denn er ließ ſich grandios ein Beefſteak geben, während er bisher überall wo gegeſſen wurde abſeits geſchlichen war. Wie er jetzt das armſelige Incognito fallen ließ, hätte ich ihn beinah für den Fürſten Pückler gehalten, der ja oftmals ähnlich, wie eine Sonne ſtrahlend, aus der plebejiſchen Staubwolke aufging. Der Fürſt wäre übrigens ganz der Mann zur Brobdignackiſchen Kriegsfahrt geweſen.

Trarah, trallalalala!

Horch, die Trompeten werben! — Der Poſtillon blies ſeine Allarmſignale. Das Heer brach auf und ſuchte ſich mühſam ſeinen Weg durch die nebeldunkle Marktwüſte. — „Halt!“ — „O weh!“ — „Was giebts?“ — „Ich habe mir das Naſenbein eingerannt. Hier ſteht

*) Dieſe und andre Perſonen ſind im erſten Poſtſtück verpackt und mit genauen Addreſſen verſehn.

ein Eisbock oder eine Höllenmaschine mitten im Wege!“ — „Es ist ja der Postwagen!“ — „Der Teufel sehe das Ding im Finstern! bin ich etwa Allah, dessen Auge nach dem Koran so scharf ist, daß er in der schwärzesten Nacht, auf dem schwärzesten Stein das schwärzeste Insekt erkennt? — Aber wer weiß ob er in dieser Pechfinsterniß das Ungethüm gesehn hätte, das ich — welch ein Omen! — Höllenmaschine nannte.“

Nahet sich dort ein Irrwisch? Was ist das für ein trübes Flämmchen? Es ist wohl nicht recht geheuer hier.

Diesmal war's der Schirrmeister, der mit einer Jammerlaterne an den Wagen trat, und uns aufforderte einzusteigen.

Wie? In das Ding? Herr Schirrmeister, durch dieses Loch bringe ich ja kaum meinen Kopf hindurch, geschweige

„Immer dreist! Wenn nur der Kopf durchgeht,“ antwortete der Schirrmeister, „so kommt der andre Leib schon nach. Es war einmal ein berühmter Spitzbube, ich weiß nicht hieß er Käsebier oder Fra-Diavolo, der machte eine Wette, daß er durch jedes Loch entwischen wolle, wo er den Kopf durchstecken könne.“

„Ich bin aber weder ein Spitzbube noch berühmt —“

„Ei was, so können Sie es noch werden! Indessen steigen Sie nur ein, denn es ist die höchste Zeit.“

„Warum denn ich voran? Lasset doch erst andere einsteigen, damit ich sehe wie das Ding möglich wird.“

„Im Gegentheil, Sie müssen voran. Wir müssen

es hier umgekehrt machen wie die wilden Elephanten. Wenn die an einen Fluß kommen, laſſen ſie den kleinſten vorangehn; kommt der durch, ſo erſaufen die großen gewiß nicht. Sind Sie hier durch die Backofenthür gekrochen, ſo ſchiebe ich die andern Brote wie Nichts nach."

Er ſchob mich inzwiſchen; wie ein zu großer Kork in einen zu engen Flaſchenhals preßte ich mich hinein. Der Schirrmeiſter operirte mir als Ramme im Rücken. Ich hielt meinen Einzug wie ein zuſammengelegtes Taſchenmeſſer; doch brachte ich mich endlich in die Höhle oder Hölle. — Hinter mir brummte der Beefſteakeſſer, dann zwitſcherten die beiden Mädchen ein Duett auf den Text „o Weh" und „o Jemine!" Es klang faſt als wäre es von Bellini geweſen.

Das waren alles nur Vorſpiele.

Im Grunde wußte damals noch keiner von uns, was die Brobdignacker mit uns vorhatten, und ich dachte noch ſo wenig an eine Kriegserklärung wie jetzt unter dem Schreiben, wo ich immer aus dem Hundertſten ins Tauſendſte komme, aber leider nicht aus dem Wagen, in dem ich ſitze.

Jetzt gings los. Ach! O weh! Halt! Donnerwetter — mit dieſen ſchönen Stimmeneintritten fing unſer Quartett an, und ich führte den Baß.

Aber weshalb dies vierſtimmige Miserere? Genau kann ſich die Urſach niemand vorſtellen, (er ſey denn in Lauſum geweſen) aber doch ungefähr, wenn er ſich einmal auf einen Galgenkarren ſetzt, und damit über einen

feſt gefrornen Sturzacker jagt. Das Lauſumer Straßenpflaſter iſt zwar nicht ganz ſo eben, aber doch faſt. Wie geſagt, wir drückten unſere Anſichten darüber in einſtimmigſter Vierſtimmigkeit aus, bereuten es aber ſofort. Denn die Erdſtöße wurden ſtärker, und ehe wirs uns verſahen, hatten wir uns ſämmtlich auf die voreiligen Zungen gebiſſen, beim Ricochettiren. Plötzlich blitzte es, — aber nur von dem Schein einer Laterne, mit welcher ein Lauſumer um die Ecke bog und uns den kleinen Sonnenblick in unſrer ſchwarzen Lage freundlich gönnte. Allein ich dankte es ihm nicht, denn in den drei Geſichtern meiner Reiſegenoſſen ſah ich meines wie in einem Spiegel. Der Beefſteakmörder ſahe aus als hätte er einen Menſchenmord begangen, ſo bleich und zähnklappend; Albertinchen (man hat den Namen aus dem vorigen Poſtſtück doch behalten?) miſchte Angſt, Zorn, und (aus gewiſſen Gewiſſensbiſſen) auch etwas Nothfrömmigkeit in ihrem Geſichtchen; die Muſe übte ſich in der Mimik dreier Rollen zugleich und hatte die Jammer- und Schreckenslinien aus den Geſichtern der Ophelia, Lady Makbeth und Esmeralda (der Madame Birchpfeifer) zu einem ſchönen phyſiognomiſchen Genrebilde geſammelt und verſchmolzen. — Solche Reflexe unſrer Lage mußten erſchütternd wieder auf mich reflectiren, der nun erſt den ganzen Umfang des Unheils faßte, da er ihn aus drei Geſichtern zugleich erſah. Ich intonirte ſtumm den Chor aus der Schöpfung: „Verzweiflung, Wuth und Schrecken"

Der Blitz war natürlich dreimal schneller vorüber als der Leser Zeit gebraucht hat meine Schilderung davon zu genießen. Allein in solchen äußersten Lagen lernt der Mensch erst wie viel Entsetzliches an Erlebnissen und vollends an Gedanken sich in einige Sekunden pressen läßt. Ein Naturphilosoph war (vermuthlich nach Analogie seines sehr porösen Wissens) von der Porosität aller Körper so überzeugt, daß er die Hypothese aufstellte, das Weltall lasse sich in eine Nußschaale pressen (es fehlte ihm zum Beweise nichts als die Presse). Ich aber hatte den Beweis in den Händen, daß die Hölle (und sie beträgt doch ein Drittheil des Weltalls) sich in eine Sekunde pressen lasse. Oder besser ich hatte ihn nicht, denn jetzt kams erst. Das Steinpflaster in Lauf[illegible] war eine Eisenbahn gegen das vor der Stadt nach der Brobdignackschen Grenze zu. Auf den spitzen scharfen Mond und Venusbergen müßte sichs sanfter fahren als auf dem Steindamm der uns mehr räderte als wir ihn. Ich schrie „Halt! Ich will zu Fuß gehn, bis der Damm zu Ende ist!“ Meine drei Elendsgenossen schrieen mit, doch der Schirrmeister war und blieb taub. Ich wollte die Wagenthür öffnen und hinausspringen, aber sie war von außen zugekrammt und gerammt, als hätte sie der Teufel verriegelt, und gesagt: „Die Hallunken habe ich! — Sie sollen mir nicht wieder heraus aus dem Höllenloch!“

Wir vier revoltirten mit Macht, der Stimme nämlich. Die Männer tobten, fluchten, lärmten; die

Mädchen kreiſchten und jammerten. Einen Aufruhr hätten wir angefangen, aber es war ganz vergeblich, denn wir wurden ſchon mehr aufgerührt als wir uns jemals hätten ſelbſt rühren können. Ob ich auf meinem natürlichen Sitztheil ſaß oder nicht, darüber würde ich bei einer eidlichen Erhärtung vor Gericht ſehr in Verlegenheit gekommen ſeyn, denn ich fand mich länger ſchwebend als ruhend, und meine Schulterblätter, Ellenbogen, Rückenſtücke, ſammt allen Façetten des Kopfes, waren mehr mit Wagentheilen in Berührung als der darauf angewieſene Fleck. Mein Nachbar ſtöhnte jammervoll, und ſchwur ſein Beefſteak fliege ihm klappernd im Magen herum wie Würfel in einem Becher. Albertinchen und die Muſe führten ein ſchönes, hüpfendes **pas de deux** aus, aber auf breiteren Grundflächen als die Fußzehen. Kurz wir gaben einander wenig nach an gymnaſtiſcher Beweglichkeit. —

„Der Teufel fahre mit der Brobdignacker Poſt,“ rufen meine Leſer und ſetzen ſich um ſo bequemer im Lehnſtuhl zurecht je unbequemer wir ſaßen, „ärger kanns ja keinem Menſchenkinde ergehn!“

Gute Leſer, ich würde Eure Phantaſie ſehr gering ſchätzen, wenn die meinige ſtärker geweſen wäre; allein ich dachte ebenfalls, wir hatten den letzten **gradus ad Parnassum** erſtiegen. Es kam aber noch ganz anders. Denn bisher waren wir einen ehrlichen Lauſumer Schritt gefahren; plötzlich aber gabs der Schwarze dem Poſtillon ein, ſeine Schwarzen austraben zu laſſen. Nun erſt

ſchmeckten wir die ächte Sorte; vorher wars nur Spaß geweſen. Der Wagen wurde eine Walkmühle, wo die Stampfen von unten nach oben gingen, und uns fortwährend aufwärts ſchnellten. Ich machte ſtupende Pralltriller mit einem Organ, das ſich ſonſt höchſtens dazu eignet, einen Orgelpunkt auf der ganzen chromatiſchen Tonleiter zugleich auszuhalten, wenn man damit aufs Pedal fällt. Ein Staccato führte ich auf der Sitzbank aus, wie es Kalkbrenner kaum auf einem Clavis herausbringt, faſt den ächten Paganiniſchen Springbogenſtrich übertraf ich. So lange hatten wir uns tapfer auf unſern Poſten gehalten; doch jetzt, ich bekenne es, kam die Armee in einige Verwirrung. Von einem Flankenangriff auf meinen Nachbar will ich kaum reden, denn er geſchah gegenſeitig und unſre Ellenbogen rannten gegeneinander wie ſtoßende Böcke. Aber auch in Front wurde ich attakirt, denn als plötzlich die Vorderräder in eine mäßige Furche des Dammes von höchſtens drei Fuß Tiefe geriethen, wirkte nach den verwünſchten Geſetzen des Falles und Stoßes, die ſelbſt in Brobdignac noch keine Aenderung erlitten haben, die Erſchütterung ſehr fatal auf mich, denn ich flog, ungefähr wie eine Bombe im 45ſten Grade geworfen, gerade auf die Muſe los, und lag ihr, (vielleicht zum erſtenmale in meinem Leben) im Schooße. Ich wollte die Muſe wäre das Glück geweſen! Es hätte aber auch nicht lange gedauert, denn dieſelben Geſetze, die ich bei der Paſſage des Vorderrades für mich hatte, hatte

ich bei der des Hinterrades gegen mich. Ich schoß — nicht häuptlings, sondern grade umgekehrt — in mein altes Standquartier zurück, aber die Muse mir nach, und jetzt saß — so rollt die Kugel — sie mir im Schooß. Sie saß; denn weil sie überhaupt Tournüre hatte, so hatte sie sich auch jetzt geschickt gedreht. Vielleicht mag aber auch der Rotationsstoß des Wagens das Beste dazu beigetragen haben. Ich war schon in manche Berührungen mit den Musen gekommen, aber nicht grade in diese. In einer **Adagio**-fahrt würde aus diesem **contactus** vielleicht ein lang ausgehaltener, recht angenehmer Ton geworden seyn, in unserm Presto auf dem Steindamm aber blieb es ein **staccato fortissime.** Ich fiel auf den Gedanken den Rhythmus dadurch zu ändern, daß ich durch die Klammerhaken meiner Arme die hüpfende Muse mit mir zu einem Körper verbinden wollte, und wir wären dann wenigstens zusammen weiter gehüpft. Daher griff ich im Dunkeln zu; aber noch ehe ichs konnte kam ein Erdstoß nach rechts, dann einer nach links, jetzt einer nach oben, dann nach unten, endlich wie ein Gebirgsecho von allen Seiten. Meine Musenlast hüpfte weg, hüpfte zu, flog rechts und links und grade aus und ich haschte vergeblich danach; das weibliche Stimmengezwitscher und das männliche Zorngepolter tönte während dieser Jammerzeit erbarmungswürdig mitten durch das Rasseln des Wagens; das Elend culminirte — endlich geschah ein furchtbarer Schlag, der die Krisis bildete. Wir schwebten alle

in den Lüften; nach einer anſehnlichen Reiſe langte ich indeſſen wieder auf meinem Sitz an und fühlte, daß der Wagen ſich jetzt ganz ſanft bewege. Ich hatte es aber noch kaum empfunden, als ich auch die Muſe wieder auf dem Schooße fühlte — nicht ſah, denn es war dunkler als im Tartarus. Der Wagen war, dies conjecturirte ich mit Scharfſinn, jetzt vom Lauſumer Steindamm herunter in den Lauſumer Sand gefallen, und nun hatten wir Ausſicht zu einem langen Adagio! Herrlich! Jetzt konnte ich alſo den lang auszuhaltenden Ton der Muſen-Berührung ſanft einſetzen! Ich ſchlang ſchnell die Arme um die kleine Erſchreckte, zog ſie an mich, und indem ich ihr einen Kuß auf die Wange drücken wollte, flüſterte ich: „dieſe Schreckensperiode hat doch auch ihren ſüßen Moment!“ —

Doch ich fuhr zurück, wie einer, der eine Roſe pflücken will und eine Neſſel greift, vor einem ſtachlichten rauhen Bart und einem noch rauheren „Schwerenoth, ſind Sie verrückt?“ — — Es war der Beefſteakbeißer, den mir bei dem verfluchten gewaltſamen „Verwechsle-das-Pfählchen-Spiel“ das Schickſal ſtatt der Muſe auf den Schooß geſchüttelt hatte, die längſt wieder auf ihrem Platz ſaß und Athem ſchöpfte! Voll Ingrimm packte ich den Kerl bei den Schulterblättern, und rüttelte ihn auf ſeinen Platz. „Nun zum Teufel Herr,“ rief ich, „wollen Sie etwa die Nacht hier auf meinem Schooße bivouakiren, daß Sie ſichs ſo breit und bequem machen? Lieber nähme ich ja einen Elephanten auf die Kniee!“

Der Knirps, denn das war er, erſchrack ſich gewaltig über zweierlei, über ſich, und mich. Ueber ſich, daß er vorher in der Ueberraſchung ſo keck geweſen war, und über mich, der ihn mehr aus Verlegenheit als aus Zorn ſo wild angepackt hatte. — „Ja, ja," ſtotterte er ängſtlich, und offenbar conſternirt, „es ſoll mir ſehr lieb ſeyn, wenn Sie meinen Elephanten ſehn wollen."

„Ihren Elephanten ſehn?" fragte ich erſtaunend und wieder zu mir ſelber kommend.

„Nun ja, Sie ſprachen ja davon, wenn ich nicht irre. — Ich werde nur erſt in Hamburg die Stelle ausmitteln und die Bude bauen, dann kommt er mir nach." —

Jetzt fand ich das Wort des Räthſels! Der Beefſteaktödter war ein Elephantenführer, und hatte ſein Thier noch jüngſt in Berlin zur Schau geſtellt. Der Zufall, Unfall, oder Gott weiß wie ich den Fall, wodurch er auf mich fiel, nennen ſoll, hatte die Nebelkappe von ſeinem Elephantengewerbe gezogen. — Ich lachte ſtill, daß ein ſo plumpes Thier mich aus der Verlegenheit zog. —

Wir fahren jetzt im tiefſten Brobdignacker Sande, Leſer. — Nun wäre es Zeit, glaube ich, wieder an die Kriegserklärung, mit der ich oben wie Goliath geprahlt, zu denken. Nachdem wir uns etwas erholt hatten, und Athem gewonnen, brach unſer Aller Zorn aus den vier Ecken des Wagens lodernd gegen die Regierung von Brobdignac los. Iſt das erlaubt? Iſt Lauſum ein Ort wo Matroſen gepreßt werden? Halten ſich da die

alten berüchtigten Werber auf? Giebt es dort Amſterdammer Seelenverkäufer? Auf einem guten in Federn hängenden Poſtwagen lockt man uns ſo weit, und dann ſetzt man uns auf dieſen Gliederbrecher, um uns gerädert nach Brobdignac zu führen? Das iſt eine himmelſchreiende Verletzung des Völkerrechts! Das fordert Blut! Es fordert grimmige Rache! —

Dies, Leſer und Leſerinnen, waren unſre chriſtlichen Geſinnungen als wir im Brobdignacker Gebiet einfuhren. Wir alle dachten Krieg. Ja der Elephantenführer (Gott ſey Dank, daß ich nun eine andre Benennung für ihn habe, denn ich war zuletzt um neue Compoſitionen mit Beefſteak wahrhaftig ſehr verlegen, da drei Lexica die ich zu dem Ende nachſchlug mich im Stich ließen) — der Elephantenführer ſchwur, er ſey ſo mürbe als habe ſich ſein Thier ſiebenmal über ihn hingewälzt, aber dafür dürfe auch in Brobdignac das Kind im Mutterleibe nicht verſchont werden. Albertinchen und die Muſe fanden dieſen Racheſchwur weniger furchtbar als unanſtändig, waren aber doch einig, ſie wollten dem Könige und allen Miniſtern Brobdignacks die Augen auskratzen für die erlittene Mißhandlung. Ich meinestheils bemerkte nur beſcheiden, Brobdignac ſey eine Republik (zu Swifts Zeiten war es noch ein Königreich) und mithin könne man dort keinem Könige die Augen auskratzen, weil keiner da ſey. Doch die erbitterte Muſe meinte das ginge ſie nichts an, und beharrte auf ihrem Verſatz.

Kurz wir ſchnaubten ſämmtlich Rache und brüteten Verderben. Hatten wir aber nicht Urſach? Und was wir dachten ziemte ſichs nicht es auch zu ſagen? Ich denke meine Kriegserklärung iſt nun hinreichend gerechtfertigt, und die Thatſachen, die ich erzählt, ſind die ſtärkſten Gründe in meinem Manifeſt. Ich betheure es, die Gründe waren ſo gewichtig, daß ſie braune und blaue Flecken hinterließen. Sollte man mehr verlangen?

Und hätte ich etwa nicht mehr? Denn ſieben Meilen lang war der Brobdignackſche Marterweg, und mit raffinirter Bosheit ſo eingerichtet, daß niemand auf der erſten Meile (wie wir alle vermeint) ſterben konnte, weil immer eine Sandſchicht zwiſchen der Steinſchicht liegt, wo man die Quetſchwunden grade ſo weit ausheilt, daß man Lebenskräfte für die neuen bekommt, wie ſonſt Soldaten, die zu ſechsunddreißig Gaſſenläufen vertheilt waren, drei Tage, täglich zwölfmal gingen, damit ſie nicht am erſten Tage ſtarben, ſondern erſt am dritten.

Und ſolche Höllenmartern thun die Brobdignackier jährlich einigen tauſend Patrioten an. Iſt das nicht eines Krieges werth? Drum Deutſche, ich kündige ihm hierdurch an, und bin geſonnen im nächſten Frühjahr marſchiren zu laſſen. Eine Armee habe ich zwar nicht, auch kein Geld eine zu bezahlen, und ſo bin ich faſt ſo gut dran wie jetzt die Schweizer gegen Frankreich*); aber ich vertraue auf Gott. Meine Hoffnung iſt beſcheiden

*) Zur Zeit des Genfer'ſchen Streites.

die, ich werde auch Brobdignac erobern und alle ſeine Folterkammern, die es Poſtwagen nennt, ſo gut zerſtören wie Kuno von Kyburg das Vehmgericht.

Mittlerweile geht der Teufelsſpektakel wieder an, denn wir ſind nach einer halben Meile Sand wieder auf ein ſteinernes **mer de glace** gerathen, und fahren über Gletſcher und Granitblöcke weg als wären es Haſelnüſſe. — Aber ich ſchreibe ſehr verrückt, bald als ſäße ich noch im Poſtwagen, bald als wäre ich ſchon ſieben Jahr heraus. Wie will man aber ſeinen Kopf in Ordnung behalten, wenn ſeine Baſis, der St! . . . ſo unbarmherzig erſchüttert wird? — Es bleibt nichts übrig als nur wieder zu ſchreien, und ich ſchreie wirklich: Krieg, Krieg, Krieg! — Brobdignac! Alle die Wüthenden, Verzweifelnden, deren Höllenjammergeſichter Du während ihrer Pein geſehn, werden in Deine Grenzen brechen! Zittre vor den Geſichtern, die ſie Dir alsdann ſchneiden! Bebe vor der Rache!

Denn wir alle, Kopf für Kopf, hätten ein **Te deum** geſungen, oder 10 Thlr. an die Armen geſchickt, wenn wir aus Deinen Rädermaſchinen (das ſind ja Wagen) uns in ein Regulusfaß oder einen Perillus-Ochſen hätten retten können! Solche Feinde ſtürmen in Euer Reich ein, Brobdignacker! Selbſt die Frauen werden Furien, — die vierte Furie heißt künftig Albertinchen — und die Muſe zur Meduſe! Nächſt Deinen Wagen fluche ich Deinen Wegen Brobdignac! Aber wir wollen eine Chauſſee aus Brobdignacker Kno-

chen bauen, aus zermalmten Schädeln! Verſteht Ihr uns? — Viel ſtärkeres, um Euch zu erſchrecken, wüßte ich ferner im Manifeſt nicht zu ſagen, deshalb ſchließe ich es hier. — Aber ich fahre mit einem

Anhang

fort. Dieſer Poſtſtücks-Appendix fällt noch barocker aus, als das Poſtſtück ſelber. Ich kann mir inzwiſchen nicht helfen, er muß unter die nämliche Addreſſe, denn er ſteht in zu ſtrengem Ideenzuſammenhange mit dem Obigen, und die Welt hat es nach gerade gemerkt, ſo hoffe ich, daß ich der Mann bin, der etwas auf Logik giebt. Das letzte Grenzdorf vor Brebdignac heißt Hukelum. Geographen unter meinen Leſern werden es hoffentlich nicht mit dem Pfarrdorf Hukelum verwechſeln, wo Quintus Fixlein liebte, lebte, und heirathete. Dies muß viel ſüdlicher liegen. — Von Hukelum aus erreichten wir wieder Spuren menſchlicher Cultur, z. B. Chauſſeen, und kamen ſo (in wenigen Tagen,) raſch und wohlbehalten nach Hamburg. Wohlbehalten? Mag der Teufel! das Wort iſt mir nur ſo aus der Feder gefahren; der Wahrheit näher bin ich, wenn ich ſage wir kamen halb todt dahin, wenigſtens ich. Als ein guter Preuße wohnte ich im Gaſthof zum König von England, deſſen Wirth durch ſeinen Preußen-Patriotismus berühmt iſt. Mehr noch wird er es hoffentlich durch die Abentheuer werden die ich in ſeinem Hauſe erlebte. Zerſchellt, zermalmt, blau, grün, geth — ich hatte einen Regenbogen mit Leichtig-

keit vorſtellen können, denn ich krümmte mich auch faſt ſo; — ergrimmt auf Brobdignac, wüthend, rache-ſchnaubend, kurz etwas verdrießlich warf ich mich in meinem Zimmer aufs Bett, um den Entwurf meines Manifeſtes, den ich ſchon in Gedanken gemacht, zu beſchließen. Ich mochte aber kaum eine Viertelſtunde ſanft geſchlummert haben, als es beſcheiden an meine Thür pochte. — „Nur herein!“ — Ein elegant gekleideter Mann, im engliſchen gelben Oberrock, — von feinem Benehmen, — ſchwarze leuchtende Augen, — eine Habichtsnaſe wie der ſelige Ludwig Devrient, — ein ſatyriſches Lächeln — das muß ungefähr in ſeinem Paß geſtanden haben. Ich richtete mich verlegen aber noch halb ſchlaftrunken empor: „Wir ſollten uns kennen“ ſprach der Fremde höflich, „wir ſind ſchon öfter zuſammengekommen. Unter andern einmal im Harz, in Elbingerode, wenn ich nicht irre!“ — Ich rieb die Augen, eine dunkle Ahnung und Erinnerung dämmerte in mir auf. Es iſt nicht von meinem Leſer zu verlangen, daß er mehr von mir geleſen haben ſollte als das Buch, das er in der Hand hält; hätte er aber zufällig einmal in die elegante Zeitung Jahrgang 1828 geblickt, ſo könnte er dort geleſen haben, daß ich in Elbingerode ein höchſt denkwürdiges Zuſammentreffen mit“ — „Nun mit wem denn zum Teufel!“ „Eben mit ihm, mit dem Teufe ,“ hatte. — — (Der Leſer kann ſich hier nach Belieben verwundern.) Nach dieſer Fermate ſage ich ihm ganz kurz, daß der Teufel mir eben ſo kurz ſagte: „Sie

haben ein ſchlechtes Gedächtniß, Lieber, ich bin der Teufel, Satan, Beelzebub, wie Sie mich nennen wollen. Ich wußte, daß Sie nach Hamburg kommen wollten, und habe deshalb meine Abreiſe nach St. Petersburg, wo ich ſehr viele Geſchäfte mache, verſchoben."

„Sehr gütig," ſprach ich doch etwas verlegen; denn alle Tage hat mans nicht mit dem Satan zu thun.

Der Teufel war aber in der That recht affable, um ein galliſches Wort zu leihen, wo mir ein deutſches fehlt. Er fuhr ſo fort: „Wie geſagt, ich erwartete Sie, lieber Rellſtab, denn es war mir längſt darum zu thun, Sie zu ſprechen. Ich bin nicht halb ſo ſchlecht wie man mich macht, und kann wahrſcheinlich ſo gut wie Maria Stuart von mir ſagen, ich bin beſſer als mein Ruf. Nun möcht ich aber wohl — wie vielleicht Sie und mehrere Menſchen auch — daß mein Ruf beſſer wäre als ich, und da ſind Sie der Mann, der etwas für mich thun kann. Ich will Ihnen einen kleinen Contrakt proponiren —"

„Bitte unterthänigſt! Ich bin kein Freund von Contrakten."

„Hahahaha!" lachte der Teufel, „Sie fürchten ſich am Ende vor der Hölle, und glauben Sie müßten mit Blut unterzeichnen! — Sie, ein aufgeklärter Mann, ein Recenſent, wollen abergläubiſch ſeyn? Fragen Sie ſich nur vernünftigerweiſe, ob wir bei den jetzigen wahrhaft unerhörten Holz- und Steinkohlenpreiſen ſo enorme Feuerung wegwerfen würden, um miſerable Seelen zu braten, mehr als verbrannte Erden! Wir wären

ja Eſel, mit Erlaubniß zu ſagen. Nein Beſter, uns Teufeln — denn unſre Familie iſt ſtark — geht es nicht ſo außerordentlich; bald wird kein Adjectivum mehr zu uns paſſen als das leidige „arm". Hätten wir das Brennmaterial, was Ihr uns zutraut, wir legten Eiſenbahnen an und führen mit reichen Leibern ab, ſtatt mit armen Seelen. — Aber auf meine Angelegenheit zu kommen; ich wünſche Ihnen zu zeigen, daß ich nicht lauter Schaden ſtifte, ſondern auch Gutes thue. Vorläufig haben wir noch ſchnellere Communicationsmittel als die Eiſenbahnen, nur daß ſie nicht auf ſo viel Menſchen eingerichtet ſind. Steigen Sie ein, Beſter, wir ſind in zwei Secunden an Ort und Stelle."

Bevor ich ja oder nein ſagen konnte, breitete der äußerſt höfliche Satan ſeinen Mantel aus und wir flogen auf. — Rrrrrrrrrrr ſchwirrten wir durch die Lüfte über die Alſter und die Elbe hinweg, über Wald, Feld und Wieſen, daß die Erde unter uns nur wie ein blaugrüner Schimmer ausſah; — und als ich tief Athem geholt hatte, ſah ich einige Thurmſpitzen, Meerbuſen und Landzungen, und der Teufel rief „Brrrr! Wir ſind an Ort und Stelle! Das iſt die Hauptſtadt von Brobdignac Grobidum." Man merkt in Brobdignac ſind die Endungen ſum, lum, dumm ſo zu Haus wie im Harz die diverſen rode; ich weiß nur nicht wie Brobdignac an ſein ac gekommen iſt, wenns nicht gaskogniſche Verwandtſchaft iſt mit Polignac oder ſonſt wem.

Wir fuhren in den republikaniſchen Palaſt von Grobidum nieder und grade durch eine Kuppel in einen Saal, woſelbſt ſieben ſchwarzröckige beſternte Herren an einer grünen Tafel ſaßen, und ein achter den Vorſitz führte; etwas Geſchmeiß von Schreibern, Thürſtehern u. dgl. war auch ſichtbar. „Es iſt Cabinetsrath, aber ohne Sereniſſimum von Probdignac *), und auch den Juſtizminiſter ſehe ich nicht hier," raunte mir der Erbfeind freundſchaftlich ins Ohr. Ich ſpitzte es, oder vielmehr alle beide, und ſah vom Ofen herab, auf den wir uns geſetzt hatten, neugierig auf die Tafel.

„England alſo," hub der vorſitzende Schwarzrock an, es war der Miniſter des Auswärtigen und Präſident des Conſeils) „verlangt von uns, daß wir den Chauſſeebau von Hukelum nach Laufum übernehmen, damit künftig die Poſt von London nach Conſtantinopel nicht mehr über Nacht unter Wegs ſey. Ich bitte um Ihre Stimmen."

Der zweite Schwarzrock (Finanzminiſter). Wir haben kein Geld zu bauen, wir haben keins, und werden keins haben. Was geht uns England, was die Turkei an? Und in unſerm Lande ſind wir hoffentlich Herren!

Marineminiſter. Ganz meine Anſicht. Was ſchadeten uns zwei Staate, die uns nicht gehören? Es

*) Ich weiß hier von Zunft nicht genau: wer iſt Sereniſſimus in einer Republik? Vielleicht eine Art Doge oder [illegible] Großwürdenträger.

ſoll Alles zur See gehn, und Paſſagiergeld und Hundszoll *) zahlen, denn der letzte iſt meine Sportel.

Kriegsminiſter. „Ganz meine Anſicht. Chauſſeen ſind überhaupt mein Gräuel. Es hieße unſre Armee verderben, wenn man ihr eine Chauſſee baute, denn darauf könnte ſie ja noch einmal ſo raſch retiriren! Im Koth bis ans Knie halten unſre Leute aber vortrefflich Stand gegen den nachſetzenden Feind. **Dixi.** (Er ſchnupft.)"

Handelsminiſter. „Und wo bliebe ein ſaftiger, kernhafter Tranſitozoll an jedem Feldgraben, wenn uns etwa die fremden Waaren wie Zugvögel durchs Land ſchöſſen? Man verlangt am Ende Zucker und Kaffee ſollten mit der Ballkelle über unſre Grenzen hinweggeſchlagen werden! Chauſſeen! Unſinn!"

Miniſter des Innern. „Ganz recht! Unſinn! Mir aus der Seele geſprochen! Unſinn! Es iſt als höre ich mich ſelbſt. Was ſoll denn künftig noch ein Reiſender bei uns verzehren, wenn unſre Wege ihn nicht aufhalten? Keine Taſſe Kaffee würden wir mehr los, wenn die Chauſſee gebaut würde."

Poſtminiſter. „Nur ein Unſinn geht darüber die Eiſenbahnen. Aber auch fort mit der Chauſſee! Wo

*) Muthmaßlich ein Brobdignacker Zoll, der Hundzoll, (wie man mit J. Paul richtiger ſchreibt) den Paſſagiere von ihren Hunden an Bord zahlen müſſen. Er fließt in die Taſche des Marineminiſters, könnte daher wohl Seehundszoll heißen.

blieben unſere Poſtrevenuen, wenn wir eine Straße hätten, wo mir am Ende einer in einem Cabriolet ſechs Menſchen mit einem Pferd luſtig davonfährt, während wir jetzt auf einen Menſchen ſechs Pferde bezahlt bekommen."

Der geiſtliche Miniſter. „Salomo hat geſprochen! Herrlich Collega! Und muß die ſündige Menſchheit nicht gebeſſert werden durch Leiden? Soll man ſie auf Chauſſeen und Polſterwagen ſardanapaliſch verweichlichen? Nimmermehr! **Voto contra Britanniam!**" Hier zuckte es etwas ſataniſch auf dem Geſicht des Satans; er grinſte den geiſtlichen Herrn ingrimmig an, und murmelte: „Du ſollſt nicht ſardanapaliſch verweichlicht werden!" Nachher wußte ich erſt, wie es gemeint war.

Der Präſident des Conſeils ſtand jetzt auf, und ſprach feierlich. „Ihre Gründe meine theuren Collegen habe ich ſämmtlich auch, aber noch den meinigen dazu. Ich haſſe dieſe ſtolzen Engländer, und mit Grund. Denn als ich anno 1827 in London war, um den bekannten Traktat zu ſchließen, der nicht geſchloſſen wurde, ſprach und ſchnatterte die ganze City fortwährend von dem Retnier dem Canning, und von mir dem Grafen ſprach kein Menſch. Und doch war grade er es, der meinen Traktat lächerlich machte vorm Ober- und Unterhaus. Schon deshalb dürfte ich meiner Ehre wegen den Chauſſeebau nicht zulaſſen, und wenn unſre ſämmtliche Bauern Millionaire dadurch würden. Sie begreifen das meine Collegen."

„Vollkommen" lautete die einſtimmige ſiebenſtimmige Antwort, und der geiſtliche Miniſter ſagte es ſogar zweimal.

Der Präſident des Conſeils. „Alſo weiſen wir England kurz ab. Ich habe die Note ſchon mit lakoniſchem Salz gepfeffert, (warum nicht mit ſpaniſchem Pfeffer geſalzen) und mit diplomatiſcher Feinheit grob gefaßt. Hören Sie: „„Englands Antrag findet keine Statt.""

Alle. „Bravo! Herrlich! Unſterblich!"

Die Note wurde ſogleich couvertirt und einem bereit ſtehenden Courier zur ſofortigen Uebergabe eingehändigt.

Hier kniff mich der Satan in den Arm und ſprach: „Nun geben Sie Acht, lieber Rellſtab, und gedenken Sie mirs, wenn Sie über dieſe Angelegenheit etwa in den Zeitungen oder ſonſt wo etwas ſchreiben ſollten."

Noch während er ſprach verengerten ſich die Wände des Saales und die Seſſionsſtühle ſchoben ſich in Sectionen hintereinander. Es wurde dunkler und dunkler, mir ward bange, ich fing an zu glauben, daß wir ſammtlich in den ſchwarzen Pfuhl der Hölle verſänken. Und ſo war es, denn plötzlich ſahe ich, daß wir uns alle im Lauſumer Poſtwagen befanden. „Ha!" rief ich voll Entſetzen, „jetzt kenne ich Dich, argliſtiger Teufel! Aber haſt Du ein Recht mich zweimal in die Hölle zu ſetzen? Ich denke dafür wird es noch einen Senat in Hamburg oder ein Kammergericht in Berlin geben!" „Das wäre Beides nicht das Forum, vor

dem Sie mich verklagen könnten, ſondern nur beim Juſtizminiſter hier in Grobidum, der leider nicht im Wagenkaſten ſteckt. Allein ſeyn Sie ruhig, ich habe ja mein Luftkiſſen bei mir, auf dem wir weich ſitzen, und überdem lagern wir uns oben auf dem Deckel und ſehn hindurch, (denn für uns iſt er von ſchönſtem Kryſtallglas,) wie es inwendig zugeht." — Es war aber ſo:

Die ſämmtlichen Miniſter glaubten ſich in ihren Staatskutſchen, und dankten einander mit verwunderten Geſichtern, daß einer den andern mitgenommen hätte. Nur konnten ſie gar nicht begreifen, wie ſie alle zuſammen kämen. Pl ich begann das Regulusfaß zu rollen! „Ha! Weh uns! Himmel! Hülfe! Erbarmen!" ſo viele verſchiedene Stimmen hörte ich aus der verworrenen Partitur des Chaos unten noch heraus, die andern verſchollen im gemeinſamen Lärmen des Angſtgeſchreies und Räderraſſelns. — Noch immer hielt ſie das Blendwerk gefangen, ſich in ihren eignen Kutſchkaſten zu glauben, jeder wüthete daher auf ſeinen Kutſcher. Der Präſident des Conſeils fing an: „Johann iſt er raſend! Ich jage ihn zum Teufel, wenn er ſo fortfährt." Sogleich brüllte der Marineminiſter zum andern Fenſter heraus als commandire er in einer Seeſchlacht: „Sackerment! William! Plagt ihn der Teufel! (Hier lächelte Satan und ſprach zu mir: Faſt gerathen, nur daß ich den Herrn, nicht den Kutſcher plage) Sackermenter, will er die Sturmſegel einreffen! Ich laſſe ihn an die Rae hangen, wenn er nicht einen milderen Cours annimmt!" — Das

Fuhrwerk ging aber um ſo toller vorwärts. Jetzt platzte die Geduldbombe im Kriegsminiſter. „Donnerwetter!“ gab er eine praſſelnde Geſchützlage, „Himmelhund, Friedrich, Satansbraten! Ich laſſe ihn ſechsunddreißigmal Spießruthen laufen!“ (Dieſe ſchöne alterthümliche Sitte iſt zu Grobidum noch nicht abgekommen.) „Au weh!“ unterbrach er das rollende Pelotonfeuer ſeines Zorns durch einen Angſtruf. „Ich glaube der Kerl iſt taub geworden!“ Hier fuhr er mit dem Kopf (ſeinem Nordpol) zum Wagenfenſter hinaus; doch mein Nachbar Beelzebub, der das Rüttelwerk dirigirte, gab ihm in demſelben Augenblick einen ſolchen Prallſchneller auf den Südpol, daß er ſich den Kopf-Nordpol faſt flach gedrückt hätte, und ſo gut wie die Erde an beiden Polen abgeplattet geweſen wäre. Sitz und Stimme litten ungemein bei dieſer kleinen Careſſe des Teufels, ſo daß der Handelsminiſter mit ſeiner heiſeren Oboeſtimme auch zum Wort kommen konnte, das heißt zum Fluch! „Der Geier! Ich glaube mein Kutſcher hat achteckige Räder an den Wagen gedreht, wie man es jenem Miniſter anthat“ — doch bevor er die weltbekannte Anekdote von dem die Landſtraßen bereiſenden Miniſter herauslispelte, ſchnitt ihm eine von den acht ſcharfen Radecken durch einen Klappſtoß von beſondrer Energie das Wort, und beinahe auch die Zunge im Munde weg, auf welche ſeine zuſammenſchlagenden Kinnladen von oben und unten zugleich biſſen. Er dankte hier zum erſtenmale Gott, daß er keine Zähne mehr hatte. Unterbrochen aber wäre er

doch werden, denn ſein College, der Miniſter des Innern, fuhr ihm ſchon bei dem Wort achteckig queer durch die Parade und ſchrie „Achteckig? Achteckig College? Dreieckig wenigſtens, und noch viel ſchärfer. Aber an den Galgen ſoll mir der Dieb, ſo wahr ich — Hilf Himmel —“

Beelzebub accelerirte die Maſchine und unterbrach dadurch den Vortrag des Miniſters mehr kurz als höflich. Gedanken und Phraſen wurden von dem Stampfen dieſer unterſchlächtigen Walkmühle zerbröckelt; nur noch Empfindungen, und höchſtens etwas interpretirte oder paraphraſirte Interjectionen hatten Raum. Der Präſident des Conſeils ſchrie: „Ach, Erbarmen, mein Rückgrat bricht!“ „Bah“ ſchrie der Marineminiſter, „meins hält noch, aber unſern Steuermann laß ich kielholen! Dabei ſoll ſein Rückgrat denk ich doch noch eher brechen als meins!“ „Ja, Sie haben einen Cadaver von Gußeiſen“ wehklagte der Präſident. „Muß ein Seeſoldat auch“ wollte der Marineminiſter mit vor Schmerz zuſammengebiſſenen Zähnen antworten, doch Satan dirigirte ihm einen ſolchen Treffer grade auf die Axe ſeines Schwerpunktes, daß er aufprallte wie ein Gummiball! „Ach — Teufel — Peſtilenz! Das war zu arg!“ „Aha iſt der eiſerne Soldat doch gebrochen?“ „Zum Henker College, wiſſen Sie nicht, daß eiſerne Geſchütze am leichteſten ſpringen?“ fiel der Kriegsminiſter ein, und ſprang ſelber in dem Augenblick, wie der Klöpfel einer Pulverbütte, von der Sitzbank auf. Der

Marineminiſter nahms für Spott und ſchrie wild: „College ich fordre Sie!“ „College“ brüllte der Kriegsminiſter wieder, „ſchaffen Sie mich aus dem verfluchten Höllenwagen, ſo ſchieße ich mich 7mal in einer Stunde mit Ihnen auf dem Knopf des Straßburger Münſter!“

„Molto piu stretto!“ commandirte Satanas, und der Karren ſchoß fort wie auf einer Eiſenbahn. Wald und Feld huſchte vorüber wie ein graugrüner Schleier, die Miniſtercompagnie ſchrie gottesjämmerlich. Am lauteſten jetzt der geiſtliche Miniſter, weils Beelzebub auf ihn gemünzt hatte, und ihn, der die Chriſten nicht verweichlicht wiſſen wollte, furchtbar abhärtete, durch perennirendes Rammen von unten auf gegen ſein breites apoſtoliſches Sitzkiſſen. Der Gepeinigte rief wie Richard der Dritte! „Mein Vermögen für den Gänſepfuhl dort!“ (Man fauſte nämlich eben an einem vorüber.) „Eine Million dem, der mich in die weiche Pfütze ſchleudert“ rief er deutlicher und verzweifelnder. — „Die will ich mir verdienen,“ ſprach Satan vergnügt, und reckte unter ſeinem engliſchen Ueberrock eine lange Kralle heraus, durch den Wagendeckel in den Marterkaſten hinein, packte den geiſtlichen Mann am Hoſengurt, und ſchnellte ihn, als hinge er an einer Schleuder, zum Wagenfenſter hinaus in die Entenpfütze. Glückſelig warf ſich der Gerettete auf die Kniee und ſprach ein Dankgebet. „Auf Ehre,“ ſagte der Teufel zu mir, „der muß ſeine Million zahlen.“

Der Kabinetsrath inzwiſchen jammerte und ſchrie, daß es einen Stein erbarmen mochte, und endlich ſogar

mich und den Schwarzen. Er trat mit einem Fuß (es muß wohl der Pferdefuß geweſen ſeyn) den Kutſchendeckel ein und fuhr (ich fiel nach) mitten in den Miniſterconſeil hinunter. „Meine Herren,“ ſprach er, „ich bin ein blinder Paſſagier, der auf der outside geſeſſen hat. Eben breche ich durch. Ein Glück, daß der Wagen grade hält. (Er hielt wirklich, alle ſchöpften Athem.) Nicht wahr, die Straße iſt miſerabel von Lauſum nach Hukelum! Was meinen Sie, ſollte es nicht an der Zeit ſeyn eine Chauſſee hier zu bauen?“

„Ja, Ja,“ ſchallte es aus allen Kehlen zugleich. „Freilich,“ rief der Finanzminiſter, „und zumal da wir die Kaſten voll Geld haben! Es wäre ein Staatsverrath es abzuſchlagen!“ „Gewiß,“ fiel der Marineminiſter ein, „hole der Teufel meinen ganzen Hundzoll und alle meine Sporteln dazu, ehe ich mich ſo rädern laſſe. Lieber will ich ja ſieben Jahr ſeekrank ſeyn!“ — „Donner und Wetter, allerdings,“ fluchte der Kriegsminiſter; „und könnte mans denn verantworten eine Armee auf ſolchem Spitzbubenwege marſchiren zu laſſen? Hier kann ja eine Batterie über der Andern im Moraſt verſinken! Chauſſee, oder ich nehme meinen Abſchied!“ — „Unverläßig Chauſſee,“ intonirte der Handelsminiſter auf ſeiner Thee-Knarre, „ſchon weil ja dann die Straße ſo ungemein an Frequenz gewinnen muß, und der Tranſitozoll enorm ſteigen.“ — „Chauſſee und dreimal Chauſſee!“ exclamirte der Miniſter des Innern. „Was werden da für Reiſende paſſiren und das

Consumo im Lande steigern!" — „Ich pflichte Ihnen ganz bei," hub der Postminister an; „auch die Postrevenuen werden prosperiren durch zahlreiche Schnell- und Extrapesten, die man sogleich zwischen Constantinopel und London anlegen wird. Man thäte vielleicht noch besser eine Eisenbahn zu bauen!" „Sie nehmen mir das Wort vom Munde weg," rief der Präsident des Conseils entzückt aus, „eine Eisenbahn! Wie sanft muß sichs da fahren!" — Auch der geistliche Minister quäkte aus dem Entendreck heraus, doch es war zu weit um sein Votum zu verstehn. Allem Vermuthen nach war er jetzt eben so aus Christenliebe für wie zuvor gegen den Chausseebau.

Indem jagte der Courier vorbei, der die schöne lakonische Note nach London bringen sollte. „Halt!" rief der Conseilspräsident, „Halt!" der Marineminister, „Halt!" der Kriegsminister und die ganze andre Clerisey. „Er wird cassirt, wenn er die Note nicht zurückgiebt!" — „Wir lassen ihn kielholen." (Es war das Lieblingsvergnügen des Seeministers.) „Er muß auf den Sandhaufen!" — „Er wird strangulirt, torquirt, massacarirt" rief die ganze Ministerorgel von der ersten bis zur letzten Pfeife hinter den Kerl drein, der verdutzt den Gaul anhielt.

„Haben Sie nun genug und Genugthuung, Rellstabchen?" fragte mich der Teufel leise, „und werden Sie mich der Welt nun ein wenig charmant abschattiren in Ihren muthmaßlich zu edirenden Reiseskizzen?"

Ich bejahte Alles

„Nun ſo leben Sie wohl!“ Weg war er. „Halt, Teufelchen, Engel, Schätzbarſter, bleiben Sie doch! Ich ſterbe ja in dem Rumpelkaſten mitten in Brobdignac! Laſſen Sie mich doch nicht hier rädern! Sie müſſen mich koſtenfrei wieder nach Hamburg ſchaffen! Ich klage auf Schadenerſatz auf **laesio enormis**!“ —

Alles vergebens! Der gelbe Ueberrock flatterte ſchon hoch in grauen Wolken, und unten ging die Teufelei wieder an, denn der Conſeil mußte doch wieder nach Hauſe fahren, nach Grobidum. Es raſſelte, rüttelte, ſchüttelte, wie zuvor. Ich ſchrie Hülfe und Erbarmen! Da ſah ich den geiſtlichen Miniſter im Entenpfuhl, und ohne Beſinnens machte ich, um nur aus der Höllenmaſchine zu entkommen, einen Satz durchs Wagenfenſter, (es iſt mir ſelbſt unbegreiflich, wie ich durch das enge Loch kam) hinaus ins Freie.

Ich gab mir einen teufelmäßigen Schlag — auf dem Hukelummer Steinpflaſter, wie ich vermeinte. Aber mit dem Ruck war ich nicht aus dem Wagen, ſondern der Wagen und Alles mir aus dem Geſichte, und wie ich mir die Augen reibe und endlich klar ſehe, liege ich im Gaſthof zum König von England in meiner Stube auf der Erde! — Seltſam! — Drei Kellner reißen plötzlich die Thür auf, und ſtürzen wie wahnſinnig herein. „Iſt Ihnen ein Unglück zugeſtoßen, mein Herr? — Sind Sie vom Bett gefallen? — Haben Sie Schaden genommen?“

Ich richtete mich etwas verwirrt und beſchämt auf; nach grade ward ich inne, daß ich, vom Rütteln und Schütteln im Poſtwagen übermüdet, nur geträumt hatte, und mein Satz aus dem Wagen war einer vom Bett unter den Tiſch geweſen. — In der Verwirrung ſprach ich: „Was ich doch fragen wollte, lieber Herr Oberkellner, iſts wahr, daß die Straße durch Brobdignac gebaut wird?“

„Allerdings mein Herr,“ ſprach der Kellner verwundert, „aber wie wiſſen Sie das ſchon? Dieſen Augenblick bringt ja die friſch eingetroffene Grobidumer Zeitung erſt die Nachricht?“

„Der Teufel! — Nun das war doch wahrhaftig recht expedit vom Satan gehandelt! — Ich will doch künftig beſſer von ihm denken! Er iſt wirklich nicht ſo ganz übel!“

Mit Vergnügen erfuhr ich beiläufig, daß ſogleich angerichtet werde, und ich zu Tiſche kommen ſolle. — Damit ſchließt das Poſtſtück; die Welt halte nun von mir und dem Teufel und dem ganzen Poſtſtück was ſie Luſt hat. —

Eine nordiſche Reiſe.

Der Verfaſſer der Genreſkizzen iſt zugleich einer von ſo vielen Reiſeſkizzen, daß die Leſer es ihm Dank wiſſen werden, wenn er ihnen auch einmal die Bilder vorlegt, die andre Reiſende, und an andren Orten als die er berührt, gezeichnet haben. Nachfolgende beiden Kapitel ſind einer launigen Reiſeſchilderung entnommen, die ein junger Autor, Hr. v. Treskow, nächſtens herausgeben wird (bei Hr. Waſſe in Quedlinburg) oder die vielleicht ſchon zugleich mit dem gegenwärtigen Segment daraus, die Preſſe verlaſſen hat. Ich würde dieſelbe hier empfehlen, wenn ſie es nicht, ſo hoffe ich ſelbſt thäte. Doch darf ich dem Leſer, der nicht wie ich das Mſkpt. geleſen ſagen, daß es in dieſer ungezwungenen, nicht eben gefeilten bisweilen ſogar etwas derben Ausdrucksweiſe, die aber gerade deshalb um ſo natürlich kräftiger und geſunder erſcheint, noch ſehr Vieles erhält was durch Stoff und Auffaſſung gleich anzieht. Das Werk ſpricht an weil es eben gar keine Anſprüche macht; eine geſunde Natur im Humor wie im Ernſt. Die Convenienz der Bücherwelt wird bisweilen verletzt, aber die Freiheit iſt der gezwungenen Etikette gegenüber, ſelbſt mit ihren Unarten oft weit mehr werth als dieſe.

Das ſcheint uns bei den Reiſeſchilderungen des Verfaſſers in Rede der Fall zu ſeyn; urtheile der Leſer nun ob mein Geſchmack der ſeinige iſt.

L. Rellſtab.

Der Bärenjäger.

Dicht bei den Waſſerfällen *) bemerkten wir ein mit drei Männern beſetztes Boot, von denen der eine angelte, während die beiden andern bemüht waren, angeſtrengt gegen den Strom zu rudern, um das Boot auf Einer Stelle feſtzuhalten. Der Angler war der berühmte Bärenjäger Lloyd, der Verfaſſer eines ſehr intereſſanten engliſchen Werkes über Dalekarlien und die Bärenjagden, — ein kleiner dürrer Mann von gelber Geſichtsfarbe, dem die Unerſchrockenheit indeß aus ſeinen blitzenden Augen leuchtete. Dieſer Mann, welcher die Lachsfiſcherei auf dem Gothá-Elf bei Trollhättan gepachtet, lebt im Sommer beſtändig in den großen Wäldern von Dalekarlien; ein Geſchäft hatte ihn jetzt aber genöthigt, auf kurze Zeit die Bärenflinte aus der Hand zu legen. Wir trafen ihn, da er ſo eben einen großen Lachs, den er gefangen, von dem Angelhaken löſte. Bald ward er mit ſeinem Landsmann Robert bekannt, und lud uns zu ſich, wo ſelbſt die Unterhaltung während mehrerer Stunden ſich nur um die wilden Bären des Nordens drehte.

*) Von Trollhättan.

Wie iſt es möglich, fragten wir ihn, daß es Leute geben kann, die ſich die größte Mühe geben, einer wilden Beſtie in den Rachen zu laufen, von der ſie nur die ärgſte Mißhandlung erwarten können? „Ha ha ha!“ — lachte Lloyd — „Petz iſt ein ſo drolliger Burſche und ein ſo amüſanter Kerl, daß ſich ein Jeder nach ihm ſehnt, wenn er einmal ſeine Bekanntſchaft gemacht, — und dann iſt er wirklich noch höflich genug; man muß nur nicht gleich zu vertraut mit ihm thun, und ihm zum „Guten Tag“ die Hand reichen, — das nimmt er übel, und drückt und ſchüttelt den Zudringlichen, daß ihm Hören und Sehn vergeht.“ Bei der guten Naſe, welche der Bär hat, verſetzten wir, möchte es wohl dem Allervorſichtigſten ſchwer werden, ihm ſo nahe zu kommen.

„Sehr richtig; — Petz nimmt aber auch, wie die Pariſerinnen, ſeine guten Freunde im Bette an, nur mit dem Unterſchied, daß jene wachen, während er dabei ſchläft. Freilich muß man leiſe genug auftreten, und das ſchickt ſich auch bei einem Schlafenden.“ Gehören Sie vielleicht auch zu den guten Freunden, die ſich beim Lever einfinden dürfen?

„Gewiß — ich habe mir aber jedesmal die Freiheit genommen, ihn mit Pulver und Blei zu wecken.“

Und was meinte er dazu?

„In den meiſten Fällen blieb er ruhig liegen, oder nahm höchſtens eine bequemere Stellung an, da er wohl merkte, daß es ſeine Lage furs Erſte mit ſeinem

Willen nicht ändern würde; — dann ließ ich ihn aber bald abholen, denn Petzens Fleiſch iſt zart, und ſeine Haut weich; — oft aber hab' ich's auch für gerathener gehalten, ihn bis zum nächſtenmal ſchnarchen zu laſſen."

Mein Gott — aber — wacht' er denn nicht auf?

„Petz ſchläft ſehr feſt — und das iſt ſein Unglück; — wehe dem aber, der ihn weckt."

Und iſt Ihre Hand ſo feſt, Ihr Auge ſo geübt, daß Sie den Bär ſtets mit dem erſten Schuß erlegen?

„Gott ſey Dank, nein — oder ich würde nicht halb ſo viel Spaß mit dem ehrlichen Jungen erleben, wie jetzt. Einſt folgt' ich lange ſeiner Spur und kam endlich zu einer ſchmalen Höhle, in welcher er lag. Es war ſo finſter in dem Loche, daß ſich auf den erſten Blick hinein durchaus nichts erkennen ließ, und doch mußte der Schlingel darin ſtecken, denn ſeine Spur war bei der Höhle verſchwunden. Ich ſtellte mich mit ausgeſpreizten Beinen über dieſelbe, und guckte lange hinein: — da ſah ich endlich unter welken Blättern einen ſchwarzen glänzenden Fleck; — es war ſeine feuchte Naſe. Ein böſes Schuß in das finſtre Neſt hinein, dacht ich, und ſah nach meinem Begleiter, dem alten Jan Finne, denn nie darf ein Bärenjäger allein ſeyn. Dieſer ſpannte ſeinen Hahn, und winkte mir zu ſchießen, — nur des Spaßes halber ſchlug ich zwiſchen meinen Beinen hindurch an, und gab Feuer; — da begann der Tanz. Wie beſeſſen ſprang Petz, deſſen dicker Schädel von meinem Blei begrüßt worden, von ſeinem Lager auf, und

ſtürzte brüllend aus der Höhle; ich aber flüchtete hinter einen naheſtehenden Baum, während ihn Jan Finne mit einem Schuß empfing, der jedoch nicht tödtlich war. Ob ihn dieſer gereizt, oder ob meine Kugel ihm das Gehirn erſchüttert, weiß ich nicht; ſo viel iſt indeß ſicher, daß ich ihn nie ſo poſſirlich geſehn; er griff nach Baumzweigen und Steinen, und warf damit um ſich, aber, wie es ſeine dumme Gewohnheit iſt, beſtändig mit der rechten Tatze nach der linken Seite, und mit der linken nach der Rechten, ſo daß er überall hintrifft, nur nicht dahin, wo ſein Gegner ſteht. Jan Finne freute ſich, wie ein Kind, und, das Laden vergeſſend, ſchaute er grinſend um ſeinen Baum herum nach dem raſenden Petz, der in einer dicken Wolke von Staub kämpfte. Ich hatte geladen, und gab es ihm; da bekam er Luſt, meine nähere Bekanntſchaft zu machen; er ſprang, dem Blitz des Pulvers oder ſeinem Knalle folgend, aus der Wolke heraus, und ſtürzte ſich auf meinen Baum, der ziemlich ſtark war. Nun galts; — Petz ſah den Baum an, als wollt' er ihn freſſen und brüllte, unentſchloſſen ſtill ſtehend. Wird Jan Finne nicht ſchießen, dachte ich, und ſah, daß der Schuft ruhig in ſeiner Jagdtaſche nach etwas ſuchte. Petz richtete ſich nach einer furchtbaren Pauſe reiflicher Ueberlegung empor, und umklammerte mit ſeinen Vordertatzen den Baum, um mich durch eine derſelben zu erreichen; was konnte ich anders thun, als ihn dafür mit dem Kolben auf die Finger klopfen. Dies nahm er aber gewaltig übel, und fing an, auf ſeinen

Hinterfüßen um den Baum herum zu wandeln, während er ſich mit den Vordertatzen an der Rinde hielt. Wenn dieſe Parthie, zu welcher Petz nur abgebrochen grunzte, zuerſt einem freundſchaftlichen Haſchespiel glich, ſo ward gar bald, als Petz mehr Uebung erlangte, eine ſo ſchnelle Ronde daraus, daß mir der Kopf ſchwindelte. Nicht erfreulich war hierbei die Ueberzeugung, daß Petz dieſen Tanz doch wohl länger aushalten möchte, als ich, ſehr willkommen war es mir daher, daß er plötzlich, um Luft zu ſchöpfen, ſtillſtand, und mich mit offenem Rachen anbrüllte. Wenn ich einen Schuß im Lauf hätte, dacht' ich, ſollteſt du jetzt den Rachen voll haben, und warf einen flüchtigen Blick nach Jan Finne. Dieſer rollte gemächlich das Werg zu einem Pfropfen, ſteckte ihn in den Lauf, und ſetzte den Ladeſtock darauf, aber gerade dreimal öfter, als gewöhnlich. Schieß, rief ich, du alter Eſel! — er machte mit der Hand eine ablehnende Bewegung und wiſchte ruhig ſein Schloß ab, ſchüttete langſam Pulver auf die Pfanne, ſchloß ſie, und klopfte dreimal gegen den Kolben, dann nahm er denſelben zwiſchen die Kniee, und ſenkte die Mündung auf den Boden. Meine Geduld in Bezug auf Jan Finne war erſchöpft, aber auch Petzens in Bezug auf mich; er zeigte mir die ſcharfen Zähne, und bot alle ſeine Kräfte auf, um mich zu erreichen. Da Finne noch an ſeinem Stein hämmerte, und ich nicht mehr im Stande war, ferner um den Baum zu laufen, entſchloß ich mich zum furchtbaren Handgemenge auf Leben und Tod; ich warf das Gewehr

fort, und riß mein Weidmeſſer aus der Scheide, entſchloſſen, ſtehn zu bleiben, und es dem wüthenden Thiere bis an das Heft in den Rachen zu ſtoßen. In der Wuth iſt der Bär mit Blindheit geſchlagen. Um ihm einen größern Anlauf zu geben, ſprang ich vom Baum ab, ſtreckte das Meſſer weit von mir, und ſah ſeinem Sprunge entgegen. Schon ſetzte er an — da fiel Jan Finnes Schuß, der dem armen Petz durch beide Augen ging und ihn todt auf den Rücken legte. Ich konnte mich nicht enthalten dem Jan Finne zu ſagen, daß er ein guter Schütze, aber ein verdammt ſchlechter Lader ſey. „Pah!“ verſetzte dieſer, „aber ich wollt' ihn ſicher haben,“ — und da hatt' er auch Recht; denn wir haben es erlebt, daß Bären mit acht und zwanzig Kugeln im Leibe, von denen keine den rechten Fleck getroffen, munter von dannen trabten.

Des Glöckners Sohn.

Viel ſchlimmer indeß, fuhr Lloyd fort, iſt es kürzlich einem wackern jungen Mann, dem Sohne eines Glöckners, ergangen, dem die Luſt, Bärenfleiſch zu eſſen, ſehr übel verſalzen ward. Bei dem letzten ſtrengen Winter hatte ſich nämlich ein Bär faſt regelmäßig des Nachts aus ſeinem Walde nach einigen Feldſtücken des Glöckners vom benachbarten Dorfe begeben, und dort [illegible]

zugelangt, als hätte dieſer einladend zu ihm geſprochen: „Freſſen Sie doch, Herr Petz.“ Da dies aber durchaus nicht geſchehen war, mißfiel es dem alten Glöckner ſehr, und nach jeder Mahlzeit des Bären ſang er eines der Klagelieder, von denen er zum Glück viele auswendig wußte. Sein Sohn, der nicht muſikaliſch war, nahm ſich vor, dieſen Jeremiaden ein Ende zu machen, und beſchloß, den ungebetenen Gaſt nicht nur zu verſcheuchen, ſondern ihn zu erlegen, damit das ganze Fett, welches ſich Petz auf Koſten des Glöckners erworben, wieder in die Hände des rechtmäßigen Beſitzers käme. Er verſammelte zu dieſem Zweck gegen zwanzig ſeiner Kameraden, und folgte mit ihnen vom Felde aus nach dem Walde zu der Spur, die ſich ganz herrlich im Schnee abgedrückt fand. Ein Verliebter kann den zierlichen Abdruck des ſchmalen Fußes ſeiner Geliebten nicht mit ſolchem Entzücken betrachten, wie der Bärenjäger die plumpe Spur des Bären. Dieſe hier hatte noch dazu das eigenthümliche Anſehn, als wäre Petz nur auf dreien Füßen nach ſeiner Heimath zurückgekehrt, — als hätte er gleichſam aus langer Weile, oder um beſſer zu verdauen, eine kleine gymnaſtiſche Uebung unterwegs angeſtellt, da er ſich gegen alle Verfolgung ſicher wußte. Dies reizte die Bärenjäger zur eifrigſten Verfolgung. Als ſie in den Wald gekommen, begann ein dichtes Schneegeſtöber, wodurch ſie genöthigt wurden, die Schlöſſer ihrer Gewehre zu umbinden. Munter ſchritten ſie auf der Spur vorwärts, bis dieſe in ein eng verwachſenes Gehege lief, aus

welchem ſie, wie eine angeſtellte Unterſuchung ergab, nicht wieder zum Vorſchein kam; — der Bär mußte alſo in dieſem Dickicht liegen. Man beſchloß daher, das ganze Gehege zu umſtellen, und alsdann ſollte des Glöckners Sohn hineingehn, um ihn aufzujagen, welches auch ausgeführt wurde. Unerſchrocken bog des Glöckners Sohn die Zweige auseinander und drang ein, konnte aber des Schneegeſtöbers wegen kaum zwei Schritte weit vor ſich ſehen. Auf dieſe Weiſe geſchah es, daß er plötzlich dicht vor einem ungeheuer großen Bären ſtand, der ihn mit funkelnden Augen anſah. Des Glöckners Sohn, ein ſehr höflicher junger Mann, nahm ſein Gewehr von der Schulter, um Herren Petz einen guten Morgen zu bieten. Dieſer aber, nicht minder gebildet, wollte den Gaſt lieber in aller Freundſchaft umarmen, und ſprang ihm blitzesſchnell mit zum Kuſſe geöffnetem Rachen an den Hals. Wer kann es dem Glöcknersſohne verargen, der in der Schule gelernt, Küſſen ſchicke ſich unter Männern nicht, daß er dem zärtlichen Petz, um ihn abzuhalten, ſein umwickeltes Gewehr entgegenſtreckte; — wer aber, wenn er unpartheiiſch iſt, auch dieſem, daß er vor Wuth hineinbiß, und durch ſchnelles Andrücken und Anziehen des Kopfes den mit beiden Händen feſthaltenden Küſtersſohn zu einer ſägenden Bewegung nöthigte, die ihm ziemlich angreifend erſchien. Hierbei war es die Abſicht des Bären, durch allmähliges Hineinſchlingen des Gewehres ſeinem Freunde ſo nahe zu kommen, daß er doch mindeſtens im Stande wäre, ihm die Hand zu

küſſen; dieſer ſchien dagegen auch nicht abgeneigt, denn er hielt feſt. Da ſtieß aber die Mündung des Gewehres gegen den Zapfen des Bären, und brachte ihn zum Huſten, wovon die natürliche Folge war, daß er plötzlich ſein Gebiß öffnete, und dem Glöcknersſohn Gelegenheit gab, ſich ziemlich unſanft mit dem Gewehre in beiden Händen auf den H— zu ſetzen. Der mitleidige Bär wollte den Gefallenen wieder aufrichten, faßte ihn aber, aus Unkunde mit dieſem Geſchäft, ſtatt bei den Händen, bei den Beinen, mit welchen jener, um ihn abzuhalten, bedeutend ſtrampelte. — Da nun der Bär früher durch eine ihm geſtellte Falle die rechte Vordertatze verloren, nahm er den linken Fuß des Glöcknerjüngling in den Rachen, den rechten aber in ſeine linke Tatze und richtete ſich auf die Hinterfüße empor, um ihn aufzuſtellen. Für dieſen Mißgriff ſchlug der Kopfſtehende dem ehrlichen Petz nachdrücklich mit dem eckigen Schloß des Gewehrs auf den Hirnſchadel, welches ſich dieſer nicht gefallen laſſen konnte. Er biß daher wüthend in das einmal gepackte Bein, umklammerte das andere mit der Tatze feſter, und brachte den armen Glöcknersſohn durch heftiges Schütteln mit dem Kopf in ſo lebhafte Schwingungen, daß ihm Hören und Sehn, aber doch nicht die Kraft zum Zuſchlagen verging. Er hat nachher verſichert, daß es ſeinem Vater bei dem angeſtrengteſten Kraftaufwand nicht möglich ſeyn könnte, den Klöpfel der Glocke in ſo ſchnelle Schwingungen zu verſetzen, wie ihn der Bär durch ſein einfaches Kopfſchütteln. Wer

weiß indeß, wie dieſe Scene abgelaufen ſeyn möchte, wär' nicht das Schloß des Gewehrs härter geweſen, als der Schädel des Bären. Durch fortgeſetzte Bemühung des Glöcknersſohnes gelang es ihm nämlich endlich, dem Bären ein Loch in den wohlgezimmerten Hirnkaſten zu ſchlagen. Dies verurſachte ihm einen ſolchen Schmerz, daß er gräßlich brüllte, aber auch um ſo lebhafter ſchüttelte. Doch das Gebrüll ward ſein Verderben; hierdurch verrieth er ſich nämlich den Schützen, die ſogleich herbeieilten, den Bären geſchickt erlegten und ſo den Glöcknersſohn errretteten." —

Nach ſolchem Schaden, verſetzte ich, als Lloyd ſchwieg, wird es dem Armen wohl nie wieder eingefallen ſeyn, auf die Bärenjagd zu gehn.

Sagen Sie das nicht, meinte Lloyd; — ſein zermalmter Fuß ward glücklich wieder geheilt, — und ich möchte faſt darauf wetten, daß er in dieſem Augenblick mit Jan Finne herumſchleicht, Gelegenheit ſuchend, ſich an Pelgens Kameraden zu rächen. Uebrigens kommt der Schaden, welchen die Bären unmittelbar dem Einzelnen zufügen, gar nicht in Betracht gegen den, welchen ſie dem Landmann unter ſeinem Hausvieh anrichten; doch iſt es hier nicht Bär allein, ſondern mehr noch ſeine weitläuftigen Vettern, die Füchſe, Luchſe und Wölfe. Letztere thun ſo kühn, daß ſie im Winter bis zu den Ställen der Vorſtädte Stockholms vordringen, und dort ſchreckliche Mordthaten anrichten. Es iſt ſogar vorgekommen, daß ein ſolcher Wolf, der im Winter ſein Opfer

vor der Schenke angebunden, um eine kleine Herzstärkung zu nehmen, dasselbe nicht wieder fand, als er weiter reiten wollte. Von mehreren Wölfen verfolgt sah er weit hin das geängstigte Thier im stärksten Laufe davon traben. Er folgte ihm, so schnell als möglich, fand aber im Walde nichts mehr, als die blutigen Knochen des bereits von den hungrigen Wölfen verzehrten Thieres. Obgleich nun nach dem Schwedischen Forst- und Jagdjournal im Jahre 1829 allein 125 Bären, — 219 Luchse, — 558 Wölfe und 8466 Füchse geschossen wurden, so berechnet man doch den Schaden, welchen diese Raubthiere jährlich allein unter den Hausthieren anrichten (die zahmen Rennthiere mit eingeschlossen) auf 200000 Rthlr. Schwedisch Banko." — Mit einem kräftigen Händedruck entließ uns Lloyd, der Bärenjäger. —

Kilian am dritten August.

(Beschluß.)

Kilian, wie gesagt, verzehrte sich in unbegrenzter Sehnsucht nach dem Strahlauer Fischzug. Aber er sah bald ein daß die Sehnsucht zwar einen scharfen Zahn habe um an seinem Herzen zu nagen, aber nicht um die Eisenstäbe an seinem Fenster durchzuarbeiten. Es mußte ihm also etwas andres helfen.

Plötzlich rief er aus: „Ich hab's! — Meine Bildung hilft mir! Hätte ich nicht den Beobachter an der Spree gelesen ich müßte hier im Loch stecken bleiben. Aber Wissenschaft hilft mir heraus! Da sieht man, wozu gute Erziehung nutzt!“

Im obigen Satz stecken für aufmerksame Leser zwei Lügen. Die erste ist die, daß Kilian ihn nicht ausrief, sondern nur dachte; mit der zweiten belog er sich selbst, denn er hatte den Beobachter nicht gelesen, sondern nur in seiner Ressource am Oberbaum häufig vorlesen hören. In Nr. 87 des Jahrs 1831 hatte aber folgende Geschichte gestanden.

„Ein berüchtigter Dieb saß zu Paris in dem Gefängniß der Conciergerie. (Das Wort hatte Kilian seiner Zeit viel Noth gemacht.) Eines Sonntags nach der

Meſſe der die Gefangenen beiwohnen müſſen, wurde der Verbrecher plötzlich reumüthig. Die heilige Handlung oder die Worte des Prieſters hatten ſein Herz zerknirſcht. Er begehrte auf der Stelle vor den Unterſuchungsrichter geführt zu werden, dem er wichtige Geſtändniſſe zu thun habe. Eine ſo glückliche Dispoſition eines Criminalgefangenen darf nicht unbenutzt bleiben. Ein Bote läuft ſich außer Athem nach dem Richter, der Richter außer Athem nach der Conciergerie, der Huiſſier außer Athem nach dem Gefangenen, dieſer außer Athem nach dem Verhörzimmer. Als nun alle außer Athem waren, erzählt der Delinquent, athemlos vor Eil die Gewiſſenslaſt von ſeiner Seele zu wälzen, daß er an einem großen Diebſtahl Antheil habe, welcher vor einigen Jahren in Paris bei einem reichen Juwelier geſchehn war, und wobei für 80,0000 Franks Juwelen und Gold geſtohlen wurden. Der Richter, ein wahrer Sankt-Bernhards-Spürhund wo es galt die geheimen Spuren eines noch unenthüllten Verbrechens auszuwittern, war athemlos vor Zuhören. Doch behielt er ſo viel Faſſung ſich während der ſehr umſtändlichen Erzählung drei Dutzend Federn zu ſchneiden, und ein Litre Dinte in ſein Dintenfaß (wirklich faſt ein Faß) zu gießen. Der Delinquent übereilte ſeine Geſtändniſſe nicht, ſondern that ſie mit Beſonnenheit, ſehr genau, und aus Reue durchaus vollſtändig. Der Inquirent wurde mit jedem Worte entzückter, denn er erhielt einen wichtigen Faden der Begebenheit nach dem andern in die Hand. Faſt wäre er

dem reuigen Verbrecher um den Hals gefallen; er ließ ihm sofort, da die Reue ihn sehr angriff, auf eigne Kosten ein Litre Wein und eine Portion Bayonner Schinken verabreichen, und nannte ihn mehrmals mon cher malfaiteur, mon brave criminel, mon honnête larron, bis ers endlich mit Schmeichelei und List heraus hatte, das letzte, wichtigste Wort, wobei der Dieb doch am Ende die Reue zu bereuen schien, nämlich das, wo die Diamanten steckten. Sie waren im Park zu Versailles, unter den Wurzeln der fünften großen Eiche in der dritten Queerallee vergraben. Als dieses Geständniß heraus war, that der Pariser Criminalist einen Freudensprung, fast bis an die Decke des Verhörzimmers. Denn was hatte er für einen Fang gethan! Ein pot de vin von 100000 Franks war so gut wie in seiner Tasche wenn er dem verzweifelten Juwelier plötzlich die schon verlornen 800000 Fks. an Brillanten wiederschaffte — eine königliche Procuratorstelle stand für einen so geschickten Criminalisten wie die Spitzsäule am Ende einer Rennbahn schon ganz dicht vor ihm, er fühlte beinahe das Patent schon in seinen Händen — und was ihm, einem Mann der Wissenschaft, über alles ging, sieben bis acht der berühmtesten Pariser Spitzbuben hatte er durch die Angabe seines admirable scélérat schon so gut wie beim Zopf und Schopf. Das Nöthigste war jetzt ein guter Fiacker, um in Gesellschaft des Reuigen nach Versailles zu fahren. — Es war Sonntag; ganz Paris wogte auf den Quais und Boulevards, in der schönen

Allee nach Verſailles. Tauſende von erſten Schönheiten in den reizendſten Sommertoiletten fuhren an dem Rechtseifrigen vorüber; doch er hatte nur Augen für ſeinen köſtlichen Verbrecher, und dieſer erſchien ihm jetzt ſchöner als alle die ſchwarzlockigen Pariſerinnen mit der Lilienhaut, den Korallenlippen und Turmalin-Augen! Der Druck der Handſchelle an der Hand ſeines Nachbars war ihm ſüßer als der weichſte Händedruck der graciöſeſten Tänzerin, die eben auf dem Tilbury neben ihm hinrollte. (Es iſt nicht angegeben ob es Marie Taglioni oder Fanny Elsler war.) Endlich erreichte man Verſailles. Die ſechs Reiſenden, denn es waren zwei Gensdarmen und zwei Spaten, zum Nachgraben, mitgefahren, ſprangen aus dem Wagen. Der edle Verbrecher machte, da er nur mit geſchloſſenen Händen, nicht mit geſchloſſenen Augen ging, den Führer. Sichern Schrittes ging er auf die dritte Queerallee und die fünfte Eiche zu, ſtampfte daſelbſt auf den Boden, rief „hier" und commandirte: „Grabt!" — „Grabt!" commandirte der Inquirent nach, und die Gensdarmen legten Säbel, Hut und Uniform ab, und gruben wie die Maulwürfe. Der Schweiß troff ihnen von der Stirn, ſie ſchaufelten eine halbe Stunde, eine Stunde, dann ſchöpften ſie Athem. Der Inquirent ſah den Maleficanten fragend an, und fragte endlich wirklich **„Eh bien!"** Dieſer hatte indeſſen bald die Spaziergänger, bald die Graber (nicht die Gräber) angeſehn, und ſich ein Liedchen gepfiffen; **eh bien!** antwortete er ebenfalls, und höchſt trocken. **„Eh bien?"**

fragte der juge d'instruction noch einmal, „**eh bien**“ antwortete der treffliche Galgenſtrick abermals. Die Gensdarmen ſagten mechaniſch auch **eh bien**, und gruben weiter. Nach einer halben Stunde machte das **eh bien** wieder die Runde: dramatiſch war's ſo.

Erſter Gensdarm (ſich erſchöpft auf den Spaten ſtützend, und bald den Richter bald den Dieb anblickend). **Eh bien?**

Zweiter Gensdarm (eben ſo). **Eh bien?**

Inſtruktionsrichter (zum edelmüthigen Schuft). **Eh bien?**

Der Schuft (trocken zu allen dreien). **Eh bien.**

Wenn das der Akt des Schauſpiels war, ſo war das Graben der Zwiſchenakt. Es kann aber auch umgekehrt geweſen ſeyn, und dann dauerte der dritte Akt, das Graben, genau wieder eine halbe Stunde, was völlig dramatiſch regelrecht iſt.

Um es kurz zu machen, das Stück bekam fünf Akte, man rechne nun nach der Handlung, (dem Graben) oder nach dem meiſterhaften Dialog, dem **eh bien** mit drei Echo's. — Da wars aus, denn der Dieb ſagte trocken: „**Monsieur le juge, le soleil va se coucher** — wenn wir noch vor Nacht nach Paris wollen, ſo iſts die höchſte Zeit.

Der Inſtruktionsrichter machte ein Geſicht, welches noch viel länger war als ſein langer Schatten den die untergehende Sonne auf dem Raſen des Parks abmahlte.

„Eh bien?“ fragte er und ſummte ſo lange auf dem n nach; wie die Glocke von Nôtre Dame.

„Eh bien“ replicirte der Dieb. Machen wir daß wir fortkommen, es wird ſpät und kühl und mich fängt an zu frieren. Unſeen Zweck haben wir erreicht; (der Schuft nahm, wie man ſieht, einen majeſtätiſchen Ton an, als wollte er „Wir von Gottes Gnaden“ anfangen) wir ſind an einem ſchönen Sonntage nach Verſailles gefahren. Alles muß ein Ende haben, alſo auch dieſer Scherz, den Sie, monsieur le juge, einem armen Schelm, der ſeit ſechs Monaten nicht freie Luft geſchöpft hat, unmöglich übel nehmen werden. Auf Ehre, hätte ich eine andre Art und Weiſe gewußt eine Spazierfahrt zu machen, ich würde Sie nicht beſchwert haben. So hoffe ich denn daß Ihnen und mir, und beſonders den Herren dort die Motion recht gut bekommen wird.“

Ich enthalte mich ungern des Vergnügens, den juge d'instruction en detail abzumahlen, nämlich Phyſiognomie und Zubehör, nach dieſer Rede ſeines admirable malfaiteur; aber wahrhaftig es iſt hier nicht Zeit dazu; denn wir müſſen zur Nutzanwendung der Epiſode eilen, die nämlich Killian davon machen wollte. Es iſt jetzt nicht mehr ſchwer zu errathen, daß er, da es den Deutſchen einmal faſt Inſtinkt iſt, den Franzoſen alles nachzumachen, eine kleine, flüchtige Copie von der Originalzeichnung jenes Spitzbubenkniffs zu nehmen beſchloß.

„Grollhahn!“ rief er mit lauter Stimme. —

Die Schlüssel rasselten; der Riegel wich. Grollhahn trat mürrisch ein: „Was giebts?“

„Herr Grollhahn,“ fing Kilian reuig an, „ich will Ihnen nur gestehn, daß ich gestehn will. Aber gleich auf der Stelle, sonst könnte mirs leid werden!“

„Wills melden“ sprach Grollhahn trocken und verriegelte die Thür, und Kilian hörte seine polternden Schritte im Corridor sich der Thür zuwenden.

Ein Hoffnungsstrahl fiel in Kilians schöne, freiheitliebende Seele; schon glaubte er seine Fesseln etwas gelüftet zu haben, und schlug (blos zur Probe) ein wenig die Schwingen seines Geistes, ob sie noch kräftig genug seyen, zu kühnen Hoffnungen und Thaten. Er urtheilte ja.

Schon nach fünf Minuten wurde Grollhahn der Engel der ihm seine Kerkerpforten öffnete. Auf dem kurzen Wege zum Verhörzimmer spann er das lange Seil der Lüge, an dem er sich bis Strahlau zu haspeln dachte, noch einmal sorgfältig aus. Jetzt stand er vor dem Richter und begann seine wohlgesetzte Rede: „Herr Assendarius und Criminel! Ich bin kein schlechter Mensch, sondern vielmehr Ihr ergebenster Diener, weil ich Ursachen habe, mich (er sagte mir) zu bessern, und Sie werden mich (er sagte wieder mir) verstanden haben.“

Ohne Beleidigung für die Geistesgaben des Inquirenten sey es gesagt, aber er hatte Kilian doch nicht ganz

verſtanden und erbat ſich einen Commentar zu dem Commentar des Entſchluſſes den Kilian gegeben zu haben glaubte.

Es iſt recht ärgerlich für mich, — aber es iſt einmal ſo und ich kanns nicht ändern, — Kilians Geſtändniß iſt nicht protocollirt und ich müßte es nach mündlicher Ueberlieferung arbeiten. Dies bringt mich, da ich in dieſer wichtigen und wahren Geſchichte, lieber jeden äſthetiſchen Fehler begehe, als einen gegen die Wahrheit, um das Vergnügen des Details. Summariſch kann ich's dem Leſer aber angeben. Kilian referirte, er wiſſe um den vor drei Monaten begangenen großen Diebſtahl bei dem reichen Banquier in der Mulacksgaſſe; er habe zwar nicht mit geſtohlen — auf dieſe Ehre mache er durchaus keinen Anſpruch — allein durch Zufall ſey er Zeuge geworden wie die Diebe ihre Beute im Buſch zu Treptow vergraben, und ſich verabredet hätten ſie am Strahlauerfiſchzug Abends ſpät wieder auszugraben, weil ſie an dem Tage am leichteſten ohne Verdacht in die Stadt zu bringen ſey. Kilian ſtellte nach dieſem Referat den Schlußantrag, ja keine Zeit zu verſäumen, ſondern hinauszufahren nach Strahlau, wo man auf der Kirchwieſe wahrſcheinlich die Diebe, im Treptower Buſch die Gelder und Pretioſen erwiſchen werde.

Der Inquirent hatte von Anfang an bis zu Ende aufmerkſam zugehört; ein mehrmaliges Lächeln deutete Kilian ſehr günſtig für ſich, als einen Strahl der Freude über die Entdeckung. Schon ſah er ſich auf dem Kremſer

ſitzen und zum Strahlauer Thor hinausfahren, ſchon erblickte er ſich auf der Wieſe, vorm Comptoir eines Sauergurkenbanquiers, auf einer Gondel, kurz im Himmel. Alles wäre vortrefflich geweſen, hätte der Inquirent nicht eine kleine Rede folgenden Inhalts gehalten. „Kilian! Deine Bekenntniſſe ſind zwar nicht die einer ſchönen Seele, aber doch gut. Sie haben indeſſen theils manches Unwahrſcheinliche für mich, theils manches Unangenehme für Dich. Bevor ich ſie protocollire, frage ich Dich daher, ob Du ſie wiederholen willſt, und mache Dich darauf aufmerkſam, daß Du jetzt in der Qualität als Diebshehler ſtrafbar wirſt, ſowohl wenn wir das Geld finden, als wenn wir es, was mir, mit Deiner Erlaubniß etwas wahrſcheinlicher iſt, nicht finden. Denn Du hätteſt ſchon vor drei Monaten Anzeige davon machen müſſen!“

Kilian allongirte ſein Antlitz um mehrere Zolle. „So!“

„Ja, Veſter;“ ſprach der Inquirent trocken.

„Aber,“ fuhr Kilian plötzlich mit einer unvermuthet entdeckten Reſerve-Armee aus dem Hinterhalt, „die Spitzbuben drohten mir, mich umzubringen.“ (Er ſagte: „drohten mich, mir umzubringen;“ ich bemerke es aber nur, damit man ſieht wie aktenmäßig genau ich berichte.)

„Das iſt gleichgültig. Wir hätten Dich in Schutz genommen

Jetzt war Kilians Reservearmee geschlagen, und er selber der geschlagenste Mann im ganzen Stadtvoigteigebäude. Er ließ die Ohren und die Backen, endlich den ganzen Kopf hängen, und sagte kein Wort.

„Soll ich jetzt das Protocoll anfangen, so wiederhole Deine Aussagen Kilian," sprach der Inquirent gelassen, und tauchte die Feder ein. Kilian aber rief verzweifelnd: „Nein Nein! Herr Assendarius — es ist alles erlogen!" — Kurz er gestand jetzt wirklich, und fuhr nicht nach Strahlau, sondern ging an Grollhahns Seite in seinen Kerker zurück. —

Jetzt habe ich als Geschichtschreiber wahrhaftig einen Zweifel den ich nicht zu lösen vermag, den, ob diese traurige Wendung der Sache für Kilian, den deutschen Ruhm über den französischen erhöht, oder umgekehrt. Denn die Frage stellt sich äußerst schwierig so:

War der französische Spitzbube pfiffiger als der deutsche, oder der deutsche Richter gescheuter als der französische juge? — Der Teufel helfe sich aus solchem casus!

Kilian tobte im vergitterten Loch; ich beschreibe schwach, wenn ich die Schillerschen Verse auf ihn citire:

„Dann raf't er um sich mit des Raubthiers Angst
Das seines Gitters Eisenstäbe grimmig packt."

Es half ihm aber nichts; er blieb im Loch. — Nach einer Stunde aber ließ ihn der Inquirent plötzlich citiren. Kilian zitterte in Angst und Hoffnung, er ahnte aber nicht, was es sein könnte. Und ich, der Autor, will

mich sieben Jahre auf die Festung Königsstein setzen lassen, wenns einer meiner Leser erräth, welch' eine Wendung die Geschichte hier nimmt! Halbverständige Kritiker werden es einen **deus ex machina** nennen, weil sie mir nicht glauben daß ich die lauterste Wahrheit schreibe. Das ist höchst ärgerlich für mich, aber was ist zu machen? Ich kann die Fakta nicht entstellen, und käme ich um meinen ganzen Schriftstellerruf. Kurz die Sache war, als Kilian vor dem Inquirenten stand, die:

Inquirent. War Eure Mutter nicht eine geborne Prallmuller?

Kilian. Ja, Herr Assendarius.

Inquirent. Hatte sie nicht einen Bruder Namens Friedrich Prallmüller?

Kilian. Ja, der liederliche Fritze; er lief als Schusterjunge davon, und hat nie wieder etwas von sich hören lassen.

Inquirent. Jetzt hat er etwas von sich hören lassen; er ist als reicher Mann in Philadelphia gestorben, und hat Euch zehntausend Pfund vermacht. Da der Brief hier meldets.

Kilian bekam den Sperrkrampf in den Kinnbacken; er stand mehr mit offnem Munde als mit offnem Kopfe da. Endlich fragte er: Zehntausend Pfund? Aber was für Pfund, Herr Assendorius, Branntewein oder Tabak?

Inquirent. Das will ſagen 70000 Rthlr. Ihr ſeyd nun ein reicher Mann, und wenn Ihr Eure Strafe abgethan habt, könnt Ihr Euren Reichthum genießen; es iſt genug um Kutſcher und Bedienten zu halten.

Kilian. Auch Pferde und Wagen?

Inquirent. Allerdings.

Kilian rief matt aufathmend „Sackerment" und fiel dann in Ohnmacht.

Der Leſer findet den Schluß dieſer Geſchichte abgeſchmackt; ich auch, aber er iſt wahr und ich kann mir nicht davon helfen. Uebrigens bringt er noch eine Moral mit, die ich hier gratis liefre.

Kilians Selbſt-Amneſtie half ihm etwas, aber doch nicht viel. Er mußte faſt ein rundes Jahr im Gefängniß ſitzen, bevor er zum Genuß ſeiner runden Summe kam. Dies Schickſal (nur den erſten Theil, das Gefängniß) theilte er mit einem verpfuſchten Schreiber, der ihm durch ſeine Gelehrſamkeit imponirte, denn er ſchrieb leidlich orthographiſch und rechnete excellent bis zum Subtrahiren; multipliciren konnte er aber nicht. Dieſer erbot ſich künftig Kilians Geſchäfts- und Rechnungsführer zu ſeyn, damit ſein Vermögen gut verwaltet würde. Kilian war entzückt und nahm ihn in ſeine Dienſte. Kurz vorm dritten Auguſt kamen beide auf freien Fuß; Kilian kaufte ſogleich Pferde und Wagen

und fuhr mit seinem Geheimsekretair spazieren. Als sie gegen Abend durchs Schönhauser Thor zurückkehrten kamen aus einem erleuchteten Garten viele vergnügte junge Leute, und einer derselben hatte eine alte Flinte, aus der er einen Freudenschuß that. Kilians junge Pferde wurden scheu, und wären beinahe mit ihm durchgegangen. Der Mann von 100000 Pfund war aber äußerst ergrimmt über den Schreck und rief: „Der Teufel hole den Kerl! So zu schießen daß man fast Hals und Beine darüber bricht. Sekretair! Gleich Morgen schreibt Ihr mir einen Brief an die Polizei der sich gewaschen hat.“ — Der Sekretair verbeugte sich, meinte aber doch, im vorigen Jahre an des Königs Geburtstag hätte man doch wohl selbst noch gern einen Freudenschuß gethan. — Aber Kilian verstand keinen Spaß. Er war jetzt darüber klar geworden was der Welt fromme, und hatte das Königthum mit republikanischen Institutionen herzlich satt. „Er schreibt den Brief Sekretair“ befahl er barsch, „und grob, das sage ich ihm, denn ich will mir solchen Unfug nicht gefallen lassen. Und wenn mir am dritten August etwa einer die Pferde scheu macht, den will ich kopfscheu machen, so wahr ich Herr von Kilian bin. Und damit Basta!“ —

Der Sekretair verbeugte sich und rief: „Es lebe Kilian der Weise, der Gerechte.“ —

„So ist's recht“ erwiderte dieser; „nur die Wahrheit —“ Und damit fuhren beide bei Eulner vor, und

ließen ſichs wohl ſeyn. — Und am dritten Auguſt 1836 hätte Kilian als Mann von Stand und Ehre ſein Wort zuverläſſig gehalten, doch es ſchoß niemand.

Dies ſind die letzten Nachrichten über Kilian der vielleicht ſpäterhin noch ganz anderes Aufſehn macht, als durch dieſe hier mitgetheilten Abentheuer.

Dialog.

Scene in Athen.

Theaterdirektor. Wer klopft? — Herein! — Nun? — Was iſt denn das für eine alte abgetragene, demüthige Geſtalt? — Was will ſie? — Wer iſt ſie? —

Die Geſtalt. Verzeihen Sie, wenn ich ſtöre — ich bin die Zauberflöte.

Theaterdirektor. So? — Ach ja, ich beſinne mich! Geſtern iſt ſie ja noch auf der Bühne geweſen! Nun? Was ſteht zu Dienſten?

Die Zauberflöte. Ach, Herr Direktor, gar mancherlei! Sehn Sie mich an, ich bin abgeriſſen, zerlumpt —

Theaterdirektor. Nur nicht gebettelt oder —

Zauberflöte. Laſſen Sie mich ausreden! Nachher können Sie ja thun was Ihnen gut dünkt. Freilich bin ich eine arme Alte die man mit dem Fuß wegſtößt; aber ich war doch auch einmal jung und ſchön, ja meine alten Liebhaber ſagen ich ſey es noch, und ewig, denn ich ſey eine Göttin

Theaterdirektor. Fade Schmeicheleien! (für ſich) Das Weib iſt aus Eitelkeit nicht bei Sinnen!

Zauberflöte. Es mag wohl ſeyn! — ach ich bin nur noch der Schatten einer Göttin!

Theaterdirektor (unwillig). Zur Sache! Was ſteht zu Dienſten?

Zauberflöte. Ich möchte wohl einen neuen Tamino und eine neue Pamina haben — doch ich beſcheide mich. Eine neue Königin der Nacht muß ich aber durchaus haben!

Theaterdirektor. Wie? Was? das iſt ja eine Königin in der erſten Blüthe —

Zauberflöte. Aber die Blüthe iſt im Lenz geknickt! Sie iſt gar zu ſchwach und gebrechlich —

Theaterdirektor. Ei was! Sie wird ſchon noch eine Weile halten!

Zauberflöte. Wenigſtens ein Paar neue Prieſter könnten Sie mir doch bewilligen!

Theaterdirektor. Vollends! Wer wird jetzt für Prieſter Geld ausgeben! Die ſind ganz im Cours geſunken! Alle vernünftigen Nationen ſchaffen ſie ab! Es iſt ſchon ſchlimm genug, daß man die alten bezahlen und verbrauchen muß! Alſo nichts von neuen Prieſtern!

Zauberflöte. Soll ich denn nicht wenigſtens ſtatt eines hölzernen Saraſtro einen metallnen haben?

Theaterdirektor. Ich habe noch nie einen andern als einen hölzernen Saraſtro geſehn. Alle Neuerungen ſind mir zuwider.

Zauberflöte. Hoffentlich aber doch nicht ein Paar neue Löwen, die ich ganz nothwendig brauche!

Theaterdirektor. Das wird zu arg! Habt Ihr nicht ein Paar funkelnagelneue Eisbären dafür bekommen, und ein Kameel dazu?

Zauberflöte. Allein Eisbären in Aegypten!

Theaterdirektor. Deſto größer iſt die Rarität.

Zauberflöte. Löwen ſind aber Vorſchrift.

Theaterdirektor. Vorſchrift hin und her! Bei mir fahrt Saraſtro mit Bären und da fährt er auch nicht ſchlecht.

Zauberflöte. Aber mein Schöpfer Schikaneder —

Theaterdirektor. Schi — Scha — Scho — Schu — Schuſter, Schneider, Schiller, Schikaneder — dazwiſchen mache ich keinen Unterſchied! Das wäre ein ſchönes Theater-Regiment, wenn man ſich um dieſe Lumpen ſcheeren wollte! Die ſchneidet, ſchneidert, flickt und ſtückt man zuſammen wie es eben paßt und geht.

Zauberflöte (ſeufzend). Wie es eben nicht paßt und geht!

Theaterdirektor. Das iſt Theaterrecht!

Zauberflöte (für ſich). Theaterſtrandrecht! Theaterfauſtrecht! — Doch wenigſtens ein Paar neue Neſſchen wird man mir nicht verſagen? Die armen Thierchen haben ja kein Haar mehr auf dem Fell, ſo ſchäbig ſind ſie, — ja an manchen Stellen kein Fell mehr unterm Haar — und wenn ſie ſich umdrehen — es iſt doch gar zu unſchicklich!

Theaterdirektor. Pah! Das Publikum muß ſich bei uns dergleichen auch ſonſt gefallen laſſen!

Zauberflöte. Nur ein kleines Stückchen Fell für den kleinſten Affen! —

Theaterdirektor. Nichts! Auch keinen alten Flicken aus dem Garderobe-Kehrigt gebe ich Dir!

Zauberflöte. So werde ich alſo behandelt? Ich, die ich funfzig Jahre lang der Liebling des Publikums war?

Theaterdirektor. Was ſoll man mit funfzigjährigen Geliebten? Die funfzehnjährigen ſind beſſer! Jetzt iſts genug — Fort! Ich habe keine Zeit mehr die Betteleien anzuhören. (Der Theaterdiener tritt ein.) Was giebts?

Theaterdiener. Herr Direktor, draußen ſtehn viele ſchöne Damen und Herren, die Sie zu ſprechen wünſchen, ſie nennen ſich: die Stumme von Portici, die Nachtwandlerin, die Jüdin, die Hugenotten —

Theaterdirektor. Wie? Was? Und die läßt Er Eſel draußen ſtehn? Sogleich die Prachtzimmer geöffnet! Beide Flügelthüren auf! Mein Staatskleid! Fort! Eilig! Hinaus! Es ſoll ſogleich Alles herbeigeſchafft werden, was das Haus vermag! — Und was ſtehſt Du noch hier, Du alte, abgetragene Figur! Hinaus Zauberflöte! Hinaus! Auf der Stelle! Dir geht es noch gut genug in der Welt.

Die Zauberflöte (ſtolz). Wahrlich ja! Ich war eine Thörin, daß ich bei Dir bettelte! Ich gehe in Lumpen, das iſt wahr, aber meine ewige Göttergeſtalt ſtrahlt doch in himmliſchem Glanz hindurch. Warum werfe ich den elenden Jammerbehang, den ich Dir danke, nicht ganz von mir! (Sie ſchüttelt die Lumpenkleider ab und wirft den falſchen Flitterſchmuck zu Boden.) Jetzt blicke her, ob ich Dein bedarf!

(Sie ſteht als verklärter Genius da, das Gemach erfüllt ſich mit ſtrahlendem Glanz, ſie ſchwebt langſam gen Himmel auf.)

Der Theaterdirektor (merkt davon nichts, ſondern zieht ſeinen ſchwarzen Frack an, nimmt Hut und Stock, ſteckt eine volle Börſe in die Taſche, und eilt hinaus um Nachtwandlerin, Jüdin, und die andre Geſellſchaft würdig zu empfangen.)

Rhythmischer Strensand.

An unsere Correspondenten.

Warum verschwebt Ihr Schlucker doch Eure Namen
so ängstlich?
Ihr verbergt was Euch fehlt, was Ihr Euch nimmer
erringt.

An einen berühmten Reisenden.

[illegible] Dich möchte ich sehn wenn Du ein Flöhchen
erhaschest,
Von der Crinnerung berauscht, Dich in Ansonien träumst.

An die Recensenten der Gemählde-Ausstellung.

Gut, Ihr führet die Feder, und trefflich; doch weshalb
nie Pinsel?
Warum nur Critic mahlt Ihr, Kunde, die Farben-
kunst nach?

An einen Bibliothekar.

Was gebahrest Du Dich, und strebest nach Orden und Titeln?
Die ists bei Büchern geglückt, — Titel sind hinreichend Dein.

An ....

Englisch sprichst Du vortrefflich, studierest Französisch in Frankreich.
Eins nur beflecket Dich noch, Du verstehst etwas Deutsch.

An denselben.

Worte weißt Du genug von vielen Sprachen der Völker,
Hätte doch mitleidig eins Herz und Geist Dir geschenkt.

An die neueren Componisten.

Scheint Euer Trommelfell doch vom Fell der Trommel gebildet.
Trommelt denn fort und fort, Bestie, trommelt Euch aus.

An dieſelben.

Wo wäre ächte Muſik, wo wahrer Klang als im Tam-
tam!
Dieſer Spondeus allein hat für Euch Rhythmus und
Kraft.

Ueberall und nirgend.

Deine Naſe, o Winter, ſie läßt überall ſich verſpüren,
Nirgend jedoch iſt bis jetzt Sinn ihr ein wenig gefolgt.

XX.

Die Neujahrmappe.

Inhalt.

1) Bibelverſe. 2) Vertrauter Briefwechſel zweier Pferde.
3) Weihnachtsſchau. 4) Orientaliſche Erzählung.
5) Welthiſtoriſcher Guckkaſten.

Fibelverſe.

Titul.

Moraliſch feine Fibula
Zum Hausbrauch, wie auch Chronika
Zu beherzigen und zu leſen fleißig
Im Jahre des Herrn 1837.
Auch mit etwelchen Variationen
Für andre Leute und Nationen,
Entworfen nach alten und neuen Idee'n
Die krumm und grad auf den Füßen ſtehn.

A.

Anfangen iſt wahrhaftig ſchwer.
Aufhören iſt es oft noch mehr.

B.

Der Bär brummt wie ein Ehemann.
Der Büffel ſetzt auch Hörner an.

Variation auf ...

Beethoven ſoll ein Denkmal haben.
Uns ſollen Bier und Bratwurſt laben

C.

Citronen haben ſauren Stern
Don Carlos wäre König gern.

Zwei ſaubre Variationen für den Franzmann.

Citronen ſind gar herb und ſauer.
Wie hoch iſt Conſtantines Mauer? —
Ihr müßt den Marſchall Clauſel fragen,
Er kanns Euch nach der Charte ſagen.

D.

Ein blauer Dunſt kann viel verhüllen
Der Doktor reicht Latwerg' und Pillen.

Wiederum für den Franzmann und etliche Andre.

Im Or... verſinkt man gar zu ſehr
Was halten Sie vom Doktrinair?

E.

Der Eſel und der Ehemann
Sind ein geduldiges Geſpann.

Denkſprüchlein vom Großvater.

Mit Ehren kann man Handel treiben
Mit Ehre aber laß mans bleiben.

F.

Dem Fuchs wird manches Huhn zur Beute
Der Fürſt beherrſchet Land und Leute.

Eine andre beſcheidentliche Weiſe in F dur.

Dieſe Fibel iſt gut angewandt
Wird ſie als Fidibus verbrannt.

G.

Gebratne Gänſe ſchmecken ſehr
Herr Guizot ſitzt *) im Miniſter'.

H.

Der Heilige trägt ſeinen Schein
Homöopath macht Zauberei'n.

Der Hinterſte geht nie voran
Hemmſchuh iſt keine Eiſenbahn.

J.

Das Immergrün, langweilig Kraut;
Die Jungfer wird gar gern getraut.

Auf Franzmanns Art:

Die Juli-Revolution
So junge iſt, verwittert ſchon

---

*) Für den Fall wo er, bis dies Verslein in die Hände des Leſers kommt, ſchon ausgeſchieden wäre, was ſehr wahrſcheinlich, erſucht man zu leſen: „Herr Guizot ſaß" u. ſ. w.

K.

(Nach Göthe.)

Auf Kiebitzeier freu'n ſich hie
So Küſter als Kanonici.

Saubre Variation für den Singularis.

Es ſchmeckt des hübſchen Mädchens Kuß
Dem Küſter und Kanonikus.

Andre saubre Lesweis, auf eine Medaille zu ſchlagen.

Avers.

Kronprinz zu ſeyn, hat keine Noth;
Er ißt, der König backt das Brodt.

Revers.

Kronprinz zu ſeyn, ein' harte Nuß,
Weil Königs Saat er ärnten muß.

L.

Ein Lord zahlt viel für Küch und Keller
Die Laus ſpeiſt wohlfeil ohne Teller.

M.

(vierſtimmig)

Der Mädchen Spott mit Männern ſpielt
Es naſcht die Maus der Marder ſtiehlt.

N.

Herr Guſtav N..... reiſt durch das Land

O.

Der Ohrwurm bohrt durchs Trommelfell,
Die heut'ge Oper sprengt es schnell.

P.

Peel wird durch Wellington Minister
Dem schlechtsten Pfarr der beste Küster.

Q.

Der Quäker macht sich viele Qual
Gott schuf die Quappe wie den Aal.

Variation in Moll.

Still quälen sich oft die Gescheidtsten,
Der dummste Quark macht sich am breitsten.

R.

Die Ratte zehrt von Heu und Leder
Von Reimen gar der Mann der Feder.

Noch bescheidner und wahrer.

Die Ratten, Teufelsgast im Haus!
Treibt sie mit R..... s Reimen aus.

S.

(ohne Anzüglichkeit.)

Die Sau sie grunzt, es heißt das Schwein,

Zarte Variation.

Das Silber hat gar feinen Klang
Speck giebt den beſten Mäuſefang.

Auch ——riſch zu ſingen.

Ahn' Sängerin das Ohr ergötzt
Ahn Schnepfendreck wird mehr geſchätzt.

T.

Ein ſchwarzes Thierchen giftig ſticht
Herr Thiers viel in der Kammer ſpricht.

Doppelt hält beſſer.

Beim Thrankrug ſitzen Eskimo's,
Theater liebet der Franzos.
Der Theetopf iſt in Holland Sitte,
Theekeſſel ſteht in rechter Mitte.

U.

Fis-Moll.

Die Unke ſeufzt der Uhu ſchreit
Die Uhr zeigt unſrer Aller Zeit.

Ausweichung in dur.

Mehr noch als Uebermuth und Geld
Beherrſcht der Unterrock die Welt.

V.

Der Vielfraß iſt ein böſer Gaſt
Ein armer Vetter iſt verhaßt.

Simple Variation al rovescio.

Ein reicher Vetter kommt dagegen
Sogar dem Vielfraß ſehr gelegen.

W.

Frei nach Doktor Luther.

Wer Weiber liebt, Wein und Geſang,
Der bleibt ein Weiſer Lebenslang.

Groteske Variation.

Der Mädchen Wange ſtreichl' ich gern,
Doch Warz' und Wanze bleib' mir fern!

X.

(Freie Phantaſie.)

Selbſt Xenophon, er ließ es bleiben
Ein' Fibel ohn' Xantipp zu ſchreiben,
Und hilft Xantippe ihm nicht mehr
Beſtellt er Xerxes ganzes Heer.

Y.

Auch Yſop iſt ein nöthig Mann,
Sein Maul hält der Eſel kaum

Z.

(alt, aber wahr)

Z, thut der letzte Buchſtab ſeyn,
Deß werden ſich die Leſer freun!

Vertrauter Briefwechsel zweier Pferde.

Pegasus an Rozinante.

Innigst geliebte Rozinante!

Wie sehr hat es mich erfreut nach langen zehn Jahren einmal wieder Kunde von Dir zu erhalten! Du hast Dich also jetzt zur Ruhe gesetzt, Du Glückliche, und bist aufs Land gezogen, wo Du der schönen Natur so recht aus vollen Zügen genießen kannst. Gern erfülle ich Deinen Wunsch Dir meine Lebensschicksale mitzutheilen von dem Augenblick an wo wir grausam getrennt wurden. Ach Rozinante welch eine glückliche Zeit war es wo ich noch an Deiner Seite stolz auf Deine und meine Schönheit den Staatswagen des Fürsten P... zog! Wie grausam zerriß man das Band unsrer Liebe, das ich so kühn zu knüpfen gewagt! Weißt Du noch, Rozinante, als ich muth- und kraftvoll den Flankierbaum zerschlug, der uns trennte? Jetzt gehe ich demüthig und gesenkten Hauptes mit lahmen Schritten vor der Droschke einher und kaum wage ich's im höchsten Zorn, in äußerster Verzweiflung einmal gegen die

die Peitsche meines schnauzbärtigen Tyrannen zu sehr ängstigen. Ja, Rozinante, so weit ist es mit mir gekommen. Von jenem Morgen an, wo der Fürst P... von seiner Reise nach Schottland zurückgekehrt die Stallthüre öffnete und voller Grimm als er Dich erblickte ausrief: „Was T... die Rozinante will ja fohlen!“ — von dem Augenblick an hatte ichs zu elend. Du selbst warst Zeuge, wie er mit den unhöflichsten Ausdrücken, welche ich in einem gebildeten Briefe an ein so zartes Wesen, wie Du, nicht wiederholen darf, die Peitsche umkehrte und mich erbärmlich zerprügelte; Du warst Zeuge und Genossin, denn es ging Dir nicht besser, ausgenommen hernach. Jetzt riß man mich von Deiner Seite und am andern Tage unterwarf man mich einer grausamen Mißhandlung, die ich Dir nicht näher zu schildern wage. Ich bin Dir seitdem unverbrüchlich treu geblieben!!

Von der Deichsel der Staatscarosse wurde ich, das weißt Du, verbannt, und in den Tilbury eingespannt. Dies war das härteste Loos, was mich treffen konnte, denn der Fürst benutzte mich stets zu den Besuchen bei seinen zahlreichen Freundinnen, wo er incognito vorzufahren pflegte. Denn nicht allein, daß seine Ungeduld mich immer zu langsam fand, und mich daher durch zahllose Peitschenhiebe antrieb, so hatte ich auch noch die bittere Qual, ihn stets in einem Glück schwelgen zu sehen, welches man mir grausam geraubt hatte. O wie viele Thränen flossen da in Deinem Andenken! Ich will

Dir jetzt eines meiner Abentheuer erzählen, welches entscheidend auf mein Schicksal wirkte. Einst mußte ich in die Vorstadt hinaus, wo der Fürst aus einem unscheinbaren Häuschen eine allerliebste, frischwangige Bürgertochter abholte und weit mit ihr in Feld und Wald hinausfuhr. Im dunkelsten Haine hielt man still, beide sprangen leichtfüßig ab, und der Fürst band mich mit den Zügeln an einen Baum, so daß ich kaum einen verstohlenen Blick nach dem hübschen Mädchen werfen konnte, was halb erröthend, halb schmachtend in wonnigen Ahnungen bebend an seiner Seite stand. Dann verschwanden Beide Arm in Arm im Gebüsch und ich sahe nur von weiten wie er sie umschlang und heiße Küsse auf ihre glühenden Lippen drückte. Bald schimmerte nur noch ihr weißes Kleid durch die Blätter, dann war alles still. Als sie nach einer Stunde zurückkehrten von dem einsamen Spaziergange, stand ich gesenkten Hauptes und gedachte Deiner, und achtete kaum noch auf die dunkel verschämten Wangen und thränenden Augen des hübschen Kindes, das der Fürst leichtfertig lächelnd in den Wagen hob. Etliche scharfe Peitschenhiebe weckten mich aus meinen Träumen, und wir rollten zur Stadt zurück bis vor die Thür des Häuschens. Dort stand die Mutter und fragte: „Nun, Marie, hat Dich die gnädige Frau in Dienst genommen?“ Marie schwieg ängstlich, doch der Fürst sprach rasch: „Es ist alles richtig, Mütterchen, künftigen Sonntag will ich Mariechen selbst hinausbringen, und Dienstag reist sie

ſchon mit der Baronin ins Bad und dann nach Paris. Auf ein Jahr müſſen Sie ſich ſchon von der Tochter trennen, dann ſollen Sie ſie aber auch als eine gemachte Dame wiederſehn.“ Marie ſprach kein Wort, ſondern ſtand am Wagen und weinte. Die Mutter ſagte zu ihr: „Gräme Dich nicht, Marie, wegen der Trennung. Ein Jahr iſt bald vorbei, und Dein Glück wird damit gemacht. Gott lohne es dem gnädigen Herrn, was er an Dir thut.“ Marie ſeufzte, ich ſchnaubte unwillig aus den Nüſtern und ſchlug mit dem Huf auf das Steinpflaſter, und wünſchte mir Sprache zu meinen Augen und Ohren. Der Fürſt mochte wohl meine Gedanken ahnen, denn er gab mir drei recht abſonderliche Peitſchenhiebe und im Gallop flogen wir durch die Gaſſen bis an das Haus der ſchönen Tänzerin Fanny, wo der Fürſt ſeinen Abend zubringen wollte. Sie ſtand ſchlank und zierlich wie eine Nymphe im weißen flatternden Florkleide mitten unter blühenden Roſen auf ihrem Balkon und flötete ein unnachahmlich ſüßes: „**bon soir mon prince**“ hinab. Er flog hinauf — der Stallknecht Georg, der ihn ſchon an der Thür erwartete, nahm die Peitſche und die Zügel, und wir kehrten nach Hauſe zurück, wo ich meinen Hafer mit Thränen fraß, weil ich immer daran dachte daß der Fürſt bei der ſchönen Fanny war, und ich allein im Stall, bei Ratten und Mäuſen — unter Larven die einzig fühlende Bruſt.

Nächſten Sonntag zog ich den Fürſten und Mariechen wieder vors Thor hinaus. Unter tauſend Thränen

hatte ſie von ihrer Mutter Abſchied genommen. Sie ſahe blaß aus, aber ſchön wie ein Engel. Eine Meile von der Stadt hielten wir bei einem kleinen einſam gelegenen Hauſe. Eine häßlich grinſende Alte ſtand vor der Thür.

„Hier wirſt Du wohnen Marie" ſprach der Fürſt, „dieſe gute Frau wird für Alles ſorgen!"

Marie weinte heftiger. „Und wirſt Du Wort halten — wirſt Du mich nicht verlaſſen!"

„Auf mein Ehrenwort! ich bleibe Dir treu" erwidert er raſch aber kalt.

„Hm!" dachte ich und ſchlug mit dem Vorderhuf auf den Boden.

Die Alte rief mit heiſerer Stimme: „Nur dreiſt mein Töchterchen, Du ſollſt es gut haben; ich habe ſchon manches hübſche Kind, das weinend hier ankam, getroſt entlaſſen."

„Schon manches" — ſtammelte Marie und ſah bleich wie der Tod zu dem Fürſten auf.

„Nun ja, was weiß ich, wer hier gewohnt hat" antwortete er mürriſch und warf einen ingrimmigen Blick auf die Alte.

Indem raſſelte ein Wagen die Chauſſee herab; es ſaß eine verſchleierte Dame darin. Als ſie dicht an uns war ſchlug ſie den Schleier zurück, und ſprach erſtaunt: „Bon soir mon prince" — es war die reizende Fanny.

„Enaltſche" rief der Fürſt, „was führt Sie in dieſe Einſamkeit"

„Man hat ſo ſeine Abentheuer! Sie beſuchen mich doch heut Abend wieder? Oder wollten Sie mir wirklich, wie allen Ihren **amours** nicht acht Tage treu bleiben?“

„Ewig“ ſchwur er carrikirend. Da hörte ich einen lauten Schrei — ich blickte ſcheu und erſchreckt zurück, und ſah die arme Marie bewußtlos vom Wagen ſtürzen. Da war es als ſtachle mich ein Dämon — ich brauſte wie der Sturmwind davon, denn ich dachte dem Thäter den Lohn zu geben, und zugleich **meine** Rache an ihm auszuüben. Wohl hört' ich ihn zweimal laut ſchreien, und fühlte ſein Reißen in den Zügeln — doch ich ſetzte das Gebiß auf die Bruſt, und ſtürmte weiter fort. Nicht eher hielt ich inne bis ich fühlte daß der Tilbury in tauſend Stücken zerſcheilt war. Da erſt ſah ich mich um, gewiß, nun werde er ſeinen Lohn haben. Doch — Rozinante — mich ſchaudert da ich es niederſchreibe. — Ich ſah Frauenkleider flattern, — ein blutiges Rad, in Staub gewühlte blutige Locken, — Marie war mit den Kleidern hängen geblieben, und hatte ſich einen Fuß im Tritt geklemmt! — Nach fünf Minuten ſtürzte der Fürſt, der herabgeſprungen war, athemlos aber wohlerhalten herbei und rief: „Das iſt eine Teufelsgeſchichte! Du Beſtie!“ Er zerſchlug den Peitſchenſtil auf meinem Kopf, und gab mich am andern Tage aufs Gut zum Reitpferd für den Verwalter!

Im nächſten Briefe mehr, Rozinante, heut iſt mir das Herz zu ſchwer, auch habe ich noch um 11 Uhr eine

Tour vom Alexanderplatz nach dem halliſchen Thor machen müſſen, und das greift die Knochen an. Schlaf alſo für heut wohl. Dein Pegaſus.

Rozinante an Pegaſus.

Mein lieber Pegaſus!

Es war mir ſehr erfreulich nach ſo langen Jahren einmal wieder etwas von Dir zu vernehmen! Ach Pegaſus, auch Rozinante denkt der Roſenzeit unſrer Liebe! — Du fängſt Deinen Brief damit an, mich zu beneiden daß ich mich zur Ruhe geſetzt! — O Lieber, wie irrſt Du! Aufs Land bin ich gezogen, aber nur eine Stunde von der Stadt, zu einem kleinen Ackerbürger, der dort ſein Gütchen hat. Ich bin das einzige lebende Weſen im Pferdeſtall, alſo das einzige welches alles zu Markt, zur Mühle, und nach Hauſe zieht! —

Dein Brief traf mich, als ich eben recht erſchöpft mit einem Milchkarren heimkehrte, den ich den ganzen Morgen in der Stadt herumgeſchleppt, und deſſen Laſt nie leichter wurde, weil wir an jedem Brunnen uns wieder ſo viel Waſſer einfüllen als wir Milch verkauft haben! Das iſt ein Elend Pegaſus! — Beim Mittagsbrodt dachte ich Deinen Brief recht gemächlich zu leſen; aber mein Ackerbürger hatte mir ſtatt des Hafers nur Häckſel eingeſchüttet — ein Verſehen das ihm oft begeg-

net — daher ſtörte der Magenſchmerz mich ſehr in meinen Gedanken. Und was mußte ich erleben Pegaſus! Gerade als ich an der Stelle war, wo Du von unſrer Jugendliebe und Schönheit ſprichſt, kommt mein Ackerbürger in den Stall und tobt: „Willſt Du wieder nicht freſſen Du Vieſt? Nun weiß ich warum Du ſo mager wirſt daß ich den Stalleimer an Deinen Hüftknochen aufhängen kann!“ — Muß ſo etwas nicht das Zartgefühl verletzen? Beſonders wenn Jemand ſo unhöflich iſt einem dabei mit der Stallgabel auf die Knochen zu ſchlagen, daß der Stil bricht! — Ich ſuchte mich ſo gut ich konnte zu entſchuldigen, indem ich mit den Nüſtern in die Krippe hauchte, daß der Häckſel weit umherflog, damit mein Herr merken ſollte, warum ich mager bleibe. Aber da wurde er erſt grob! Ich mag Dirs gar nicht ſchreiben was er ſagte, Pegaſus, aber das muß doch Deine Jugendgeliebte kränken, wenn ſie Anſpielungen und Sticheleien mit anhören muß, die mehr als deutlich den Wunſch ausdrücken, daß der Nachrichter (ich will mich nicht ſo grob ausdrücken wie mein Herr) ſie abholen möge. Ach Pegaſus! Auch nannte er mich — nein ich kann das Wort nicht ſchreiben, aber Du haſt es wohl oft gehört — ein Schw.....ths....r! Deine zarte Rozinante! —

Nun etwas von meinen Schickſalen. Bald nach unſrer Trennung gebar ich einen Sohn, Achilles genannt. Leider hat er vor ſechs Jahren auf der Bahn

mit Hinderniſſen ſich und ſeinem Reuter den Hals gebrochen, ſonſt hätte er gewiß geſiegt.

Ein Jahr nach ſeiner Geburt verkaufte mich der Fürſt an den reichen Brauer Habakuk. Hier blieb ich vier Jahre in Dienſten; dann kaufte mich der Doktor Iſegrimm. Es wäre mir da gewiß recht gut gegangen, allein zum Unglück bekam ich ein entzündetes Auge, und nun wollte mein Herr mein Arzt ſeyn und ich mußte von ſeinen Recepten verſchlucken. Da merkte ich dann bald daß es viel beſſer ſey ſein Pferd als ſein Patient zu ſeyn; und da ich vorausſah, daß mich ſeine Mittel um mein Auge bringen würden, ſtellte ich mich lahm. Ein Jude, der mit Pferden auf die Meſſe zog, kaufte mich; ſo wie ich ihn das Geld bezahlen ſah, machte ich einen Freudenſprung und konnte von Stund an wieder laufen. In drei Tagen heilte auch mein Auge ohne Recepte, und der Jude führte mich nach Frankfurth an der Oder zur Meſſe. Mein neuer Herr, der Jude, war ein wahrer Mann für Damen! Er that alles um mich jünger und ſchöner zu machen. Meine Zähne brannte er ſauber aus, und machte mich dadurch wieder zu einem blühenden Geſchöpf von ſieben Jahren; er wuſch mir die Mähnen und den Schwanz mit Klettenwaſſer, und bürſtete und kämmte mich ſehr ſauber mit dito. So wurde ich einem Infanterie-Offizier als Adjutantenpferd verkauft. — Doch, Beſter, ich mochte jung ausſehn, aber ich war es nicht; der Dienſt wurde mir allzuſchwer, beſonders da mein Reiter mir bei jedem Pariren im Galopp ſo auf

die Bruſt fiel, daß ich nach einem Jahre ſchon völlig bruſtlahm war. Und Galopp mußte ich immer gehn, denn im Trabe konnte einestheils mein Reiter nicht Sitz halten, anderntheils ſchrie ſein Obriſt immer: „Reiten Sie Galopp Herr! Ins drei Teufels Namen!“ Auch dann, wenn der Adjutant nur zu der Frau Obriſten, die jedem Exerciren aus dem Wagen zuſah, heranſprengen und ſie erinnern ſollte daß Mittags der Braten nicht zu gar würde. Ich mußte endlich meinen künſtlichen Reitpferdeſtand aufgeben, und kam zu einem reichen Pächter, der mich halb als Kutſchpferd für die Kaleſche, wenn er in die Stadt zur Reſſource fuhr, halb als Ackerpferd gebrauchte. Als ich auch ihm zu müde wurde, ſchlug er mich meinem jetzigen Herren zu.

Da haſt Du Pegaſus, meine traurigen Schickſale ganz; ſie ſind nicht ſo merkwürdig wie die Deinigen, die ich erſt halb habe.

Zu mir aufs Land zu ziehen, Pegaſus, dazu rathe ich Dir nicht. Denn wie geſagt, nur dreimal die Woche giebts Miſchfutter, die andern Tage reinen Häckſel. Dabei ſchlechtes Lagerſtroh, und im Stall regnets durch, ſo daß ich mich immer ſehr künſtlich legen muß, damit nur wenigſtens Kopf und Bruſt nicht naß werden. Aber ſehn könnten wir uns zuweilen, lieber Pegaſus, wenn Du Mittwochs und Sonnabends, wo ich zu Markte fahre, Deinen Droſchkenkutſcher bereden wollteſt ſeinen Stand am Gensdarmenmarkt zu nehmen.

Ewig Deine getreue Roſinante.

Pegaſus an Rozinante.

Meine theure Herzensrozinante!

Dein Brief, liebes Weſen, hat mich tief gerührt! Ach was iſt die Herrlichkeit des Lebens! Kaum zehn Jahre ſind es her als wir ſo ſtolz nebeneinander hertrabten, und wo wir uns ſehn ließen murmelte das Volk:

„Ein ſchönes Paar!“

Ach unſer Ehrgeiz aus jener Zeit! Erinnerſt Du Dich noch wie wir es uns zur Aufgabe gemacht hatten, uns nie ein Geſpann vorkommen zu laſſen? Und jetzt? Wenn ich mühſam in der Dreſchke trabe, und mir jeder Schritt ſauer wird, und ich keuchend athme — ach dann glaube ich oft ich ſey gar nicht mehr der nämliche, nicht Pegaſus! Rozinante, mit Thränen in den Augen habe ichs erlebt, daß mir Laſtträger, mit Packen auf dem Rücken ſo groß und ſchwer wie die Garniſonkirche, den Verſprung abgewonnen haben wenn ich zwei Paſſagiere geladen hatte! —

Doch was helfen die Klagen, Rozinante, ich will lieber in meiner Lebensgeſchichte fortfahren, die lange nicht ſo einfach iſt wie die Deinige, obwohl Du auch ein trauriges Schickſal gehabt haſt.

Der Fürſt hatte mich wie ich Dir ſchrieb, aufs Gut zu ſeinem Verwalter geſchickt. Dieſer Menſch gab ſich mit Pferdezucht ab, und ſollte mich bändigen. Denn

die unvernünftige Race der Menſchen glaubt ja immer daß wir ſo blind und toll darauf los handeln wie ſie, und folglich mit Spornen und Peitſche von uns eben ſo wie von ihnen alles zu erlangen iſt. Der alte Reitknecht Jacob ritt mich hinaus; ich ging lammfromm; er ſagte einmal über das andre: „Ich kann gar nicht begreifen was der Herr will? Der Pegaſus iſt ja zu reiten wie ein Damenpferd!“ Da machte ich plötzlich einen Seitenſprung und Jacob lag im Chauſſeegraben. Das geſchah aber nicht aus Bosheit, ſondern vor Schreck. Ich hatte nämlich nicht auf den Weg geachtet, ſondern war betrübt, geſenkten Hauptes fortmarſchirt. Plötzlich, als ich aufblicke, ſehe ich einen Sarg dicht vor mir, der von acht ſchwarzen Männern getragen wird, und dahinter eine gebeugte Frau in Trauerſchleiern — es war Mariens Mutter! Das arme Mädchen wurde zu Grabe getragen! Du begreifſt Rozinante, daß dieſer unvermuthete Schreck mich aus der Faſſung und dadurch den ehrlichen Jacob aus dem Sattel bringen konnte. Um meinen Fehler gut zu machen blieb ich ſtill wie ein Lamm ſtehn, und ließ ihn ruhig wieder aufſitzen. Nun zeigte er aber auch daß er ein Menſch ſey, nämlich unvernünftig. Denn er bohrte mir grauſam beide Spornen in die Rippen, und riegelte mir die Lippen mit der Trenſe wund. Es war doch ſo leicht, einzuſehn daß ich mich nur erſchreckt hatte, und wenn Jacob gleich nicht wiſſen konnte weshalb ſo heftig, ſo war es doch zu begreifen daß der unvermuthete Anblick eines Sarges jeden ehr-

lichen Gaul frappiren kann, wenn gleich er niemals in einem liegen wird: allein Jacob dachte nur von ſich klug. Ich war aber klüger als er, denn ich machte ihm ſehr ſchnell begreiflich daß er mich verkehrt behandle. Ich bäumte mich und ſchlug hinten aus daß meine Hufe faſt die Zweige einer breiten Linde trafen unter der wir grade hinritten, und Jacob lag zum zweitenmal im Graben. Wiederum ſtellte ich mich lammfromm hin, und ließ ihn aufſitzen. Jetzt nahm er ſich in Acht; er hielt zwar die Zügel etwas ſcharf, doch gab er mir keine Sporren, und ſo ging ich ganz ruhig. Nach einigen Minuten ſagte er: „Weiß Gott, der wilde Racker iſt doch wahrhaftig lammfromm," und nun kamen wir glücklich aufs Gut.

Der Verwalter war ein halber Rieſe. Er hatte Schenkel wie Herkules, und Spornen an den Stiefeln wie ein ehemaliger Jenenſer Renommiſt. Jacob gab ihm einen Brief des Fürſten. Er las ihn. „Alſo das iſt ſo eine Teufelsbeſtie?" fragte er und ſah mich an. „Nein Herr," ſprach Jacob, „das Thier iſt wie ein Schooßhündchen, aber man muß es zu behandeln verſtehn!"

Der Verwalter ſah ihn mit einem langen, verächtlichen Blick an. Ich hatte ſchon einen ingrimmigen Haß auf den Kerl.

„Morgen will ich ihn reiten" ſprach er und ließ mich in den Stall führen. „Kurz gehalten," rief er

dem Knecht nach, „— verſtehſt mich, — iſt ein wilder Teufel!“

Erſt im Stall wurde mir begreiflich was er gemeint hatte, denn ſo hungrig und durſtig ich vom weiten Wege war, man gab mir weder zu freſſen, noch zu ſaufen, ſo daß ich die ganze Nacht vor Hunger nicht ſchlafen konnte, und am andern Morgen ganz ermattet war. Jetzt merkte ich, worin die Reitkunſt des Verwalters beſtand, aber ich beſchloß ihn zu überliſten. Andern Morgens wurde ich herausgeführt. Er ſtand ſchon vor der Stallthür, im Reitüberrock, gelben ledernen Hoſen und Kanonen. Als er mich beſtieg war mir als wenn ſich ein Elephant auf mich wälzte; mit Gewalt war für den Augenblick wenig auszurichten, das ſah ich ein, ging alſo ruhig, Schritt vor Schritt, und lauſchte jeder Bewegung ſeiner Hand ab, was er wollte. Im Uebrigen ritt er ziemlich gut, und wenn er gleich nicht Verſtand genug hatte um den meinigen zu ahnen, ſo verſtand er doch meinen Körper. Beide, wie es ſchien, miteinander ausgeſöhnt, kehrten wir in den Stall zurück und ich bekam ein gutes Futter. Nach Tiſch ritt er mich wieder; ich war eben ſo aufmerkſam, denn noch fühlte ich mich nicht ganz bei Kräften. Als er abſtieg ſagte er: „Jacob hat Recht; das iſt ein ſuperbes Pferd, der Fürſt kann aber weder fahren noch reiten, ſo viel er ſich auch darauf einbildet! Je nun, wir wollen ihm ein halbes Jahr lang etwas weiß machen, dann kann das Thier in ſeinen Stall zurück, oder ich ſuche einen Handel zu meinem

Vortheil damit zu machen.“ — Ich lachte in die Trenſe, wie leicht der Menſch anzuführen ſey, der meine Klugheit für die ſeinige hielt. Da er mir aber ſehr viel Schaden thun konnte durch Hungern und Peitſchenhiebe, hüthete ich mich wohl ſeinen Zorn zu reizen, und ließ ihn in dem Wahn ich ſey das beſte Damenpferd in Europa. —

Nach wenigen Tagen hatte ichs weg, daß der Verwalter allgemein verhaßt war, weil er die Leute arg mißhandelte. Beſonders aber war er hinter den jungen Mägden her, die er durch Drohungen und Hausarbeiten aller Art, zu Ungebührlichem zu zwingen ſuchte. Ich hatte einmal ſeit unſrer Trennung und der Mißhandlung die ich erfahren, einen tiefen Ingrimm gegen die Bosheit der Menſchen gefaßt, und beſchloſſen derſelben ſo viel ich könnte entgegen zu wirken. Daher brütete ich auch Rache gegen die Abſcheulichkeiten des Verwalters. Vorerſt, wenn er einen Kameraden von mir mißhandelte, oder wenn er einem Knecht oder einer Dienſtmagd grauſam begegnete, that ich allemal einen Biß in die Krippe, und machte mir ſo einen Kerb dafür.

Jetzt ereignete es ſich, daß ein junges Mädchen aus dem Dorf, deren Mutter, eine arme Wittwe, plötzlich geſtorben war, auf den Hof in Dienſte zog. Der Verwalter ſtellte ihr ſogleich auf alle Weiſe nach, doch ſie ging ihm klug und ſittſam aus dem Wege. Eines Tages da er auf mir ſpazieren ritt, begegneten wir Dorotheen, ſo hieß das hübſche Kind, tief im Walde. Ich

glaube, es war eine abgepaßte Sache, denn der Verwalter hatte ſie ſelbſt nach der Stadt geſchickt, und wußte wann ſie zurückkommen würde. Wenigſtens kam mirs verdächtig vor, daß er mich auf einen einſamen Fußpfad lenkte, wo niemand zu reiten pflegte. Als das Mädchen von weitem heran kam, ſtieg er ab, und band mich mit den Zügeln an einen Baum. Hierauf hielt er Dorotheen an, ſprach einige Worte mit ihr, kneipte ſie dann in die Wangen, wollte ſie küſſen, und da ſie ſich ſträubte umſchlang er ſie gewaltſam. Sie aber, kräftig und entſchloſſen, riß ſich los, gab ihm eine ſolche Ohrfeige daß der Streich durch den ganzen Wald erſchallte, und ſprang ins Gebüſch. Der Verwalter wollte ihr nach, doch ſie war in ihren bloßen Füßen geſchwinder als er in ſeinen Kanonen und Spornen, und kam ihm bald aus dem Geſicht. Jetzt kehrte er zu mir zurück und ſchon von Weitem hörte ich ihn fluchen und wettern, daß er das wilde Mädchen ſchon zahm peitſchen laſſen wolle.

Nunmehr ſchien mir der Augenblick der Strafe gekommen; ich ſtellte mich ganz arglos, und rührte mich nicht, als er mir die Zügel über den Hals warf, um aufzuſteigen. Doch ehe er ſichs verſah machte ich einen Seitenſprung, drehte mich kurz herum, und ſchlug mit beiden Hufen aus ächtem Pfeffer und Salz nach ihm aus. Eigentlich wollte ich ihn ſo treffen, daß ihm der Frevel für immer vergangen wäre, doch er hatte ſich umgedreht, und ſo beſiegelte ich nur ſeinen Hüftknochen mit meinem rechten Hinterhuf, aber dergeſtalt daß er

ſogleich zu Boden ſtürzte. Ich aber galoppirte davon und nach Hauſe zurück. Auf der großen Landſtraße traf ich Dorotheen; das arme Kind ging haſtig vorwärts. Da ſie mich hinter ſich hörte ſah ſie ſich erſchreckt um, und wollte ins Gebüſch flüchten, doch als ſie erkannte daß ich ohne Reiter war, blieb ſie verwundert ſtehn, und nun bemerkte ich daß die hellen Thränen dem hübſchen Mädchen über die Wangen rollten. Sie kam jetzt in große Verlegenheit; denn ihr chriſtlicher Sinn trieb ſie an nachzuſchauen, ob der Verwalter vielleicht Schaden genommen habe; andrerſeits glaubte ſie auch, ich ſey wohl nur weggelaufen, und er zu Fuß aber bei vollen Kräften. Endlich ſiegte ihr Mitleid; ich ließ mich willig von ihr fangen, ſie band mich an einen Aſt, und ging dann zurück. Da ſie den Verwalter hülflos am Wege liegen fand, kam ſie eiligſt wieder, der Zufall führte ihr einen Holzbauer in den Weg, und mit ihm brachte ſie den Galgenſtrick glücklich bis zu mir, der ich ihn nun, am Zügel geleitet, im Schritt bis ins Dorf trug. — Und wie vergalt ihr der Verwalter dieſen Liebesdienſt, ohne den er vielleicht im Walde umgekommen wäre? — Sechs Wochen ſpäter, nachdem ſeine Hüfte geheilt war, verſteckte er zwei ſilberne Löffel, einen Ring, und noch einige andre Kleinigkeiten in Dorotheens Lade. Dann ſchlug er Lärm daß die Dinge fehlten, ließ den Schulzen holen, Hausſuchung halten — und die Folge war daß Dorothea nach der Stadt ins Gefängniß gebracht wurde. Ich ſah ſie abfahren, blaß, in Thränen, ihre Unſchuld

betheuernd; ich knirschte und stampfte vor Wuth. Hundertmal biß ich in die Krippe, und schwur mirs, den Schurken zu strafen. Kaum war das Mädchen, von einem Gensdarmen begleitet zehn Minuten fort, als ich ihn mit lauter Stimme befehlen hörte, mich zu satteln. Ha! dachte ich! Jetzt sollst Du die Rache fühlen, und bereitete mich vor, ihm wieder einen zarten Hufschlag zu geben. Doch ich hörte daß er dem Knecht der mich hielt ins Ohr raunte: „Willst Du wetten, nun ist sie zahm?" Das brachte mich auf die Vermuthung er habe noch etwas gegen Dorotheen vor. Ich beschloß also vorsichtig zu seyn. Richtig! Er jagte dem Gensdarmen nach. Bald hatten wir ihn erreicht. Schluchzend ging das arme Mädchen neben dem eisernen Schnurbart her, der ihrer Angst spottete. „Was wirds denn Großes werden? Ein funfzig Peitschenhiebe, und ein Jährchen am Spinnrad! Das verschmerzt sich!" Ich knirschte in die Zügel. „Nun Jungfer Dorthe, ist sie nun andern Sinnes?" fragte der Verwalter. „Wird sie mir noch Ohrfeigen anbieten?" (Geben! dachte ich.)

Dorothee weinte, blickte zum Himmel und sprach dann: „Gott wird die Unschuld rächen. Ich habe ein ruhiges Gewissen!"

„Will sie jetzt vernünftig seyn, so bringe ich den ganzen Spektakel in Ordnung, — nicht wahr Herr Gensdarm?" fuhr der Verwalter fort.

„Ja, das ist ein Spaß" lächelte dieser.

Dorothee rang die Hände. „Ach Gott Herr Verwalter, warum wollen Sie mich armes Mädchen unglücklich machen!“

„Du haſt die Wahl,“ ſprach er kaltblütig und nahm eine Priſe. „Du weißt was ich Dir geſagt habe! Der Herr Gensdarm bringt Dich, je nachdem ichs beſtimme, ins Zuchthaus und Du biſt ewig beſchimpft, oder nach dem Finkenkrug zu meiner Gevatterin der Frau Reifel; und kein Menſch ſoll erfahren daß Du dort biſt. Binnen vier Wochen ſchaffe ich Dir in der Stadt einen Dienſt —

„Nein,“ rief Dorthee, „ich will ein gutes Gewiſſen behalten, wenn mirs auch noch ſo ſchlecht geht!“

„Nun“ rief der Verwalter giftig zum Gensdarmen, „ſo ſchleppt ſie fort! Unter der Peitſche ſolls ihr leid werden!“

Ich hielt es nicht mehr aus. Im Huy nahm ich meinen Kopf zwiſchen die Beine, und machte einen Bocksſprung — Rozinante Du hätteſt Deine Freude daran haben ſollen! — daß ich den Verwalter, der an nichts weniger dachte als an meine Tücken, mit dem Kopf voran auf einen Haufen Chauſſeeſteine ſchleuderte, wo er für todt liegen blieb. Ich war aber damit nicht zufrieden, ſondern hieb als er da lag mit Hinter- und Vorderhufen nach ihm, und packte ihn mit dem Gebiß und ſchüttelte und ſchlug ihn gegen die Steine daß er morſch und mürbe wurde. Es war ſein Unglück daß wir nicht ſprechen können, ſonſt hätte ich ihm geſagt, ich

ſchüttle Dich ſolange bis Du dem Mädchen Freiheit und Ehre zurückgegeben und ihr ihre Angſt zehnfach vergolten haſt. So mußte ich ihn zurichten, bis er reif für die Reue war. Der Gensdarm wollte ihm zu Hülfe, mich fangen; doch ich gab ihm ein Paar Proben meiner Hufnägel die ſein Magen nicht vertragen konnte. Er lag elend auf der Chauſſee und ſtöhnte. Jetzt hoffte ich nur das Mädchen werde den Augenblick benutzen, und entfliehen, allein ſie blieb gutmüthig und ängſtlich ſtehn, und wollte beiden Schurken Hülfe leiſten. Endlich kamen Leute vom Felde herbei; von ihnen ließ ich mich gutwillig greifen, weil ich wollte daß ſie dem Verwalter zu Hülfe kämen deſſen Gewiſſen ich gerührt hatte. So geſchah es; die Leute umſtanden ihn; er glaubte ſich ſterbend, die Angſt überfiel ihn, er geſtand vor fünf bis ſechs Zeugen daß er Dorotheen durch Verſtecken der Löffel u. ſ. w. in ihrer Lade unſchuldig in Verdacht gebracht hatte. Sie jubelte und weinte vor Freuden, und kehrte nun mit den Leuten ins Dorf zurück. — Ich aber hatte nicht Luſt mir ein paar hundert Peitſchenhiebe geben zu laſſen, ſondern ehe ſichs der Bauer der mich am Zügel führte, verſah, machte ich kehrt und lief im geſtreckten Carriere die Straße entlang. — Es wurde mir leicht meinen Zaum abzuſtreifen, damit ich freſſen konnte. Ganz frei auf den Füßen, fühlte ich mich wie neu geboren, und beſchloß eine Zeitlang Freiherr zu bleiben. Gegen Abend ging ich in ein reifes Haferfeld, ſoupirte delikat, nahm von einem Heuſchober in der Nähe auch

das Meinige zu mir, und ſchlief indem ich mich ganz in ihn hinein wälzte, vortrefflich. Andern Morgens war ich in Zeiten auf, und ſetzte meine Reiſe fort. Das unabhängige Leben gefiel mir ſo außerordentlich, daß ich gar nicht wieder zu Menſchen zurückzukehren beſchloß. Doch nach drei Wochen war ich andern Sinnes; der Hafer war überall gemäht, die Felder ſtanden kahl, es wurde Nachts kalt. An Putz und Pflege hatte ich mich auch gewöhnt; der Sattel von dem ich mich nicht ſelber befreien konnte, drückte mich — kurz ich beſchloß wieder in Dienſte zu gehn, was mir, da es grade Krieg gab, nicht ſchwer werden konnte.

Doch wahrhaftig Rozinante, es iſt Mitternacht vorbei, und noch immer ſitze ich hier im Stall und ſchreibe; aber Morgen muß ich um 7 Uhr auf meinem Stand am Molkenmarkt ſeyn, alſo lebe wohl für heut.

Dein Pegaſus.

P. S. Deinen Brief trage
ich auf dem Herzen unter der Siele.

Rozinante an Pegaſus.

Theurer Pegaſus! Dein Brief iſt mir per Stadtpoſt, aber unfrankirt zugekommen. Haſt Du die alte Höflichkeit gegen Deine Geliebte verlernt, oder iſt Dein Gedächtniß altersſchwach worden? Beides wäre ſchlimm! — Ich habe nur zu einem Paar flüchtigen Zeilen Zeit,

weil ich ſogleich Sand fahren muß! Deine Lebensgeſchichte intereſſirt mich ſehr! Doch weit lieber hörte ich ſie mündlich. Sonnabend, komme ich auf den Gensdarmenmarkt, mit Korn und Kartoffeln, und nehme Miſt aus der Garde-Artillerie-Caſerne mit heraus! O mein ſüßer Pegaſus! Wenn Du es doch machen könnteſt, daß Du Deine treue Geliebte bei dieſer Gelegenheit ſprächeſt! Ich werde nach jeder Droſchke mit Sehnſucht blicken; ſieh Du nach jedem Marktwagen, ſo kann es nicht fehlen, daß wir einander treffen.

Deine getreue Rozinante.

Pegaſus an Rozinante.

Engel! Liebſtes Leben! Dein Billet entzückte mich! So graziös geſchrieben. Sage mir Rozinante, haſt Du Deine Handſchrift auch nach der neuen Audoyerſchen Methode verbeſſert? — Sonnabend will ich mir den Hals ausrecken nach Dir, mein Leben! — Doch nun erzähle ich Dir meine Geſchichte weiter, damit wir alsdann nur von unſrer Liebe ſprechen können. — Wo war ich ſtehn geblieben? Ja, beim Kriegsdienſt. Ich war eigentlich lebensſatt, Rozinante; da lag der Haſe im Pfeffer. Die Trennung von Dir, mit den ſchrecklichen Folgen für mich, hatte mich wild und düſter gemacht, mir Menſchenhaß ins Herz geflößt ſo viel ein Pferd davon aufnehmen kann. Mein unvorſichtiger

Racheverſuch am Fürſten P.. der der lieblichen Marie das Leben koſtete, hatte zu dieſem Gefühl noch Reue und eine Art von Gewiſſensangſt geſellt. Jetzt erſt fühlte ich mich etwas beruhigt, nachdem ich durch Dorotheens Rettung gewiſſermaßen Mariens trauriges Schickſal ausgeglichen hatte. Ich war immer ein ſehr moraliſches Pferd, liebe Rozinante, wie Du weißt; beſonders aber ſeit jenem Unglück. Darum hielt ich's jetzt theils für Pflicht durch Kriegsdienſte dem Vaterlande zu nützen, theils war mein Gewiſſen beruhigt genug, um den Tod nicht zu fürchten. — Mit wahrer Freude hörte ich daher nachdem ich noch einige Tage fortgewandert war, Kanonendonner. Jetzt war ich den Armeen nahe. Die Kunſt war nur die, nicht in Feindes oder Marodeurs Hände zu fallen. Der Zufall war mir günſtig. Ich ſah eines Tages in der Ferne einen ſtattlichen Offizier, ſehr langſam, ohne Bedienung heranreiten. Als er näher kam, bemerkte ich, daß ſein Pferd lahm ſey; ich ſprengte daher in einem kurzen, anſtändigen Galopp heran, und machte mich ſo nahe an ihn, daß er beinahe nicht umhin konnte, mich zu beſteigen. Er rief: „Wahrhaftig ein capitales Pferd! Ein Wallach! (leider!) Gerade wie ich eins brauche! Aber ſieht aus wie der leibhaftige Teufel! (Ich war ſeit vier Wochen nicht gepuzt.) Wenn das Thier nur einen Zuzel hätte, daß mans greifen und aufſitzen könnte! Gewiß ein verſprengtes Beutepferd! — Je nun ich wills verſuchen, mein Lahmer kann mir doch nichts mehr helfen." Er ſtieg ab, ich

blieb ſtehn. Er nahm vorſichtig ſeinem armen lahmen Thier (es hatte einen Schuß,) die Zügel ab, und legte ſie mir auf; ich ließ mich geduldig zäumen. Nun tauſchte er auch unſer Sattelzeug, und in fünf Minuten ritt mich der Obriſt. Der Braune lief uns ſo lahm er war, doch nach. Ich war ordentlich froh wieder einen Reiter zu tragen, denn jeder, liebe Rozinante, iſt nur wahrhaft glücklich in der Ausübung ſeiner Beſtimmung; dies habe ich aus der Kantiſchen Philoſophie gelernt, nachdem ich's ſchon lange aus der Praxis wußte.

Wir kamen nach einer Viertelſtunde an ein Dorf, wo Truppen lagen. Hier traten uns viele Offiziere entgegen, und alle freuten ſich über die herrliche Acquiſition ihres Obriſten, denn das war er. Ich wurde geputzt, in die Schwemme geritten, gefüttert, — nach zwei Stunden war ich das beſte Pferd des ganzen Armeecorps. Rozinante, ich kann ſagen, ich fühlte mich ſtolz; und ich freute mich meines Reuters, denn er war ein guter Reuter, ein tapferer Offizier und ein Vater ſeiner Soldaten. Jetzt komme ich an die glänzendſte Höhe meiner Schickſale, Rozinante, — aber von da an geht es traurig abwärts! —

Tags darauf, als ich zum Obriſten gekommen war, wurden früh die Trommeln gerührt, — es ging gegen den Feind. Es war die große Schlacht bei L.... die den ganzen Feldzug entſchied. Ich Rozinante, ich habe ſie gewonnen! Du lachſt? Höre mich erſt. Das Treffen ſtand zweifelhaft; von beiden Seiten wie Du weißt

wurde tapfer gefochten. Der Feind hatte Quarrés formirt, gegen die unſre Cavallerie vergeblich kämpfte. Mein Obriſt hielt neben dem Feldmarſchall, und ich hörte dieſen ſagen: „Wenn wir das Quarré bei der Windmühle ſprengen können, werfen wir den Feind aus ſeiner ganzen Poſition! Gelingt es nicht, ſo verlieren wir die Schlacht, denn wir haben ſchon zu viel Leute daran geſetzt. Obriſt! Greifen Sie mit Ihrem Regiment an! — Du mußt wiſſen, liebe Rozinante, daß es ein alter Militairſtreit iſt, ob die Cavallerie in jedes Quarré eindringen müſſe, oder die Infanterie, wenn ſie kaltblütig bleibt, nicht zu zerſprengen ſey. Die Meiſten behaupten, es läge nur an uns Pferden, wenn die Cavallerie nicht ſiege, weil wir vor dem Feuer und den Bajonetten umkehrten, und nicht hinein zu bringen ſeyen. Dem iſt wirklich ſo. Daher beſchloß ich das Quarré zu ſprengen, und die Schlacht zu gewinnen. Der Obriſt commandirte die Attake. Er hätte ſich ſeiner Pflicht gemäß nicht an die Spitze der Leute ſetzen ſollen, ich aber zwang ihn dazu. Denn kaum hatte er den Angriff im Galopp befohlen, und wollte nun auf dem Flügel mit ſprengen, als ich trotz ſeiner Sporen und Zügel mit ihm vor die Front, **ventre a terre** dem Regiment voraus, geraden Weges zuerſt in das Quarré hineinſprengte. Als das die Leute ſahen, ergriff ſie Begeiſterung; ſie wollten ihren Führer, ihren Vater nicht verlaſſen, und brauſten hinterdrein. Ich ſtürzte mich in die Bajonette! Auf mich Einzelnen wollte die

Infanterie nicht ſchießen, ſondern dachte, ich müßte wohl weichen, aber jetzt habe ichs geſehen, ein Pferd, das ernſtlich will, legt Breſche in die Infanteriemauer. Zwar bekam ich zwei Bajonettſtiche in die Bruſt, allein ich rannte die Infanteriſten über und über, und war im Augenblick mitten im Quarré. Meinem Obriſten war freilich nicht ganz wohl bei der Sache zu Muthe, aber als tapfrer Soldat machte er gute Miene zum böſen Spiel, und hieb um ſich wie der Teufel! Zehn Sekunden nach ihm, war auch das Regiment heran, und drang in die Lücken, die ich gemacht hatte. In einem Moment war die Infanterie geſprengt, die Poſition des Feindes gebrochen, und die Schlacht nahm auf der Stelle eine andre Wendung. Ich hatte ſie alſo gewonnen! Der Obriſt wurde auf dem Schlachtfelde vom Feldmarſchall umarmt und zum General ernannt. Als er ſagte: „Excellenz, ich verdiene dieſe Huld nicht" — dacht ich: „Freilich nicht ſo ganz," und lächelte für mich. Aber ich wurde auch gelobt, und man wuſch meine Wunden mit Arkebuſade. Dies beweiſet wenigſtens, daß, wenn Eſel häufig in der Geſchichte den Ruhm einer gewonnenen Schlacht davon getragen haben, Pferde wirklich eine gewinnen können. Kein ſchlechter Ruhm für unſre edle Gattung!

Aber Undank war mein Lohn. Zum Reiten taugte ich nicht mehr; ich wurde durch die Bajonettſtiche bruſtlahm. Der Obriſt gab mich ab, ungern, aber er mußte wohl. Bald darauf gerieth ich in Gefangenſchaft, dann kaufte

mich eine Marketenderin, mit der ich ganz am Ende des Feldzugs wieder gefangen ward, und so zu den unsrigen zurückkam, — und dann wurde ich ausrangirt.

Von jetzt an gleicht mein Lebenslauf dem Deinigen, theure Rozinante. Ich wurde von einem Miethfuhrmann gekauft, für den ich allerdings noch ein Paradepferd war. Fünf Jahre fraß ich den Haber in seinem Stall! Dann kam ich zu der Droschkenanstalt!

Mit den edlen Kräften des Körpers ist mein feuriger Geist allmählig verraucht; die lähmenden Jahre, die Trübsale, die traurigen Erinnerungen, haben meine Schwingen gestutzt! — Ich denke nicht mehr daran als Rächer der Unbill in der Menschheit aufzutreten! Denn ich habe auch erfahren, daß mir das so wenig glückt, wie einzelnen Menschen selbst. Einstmals als die Räuber (das Stück ist jetzt verboten) aufgeführt wurden, stand ich, weil es ein schöner Winterabend war, von 6 — 10 Uhr müßig auf dem Gensdarmenmarkt, und da der Schauspieler der den Karl Moor spielte, ein außerordentliches Genie war, konnte ich ihn draußen recht gut die ganze Rolle recitiren hören, denn er schrie mörderlich. Aus seinen Schicksalen erfuhr ich denn, daß es den Menschen nicht besser geht wie mir, wenn sie die Rächer des Unrechts in der Welt werden wollen; sie bekommen ihre Peitschenhiebe im Zuchthaus, so gut wie ich meine im Stall, deshalb habe ich das Rächen aufgegeben, und räche höchstens mich selbst, wenn mein Droschkenkutscher mich zu arg peitscht, durch einen Schlag gegen den

Kutſchkaſten. Aufrichtig geſtanden thue ich aber auch das nicht gern, denn ein Peitſchenhieb thut meinem daran ſehr gewöhnten Fell nicht viel, aber das kräftige Ausſchlagen greift meine ſteifen müden Muskeln und Sehnen viel ſchmerzlicher an. — Ich klage auch nicht allzuſehr über meine verlorne Jugendkraft, und den untergegangenen Glanz früherer Tage, wenn gleich ich mich gegen Dich, liebe Rozinante, ein wenig elegiſch herausließ. — Denn es geht Andern ja nicht beſſer. Vor wenigen Wochen fuhr der Fürſt P.... in ſeinem Staatswagen an mir vorüber; — aber wie ſah er aus? Abgezehrt, verlebt, Unmuth, Ueberdruß, Reue auf dem Geſicht! Die ſchöne Marie mag ihm wohl bisweilen erſcheinen! — Und vor acht Tagen begegnete mir mein Obriſt — der freilich jetzt Generallieutnant und Excellenz iſt. Allein ich glaube eine Krücke, und ein Pflaſter übers Auge, ſind ſchlechte Zugaben zu dem Titel Excellenz! Viel hätte ich darum gegeben, wenn er mich, wie er mühſam die Straße entlang hinkte, erkannt hätte! Ich verſuchte zu wiehern, um ſeine Aufmerkſamkeit auf mich zu ziehn; aber entweder iſt meine Stimme zu heiſer geworden, oder der Kanonendonner hat ihn harthörig gemacht. Er drehte den Kopf nicht nach mir um ſondern ging keuchend und huſtend vorüber.

So liebe Rozinante, geht es uns allen. Unſer Ziel — ich ſehe es vor Augen wenn ich einmal jemand nach

dem Voigtlande hinausfahren muß *)! Dort liegt unser stiller Friedhof! Der Mann der uns den letzten Dienst erweisen wird, begegnet mir oft! Ein Philosoph erschrickt nicht davor! Menschen werden in einem schwarzen, engen Kasten, auf einem düstern Wagen hinausgefahren; ist das besser? Der Sarg dient nur dazu, daß die Würmer sie langsamer zernagen. Uns fährt man auf einem Karren unter Gottes freiem Himmel hinaus! Ich ziehe das vor!

Mein Wunsch wäre nur der, die letzte Lebensspanne die ich noch zu hoffen oder zu fürchten habe, an Deiner Seite zu messen, wenn wir z. B. gemeinschaftlich einen Ruheposten bei einem Charlottenburger Fuhrmann erlangen könnten. Da träfe es uns vielleicht, daß wir an einem schönen Sonntage gemeinsam, wie Philemon und Baucis, auf halbem Wege altersschwach niedersänken, und vor allem Volk, im schönen Thiergarten, ein ruhiges Ende fänden. Möchte man uns nun liegen lassen, oder wegschleppen, ich würde mit dem Dichter singen:

Tegitur coelo qui non habet urnam!

---

*) Der Berliner Galgen, wo der Abdecker die todten Pferde verscharrt, liegt vor dieser Vorstadt.

Anm. des Herausgebers.

Nun, lebe wohl! Sieh Dich ja Sonnabend recht um, nach Deinen

ewig getreuen

Pegasus.

Hier enden die vertrauten Briefe der beiden Pferde, nachdem dieſe vor wenigen Tagen ſelbſt geendet haben.

Weihnachtsschau!

Eben, verehrte Berliner und Athenienser, setzte ich mich in meinem Armsessel zurecht, um, nachdem ich die Weihnachtsherrlichkeiten der Länge und Breite nach beschaut, sie eben so zu beschreiben, als es an meine Thür pochte.

„Herein!"

Ein Türke, mit langem, schwarzem Bart und funkelnden Augen, reich aber doch einfach gekleidet, trat ein. Voll Erstaunen erhob ich mich, und fragte nach seinem Begehr. Er gab mir einen geöffneten, türkischen Brief von vielen Seiten, und sprach zu mir:

„Christ! Ich heiße Selim, bin aus Constantinopel gebürtig, und hier zum Besuch. Gestern wollte ich diesen Brief auf die Post nach Constantinopel geben, allein Euer Post-Paschah oder wie sein Titel ist, sagte mir: „das müßte auch deutsch geschrieben seyn!" Ich war erstaunt über das wunderliche Gesetz, allein ich habe bei Euch Ghiaur's schon so wunderliche Gesetze und Gebräuche getroffen, daß es auf einen mehr oder weniger nicht mehr ankommt. Was soll es meinem Freunde in Stambul helfen, daß ich ihm zugleich in einer Sprache schreibe die er nicht versteht? Indessen ist mirs recht lieb.

Ich wünschte längst, daß Ihr Christen einmal erführet wie wir Gläubige über Euch und Eure Freuden denken; so nimm denn diese Blätter, und da Du, wie ich höre des Türkischen kundig bist, so genüge Eurem wunderlichen Gesetz, und übertrage dies ins Deutsche!"

Ich war höchst erstaunt über diese Rede. Mein Ruf als Orientalist ist in Deutschland nicht sehr groß, ich glaube man hält von Herrn von Hammer, Tholuck, und einigen andren, mehr. In der Türkei dagegen muß ich wohl mehr gelten. Doch dies betraf nur eine Hälfte meiner Verwunderung; die andre war die über des Türken Irrthum, denn sonnenklar war es daß der Post-Paschah wie er sich ausdrückte, nichts von ihm verlangt hatte, als daß die Addresse ebenfalls deutsch geschrieben werde. Da ich aber sehr neugierig war, seinen Brief zu lesen, da Selim selbst es wünschte und zufällig in meiner Nähe ein junger, magerer, schwindsüchtiger Candidat der Theologie wohnte, der sich mit Macht auf das Türkische warf, und den Koran emsig studirte, um die Bibel zu verstehn, — so nahm ich den Antrag an, und Selim ließ mir, indem er nach Art der Türken kurz und stumm schied, seine Papiere zurück. — Sogleich eilte ich zum Candidaten. Er war selig über den Auftrag, und setzte sich ordentlich heißhungrig dabei hin. Er füllte sein Dintenfaß bis zum Rande, legte sich ein Bund Federn zurecht, zwei Butterbrote auf einen Stuhl neben dem Schreibtisch, damit er sich durch Essen nicht unterbreche, — und fing nun an zu übersetzen. Andern

Morgens hatte ich die Arbeit. Die theile ich Euch hier in einzelnen Abschnitten die ich herausgezogen, mit, und Ihr erhaltet, o Ihr Athenienſer (denn ſo lautet nach jeder guten Grammatik der Vocativ) ſtatt meiner Arbeit Selims. Doch konnte ich nicht umhin einige Noten anzuſprützen, wie der ſelige Friedrich Auguſt Wolff das „et aliquot notas adspersi“ zu überſetzen pflegte. — Hier folgt nun die gedachte Edition mit Noten, d. h. mit Zwiſchenſätzen von mir ſelber.

Selim an Muſtapha.

Allah ſey gelebt! — auch für das Widerwärtige welches uns widerfährt! — Ich bin nun geſund am Körper in dieſer Stadt des Nordens angekommen welche man **El-Berlin** heißet. Es iſt gegenwärtig die Zeit des chriſtlichen Bairamfeſtes; nämlich ſie feiern die Geburt ihres Propheten Jeſus. — Wahrlich Mahomet hat Recht wenn er ihn einen geringern als ſich ſelbſt nennt, denn das ſieht man ſchon aus dieſer Feier. Glaubſt Du etwa man hörte Glockenklang von den Thürmen der Moſcheen herab? Oder einen Iman der zum Gebet riefe? Nichts von dem allen. Die Moſcheen, deren ſo wenige, daß es wahrhaft beſchämend iſt — kaum ein Dutzend in der ungeheuren Stadt — ſind die ganze Woche geſchloſſen und man darf nicht einmal hinein. Nur Sonntags werden ſie geöffnet, und da habe ich mir ſagen laſſen, bleiben dennoch viel mehr Chriſten draußen als hinein-gehen. Es iſt aber auch nicht anders möglich, denn die

Stadt hat 250000 Bewohner, (alſo etwa ein Viertheil ſo viel als Stambul, welche freilich aller Städte Sultanin, und die Perle im Diadem des Propheten bleibt) und wenn alle Moſcheen bis auf den letzten Platz gefüllt wären, ſo würden doch kaum funfzigtauſend darin Raum haben! — Ihr Bairamfeſt begehn alſo die Chriſten keinesweges mit Frömmigkeit, ſondern durch lauter Thorheiten, die mir ſo unbegreiflich vorkommen daß ich oft meinen Augen nicht traue.

Den Anfang machen ſie damit, daß ſie in einer ſehr prächtigen Straße von ſteinernen Häuſern (hölzerne wie bei uns ſieht man hier gar nicht) einen großen Bazar aufbauen den ſie den Weihnachts- oder Chriſtmarkt nennen. Dies geſchieht unglaublich ſchnell; denn Abends zuvor war ich noch durch die Straße gegangen und hatte nichts geahnet; und andern Morgens ſtanden ſchon viele hunderte der kleinen hölzernen und linnenen Häuschen, die ſie Buden nennen, fertig aufgerichtet und mit den Waaren ausgeputzt da. Doch lieber Muſtapha, glaube nicht daß dieſes ein Bazar ſey wie zu Stambul oder Bagdad, wo Du die ſchönſten perſiſchen Shawls, die weichen indiſchen Gewebe, Juwelen, köſtliches Roſenöl, reichgeſtickte Mäntel, Turbane, herrliche Pfeifen mit langen Bernſteinſchnäbeln. und wunderſchöne Frauen voll Anmuth, Klugheit und Sitte zum Verkauf aufgeſtellt fändeſt — nein, Muſtapha von allem dem nichts. Eine ſolche Maſſe von thö-

richtem Tand, und gottlosen Bildwerken *) als hier, sahe ich noch niemals beisammen! Wie soll es aber anders seyn? Dies ganze Volk scheint mir fast wahnsinnig, kann man ihm also etwas Anderes zu Kauf stellen, als was Wahnsinnige wählen werden?

Ich fand das so merkwürdig, Mustapha, daß ich mir Vieles genau aufgezeichnet habe was dort ausgestellt war, damit ichs zu Stambul beim Bart des Propheten beschwöre könnte, weil Ihr mir sonst nicht glauben würdet. — Nun höre einmal zu:

Stelle Dir vor daß ganze dieser Buden oder Hüttchen voll kleiner Menschengestalten hängen, die die Christen Puppen nennen. Es sind lederne Götzenbilder, mit wächsernen oder pappenen Gesichtern, und vielen schönen Kleidern angethan. Manche sehn recht zierlich aus, die meisten aber wie kleine Ungeheuer, und oft sind ihrer Hundert beisammen. Wenn nun alle diese am jüngsten Tage ihre Seelen haben wollen? Ha! Mich schaudert vor diesen Freveln! Und doch werden sie noch in größerem Maaßstabe begangen! Denn in andern Buden sahe ich Dir zu vielen Tausenden Krieger, in Blei nachgebildet! Wenn unser Großherr sein ganzes Heer

*) Ich muß hier meine Leser an den bekannten türkischen Glaubenssatz erinnern, wonach es frevelhaft ist menschliche oder thierische Körper nachzubilden oder zu mahlen, weil man diesen Körpern keine Seele geben könne, die sie dann am Recht zu fordern haben.

zusammenkommen ließe, womit er den abtrünnigen Paschah von Aegypten, so hoffe ich, bekriegen will, nicht den zehnten Theil dieser Truppen brächte er zusammen. Aber ist es nicht gottlos die Kinder, denn diese spielen mit den Kriegern Krieg, so zu Hader und Zwietracht zu erziehn? Dies geschieht in andrer Weise noch viel mehr, denn ganze Läden dieses Christbazars sind mit kleinen Waffen, Säbeln, Pistolen, Gewehren, Schwerdtern, Speeren, Dolchen, Fähnlein, Drommeten, Trommeln, und anderen kriegerischen Instrumenten erfüllt. Dennoch wird dadurch die Jugend weder kriegstüchtig, noch sonst abgehärtet, sondern nur einen rohen Lärmen erhebt sie mit den Waffen. Wenigstens sah ich keinen Knaben ein Roß tummeln, mit Pistolen nach dem Ziel schießen, und Aehnliches mehr, wie wir unsre Jugend einüben. Wir stellen ihr den Krieg als ein Uebel vor auf das man gerüstet seyn muß; die Christen zeigen ihn als eine wilde Lust, wozu man das Herz früh reizt. Ueberhaupt, Mustapha, kannst Du Dir keinen Begriff von der Frechheit der Christenjugend hier in El-Berlin machen. Sie wird in verschiedene Abtheilungen getheilt; in Straßenjugend, in Classen- oder Schuljugend, und adlige Jugend; ferner in ältere Jugend, die wiederum in Handwerksburschen-Jugend, in Ladenschwengeljugend, in Studenten und Militairjugend zerfällt. Die letzteren vier Classen sind ausgewachsene Leute an Körper, aber noch Knaben an Vernunft — an Frechheit aber uralt. — Die Straßen-

jugend zieht mit Lärmen und Geſchrei auf den Gaſſen, beſonders auf dem Bazar umher. Sie ſtampft in den tiefen Koth daß die Vorübergehenden, vorzüglich die Frauen, beſprützt werden, und flieht dann mit wildem Gelächter. Ehrfurcht vor dem Alter kennt ſie nicht. Denn einer, dem ich ſeinen Frevel an einem jungen Mädchen, das er mit Koth beſprützt hatte (ſie ging freilich frech unverſchleiert einher, welches hier aber alle Weiber thun) in ernſten jedoch ſanften Worten verwies, ſah mich groß an, ſperrte den Mund auf, ließ die Zunge lang heraushängen, und ſchrie endlich: „O Du Kopf eines Schaafes!“ Ich erhob drohend die Hand, und rief „Fürchte Allah, und ehre weiße Bärte“ allein ſchnell hatte ſich eine Schaar ſeiner Geſellen um ihn verſammelt, und alle riefen ſie abwechſelnd: „Du Kopf eines Ochſen, Du Kopf eines Schaafes, Du Herr mit Läuſen *)!“ und dergleichen mehr, was höchſt unſchicklich und unhöflich war. Ja, einer forderte, ich ſolle ihn — nein der Koran verbietet mir dergleichen niederzuſchreiben, ich ſage es Dir aber wenn ich nach Stambul komme. Unwillig wandte ich den Rücken, aber da fühlte ich daß man faule Aepfel und Nußſchaalen nach mir warf, und am andern Tage hatte mein neuer Kaftan viele Flecke.

---

*) Ich vermuthe, Selim, der die Schimpfwörter alle ſehr genau überſetzt, hat hier das Wort Kerl für Herr gehalten.

Ich entfloh mit haſtigen Schritten. Plötzlich ſtand ich erſchreckt ſtill, denn an mein Ohr ſchlug ein dumpfes, fürchterliches Brummen, wie das eines ingrimmig knurrenden Tigers; und zugleich ſahe ich daß ſich vor mir in der Luft ein rieſiger Klotz, im Kreiſe ſchwirrend bewegte, ſo raſch, daß, hätte er mich getroffen, er mich zerſchmettert haben würde. Ich rief „Allah ſchütze mich!" und fuhr zurück. Jetzt erſt ſahe ich bei mattem Lampenſcheine, daß ein Knabe der Straße *) (die erſte Art zuchtloſer Jugend) dieſes Ungeheuer an einem kleinen Zauberſtabe zum Schwirren und Brüllen zwang. Er rief: „Kauft mir dieſen Teufel des Waldes ab, kauft mir ihn ab Herr!" Ich erſchreckte doppelt, als ich hörte, das Ungethüm ſey ein Teufel, und ſprang zur Linken ab, wie es das Geſetz des Propheten vorſchreibt. Doch wer ſchildert mein Erſchrecken, als ich dort einem zweiten ſchwirrenden Teufel begegne und wie ich weiter flüchte einem dritten, ſo daß ich ganz von Teufeln umringt war. Sinnlos ſtürzte ich vorwärts, und erreichte endlich außer Athem meine Wohnung, wo ich ein brünſtiges Dankgebet zum Propheten ſprach, weil er mich gerettet hatte.

Erſt am andern Tage erfuhr ich, daß dieſe hölliſchen Dämonen, nur ein Spielwerk der chriſtlichen Jugend ſeyen! Daß die Klötze hohl, von Pappe gemacht ſind, und an einem Roßhaar ſchwirren, alſo keine Gefahr bringen, ſondern nur Schrecken für den Unkundigen.

*) Straßenjunge ſagen wir kurzer.

Doch welch ein teuflisches Spiel, dieses Waldteufelspiel! Kann da, frage ich, aus der christlichen Jugend etwas Gutes werden!" —

— — Ich übergebe Selims Abhandlung über Hand=verksbursche, Ladendiener, Portépéefähnriche, Lieut=nants in und außer Diensten, Studenten, **et caetera** und sage nur, daß er uns streng, aber doch nicht ganz ungerecht beurtheilt, wennngleich häufig wie alle Reisende mit Unkenntniß der Dinge. Ehe wir ihm aber weiter ins Diorama, in Faußts Wintergarten und an einige ndre Orte folgen, muß ich einige eigene Gedanken über en Weihnachtsmarkt zu Papier bringen. Ich gebe hier olgendes Verzeichniß von Buden vor denen ich still stehn nd meine Bemerkungen machen will.

1) Pfefferkuchenbuden
2) Pfeifenbuden
3) **Prix fixes**=Buden *)
4) Nackte Puppenbalgs=Buden
5) Tricot=, Camisol= und Hosenträgerbuden
6) Trommelbuden

---

*) Es ist bloßer Zufall daß die drei ersten in P anfangen; ich habe nichts Systematisches noch Alphabetisches dabei im Schilde.

7) Hauben- und Mützchen-Buden
8) Fiocati und Ratti
9) Papp-Theater-Buden
10) Bleierne-Soldatenbuden

NB. (Ich formirte dies Wort indem ich vor der bekannten Berliner reitenden Artilleriekaserne vorüber ging)

11) Geharnischte Ritterbuden. (Aehnliche Formation)
12) Perlenschnurbuden.

Dies ist ein hübsches, geräumiges Dutzend.

Die Pfefferkuchenbuden sind eigentlich kleine Buchläden, und mich wundert daß man sie noch nicht von diesem Gewerbe her extraordinair besteuert hat. Sie beschäftigen sich mit Verlagsartikeln, und geben namentlich viele Gedichte heraus, die sie in Prachtausgaben auf Pfefferkuchen in Groß Folio, in Herzformat, in Kreisform, u. s. w. erscheinen lassen, und mit Perlschrift (von bunten Zuckerperlen) drucken. Ob sie sich dabei auch des Nachdrucks schuldig machen oder nur Originalwerke drucken weiß ich nicht genau. Ich habe aber Verdacht auf das erstere, denn Verse wie folgt müssen von großen Geistern der Nation, und gewiß auch bereits anderwärts gedruckt seyn, nur daß ichs bei meiner Unbelesenheit nicht nachzuweisen vermag. Hier die Proben.

Willst Du ein „süßes Herz" Dir suchen,
So kaufe dies von Pfefferkuchen!

Geliebte mir darfſt Du vertrauen
Und mich mit Roſenlippen — kauen!!
(Sacre dieu!)

Ich will Dir dieſen Kuchen ſchenken
Du ſollſt beim Eſſen an mich denken.

Setz die weißen Zähnchen ein
Beiße derb in mich hinein
Angeführet wirſt Du nimmer,
Glaube mir ich ſchmecke immer!

Es ritten drei Reuter zum Thor hinaus
Den Pfefferkuchen nimm mit nach Haus.
NB. (Es ſind drei Reuter darauf abgebildet.)

Oeffne Deinen Mund nur dreiſt
Pfefferkuchen Dich nicht beißt!
NB. (Es iſt ein Hund von Pfefferkuchen.)

Mit dieſem halben Dutzend Meiſterſängerproben höre ich auf, frage aber Kenner der deutſchen Literatur zweierlei, nämlich

„Stecken nicht entweder Uhland, Rückert, Chamisso, (vielleicht auch ich) hinter der Sache, mit oder ohne Nachdruck,"

oder:

„Hat Berlin nicht seine im Verborgenen wuchernden Genies, wie irgend jemals Athen oder Weimar?"

Für reine Bosheit halte ichs, zu behaupten, daß Gedichte nur auf Pfefferkuchen gedruckt Abgang fänden; dies mag mit Schiller's und Göthe's, die unsre Jugend so weit übertroffen hat, jetzo der Fall seyn aber nicht mit solchen Werken. — Ich würde mich hier ernstlich und weitläuftig über diesen Punkt erklären, wenn ich mich nicht jetzt vor die

Pfeifenbuden stellen, und ausrufen müßte: „Rauch ist alles ird'sche Wesen! Rauch und Schaum!" Nichts kann daher dem irdischen Zustand angemessener seyn als Tabakrauchen aus Meerschaumköpfen. Damit rechtfertigt sichs wohl hinlänglich daß auf unserm Weihnachtsmarkt je die siebente Bude eine Pfeifenbude ist, wo ihrer hunderte in Reih' und Glied hängen was für Manche besser taugte als in Reih' und Glied zu stehn. Ich will damit aber keineswegs auf das Militair, und noch weniger auf die

Buden **a prix fixes** gestichelt haben, vor denen ich selbst jetzt stehe, überzeugt daß mancher mich lieber davor hängen sähe. Sie documentiren den Fort-

chnitt der Zeit, und haben, wie alle in der Parthei der Bewegung, ihren Vortheil davon. Von jeher wünschte ch daß allen Dingen der Preis an der Nase hinge (unchätzbar wäre die Einrichtung besonders bei Menschen) nd daher ein Hans Narr von Ehemann, der seiner Geoffin ein schönes Geschenk machen möchte, es selbst einufen könnte ohne als ein Geprellter ausgelacht zu werm! Jetzt endlich kommt es bald so weit in der Welt. Wüßten die Kaufleute nur, welchen Vortheil sie davon ätten! Tausendmal wagt der Arme, der Blöde, der nerfahrene, gar nicht nach einer Lumperei zu fragen, eil er einen zurückschreckenden Preis und daher eine Vehämung furchtet. Aber wenn man weiß was die Waare ftet, kaufen Bediente, Kinder, Herren, Damen, arren und ich, gleich gut und leicht. Darum, theure Mitlebende, macht Euch öffentliche prix fixes, nicht s geheime, — Ihr fahrt hundertmal besser! —

Ich trete jetzt vor die

Nackte-Puppenbalgs-Bude (Nr. 4 im gister) und schaudre vor Frost zusammen. Herr Gott! hängen die armen, nackten, klapperdürren, ledernen ber, mit erfrorenen Wachshänden oder Gesichtern, rasseln im Windzug gegeneinander wie Gebeine am lgen — daß es einen Stein erbarmen möchte! Und t daneben in Nr. 5,

der Tricot-, Ramisol- und Hosenträgerde herrscht wahrer Ueberfluß an Erwärmungsmate-

rial! Dennoch zieht keiner dem armen Geſindel ein Flanellläppchen auf den Leib! — Dies iſt recht abgeſchmackt bemerkt! — Geht es denn im Leben nicht eben ſo? Hungert und friert denn der Arme nicht tauſendmal hart an der Nachbarwand, wo an brechenden Tafeln gepraßt wird? Kann er nicht oft zwiſchen ſeinem Zähnklappen das Klirren der Champagnergläſer hören? — Ich wüßte alſo nicht weshalb die nackten Puppenleiber (die auch unſer Selim bemerkt hat) hier Anrechte auf Röcke und Kamiſöler hätten!

Nr. 6. Trommelbude! Ich will 25 bekommen, wenn ich hier nicht eine Stunde mindeſtens ſtehn bleibe, und mir dies enorme Arſenal des Lärmens betrachte. Trommeln, von unten bis oben, von hinten bis vorn, eine Trommellegion, ein Trommelſchwarm, ein Trommelvolk! Jedes Volk iſt ein Trommelvolk, denn jedem wird aufs Fell getrommelt — bis es ein Loch giebt. Mir däucht manche Nationen ſind mürbe getrommelt, es ſieht aus als hielten ſie noch ſtraff aus, aber mit Eins werden ſie platzen, und dann — ja dann iſts aus mit dem Trommel-Vergnügen! Ich ſage nicht nur Gleich und Gleich, ſondern Hohl und Hohl geſellt ſich gern, darum haben auch hohle Schädel den hohlen Trommellärm ſo gern. Was für Betrachtungen dringen in die Seele eines Menſchen der vor der Trommelbude Nr. 6 ſteht! „Hielten meine Unterthanen doch ſo ſtill wie dieſe!“ ſeufzt ein Fürſt. — „O könnte ich Euch alle zugleich in meiner Muſik anbringen!“ ruft ein neuerer Componiſt, der da glaubt jeder Menſch

werde gerührt, wenn nur die Trommeln gerührt werden! — „Welche Erinnerungen!“ exclamirt ein ſchlechter Schauſpieler als er vor die Bude tritt. „Doch nein, Ihr alle reicht nicht hin für die Fälle meiner Schickſale!“ — Aber auch für einen Schriftſteller iſt es bedenklich den Trommeln ſo lange nahe zu bleiben! Es ſind verwünſchte Dinger! Manchem der *ihnen* nicht zu folgen Luſt hatte, ſind *ſie* gefolgt. Trrrrrrrrrrrrrrrrum trum trum! Vorwärts Marſch!

„*Hauben- und Mützchenbuden!*“ Nach meinem Geſchmack die reizendſten von allen. An dünnen Fädchen aufgehängt flattert hier die dünnſte und leichteſte aller Waaren, zwiſchen dünnen Lampen und Talgflämmchen. Vor den meiſten Buden ſtehn Kinder — hier ſtehn *hübſche* Kinder! Eine Stunde in der Bude, in dieſer Wolke von Tüll und Mouſſeline zu ſitzen, und alles zu betrachten, was ſich *davor* aufſtellt müßte ein unbeſchreibliches Vergnügen ſeyn. Was ſich da für artige Geſichtchen zeigen! Blondköpfchen, Blauäuglein, Wangengrübchen, Roſenlippchen, Schwarzlöckchen, Schelmblickchen, Spitzmündchen, Weißhändchen, Braunringellöckchen, Lachtäubchen — der Himmel weiß wie alle Charakternamen der allerliebſteſten Mädchen lauten, die nach und nach vor der Bude vorbeidefiliren, und mit ſehnſüchtigen Blicken hineinſchauen und flüſtern: „Dieſes Häubchen mit Roſa Schleifchen — nein das dort mit blauen — die Tüll-Pellerine mit ungen Spitzen — ach Riekchen, die himmliſche Blon-

denhaube — nein, Gustchen, der Spitzenschleier —" — Ich fahre aus der Haut wenn ich mir das noch lange vorstelle, und doch keine Abhülfe leisten kann!

Bei Fiocati und Ratti ist wahrlich keine Hülfe zu hoffen, denn hier stehn die Zofen und Kammerkätzchen neben Bürgerstöchterchen, Fräulein und noch höher hinauf, und alle hätten gar zu gern etwas. Der Leser weiß aber vielleicht gar nicht wer Fiocati und Ratti sind? Italiäner, — das hört man — Galanteriehändler, — das läßt sich errathen — die Dardanellen des Weihnachtsmarkts! Oho! Was soll das bedeuten? — Der Weihnachtsmarkt — ich schreibe das für die Theile Europas die nicht an der Spree und dem Schaafgraben liegen — hat eine breite Hauptgasse und etliche schmale Quergäßgen. Am Eingang der Hauptgasse, gerade wo die Quergäßchen einschneiden, liegen, einander schräg gegenüber, genau wie Sestos und Abydos, zwei Prachtgebäude von Buden, den berühmten Galanteriehändlern Ratti und Fiocati zugehörig. Ihre Waaren kreuzen die blitzenden Strahlen von Juwelen, Ringen, Armbändern, Ketten, Uhren, Dosen, gefährlicher wie die Schlösser des Bosporus ihre Kanonenblitze. Ist es möglich daß hübsche Mädchen zwischen einer solchen Scylla und Charibdys hindurchsegeln, ohne von einer oder der andern Seite der Gefahr zu erliegen? Ich spreche hier nicht von der hautainen Haute-Société die alles das schon zum Ueberfluß und Ueberdruß besitzt, sondern von jenen hübschen Kindern, 17 Jahr alt und

nichts weiter, die noch Nachts mit einem Seufzer aufwachen — „Ach ein **fermoir**!“ — oder „Ach, ich träumte ich hätte ein wunderschönes **Regardez moi** geschenkt bekommen!“ und dann nur schwer wieder einschlafen trotz Jugend und Gesundheit. — Ferne seyen die Theorieen von meiner Weinachtsschau! Ich erzähle nur was ich praktisch erlebte. Ich sah ein junges Bürgermädchen, so eine die wohl gern im Colosseum tanzt, zwischen die Dardanellenschlösser hindurchlaviren; kurz zuvor hatte ein junger Mann sie sehr freundlich angeblickt, sie aber die Augen verlegen und ein wenig erzürnt niedergeschlagen. Jetzt erhob sie sie, und ihr Blick fiel auf Fiocati's Herrlichkeiten. Sie sah ein **Regardez moi** mit Sehnsucht an, — schüchtern schlich sie näher, — fragte nach dem Preise, und ging kleinlaut weiter, sich oft nach dem Schmuckhan umsehend. Gleich nach ihr trat der junge Mann an die Bude, und sprach lebhaft mit dem Verkäufer; ich hatte nicht Zeit abzuwarten was geschah. Andern Tages aber begegnet mir das hübsche Mädchen unter den Linden, und — hat das **Regardez moi** auf der Stirn! „Oho“, dachte ich, und freute mich, aber ohne Arg! — Am ersten Feiertag mache ich — obwohl es ein herrendes Wetter war, meinen Spaziergang durch den Thiergarten; in einer einsamen Gegend kommt mir ein hübsches Pärchen entgegen. Beim Blitz! Sie sind es, Er und sie. Also so hat das Dardanellenfeuer schon gezündet? — Am zweiten Feiertag gehe ich um Mitternacht noch am Colosseum

vorbei; eben fährt ein Wagen vor. Ein Herr und eine junge Dame tief in ihre Mantel gehüllt treten aus dem Thor. Die junge Schöne sagt zagend: „Nein, nein, ich darfs nicht wagen!“ Der junge Herr antwortet „Zwei Schritt iſts nur von hier“ — und hebt die ſich nur ſchwach ſträubende in den Wagen, und beide (ich brauche nicht zu ſagen daß ich ſie erkannt hatte) rollen in der vertraulichen, engen, dunklen Einſamkeit davon! Ein kurzer Roman, — doch vielleicht mit einem ſehr traurigen Ende! Wahrlich eine ſeltſame Geſchichte! Was ſoll man davon denken? — Daß es die höchſte Zeit iſt ſich von Fiocati's Bude fortzumachen und vor

Nr. 9 hinzutreten. Dies iſt eine Buden-Collektion welche der Zeitgeiſt, dieſer ſehr curioſe, bisweilen unausſtehlich träge, bisweilen aber auch (wie im Julius 1830) ſtürmiſch ſchnelle Architekt gebaut hat. Im Verzeichniß ſteht Nr. 9 mit: „Pappe-Theater-Buden“ bezeichnet. Dem Nichtberliner, Athenienſer, Schöppenſtädter u. ſ. w. erkläre ich das Geheimniß. Wer jetzt bei uns ein Meſſer anſetzt, um einen Pappendeckel zuzuſchneiden, iſt auch zugleich ein Architekt der ſich mit Löſung der ſchwierigſten Aufgabe (woran nach Einigen, aber nicht nach mir, ſogar Schinkel und Klenze geſcheitert ſeyn ſollen) nämlich mit dem Bau eines Theaters beſchäftigt. Vor fünfundzwanzig bis dreißig Jahren lief die Berliner Jugend ſich außer Athem, um in ein reiches Waarenlager, (z. B. von Gammet) einzudringen, weil unter andern Herrlichkei-

ten daſelbſt die herrlichſte zu ſeyn war, ein Theater, mit Vorhang, Couliſſen, und allem Zubehör. Auf dem ganzen großen Weihnachtsmarktstheater traten vielleicht nur drei andere auf — jetzt wartet jeder Buchbinder aus dem dunkelſten Winkelgäßchen, jeder Nürnberger-Waaren-Händler, am Ende jeder der jemals einen Pinſel oder Finger in Kleiſter getaucht hat, mit drei Dutzenden auf. Ein Schulknabe, der nicht, wie ein Fürſt, wenigſtens ſein eignes Theater hat, (fashionables haben deren, wie große Reſidenzen, mehrere) wird als ein Lump über die Achſel angeſehn! — So beſchützt unſre Zeit die Bühnenkunſt, ſo hat ſie ſich zur großen Schling- und Schmarotzerpflanze ausgebildet, und aus der kräftigen, ſaftvollen Wurzel, die Leſſing, Eckhof, Schröder, Göthe, Schiller, Fleck, Iffland, Tiek pflanzten, ihre immer weiter greifenden, aber immer kraftloſern Schößlinge, bis in den Schooß der werdenden Generation getrieben! Ein Quartaner, der nicht wenigſtens Sonntags ſeinen Shakeſpear oder Angely zur Aufführung bringt, wird nicht reif für Tertia. — Wohl aber werde ich reif für Decima, nämlich:

Nr. 10 Blei-Soldatenbuden. Hier ſpukt der Zeitgeiſt auch, und exercirt ſich im Exerciren. Unſer Weihnachtsmarkt bringt leicht ein ſtehendes Heer (des in Schachteln eingepackten, gewiſſermaßen im Cantonement liegenden nicht zu gedenken) auf, welches dem des Xerxes außer dem Kriegsruhm den ihm ſchon die Griechen nahmen, noch den einzigen raubt, der es bis heut

im Gedächtniß erhalten hat, — den der Zahl. Ich ſage wenig, aber mit drei Millionen Mann hoffe ich, können wir jeden Augenblick marſchiren. Dieſe bleiernen Heere haben in den weſentlichſten Erforderniſſen des Soldaten unglaubliche Vortheile vor den gewöhnlichen, aus lebenden Menſchen beſtehenden, voraus.

1) Viel größere Egalität; denn der linke Flügelmann iſt ſo groß wie der rechte, und die Kerle jedes Regiments bis auf Zopf und Knopf einander ähnlicher als Eier.

2) Propretät. Mag ein Soldat des erſten Garde-Regiments auch ſo lange an ſich putzen, wie Gott an der Welt ſchuf, er geht am 7ten Tage doch nicht ſo blank zur Parade als ein Bleiſoldat.

3) Viel egalere Richtung und gleicheres Gewehrtragen. Man weiß wie viel auf das Letztere ankommt. Napoleon ſäße uns noch in den Hoſen und Häuſern wenn wir nicht die Gewehre ſo egal trügen.

4) — Doch halt, die weſentlichen Punkte ſind erſchöpft. Aber noch in einigen Nebenſachen ziehe ich den Bleiſoldaten vor. Er iſt mäßiger, hat beſſere Subordination (denn er raiſonirt nicht einmal innerlich), weicht ohne überlegene Gewalt nie vom Poſten, ſteht im Feuer bis er ſchmilzt, — kurz noch andre Kleinigkeiten mehr. Glaubt man alſo daß Europa etwas gegen uns vermöge bei ſolcher Kriegsrüſtung? Ich nicht, deshalb gebe ich zu

Nr. 11, geharniſchten Ritterbuden über.

Sie laſſen mich nur bedauern, daß die Don Quixotes jetzo faſt noch ſeltner ſind als zu den Zeiten des Cervantes. Freilich die Cervantes haben wir auch nicht im Ueberfluß, wenn man nicht das junge Deutſchland mitrechnet (ich meine nicht das politiſche, welches nur aus vier Schriftſtellern beſtand, vor denen wir andern 30 Millionen Deutſche den entſetzlichſten Schrecken bekamen) ſondern das ganze junge ſchriftſtelleriſche Deutſchland, welches in Berlin, Wien, München, Stuttgardt und an andern Orten Almanache und Novellen edirt, daß man, wären Bücher Backſteine, Paläſte davon bauen könnte. — Freilich ſehe ich nicht recht wie dieſe Excurſion zu den ſchönen blanken geharniſchten Rittern auf dem Weihnachtsmarkt paßt, allein der Abweg iſt einmal gemacht, und ich kann nicht beſſer einlenken als wenn ich bei

Nr. 12, den Perlenſchnurbuden vorfahre. Hier iſt Vieles aufgehängt um umgehangen zu werden. Im Mittelalter zählte man 300 Arten verſchiedner Bärte als Maikäferbärtel, Geſellenbärtel, Schnauzbärtel, Affenbärtel, Narretheibärtel, (dieſe letztern ſind heut die häufigſten und hat Autor dieſes ſelbſt ſo einen) Stutzbärtel, Saffranbärtel ꝛc. ꝛc. Hier zählt man 3000 Arten von Perlenſchnuren als Alabaſter-Perlen, Roſen-Perlen, ſchottiſche Perlen, italieniſche, römiſche, indiſche, Wachsperlen, Glasperlen, Korallen, kurz des Teufels und ſeiner Großmutter! Aber dieſer Sippſchaft gehören eigentlich alle an. Denn es giebt keine beſſeren Fangſchnüre für Mädchen als Perlenſchnüre, und nicht

blos für ihre Hälſe, ſondern auch für die Herzen, mit denen ſie dann freilich oft mehr verſchenken, nicht gerade als ihnen gehört, aber doch mehr als worüber ſie zu disponiren haben. Deshalb ſehe ich die Perlenſchnüre, ſo ſchön ſie mit blauen, gelben, grünen und rothen Farbenblitzen ſchimmern, doch nur mit Ingrimm an, und möchte gern die ganze Bude über den Haufen rennen! — —

Soll ichs aufrichtig ſagen ſo inquietiren mich Selims Memoiren, die noch dick vor mir liegen, und ins Publikum wollen. — Ich mache mich daher wieder daran und präparire ein Segment für den Leſer. — Es iſt Selims Beſuch im Diorama, in Fauſts Wintergarten und beim Conditor Herrn Fuchs. — Er ſchreibt darüber ſo:

Mein lieber Muſtapha!

Allah ſey geprieſen, ich bin lebendig wieder in mein Karavanſerey zurückgekehrt! Doch o heiliger Prophet, was ſind die Chriſten für Thoren und Gottloſe! Höre nun zu was ich Dir ſchildern will, und danke dem hundertnamigen Allah, daß er Dich hat in dem ſchönen tugendhaften Stambul geboren werden laſſen, nicht in dem verruchten El-Berlin! Und möge der ſchwarze Engel der Deinem Leben feindſelig iſt, Dich niemals hieher führen!

Man ſagte mir, — der Sklav nämlich welchen man hier Lohnlakay nennt — ich müßte einige Merkwürdigkeiten ſehn. Da ich mich gern belehren will, nahm

ich es an, und ließ mich zu dem sogenannten Conditor Fuchs führen. Du mußt wissen, Mustapha, ein Conditor ist ein Mann, der ein Geschäft daraus macht, die Leute durch süße Gifte in tausend Gestalten wenn nicht zu tödten, doch elend krank zu machen. Es ist unglaublich wie weit es die Ghiaurs in diesen abscheulichen Künsten gebracht haben. Trittst Du zu diesem Fuchs ein, so glaubst Du in ein Zauberschloß zu kommen. Alle Wände blitzen von vielen tausend kleinen Spiegeln, die in goldne Rahmen gefaßt sind. Auf einem langen halbkreisförmigen Tisch siehst Du auf goldschimmernden und bunt gemahlten Tellern und Schüsseln, Zuckerwerk in unzähligen Gestalten ausgebreitet. Der süße Geruch reizt Dich zum Naschen, und alles ist köstlich bereitet, das ist wahr, — aber vergiftet. Ich aß nur ein halbes Pfund (nach hiesigem Gewicht) süßer Mandelkerne mit einer Art von Zuckerkrystall überzogen, einige Dutzend Schaumkugelchen in einer Zuckerhülle die man „Küsse" nennt, und wenige Küchlein, welches Alles mir vorzüglich schmeckte; doch eine Viertelstunde später merkte ich schon daß ich vergiftet war. Die Wohnung dieses Fuchses besteht aus vielen schönen Zimmern, Gängen und Sälen. Von dem hinteren Saale aus überblickt man eine weite Landschaft, voll hoher, mit Schnee bedeckter Berge, und mit einem festen Schloß auf der Felszinne. Man sagte mir, als ich fragte, es sey die Stadt Salzburg die man hier sehe. Ich wunderte mich, daß dieselbe so nahe bei El-Berlin liege, und ich sie noch

nirgend erblickt habe — bis ich die Täuſchung entdeckte. Es war nur eine gemalte Leinwand die man ausgeſpannet hatte! So betrügen die Chriſten überall! Gleich daneben blickte man eben ſo täuſchend in eine chriſtliche Moſchee hinein. — In einem vorderen Zimmer hatte man eine Affengaukelbühne nachgeäfft, die jetzo hier zur Schau geſtellt iſt. Ich habe alle hieſigen Schaubühnen geſehn, doch muß ich Dir ſagen daß die der Affen mir am beſten gefallen hat, weil ich es auch weit geziemender für Affen halte dergleichen Poſſen zu treiben, als für Menſchen. — Indem ich aber ſo ſtand und die poſſirlichen Affenſprünge betrachtete, die glaube ich in Wachs nachgebildet ſind, fühlte ich die Wirkung des Giftes. Es befiel mich eine heftige Uebelkeit, ich bekam Neigung zum Erbrechen. Daher rief ich dem Sklaven er ſolle mich an meine Sänfte bringen. (Man hat hier Sänften mit vier Rädern, und einem Pferde beſpannt, die man Droſchken nennt; ſie ſind aber langſamer als unſre von Sklaven getragene Sänften und viel rauher in der Bewegung. — Mein Sklav verſtand mich aber nicht, oder wollte mich nicht hören, kurz er zögerte, und plötzlich mußte ich, — Du wirſt ſchaudern mein lieber Muſtapha, — der Wirkung des Giftes weichen. — Das iſt die Folge chriſtlicher Ueppigkeit und Hinterliſt! Der Bart, das ehrwürdige Zeichen des Mannes, den ich immer heilig gehalten, den nie eine der Frauen meines Harems berühren durfte, wenn ſie ſich nicht zuvor die Hände mit heiligem Quellwaſſer benetzt hatte, —

mein Bart wurde schimpflich befleckt, und ich ein Gegenstand des Abscheus. Ich eilte aufs schnellste davon, und mein erborgter Sklav mir nach. — Hätte ich diesen Ort der Hinterlist nie betreten! Erst jetzo sagte mirs mein Begleiter, daß diese Speisen nicht zur Sättigung sondern nur zum Kitzeln des Gaumens dienen, — doch wer kann so etwas ahnen? Ist es nicht schimpflich von dem schnöden Ghiaur, daß er mir dies nicht sagte, und sprach: „Selim, erhabner Herr, Du mußt diese Speisen nicht genießen, sie sind vergiftet! Nur drei Mandeln gestatte ich Dir zu kosten!" — Doch ich sahe die Christen ein Pfund, und viel mehr kaufen, desbalb glaubte ich mit einem halben Pfunde allen Gesetzen der Mäßigkeit zu gehorchen die der Prophet gebietet. — —

Eine Droschkensänfte brachte mich allmählig nach dem Karavanserv zurück. — Nachdem ich mich unter heiligen Gebräuchen gereinigt hatte, stieg ich wieder in die Sänfte um mich nach dem Wintergarten eines Mannes dessen Name Faust ist, bringen zu lassen. Diesen Garten hatte man mir höchst prächtig geschildert. Ich war wirklich begierig ihn zu sehn, da die ganze Landschaft um El-Berlin mir nicht einen grünen Baum gezeigt hatte. Durch eine kleine enge Thür wo mich eine beklemmende Angst überfiel, mußte ich eingehn; kaum konnte ich meinen Kaftan unzerrissen mit hindurch bringen. Dann stand ich plötzlich in einem mit Rauch erfüllten Gewölbe wo eine Anzahl dunkler Lampen brannte, — ich wußte gar nicht was das bedeuten sollte, doch

mein Sklav ſchob mich vorwärts und ich mußte eine Treppe hinab, in eine düſtre Kellergruft. Alſo das iſt Euer Garten rief ich aus? — Ja, antwortete der Sklav, iſt er nicht herrlich? — Ich hätte dem Unverſchämten einen Streich auf ſeinen Lügenmund gegeben, wenn ich nicht geſehn hätte daß das ganze wahnwitzige Volk der Ghiaurs rings umher über die vermeinte Herrlichkeit jubelte. O Muſtapha! Ich ſage Dir der elendeſte Gartenfleck in Stambul iſt ein Paradies gegen dieſen! Nicht einmal den freien Himmel haſt Du über Dir, ſondern ein Bretterdach! Und die Orangenbäume, ſtatt Luſthaine und dunkle Wäldchen mit ſchattigen Plätzen, Grotten und Fußpfaden zu bilden, ſind in große Holztöpfe gepflanzt, und in Reih und Glied geſtellt. Ich glaubte anfänglich mein ſchurkiſcher Diener habe mich abſichtlich betrogen, doch ſahe ich bald daß nur die unglaubliche Thorheit dieſer Chriſten mich täuſchte, denn ſie wiſſen hier gar nicht was ein Garten iſt. Nachher, als ich durch die Tabakswolke (die Ghiaurs rauchen auch, aber einen abſcheulichen Tabak, und entweder aus ſchimpflich kurzen Pfeifen, oder aus elenden, gebrechlichen von weißem Thon die auch nicht viel länger ſind, oder ſie nehmen gar die Tabaksſtiele ſelbſt in den Mund, und nennen das Zigarren) nachher alſo, da ich durch die Tabakswolke hindurch zu ſchauen begann, ſahe ich, daß ich mich immer noch in einem Hauſe befand, in das man Blumen geſtellt hatte. — Genug es war höchſt lächerlich.

Doch dabei blieb es nicht, sondern es kam noch höchst abscheulich. Denn im Nebengemach entdeckte ich plötzlich lauter grüne kleine Lauben, und in jeder Laube ein Mädchen. Zwar nicht so schön wie unsre reizenden Sklavinnen aus Georgien, oder so, wie ein Narr sie in dem El=Berliner Moniteur des Preußen Voß *) schildert, wie ich nachher gelesen, aber doch hübsch genug. Bei diesem Anblick ergriff mich ein Schauder! Wie kann ein Mann so frech, so ruchlos, so alle Sitte verhöhnend handeln, daß er seinen ganzen Harem (denn unstreitig gehörten diese Frauen alle zum Harem des Gartenbesitzers, da sie Sklavendienste thaten) so unverschleiert den unheiligen Blicken vieler tausend Männer ausstellt? Und wie tief sind die christlichen Weiber gesunken, daß sie in Begleitung ihrer und anderer Männer hieher gehn, und Zuschauerinnen sind, wie alle jungen Leute El=Berlins, mit den Frauen dieses Harems zärtlich schwatzen, wohl gar die Hand derselben ergreifen und küssen! — Mich faßte der tiefste Unwille! Meine ganze Seele empörte sich gegen die Ruchlosigkeit der Christen! Erlebte ich je in meinem Harem das was ich hier gesehn, ich ließe zur Ehre des Propheten alle diese zuchtlosen pflicht= und treuvergessenen Weiber mit Nesseln zu Tode peitschen, und das freche Männervolk, das ihnen so nahe gekommen, pfählen!

*) Selim bindet hier offenbar mir an, der ich in der Voßischen Zeitung eine begeisterte Schilderung der allerliebsten Mädchen gegeben.

— Nun aber kommt das Unglaublichſte! Ein ſolcher Gräuel, glaubſt Du lieber Muſtapha, werde doch wenigſtens nur einmal in dieſer Stadt, oder auf der ganzen Erde vorkommen — o nein in dem Diorama wohin ich mich von hier aus durch die Schneckenſänfte rütteln ließ, iſt es genau eben ſo, nur daß das Verbrechen noch mehr im Großen erſcheint. Das Diorama (behalte dieſen ſchwierigen Namen genau) iſt allerdings eine Art von Wunder, und zeigt daß die Chriſten, dies wird ihnen auch niemand abſprechen, großen Verſtand beſitzen und viele Künſte verſtehn. Du trittſt durch eine mäßig hohe Pforte in eine ſchön geſchmückte Vorhalle; dann wenden ſich Treppen rechts und links, und überall eröffnen ſich weite, hell beleuchtete, oft köſtlich ausgeſchmückte Räume. Nur ein kleiner Palmengarten unter einer Art von Glasglocke *) kam mir lächerlich vor, ſo ſchön die Ghiaurs ihn auch fanden; bei Stambul iſt ja das ganze Land ſo! Aber den thörichten El-Berlinern iſt dies ſo gut ein Wunder wie der Fauſt-Garten. Plötzlich ſtehſt Du in einem hellen, ſchönen Saal, mit Gemählden geſchmückt. Faſt aber wäre ich wieder umgekehrt, denn am Ende deſſelben ſtand ebenfalls ein Tiſch mit Giftſpeiſen wie bei jenem Fuchs, und die Chriſten genoſſen das Gift mit Begierde. Sollte mans nun wohl glauben daß dieſe Menſchen es ſich herausnehmen unſere Opiumeſſer zu verſpotten, oder zu tadeln, die denn doch

*) Selim meint offenbar das kleine zierliche Treibhaus.

eine unbeschreiblich süße Wollust von ihrem Opiumgenuß haben, wenn auch später traurige Folgen eintreten? Ich würde mich nicht davon überreden lassen, wenn ich es nicht mit eignen Augen gesehn hätte. — Von diesem Saale führen geheimnißvolle Treppen in einen dunklen unterirdischen Raum. Hier fanden wieder die, den Christen so zur Gewohnheit gewordenen Betrügereien statt, indem man fremde Städte und Landschaften so künstlich nachgeahmt hatte, daß man sie in Wirklichkeit zu sehn glaubte. Man sehe die Stadt Madrid, die sich prächtig genug darstellt für die vielen Schulden die das Land hat, und die Stadt Nürnberg, wo sich eine sogenannte Eisenbahn befindet. Diese Thorheit ist jetzt vorzüglich im Schwunge bei den Ghiaurs, und vielleicht hast Du schon davon gehört. Sie bauen nämlich ganze Straßen von spiegelglattem Eisen, worauf sie schneller fahren als eine Taube fliegt, denn ihr ganzer Sinn ist Veränderung. Statt auf einem Fleck ruhig, wie ein gesetzter Muselmann, zu sitzen und den Dampf der Pfeife behaglich aufsteigen zu sehn, trachten sie danach sich wie vom Sturmwind über die Erde jagen zu lassen! Dies ist hier dargestellt, und nimmt sich wenn man ruhig daneben stehn kann ganz artig aus. Hast Du diese Scherze ein wenig betrachtet, so tappst Du durch noch einen tieferen, finstren Gang hinab, und stehst plötzlich vor einer von düsterrothem Feuer erhellten Höle in die von oben der Mond herabscheint. Dies soll der Krater des Vesuvius sein; abermals ein Beweis von dem ganz-

lichen Wahnsinn der Christen. Denn dieser Krater ist einer der schauervollsten Orte der Erde; weshalb also stellen sie gerade einen solchen dar und nicht vielmehr den schönsten? Es ist als wenn jemand zu seinem Vergnügen die Martern der Verdammten die das Gesetz des Propheten übertreten haben an sich versuchen, und zum Scherz glühendes Blei verschlucken wollte. — Doch die Christen werden es dereinst in Gehennah wohl im Ernst verschlucken müssen, solcher Gräuel machen sie sich schuldig. Auf einer seltsam gewundenen Treppe nämlich steigst Du wieder aufwärts aus dem Krater des Vesuvs, und stehst, bevor Du es vermutheſt mitten im innersten Harem des Dioramas, wo zugleich, wie im faustinischen Garten ein Bazar aufgeschlagen ist, nur ungleich reicher. Erlaß es mir, Mustapha, Dir meinen Ingrimm über diese neue noch viel größere Entweihung zu schildern! Ich sah die Besitzer des Harems, — denn mehrer Brüder haben ihn sagt man mir gemeinschaftlich — zwischen ihren Weibern auf- und niedergehen, und sie errötheten nicht einmal sie so öffentlich jeder frevelhaften Berührung Preis gegeben zu sehn. Ich sah es, Mustapha, bei Allah kann ichs beschwören, daß ein junger Janitschaaren-Offizier (nämlich einer von der Leibgarde) die weiße Hand eines Mädchens, welches ihm ein Salbenkästchen verkauft hatte, ergriff, und obwohl sie sich scheinbar sträubte doch ganz öffentlich druckte. Es zuckte mir in der Faust, meinen Dolch aus dem Gürtel zu reißen, und beide, den frechen Frevler und die Frevlerin an die

nächſte Wand zu ſpießen! Aber hier in El-Berlin wäre Verbrechen was anderwärts Tugend iſt, und Tugend was die Redlichen Verbrechen heißen. So gänzlich verkehrt iſt dieſe Stadt. — Der Bazar iſt glänzend, das iſt wahr, wenn gleich nicht eben unſre koſtbarſten Waaren ausgeſtellt ſind; wer aber kann ſich an dem Prunk und Flitterglanz ergötzen, wenn ſein Herz ſo von Ingrimm und Unwillen ſchwillt wie das meinige? — Und doch mußte es ſich noch einmal, und noch heftiger erbittern. Ich kehre nämlich in jenen erſtgenannten hellen Saal zurück und ſehe plötzlich ein ganz gemeines Weib, aber rieſengroß, welche ſich gegen ihren eben ſo großen und gemeinen Ehegatten auf das empörendſte auflehnt und ihn gar zur Thür hinaus drängen und prügeln will. Da man nun bei uns eine ſolche pflichtvergeſſene Hünein ſogleich mit Ruthen todtpeitſchen oder in einem Sack in den Bosporus verſenken würde, ſo wollte ich hinzuſpringen um die Elende, ſo rieſenhaft ſie war, zu packen, und als Mann das Recht des Mannes vertheidigen zu helfen. Doch ein ſchallendes Gelächter ertönte umher und ich fühlte mich ſogleich von zwanzig Händen gepackt und zurückgehalten ſo daß ſie mir faſt den Kaftan zerriſſen. — Und was war es? Abermals eine Täuſchung, denn die beiden gemeinen Leute die ich für wirkliche Menſchen gehalten, waren Puppen! Unerhört! Unglaublich! Unmöglich! Dennoch wahr mein lieber Muſtapha. So weit gehn die Chriſten in ihrer Gottloſigkeit, daß ſie das Werk Allahs, den Menſchen,

nicht nur täuschend nachzubilden sich erfrechen, obgleich sie allen diesen Leibern niemals eine Seele zu geben vermögen *): sondern auch die frechsten Beschimpfungen ihrer selbst schaamlos darstellen, und vor dem ganzen Volke zur Schau tragen. Müssen Völker nicht aufs äußerste entartet seyn, die eine solche Handlung der Schande öffentlich darstellen und für sich zu einem Vergnügen dienen lassen? Und das an dem Feste welches ihnen das heiligste von allen ist, was ihren Priestern zufolge so hoch steht, wie die Zeit der Flucht des Propheten von Mekkah nach Medinah? — Pfui über die Christen! — Nein, Mustapha, mich ekelts hier zu bleiben und das Weihnachtsfest dieser Verderbten mit zu feiern. Darum fahre ich schon Morgen nach der Hauptstadt Wien, und dann auf der Donau durchs schwarze Meer zu Dir zurück. Bitte Allah daß er mich geleite!"

Hier schließen die Blätter die Selim uns übersetzen ließ, weil er glaubt sie müßten auch Deutsch auf die Post. Gewiß ein merkwürdiges Aktenstück; mag man auch an dem ästhetischen Werth manches aussetzen, und Selims Urtheil über unsre christlichen Freuden und Feierlichkeiten etwas streng finden, es hat doch das für sich, daß es uns die ungeschminkte Ansicht eines Mahomedaners giebt, und keine müßige Erfindung ist. Denn

---

*) Dies scheint unsern guten Selim besonders zu quälen da er es schon ein paarmal gesagt hat.

für die Aechtheit des Mſkpts können wir uns verbürgen, ſo gut wie der Dr. Wagenfeld in Bremen für die des Sanchuniathon.

Inzwiſchen hätten wir nun genug von der Weihnachtsſchau, die uns durch den Zeloten Selim wahrlich faſt verleidet iſt. Denn wer kann ſich künftig an Weihnachtsbuden, Wachsſtöcken, Lichtern, Pfefferkuchen, Bleiſoldaten, Trommeln, Waldteufeln (dieſe vor allen), Pyramiden, Fuchs-Fauſt-Gropiusſchen Ausſtellungen und was ſonſt der Chriſtmarkt bringt ganz harmlos ergötzen, wenn man weiß, daß den Türken die Freude der Chriſten ſo heidniſch vorkommt? — Darum, geſchwind den Vorhang herunter!

Orientaliſche Erzählung.

Nurreddin war ein wißbegieriger Jüngling zu Bagdad. Er beſuchte den weiſen Ali, der ihn großentheils auferzogen hatte, täglich, um von ſeinen Lippen gute Lehren zu hören. Eines Tages hatte ihn Ali beſonders zu ſich beſcheiden laſſen; als Nurreddin kam, fand er ſeinen Lehrer zum Spaziergange angeſchickt. „Du ſollſt mich begleiten," rief er dem Jüngling zu. „Wir wollen zu den Thoren gehen um Weisheit zu lernen." Hierauf gingen ſie beide mitſammen fort ganz bis an ein anderes Ende der Stadt. Vor einem großen Gebäude ſtand Ali ſtill und fragte Nurreddin:

„Kennſt Du dieſes Haus?" „Gewiß," erwiederte Nurreddin, „es iſt ja das Haus wo die Irren und Beſeſſenen aufbewahrt werden." — „Ganz richtig mein Sohn, aber von ihnen wollen wir jetzo lernen."

Erſtaunt hörte der Jüngling die Worte des Meiſters; da er aber gewohnt war ihm Gehorſam zu leiſten, und immer gefunden hatte, daß Ali am beſten für ihn ſorge, und ſtets weiſe handle, ſo folgte er ihm ohne Einſpruch zu thun. Als ſie eingetreten waren zeigte ihm der Meiſter die ältern und jüngern Kranken und erklärte ihm Urſache und Beſchaffenheit ihrer Krankheit. Er ſahe

Etwelche, die aus Hochmuth, Andere die aus Kleinmuth, Einige die aus Liebe, Viele die aus Schwelgerei zerrütteten Geiſtes geworden waren; es leuchtete ihm ein, daß dieſe Schickſale wichtige Lehren für den Menſchen enthielten. Zuletzt kamen ſie an eine dunkle Zelle, da ſaß ein Mann mit blitzenden Augen, den Ausdruck der heftigſten Begierde in ſeinen wilden Zügen; der rief fortwährend: „Gebt mir Kiſten, mehr Kiſten her, daß ich meine Schätze darin aufhäufe! Heute noch bleibe ich hier, Morgen aber will ich ins Freie und meines Glücks genießen!“ Dabei raffte er gierig mit den Händen rings um her und ſtopfte Stroh und Holzſpähne in ein Faß als wolle er daſſelbe mit Gold füllen. Dabei aber ſah er bleich, abgezehrt und elend aus, und ſeine begierigen Blicke kreuzten bald nach neuen Schätzen ſpähend, bald die alten ängſtlich bewachend, umher.

Schaudernd rief Nurreddin: „Meiſter laß uns fort von hier, mir graut vor dieſem entſetzlichen Manne! Wie iſt es möglich, daß der Menſch in ſolches Elend verſinke!“

„Ich will Dir ſeine Geſchichte erzählen,“ ſprach Ali ernſthaft und wehmüthig. „Vor zwanzig Jahren, als Du, noch ein Knäblein von vier Jahren, in unſerm Nachbarsgarten ſorglos ſpielteſt, wurde ein ſonſt wohlgeſitteter Mann in Bagdad zu einem Jahr Gefängnißſtrafe verurtheilt weil er im auflodernden Zorn ſich vergeſſen und nach einem Diener des Schachs geſchlagen hatte der ſeine Tochter durch eine ungebührliche Rede beſchimpfte. Er ging ins Gefängniß. Dort traf er einen

armen Mann welcher wegen einer Schuld eingesperrt war, aber am nächsten Tage freigelassen werden sollte. Er hieß Abdul. Da dieser den neuen Ankömmling traurig sah sprach er zu ihm: „Was trauerst Du?" Dieser, Selim war sein Name, erwiederte: „Soll ich nicht trauern da ich ein Jahr lang meine Freiheit einbüße und meine Tochter daheim allein bleibt?" „Wie!" sprach Abdul, „Du bist ein wohlhabender Mann, Deine Tochter ist von Sklavinnen und Pflegerinnen umgeben, hier im Gefängniß wirst Du durch Dein Gold Dir ein behagliches Leben verschaffen können, und Du trauerst? Was soll ich thun dessen Knäblein ohne Schutz und Pflege, denn seine Mutter ist todt, draußen zurück blieb, der ich ein Jahr hier bleiben mußte wegen einer geringen Schuld, und kümmerlich vom Brod und Wasser und schlechtem Reis mein Leben hier fristete!" — „Du gehst der Freiheit entgegen, Du kannst fröhlich seyn," erwiederte Selim. „Aber draußen wird mich wieder Noth und Mangel treffen" rief Abdul. — „Möchtest Du für Geld hier bleiben?" fragte Selim betrübt lächelnd. — „O wenn ich nur ein Silberstück für jeden Tag bekäme wollte ich gern hier weilen," rief Abdul aus, „ich sehe wohl ich bin weiser als Du denn ich kann mit wenigerem glücklich seyn." — Selim lächelte und erwiederte nichts auf diese Rede. Allein sie wurden beide einig, daß Abdul Selims Strafe übernehmen sollte, wofür jener ihm täglich ein Silberstück zu zahlen und für sein Knäblein Sorge zu tragen versprach. Abdul war vergnügt wie ein König,

Selim noch viel fröhlicher. Als das Jahr faſt abgelaufen war ging Selim nach dem Gefängniß und ſprach zu Abdul: „Lieber willſt Du noch eine Zeitlang für mich im Gefängniß bleiben? Ich will Dir wiederum ein Silberſtück für jeden Tag geben.“ Abdul aber ſprach: „Nein Selim, ich habe meine Freiheit lieber; jetzt bin ich der Haft ſatt; hundert Silberſtücke habe ich erſpart von denen kann ich leben wie der Schach, nun will ich auch der Freiheit genießen.“ Da ſprach Selim: „Wohl denn ich will Dir mehr geben, Du ſollſt für den erſten Tag ein Silberſtück, für den zweiten zwei, für den dritten drei und ſo fort jeden Tag ein Silberſtück mehr haben, ſo daß, wenn Du nur noch hundert Tage bleibſt, Du an einem Tage hundert Stück mit einemmal bekommſt.“ Dieſe Verſuchung war zu mächtig für Abdul; er verſprach zu bleiben und Selim gab ihm täglich das Verſprochene. Abdul ſelbſt ſollte entſcheiden wann er das Gefängniß verlaſſen wolle damit Selim den Ueberreſt ſeiner Strafe ausdauren könne. Da aber nun die Schätze in Abduls Hand ſich immer mehrten, ſo verſchob er es, nachdem der hundertſte Tag verſtrichen war, von einer Friſt zur andern ſeiner Freiheit und ſeines Goldes zu genießen. Nur noch *einen* Tag länger wollte er immer bleiben, dann wieder einen, dann noch einen; und ſo ging es täglich! — Endlich war er ſo weit, daß er ängſtlich zuſammenſchreckte wenn es an die Thür ſeines Gefängniſſes pochte, in der Furcht, daß man ihn nun hinausführen und er der künftigen gehofften Schätze verluſtig gehen

würde. Immer wilder wurde seine Begierde danach; er legte sich wie ein Höllenhund wachend auf seine Schätze nieder und raffte sie gierig zusammen wenn die neue Gabe kam. Endlich wurde er völlig wahnsinnig und man mußte ihn mit Gewalt aus dem Gefängniß bringen; doch er hatte es nur verlassen um auf ewig in den finstern Kerker des Geistes zu sinken, der ihn noch jetzt gefesselt hält. —

Als Nurreddin, erschüttert von dieser Erzählung, welche die finstre Macht der Habgier so schrecklich bewies, da stand und sich in Betrachtungen verlor, sprach Ali sanft zu ihm: „Sieh mich an Jüngling! Jener Selim bin ich. Auf das Geheiß des Schach, der da glaubte die Liebe der Freiheit überwiege weit die Liebe zum Golde, machte ich jenem Unglücklichen die Anerbietungen. Er, dieser Abdul, — ist Dein Vater. Du warst das vierjährige Knäblein welches er verließ und das ich auferziehen ließ. Jetzo bist Du reich durch Deines Vaters Wahn! Nurreddin, Morgen trittst Du den Besitz Deines Vermögens an, denn Du wirst mündig. Ich erzählte Dir wie es erworben wurde, damit Du sähest, daß nur weise Benutzung des Goldes frommt und Freuden gewährt, dieses an sich selbst aber kein Glück ist."

Welthiſtoriſcher Guckkaſten.

Guckkaſtenmann.

Orgelum, Orgelei!
Dudeldum Dudeldei!
Herbei, herbei!
Heran, heran Männer, Kinder und Frauen
Heran, meine neuſten Bilder zu ſchauen!
Was das Jahr uns Merkwürdiges hat gebracht
Das iſt hier abgemahlt mit Pracht.
Ja was es uns noch bringen ſoll
Davon iſt ſchon meine Leinwand voll!
Ich zeige die rarſten Wunderdinge,
Heran, heran, Fürnehm' und Geringe. —
„Jung', jetzt zieh herauf die Gardine
Die Zuſchauer haben ſchon eine ungeduldge Miene!" —
Dies iſt hier die Potsdamer Eiſenbahn
So fängt man ſie ſchon ſeit zwei Jahren an.
Sie erblicken die Aktionaire und das Comité
Bei der Pfeife im Morgenneglige'e.
Sie ſtreiten ſich um die Conceſſion
Das Anderweitige findet ſich ſchon.

Und wenn nur die Leute brav Aktien kaufen
So mögen ſie zu Fuß nach Potsdam laufen. —
„Jung', zieh mir doch den Bindfaden an!"
Jetzt kommt ein andres Gemahlde dran!
Hier ſchaun Sie die Expeditions-Armee
In Afrika, im tiefſten Schnee!
Hinten werden Sie mit Thürm' und Moſcheen
Die berühmte Stadt Conſtantine ſehen;
Der Marſchall Clauſel ſteht verwundert davor
Beinah wie die Kuh vorm neuen Thor.
Er hält eine Lorgnette vorm Geſicht
Und ruft: „Conſtantine ich kenne dich nicht!
Du wurdeſt mir ſehr human geſchildert
Doch ich [illegible] du biſt ganz und gar verwildert!
Du ſteckſt voll Beduinen und anderm Geſindel
Und hier an dem Abgrund bekomm' ich den Schwindel.
Sah man wohl je in der Chriſtenheit
Einen Graben dreihundert Ellen tief und breit?
Felſenmauern wie von Cryſtall
So glatt und ſteil rings überall?
Die Stadt mag Herr Guizot ſelber berennen
Ich will mir die Zunge daran nicht verbrennen!
Gehorſamer Diener ich kehre um."
Und damit dreht er ſein Pferd herum.
Dort links der Herzog von Nemours, im Frack,
Nimmt eben eine Priſe Contenance-Tabak!
Er leidet gar ſehr an der Halsentzündung
Doch hält er dicht bei der Kanonenmündung.

Weiter unten ſtehen die gemeinen Soldaten
Die haben nichts zu brechen noch zu braten.
Da ruft der Marſchall: Ihr müßt Euch rühren,
Sonſt könnt Ihr Zeh' und Naſen erfrieren
Drum woll'n wir nicht länger hier müßig ſtehn,
Sondern ſchnurſtracks wieder nach Hauſe gehn.
Und daß es ſo und nicht anders geweſen
Iſt hier zu ſehn, und in der Zeitung zu leſen!
„Orgelum, Orgelei
Dudeldum, Dudeldei
Jung! Zieh doch ein neues Bild heraus!"
Hier ſehn Sie das Pariſer Opernhaus.
Wie die Menſchen aneinander rennen und laufen!
Sie können kaum noch Athem ſchnaufen.
Denn heute ſind Meyerbeers Hottentotten
Ich wollte ſagen die Hugenotten!
Das Bild iſt gemahlt! Sie werden ſchwören
Daß ſie die Oper ſelber hören
So ſind die Poſaunen hier angebracht
Und was nur ſonſt noch Spektakel macht.
„Orgelum, Orgelei
Dudeldum, Dudeldei
Heran, heran
Frau und Mann!
Jung! ſteige doch höher auf den Leiter
Und rufe: Hier ſchauen Sie die Stadt Madrid!"
Dort im Prado in den langen Alleen
Können Sie die Herrſchaften ſpazieren ſehen

Im goldenen Wagen mit dem Sechsgeſpann
Fährt die Regentin mit Herrn Munnoz heran.
Die Königin Iſabella gleich daneben
Verſpeiſ't vergnügt einen Bonbon ſo eben.
Hinterdrein folgen die ſechs Miniſter
Die ſcheinen freilich ein wenig triſter.
Herr Calatrava ſchleppt ſchwere Akten.
Es ſind die conſtitutionellen Pakten;
Sie wollen nicht mehr zuſammenhalten!
Man thät gar zu kunterbunt damit ſchalten;
Hier ſind ſie geflickt und dort zerriſſen,
Mit dem Fuß getreten, bei Seite geſchmiſſen
Wie Kehricht fortgeſchafft mit dem Beſen,
Dann wieder aus Winkeln zuſammengeleſen.
Nun ſoll man ſie abermals reſtauriren
Und die alten Schäden aus dem Grunde kuriren.
Da hat ein Miniſter freilich ſeine Noth
Und kaut ein ſaures Stückchen Brot! —
Herr Mendizabal aber nun gar
Dem ſind die vergnügten Minuten rar!
Auf der Stirne hat er zolltiefe Runzeln,
Im Jahre mag er nicht einmal ſchmunzeln,
Denn tagtäglich ſchreit die ganze Welt
Daß es ihm betäubend in die Ohren gellt
„„Geld ſchaff uns Miniſter! Schaff Geld! Geld! Geld!““
Die Armee will Futter für Menſchen und Pferde
Sie will nicht liegen auf bloßer Erde
Verlangt auch Hoſen und Hemden und Schuh

Und am Ende gar noch Gewehre dazu!
Die Cortes ſchrei'n über das Deficit,
Die Königin geht die Civilliſte quitt,
Und an allen Börſen der Erde zumal
Iſt jeden Mittag ein großer Skandal
Und will einer ſeine Spanier verkaufen,
So ſieht man die Mäkler zum Teufel laufen.
Der arme Miniſter ſoll alles ſchaffen
Doch woher ſoll er's zuſammenraffen?
Die Zölle haben ſich nicht vermehrt
Die Kirchen und Klöſter hat er ausgeleert
Und was er den armen Schluckern läßt,
Das wird ihnen von Gomez abgepreßt.
Darum iſt ſeine Lage recht miſerabel —
Es wäre nichts für meinen Schnabel!
Betrachten Sie ihn nur recht genau
Er ſieht vor Kummer ganz bleich und grau. —
„Aber Jung', laß mich doch nicht länger peroriren
Ich könnte mich noch auf die Feſtung raiſonniren
Wir haben längſt genug von Madrid.
Ein andres Bild! Raſch auf den Tritt."
Dies iſt mein allerneuſtes Stück
Es machte in ganz Europa Glück!
Es ſtellt den König der Franzoſen vor
Wie er beinahe ſein Leben verlor!
Rechts ſehn Sie Meunier im Anſchlag liegen
Gradaus die Piſtolenkugel fliegen!
Der Herzog von Orleans hält ſich den Backen

Und ruft: „den Spitzbuben woll'n wir packen!
Das iſt gewiß ein Republikaner
Der Alibaud war auch ſo aner!“
(Seit er in Wien geweſen, bemerke man fein
Muß des Herzogs Ausſprache öſtreichiſch ſeyn)
Den Knall können Sie auch ganz deutlich bemerken
Er muß die Wirkung des Bildes verſtärken.
Wer die Neigung des Publikums hat entdeckt
Der arbeitet ſtets auf den Knalleffekt! —
„Jung'! Willſt Du gleich an der Rolle drehen?“
Jetzt werden Sie ein neues Prachtſtück ſehen.
Dort am Strande ſchaun Sie die Stadt Bilboa
Sie liegt bei Biskaya und Guispuscoa
Zwei andre Städte in dem großen Land
Hispania oder Portugal genannt.
Oben auf der Höhe da ſtehn die Carliſten
Die ſich nicht wenig ſpreizen und brüſten.
Sie haben über tauſend ſchwere Kanonen
Und wollen das Kind im Leibe nicht ſchonen.
Die Chriſtinos haben am Fluß ihr Lager;
Sie ſehn alle ſehr zerlumpt aus und mager.
Sitzt ihnen aber der Teufel im Leibe —
Paſſen Sie nur auf, wie ich die Schlacht beſchreibe.
Ihr Commandeur der heißt Espartero
Ein Kerl wie Hannibal und Nero.
Da vornen hält er auf ſeinem Rappen
Will eben nach einem Carliſten ſchnappen
Denn er frißt ſie lebendig mit Haut und Haar

Täglich ein Dutzend oder ein paar.
Nachmittags, gegen um die Glocke Vieren
Thät er im Sturmritt abmarſchiren.
Bei Sturm und Reg und Schnee und Eis
Macht er den Carliſten die Hölle heiß.
Jetzt marſchirt er quer durch den Nervion
Es erſaufen an zwanzig Bataillon!
Er ſchiert ſich den Teufel nichts darum
Sondern rennt die Carliſten um und um.
Die Kanonen donnern, es zucken die Blitze
Er erobert an *fünfhundert* Geſchütze.
Und auf dem Schlachtfeld beim Morgenroth
Liegen *dreißig tauſend* Feinde todt.
Sie ſind alle an den Schnee gefroren
Auch Espartero hat *drei Mann* verloren.
Verwundet aber ſind ihrer *vier*
Und wers nicht glauben will, der *ſieht* es hier.
Die Spenerſche Zeitung nur in Berlin
Die wird eine ungläubige Miene ziehn,
Denn aus ächter carliſtiſche: Chriſtenpflicht
Glaubt ſie an Siege der Liberalen nicht,
Und verficht ihre Scrupel und Zweifel
So apoſtoliſch hartnäckig wie der Teufel.
„Junz! hörſt Du mich denn nicht pfeifen?
Soll ich nun auch noch mit Dir erſt keifen?
Geſchwind! Das verehrliche Publikum
Sitzt ja da ganz albern und dumm.
Ein neues Bild, zum Element!“

Aha! Dies iſt das engliſche Parlament
Das Oberhaus und das Unterhau
Ich ſtelle ſie beide auf einmal aus
Sie ſind ſo eben in der Discuſſion
Ueber die katholiſche Emancipation —
Doch halt, ich irre mich — die iſja vorbei
Nein, ſie discutiren ſo allerlei,
Vom Zehnten, von Irlands miſerablem Etat
Und von dem ſogenannten Quadrupeltraktat!
Der dort hinten, der da ſchäum wie ein Eber
Er ſpricht als ſtrömts ihm nur ſo on der Leber
Es iſt Oconnel, er macht de Motion
Die viel bekannte von der Union.
Gleich neben ihm ſitzt ein arger Tory
Der gehörte wohl beſſer an den Pilory *)
Er meint, wenn die Tory's Beefſteak eſſen
So könnten die Irländer Träbern keſſen;
Für den Tory gehört eine ſchöne Frau
Der Irländer ſchläft im Stall be. der Sau.
Und die Wighs das elende Lumpengeſindel
Mit ihrem verfluchten Gleichheitsſchwindel
Die mögen als Futter das genießen
Was die Irländer ſtehen ließen!
Darob erbittert ſich Daniel
Und fährt dem Patron übers glatte Fell

*) Schandpfahl.

Und zauſet ihn ſo mit Worten zurecht
Wie ein Hahn den andern im Spornengefecht;
Das ganze Parlament ſinkt nieder vor Lachen
Und der Tory muß eiligſt davon ſich machen.
Weiter oben dort ſehn Sie Sir Robert Peel.
Der Mann ſagt in wenig Worten viel.
Er thäte mir wahrhaftig einen Gefallen,
Und ich glaube noch mehr Ihnen Allen,
Wenn er hier an den Guckkaſten käme
Und das Wort ſtatt meiner nähme!
Da kommt auch Lord Brougham der große Mann
In einem ſchwarzen Sammtrock heran.
Das iſt ſo fein **habit habillé**
Abends im Rout und Morgens beim **lever.**
Seit er den Lordstitel **bekommen**
Scheint ihm die Redegabe genommen,
Denn ehemals ſprach er, es iſt wunderbar,
Mehr an einem Tag, als jetzt in einem Jahr.
Ferner ſehn Sie noch ſitzen, meine Damen und Herrn,
Lord Ruſſel, der dort mit dem blanken Stern;
Lord Durham, ein verteufelter Liberaler
Und Sir ..... den dicken Prahler.
Herr Hume mit ſeinem fuchsrothen Haar
Controllirt die Miniſter von Jahr zu Jahr;
Er iſt für ſie da zum großen Jammer
Denn er iſt Englands Oberrechenkammer
Wo die Regierung nur einen Schilling verthan,

Da fängt er ſogleich ſeinen Lärmen an.
Drum wollte ich ihn und ſeine Zahlen
Hier ganz beſonders ſtattlich abmahlen.
Aus der Thüre dort, faſt hätt ichs vergeſſen
Geht der Herzog von Wellington eben zum Eſſen
Auf dem Schlachtfelde hat er ſich gut geſchlagen
Im Parlament erlitt er nur Niederlagen;
Er wäre gar zu gern auch Premierminiſter
In einer Perſon der Prieſter und Küſter.
Doch Gott ſchenkte ihm nicht alle Gaben
Es ſollten auch Andre etwas haben.
Bei Waterloo thät er den Kaiſer zwar zauſen
Dafür macht Lord Melbourne mit ihm keine Flauſen
Und ſo ſieht man den älteſten Lauf der Welt
Wie der eine ſteigt und der andre fällt.
Er mag nun jetzt ruhig zur Tafel gehn,
Wir wollen ein anderes Bild beſehn.

Dieſes Stück ſtellt höchſt natürlich dar
Die Grippe oder Influenza in dieſem Jahr.
Wir erblicken die große Stadt Berlin
Und ſehen die Grippe darinnen ziehn.
Es iſt doch ein ganz verfluchtes Ding,
Denn ſie verſchont nicht Fürnehm nicht Gering,
Sie reſpektirt keine Naſe, weder groß noch klein
Allen inokulirt ſie den Schnupfen ein.
In ganz Berlin hört man nichts als nieſen
Denn 70000 zugleich nahmen Priſen.

Es iſt ein ganz unerhörter Spektakel
Ein Geräusper, Gehuſte, Gegacker, Gekackel.
Alle Welt will ſich neue Schnupftücher kaufen
Weil alle Naſen — mit Erlaubniß — ſo laufen,
Und aller Augen dermaßen übergehn,
Daß ſie ſich einander ſelbſt nicht mehr ſehn.
Wie an den Fiſchzug- und Wettrennentagen
So rollen in den Straßen die Doktorwagen;
Der ärmſte Praktikant, er kommt in die Höh
Und hat hundert Kranke aufs wenigſte.
Der huſtet, der fiebert, der will gar erſticken
Kurz, Jung und Alt liegt da auf dem Rücken.
Die Stadt zerfällt nur in zweierlei Weſen,
Die die Grippe erwarten, und die ſchon geneſen.
Sehn Sie dort wohl den Arzt mit dem Vollen Recepte
Woran ſich ein Eſel das Kreuz lahm ſchleppte?
Die hat er ſeit heute früh ſchon verſchrieben
Und doch ſind die Kranken alle krank geblieben.
Betrachten Sie dort den Apotheker in Noth
Er erſtickt an ſeinem überreichlichen Brot.
Er kann kaum noch einmal ſchnappen und ſchnaufen
Weil die Leute ihn ſo gewaltig überlaufen.
Jeder will zuerſt von ihm bedienet ſeyn,
Das iſt ein Drängen, das iſt ein Schrein,
Nach Pulvern, Latwergen, nach Tränken und Pillen
Als wollten ſie Hunger und Durſt damit ſtillen!
Der Unglücksmann dort, daß Gott erbarm

Der hat schon einen ganz steifen Arm;
Der arme Schlucker, er ist ein Bader
Und ließ schon so vielen Patienten zur Ader
Wobei er sich dermaßen abgeplagt,
Daß er jetzt selber am Leben verzagt. —
Dort rauft sich einer verzweifelt das Haar
Und dreht wie in Krämpfen sein Augenpaar!
Es ist ein Theater-Regisseur in Nöthen
Denn sein ganzes Personal geht ihm flöten.
Die Grippe hat alle an die Kehlen gepackt,
Die ganze Oper ist rein aus dem Takt.
Drei Tenöre heiser, drei Soprane halb todt
Die Bässe husten — o Jammer und Noth
Und vollends das Schauspiel, o du liebe Zeit
Das ist eine wahre Elendiglichkeit.
Drei Primadonnen mit Fieber und Katharr
Der Held und der Liebhaber, der Pfaff und der Narr
Sie alle erheben ein gleiches Gequarr
Denn die Grippe will sich auch an gar nichts kehren
Nicht um Talent, nicht um Gage sich scheeren, —
Die Terzky hustet und Wallenstein niest
Daß ihm das Wasser aus den Augen fließt,
Im Schnupfenfieber liegen Thekla und Max,
Das kümmert die Grippe nicht Gicks noch Gacks
Sie lacht, wie die Regisseure sich drehen und schrauben
Um ein Repertoir zusammen zu klauben.
Der arme Poet ist nicht mehr aufzubringen

Und Raupach will die Hohenſtaufen erzwingen!
Kurz es fehlt an allen Enden und Ecken
Und die ganze Maſchine bleibt ſicherlich ſtecken
Das haben wir lange ſchon prophezeiht
Und nun erfüllt ſichs bei dieſer Zeit
Drum rauft der Regiſſeur das Haar ſich wild, —
Wir aber beſchauen das letzte Bild. —
Doch halt, faſt hätte ich Eins vergeſſen!
Die Menſchen ſind aufs Geiſterſehn verſeſſen;
Zeigt man ihnen im Vordergrunde die Grippe
So ſehn ſie in der Ferne ein Todtengerippe.
Die Cholera nämlich wollen ſie erblicken,
So laſſen ſie ſich von der Angſt beſtricken,
Sie ſoll im Gefolge der Grippe marſchiren
Und dieſe das Schlachtfeld für ſie rekognosciren.
Das ſind aber Fabeln und Spuk ganz und gar!
Sie ſehen, die Perſpektive iſt ſonnenklar;
In meinem Bild, weder fern noch nah,
Erſcheint die aſiatiſche Cholera.

Orgelum, Orgelei,
Jetzt herbei, herbei!
Zum letztenmal geht der Vorhang auf
Meine Damen und Herren ſchauen ſie auf!

Dies iſt ein abſonderliches Spektakulum
Sie ſchauen ſich hier in dem Vauxhall um
Und dort die colloſſale Maſchin',
Das iſt der Luftballon des Herrn Green.

Ueber hundert Ellen ist er hoch und breit
Das ist wahrhaftig keine Kleinigkeit
Denn dabei ist die Länge nicht mit gemessen
Und auch noch die Dicke und Tiefe vergessen.
In der Gondel können funfzig Personen sitzen
Ohne sich zu drängen oder zu schwitzen.
Ein jeder sitzt oder liegt ganz bequem
Kurz, befindet sich äußerst angenehm.
Zum Füllen braucht man ein gewisses Gas
Das ist so durchsichtig wie Fensterglas,
Und so leicht, so federleicht und dünn
Daß, je größer der Ballon, je größer der Gewinn.
Denn, wie die Masse wächst, so fällt das Gewicht
Und am Ende da wiegt es gar nichts nicht.
Ein Pfund Federn oder ein halb Loth Blei
Oder ein Centner Gas, wiegen ganz einerlei!
Das ist doch wahrhaftig, Sie werden's bekennen
Meine werthe Herrschaften, erstaunlich zu nennen!
Nun lassen Sie aber den Ballon erst steigen
Da werden Sie vollends vor Verwundrung schweigen.
Schon in der Windstille ist er äußerst geschwind
Vollends aber bei ganz konträrem Wind!
Das macht, Herr Green heizt ihm tüchtig ein,
Und da muß er in Sturm und Orkan hinein!
Erst vor Kurzem wie man in der Zeitung gelesen
Ist der Ballon auf Reisen gewesen
Er fuhr von London nach Coblenz hinüber

In einer Stunde, etwas drunter oder drüber.
Und je weiter die Reiſe, je ſchneller der Lauf
Der nimmts mit der Eiſenbahn ſechsmal auf.
So wird denn binnen wenigen Jahren
Die ganze Welt in die Lüfte fahren.
Dann iſts vorbei mit der hohen Steuer
Und Wein und Kaffe ſind gar nicht mehr theuer;
Ja vielleicht wird es ganz leicht geſchehn
Daß wir uns die Sonne und den Mond beſehn,
Und ſchmilzt uns nicht ihrer Strahlen Brand
So ſteigen wir wohl bei beiden ans Land!
Dies wäre auch alles ſuperb' und charmant
Nur frag ich: „Wo bliebe der Zollverband?" —
Orgelum, Orgelei
Nun iſts vorbei!
Ich habe noch mancherlei Bilder hier ſtehn,
Doch iſt es zu ſpät ſie heut zu beſehn;
Aber geben Sie mir künftig wieder die Ehr,
So zeige ich Ihnen gern noch mehr,
Denn die Welt iſt immer voller Spektakel,
Und die Menge erblickt alle Tage Mirakel,
Und täglich hört ſie ein neues Orakel,
Es ſey ein Gezwitſcher oder Gekakel!
Und ſoll mein Guckkaſten alles beſpiegeln,
Wie die Menſchen ſich quälen und elend ſchuhriegel
Oder wie ſie ſich lecken und putzen und ſchniegeln
Und glätten und ſchnüren und plätten und bügeln,

So darf er vom Morgen bis Abend nicht raſten
Und kann nicht Feiertag halten noch Faſten,
Denn jeder Tag bringt ihm neue Laſten
Und jede Melodie verlangt andere Taſten.
Denn die Welt iſt ein endloſes Schraubengewinde
Es drehen ſich Herr, Frau, Kind und Geſinde, —
„Doch Jung! Die Gardine herunter, geſchwinde
Damit ich doch endlich ein Ende finde.“

Sommerblumensträuße

den

holden Frauen

gewidmet

von

L. Rellstab.

Erster Theil.

Leipzig,
Verlag von F. Köhler
1842.

Inhalt.

1) Die Strandbewohner . . . . . Seite 1

2) Vergeld . . . . . » 215

3) Miller und Müller . . . » 255

Vorwort.

Sommerblumensträuße bringe ich den holden Frauen dar! Frühlingsblumen wären beſſer, doch mein Lenz iſt vorüber! Ich ſtehe im hohen Sommer, ja die Sonne neigt ſich ſchon leiſe gegen den Herbſt! Unvermerkt ſind die Tage, die Jahre geſchwunden, — das Ziel wird erreicht ſein, eh' wir's denken!

So nehmt denn freundlich hin, was die Jahreszeit bringt. Schon habe ich eine Aehrenleſe gehalten; (Brockhaus 1836) ſie deutete auf Sommer; ich gab Euch Sommerfrüchte, (die beiden Bändchen welche den gegenwärtigen vorangingen), — und nun folgen die Blumen nach? Umgekehrt hätte die Ordnung ſein ſollen! Nehmt es nicht ſo genau! Der Sommer bringt Korn und Obſt und Blumen heut und geſtern und morgen; er kennt keine Rangordnung; die Kirſche reift vor und nach der Roſe, das Gold der Aehrenfelder ſchmückt die Fluren vor und nach der Levkoie, der Nelke; ſeine Gaben miſchen ſich, er iſt reich an Vielem zugleich!

Reich bin ich nun wohl nicht! Reich ist überhaupt der Mensch nur in seinem Frühling, wo er den Blüthenmai der Hoffnungen vor sich sieht, wo er die Erde vergißt, und in dem Himmel seiner Träume schwebt. Er entdeckt nirgend eine Schranke in dieser Unendlichkeit; ihn trägt der volle Strom; ihn führen schwellende Segel; allen Ufern die er erreichen könnte eilt er vorüber, der Wunderküste zu, die sich in goldene rosige Düfte hüllt! Das ist die Zeit des Reichthums! Aber die Jahre sausen uns pfeilschnell vorüber und voran; bald sehen wir das Wunderland so nahe vor uns, wie die Ufer die wir verschmähten, und — die Sonne glänzt nicht heller dort, die Blumen duften nicht süßer, die Früchte schwellen nicht üppiger. Bestürzt werfen wir den Blick zurück, messen die Strecke die wir durcheilten, und siehe, es ist kaum eine Spanne gewesen, und hell uns, wenn unser wilder Lauf uns nicht in eine öde Wüste geführt hat! Eine Hütte, ein grüner Baum, ein Bach — wenn das Eiland das wir erstrebten uns nur so viel bietet! Wenn wir hie und da eine Blüthe zur Frucht, einen Keim zur Blume sich entfalten sehn! Einen Augenblick schauen wir dem zerrinnenden Nebelbilde unsrer Träume wehmüthig nach; doch bald lächeln wir über unsre Thorheit, lächeln im stillen Dankgefühl

über das Loos das uns ward, weil wir ſehn: Es iſt was wir verdienten, was wir zu erreichen vermochten! — Nun erſt werden wir uns ſelbſt zur Wahrheit, und mit uns unſer Glück!

So darf auch ich ſagen, ich bin dankbar und zufrieden, wie anders auch die Summe ſei die der Mann von ſeinen Lebensthaten und Kräften zieht, gegen die, welche der Jüngling veranſchlagte!

Nicht von ewigen Zaubergärten mit tauſend Wunderblumen und Früchten ſind die Ufer meines Lebensſtromes übergrünt! Nicht ein unvergänglich blauer Himmel mit goldener nie untergehender Sonne wölbt ſich über ſie. In unerreichter Höhe über mir ſchweben die Palme und der Lorbeer nach denen ich rang, die ich im Traum ſchon berührte! — Doch es iſt grün um mich her, — die Sonne lächelt zuweilen durch wechſelnd ziehendes Gewölk, — manche Blume die ich pflanzte und pflegte hat Farbe und Duft gewonnen! Sie erfreute mich — ſollte ſie nicht auch Euch erfreuen? Weil ich es hoffte, band ich dieſe Sommerblumenſträuße daraus, und bringe ſie Euch dar, glücklich wenn ſtatt der Palme ſtatt des Lorbeers irgend eine freundliche Hand ſich ſelbſt mir reicht, oder mir mit Augen und Lippen ein Dank zugewinkt wird!

Ich bringe den Frauen diese Blumensträuße! Was sollen Männer damit? — Laßt uns ein aufrichtiges Wort miteinander sprechen, Freunde. Wir lesen einander nicht mehr. In unserer tausendfach strebenden und lebenden Zeit, wo bleibt da dem Einen Muße mit dem Andern vertraulich zu verkehren, wie es sonst der Fall war? Höchstens sieht sich Einer nach dem Andern um, aber nur um zu wissen, ob er ihm vorauslaufen wird oder nicht! Jeder hat mit sich selbst, mit den Hindernissen seiner Bahn zu eifrig zu thun, um für den Nachbar Herz und Kopf frei zu behalten. Vollends aber verzichtet der Autor drauf, von dem Autor gekannt, geschweige wie sonst, gewürdiget, geachtet, geliebt zu werden. — Geht es mir selbst doch so, wie könnte ichs von Andern anders erwarten! Man liest den mitstrebenden, gleich- oder besserbegabten Schriftsteller, ja; aber fast immer mit dem Gedanken: Mußt du ihn lesen? oder darfst du ihn vorübergehn? Das letzte ist fast angenehmer, weil es bequemer ist. Wir alle haben zu viel zu thun, sind die Lastthiere der Zeit statt auf ihren Flügeln getragen zu werden, ihre Sclavenstatt ihrer Herren. So ist es; aber ist es löblich, fördernd, beglückend? — Das ganze Treiben sieht mir oft aus, wie der Rückzug der Franzosen aus Rußland. In einer Wüste, wo

nichts warm wird, kein Fuß, kein Herz, kein Kopf, rennt Alles nebeneinander hin, um nur das ſelbſtſüchtige Ziel zu erreichen. Brecht Euch alle den Hals hier um mich her, wenn nur ich vorwärts komme! Vorwärts! Doch Freunde, die glänzenden Siege liegen hinter uns! Wir ſind auf dem Rückzuge. Wenigſtens wiſſen wir oft nicht, wie jenes Heer, ob wir den Feind vor oder hinter uns, das Ziel in Oſten oder Weſten ſuchen ſollen.

Doch ich fange an in meiner Vorrede eben ſo verwirrt zu werden. Fort aus dem Männergetümmel. — Ich will mit Euch reden, Ihr holden Frauen. Ihr müßt der Muſe jetzt die Zufluchtsſtätte bieten, den Dichter aufnehmen, mit freundlichem Gruß. Es war ja auch von jeher ſo. Die Männer bekämpften ſich, die Frauen reichten die Preiſe. Im unru[illegible]nden Getümmel unſerer Tage möchte man auch [illegible]eſer ſchönen Sitte nicht immer die gebührende Achtung zollen. Doch laßt Euch Eure wohlverdienten Rechte nicht nehmen; wir ſelbſt müſſen ſie beſchützen, denn ſie ſind unſer Glück. Im eiſernen Kampfſpiel gabt Ihr nicht den Richterſpruch, ſondern vollzogt ihn nur, durch den Dank den Ihr reichtet. Im Wettkampf der Sänger ſteht Euch das Doppelrecht zu, zu entſcheiden und den Preis zu verleihen. Alſo Euch ſei und

bleibe dieſer Sommerblumenſtrauß gebunden und zu Füßen gelegt.

Werdet Ihr ihn aber annehmen wollen? Laßt ſehn was er bringt. — Eine Uferpflanze, die ſich in ſtiller Meeresbläue ſpiegelt, oft erſchreckt durch ſtürmendes Aufwogen der See! Sie keimte zuerſt in Gefängnißmauern, — ich erzähle Euch das einmal wo anders genauer, — und wuchs dann unter trübem Himmel, von einer ſinkenden Sonne der Schmerzen wehmüthig beſtrahlt, weiter! — Auch das werde ich einmal erzählen, in den Tagen des Alters, wo wir auf Schmerz und Luſt des Lebens mit gleicher Ruhe hinblicken, mit dem ſichern Schatz des Bewußtſeins in der Bruſt: Alles führt zum Guten. —

Auch aus dem Feenreiche pflückte ich eine Blüthe! Die wunderbar verhüllte Jungfrau der Sage war mir lange nicht begegnet. Ich ſtreifte an ihr vorüber im romantiſchen Waldthal der Elbe, am Schreckenſtein, — dort ſchenkte ſie mir mit flüchtigem Gruß die Blume die ich in dieſen Strauß gebunden. — Es mag aber wohl nur ein Traum geweſen ſein, ein Nachklang der Jugend! — Wandelt denn einmal mit mir die träumeriſchen Pfade über die Grenzſteine der Wirklichkeit hinaus, in das Gebiet des Mährchens. —

Fürchtet nicht, daß wir uns zu tief in Duft und Mondenſchimmer verlieren werden! Ich habe gleich daneben eine allopathiſche Heilung angefangen, durch einen Spaziergang mit derbem Sohlenleder unter den Füßen, kreuz und quer durch die Küchen- und Gemüſe-gärten des täglichen Hausbedarfs. Es wächſt da freilich allerlei Kraut, das wenig zu Zierpflanzen paßt; allein ich habe einmal den ſchlechten Geſchmack für Pfefferkraut, Tollwurzel oder dergleichen was in die Naſe ſticht, auf die Zunge beißt, oder meinethalben auch etwas diſtel- und neſſelartig auf die Haut brennt. Haltet mir meinen Eigenſinn zu Gute, ſchöne Leſerinnen, und gönnt dem wunderlichen krausgewachſenen hachlichen und ſtachlichen Zeug ſeinen Platz im Sommerblumenſtrauß; oder meinethalben werft es hinaus. Ich kann aber betheuern, daß es nicht bloßer Unfug müßiger Treibhauslaune iſt, deren Erzeugniſſe ich Euch vorſetze, ſondern ein Gewächs das ich auf dem Felde der Wirklichkeit getroffen, und nur verpflanzt habe und begoſſen, behackt und beſchnitten, damit es etwas toller wuchre. Vielleicht ſchlage ich Euch auch dereinſt die richtige Seite der Stadtchronik auf, auf der Müllers und Millers Schickſale verzeichnet ſind.

Daß ich eine vaterländiſche Blume, die auf

geſchichtlichem Boden in der geſegneten Provin
Schleſien wurzelt, und unter dem Sonnen- un
Gewitterſchein eines Königsauges, wie noch kei
zweites blitzend in die Schickſale der Welt geleuch
tet hat, aufwuchs, in den Dichtergarten verpflanzt
werdet Ihr mir hoffentlich nicht übel deuten. I
weiß, holde Leſerinnen, es iſt keine Roſe, keine Lil
keine Hortenſie noch Kamellia; nur ein wenig friſch
Grün, leicht wurzelnd, leicht blühend, an den W
gepflanzt den das Volk wandelt, das ſich im Frei
ergötzt, und ſich die friſchen Kränze der Luſt im Wa
und auf der Wieſe bindet. —

Jene dunkle Blume dort die ich unter Spanie
Himmel gepflückt, kann ich nur mit wehmüthigem B
betrachten. Sie wuchs nicht in dem ſeligen Hispan
das die Ufer ſeiner Flüſſe mit blühenden Orangen,
beeren, Granaten und Myrthen kränzt, unter d
klardunklem Mondhimmel die Guitarre erklingt,
ſüße Geſänge, von lauen Lüften an das Ohr
Geliebten getragen, durch die Nacht ſchweben! N
Sie wuchs in dem Spanien, deſſen Boden von
Erdbeben des Krieges zitterte, wo der Himmel
dem Brand der Schlöſſer und Städte leuc
Sie wurde genetzt mit Blut und Thränen, un
Giftwurm drang in die keuſche Hülle ihres
ches! — —

Wäre der Strauß nun fertig? — —

Nicht ganz. — Da ist noch ein Zweig von melancholischen Grün, mit falben Herbstblättern gemischt — was will der unter den Sommerblumen? — Wohl Euch, denen der Lebenssommer klar und selig verfließt ohne welke, versengte Herbstblätter frühzeitig zu streuen! Dem armen Heinrich wurde es nicht so gut geboten. Was ich Euch hier gebe, Ihr Leser — denn zu diesen Blättern darf ich auch Leser auffordern, nicht Leserinnen allein — ist, nun muß ich aus dem Blumenstrauß-Gleichniß fallen, ist Wahrheit. Es sind Thatsachen; selbst die Einkleidung. Ihr habt hier ein Blatt aus dem reichen Tagebuche eines vielbewegten, viel erschütterten Lebens, voller Schmerzen, Sorgen, Kämpfe und Drangsale. Und doch voller Glückseligkeit! Denn in solchen Geschicken bildet sich das Herz des Menschen. Wie Wenige denen es vergönnt ist, ihr Herz auf die Hochschule des Unglücks und des Kampfes zu senden! Darum verengt und verknöchert es sich so leicht in den nächsten eigennützigen Lebenskreisen, die das Dasein der meisten bis zur Erstickung engbrüstig umschnüren! — So nehmt denn dieses Bildniß nach der Natur hin, und laßt die Kraft der Wirklichkeit an die Stelle der dichterischen treten; auch sie hat ihre ganz eigenthümliche Gewalt, ihren

erbeigenen Grund und Boden, auf dem wir gern einmal wieder festen Fuß fassen, wenn wir uns lange schwebend in den luftigen Reichen der Phantasie bewegt haben.

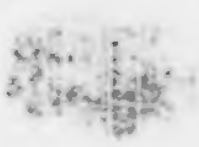
Und nun hätte ich Euch nichts weiter zu sagen, — sondern nur noch etwas zu bitten: Seid gütig! Bedenkt daß das freundlich Empfangene uns zu neuen Gaben ermuthigt, und daß, wie die Milde überall die besten Früchte sät und erntet, so auch dem Dichter am gesegnetsten wird, der, sich selbst genug zu thun, schon den schärfsten Sporn empfindet, den strengsten Kampf zu bestehn hat. Die Säule, die Mauer, umweben wir mit grünen, blühenden Ranken, die uns die starre Festigkeit gütig und reizvoll verschleiern. So werden auch im Leben die scharfen geraden Linien der Gerechtigkeit gern in weichere Wellenlinien der Billigkeit verwandelt, deren Nachgiebigkeit wir uns um so williger anschmiegen. Dieses minder strenge Gesetz sei auch dasjenige, unter welches Ihr den Dichter stellt; nicht Gerechtigkeit fordert er stolz heraus, doch er ergiebt sich vertrauend Eurer Milde. —

Berlin, im October 1841.

Der Verfasser.

Die Strandbewohner.

Novelle.



Erſtes Kapitel.

„Nun komm Helga, ſteig' mit hinauf und hilf mir die Lampen anzünden!“ ſprach der Leuchtthurmwärter Halland zu ſeiner Pflegetochter, die, feſtlich geſchmückt, in einem weißen Kleide, mit Blumen an der Bruſt und im Haar, eben mit dem Vater aus der Kirche nach Hauſe zurückgekehrt war, wo ſie die Weihe der Einſegnung empfangen hatte. Sie ſtand noch unter einigen jüngern Geſpielinnen aus der Nachbarſchaft an der Thür des Thürmerhäuschens und ſprach freundlich mit ihnen, die gekommen waren, um den Putz der älteren Freundin zu beſchauen.

„Gleich Vater,“ erwiederte die anmuthige Helga, „ich will nur erſt den Kranz aus den Locken nehmen, und ein anderes Kleid anthun; aber in wenig Augenblicken bin ich bei Euch!“ Mit dieſen Worten wollte ſie ins Haus eilen, doch der Vater ſprach: „Ei, heut iſt ein Feſt- und Ehrentag für Dich, da kannſt Du im Schmuck bleiben; wer weiß, es ſpricht noch ein oder der andere Nachbar mit an, um Dich in Deinem Staat

zu ſehen, und Dir Glück zu wünſchen: komm nur ſo mit hinauf."

Helga folgte willig; ſie nahm dem Vater die Schlüſſel zur Pforte des Leuchtthurms aus der Hand, hüpfte leicht wie ein Reh voran, ſchloß auf, und verſchwand. Es dauerte nicht lang, ſo wurde ſie oben auf der Gallerie des Thurms ſichtbar. Die Abendſonne warf eben die letzten glühenden Strahlen über das Meer gegen die Thurmzinnen, die wie vom Wiederſchein einer Feuersbrunſt geröthet ſchienen. Helga's weißes Gewand flatterte roſig angeſtrahlt im leichten Hauch des Abendwindes; die blonden Locken fielen ihr frei gelöſt um den Nacken; ſie ſtand auf der Thurmzinne wie ein Engelsbild, wie eine holdſelige Meerfee. Die Kinder ſchauten hinauf und riefen fröhlich: „Seht doch, ſeht, wie ſchön Helga ausſieht! Sie ſchwebt in goldenem Duft! Wenn ſie fliegen könnte, wäre ſie ein Engel und flöge gen Himmel! Ach wie ſchön ſie ausſieht!"

„Ja wohl wie ſchön, wie unbeſchreiblich reizend" ſprach leiſe eine ſanfte männliche Stimme, die Worte der Kinder gewiſſermaßen wiederholend, doch nicht, daß ſie ihn hörten. Es war William, der Sohn des alten Schullehrers John, der unweit vom Leuchtthurm in einem Häuschen am Strande wohnte. Die Kinder ſahen ſich um, da ſie ſeine Schritte vernahmen; als ſie ihn erkannten, begrüßten ſie ihn mit Freude und Ehr-

furcht. Denn er war ihr und Helga's Lehrer gewesen, da er ſeinem Vater in deſſen Geſchäften klug zur Hand ging. William kam ebenfalls aus der Kirche, wo er der Einſegnung Helga's beigewohnt hatte. Jetzt wollte er ihr noch einen Abendgruß bringen. Sie ſtand droben und hatte das Antlitz der ſinkenden Sonne zugewendet. Ihre Geſtalt zeichnete ſich gegen das reine Blau der Lüfte ſo klar ab, daß ſie wie im Aether zu ſchweben ſchien. Die Züge waren in dieſer Höhe nicht genau zu erkennen, doch die Anmuth der ganzen Erſcheinung hätte ſie auch bei demjenigen für ſchön gelten laſſen, der ſie nicht gekannt. William ergänzte ſich daher leicht, was die Ferne ihm entrückte, und er ſah das Bild des reizenden, eben aufblühenden Mädchens vom goldenen Abendduft wie von einem Heiligenſchein umfloſſen, ſo klar vor ſich, als ſtehe ſie ihm zur Seite.

Jetzt warf ſie einen Blick hinab und rief: „Guten Abend William! — O kommt herauf, die Sonne vergoldet das ganze Meer!“ Sie begleitete ihre Worte durch Winke, weil ſie beſorgte, daß der Wind den Schall verwehen möchte. William aber hatte ſie verſtanden, und flog hinauf.

Es war einer der mildeſten Sommerabende, die uns das ganze Jahr bringt. Die Lüfte zogen, den roſig goldnen Wölkchen gleich, nur langſam, ſpielend durch den Raum des Aethers, das Meer hauchte Küh-

lung aus, die Fluren dufteten und schimmerten im Anhauch der Abendglut. Als William die letzten Thurmstufen hinauf war, stand er in der heißen von der Sonne durchglühten Glasglocke des Leuchtthurms, wo der alte Graukopf Halland eben die Lampen anzündete. Der Dampf des Oels und die glühende Hitze der Sonne, die den ganzen Tag darauf gestanden, erzeugten einen schweren, fast erstickenden Dunst. William stand tief athmend einen Augenblick still. Draußen lag der weite freie Raum, von fächelnden Lüften durchspielt, und an der Pforte hinter den Glasscheiben stand Helga und winkte ihm freundlich zu. Es war ihm einen Augenblick zu Muth, als befinde er sich in einer schwülen Hölle, aber sehe durch die dünnen Aetherflammen den Himmel und die Seligen, und den reinen Engel der Gnade vor sich, im weißen Gewande, mit den goldenen Locken und blauen Augen der ewigen Liebe. Hastig öffnete er, von der Beklemmung des Körpers und des Geistes getrieben, die Thür nach der Gallerie, und eilte hinaus. Als habe ihn ein lastender Alp verlassen, so fühlte er sich frei und leicht, als er den Abendhauch an Brust und Wange spürte, und den Blick über das Rundgemälde der Erde, des Meeres und des Himmels schweifen ließ, das in blendendem Reichthum vor ihm ausgebreitet lag. Helga nahm freundlich seine Hand und redete ihn an: „Guten Abend, William! —

Schön daß Ihr noch kommt. Ich sah Euch wohl in der Kirche, und wäre gern nachher zu Euch gekommen, um den alten Vater John zu umarmen, aber meine Freundinnen und meine Pathen drängten sich um mich her und wünschten mir Glück. Thut Ihr es auch, William?"

„Von ganzem Herzen, liebe Helga," erwiederte William. „Möge sich Dir Alles erfüllen, was unser Pfarrer den Frommen Segensreiches verheißen hat. Ich kam hieher um Dir das noch zu sagen!"

„Das ist schön von Euch William!" erwiederte Helga. „Ihr seid so gut. Ich verdanke Euch so viel. — Ihr habt mich so viel Gutes und Schönes gelehrt — und Euer Vater auch — " dabei blinkten dem bewegten Mädchen zwei große Thränen in dem blauen Auge. „Ihr unterrichtet mich doch noch ferner, William? Der Sommer wird ja bald vorüber sein, und wenn die Schiffahrt eingeht, und die langen Abende kommen — nicht wahr William, dann kommt Ihr wieder mit Euren schönen Büchern?"

„Ich glaube nicht, liebe Helga," sprach William bewegt. „Das Kind durfte ich wohl unterrichten — nun bist Du eine Jungfrau —"

„Und, — und warum nun nicht?" fragte sie mit betroffener Stimme und blickte ihn unschuldig erstaunt an

„Ich bin vielleicht den Winter gar nicht mehr hier,“ erwiederte William mit ſichtlich bekämpfter Wehmuth; Helga ſah ihn nur fortwährend fragend an, und er fühlte daß ihre Hand, die er gefaßt hatte, in der ſeinigen zitterte. „Der Vater hat mir ſchon öfter angedeutet, daß eine Zeit kommen werde, wo ich von hier fort muß, um weit in die Ferne zu reiſen!“

Helga war traurig geworden. „Aber Ihr kommt doch wieder?“ fragte ſie kaum hörbar.

„Ich hoffe es gewiß,“ antwortete er; „doch ſieh,“ fuhr er fort, um ſich zu etwas Anderem zu wenden, „ſieh, wie die Sonne eben ins Meer ſinkt. Als ob eine Goldſtufe zerſchmölze, und in dem blauen Silber der Wellen glühend zerrönne.“

Der wolkenloſe Himmel lag wie eine bläulich klare Kryſtallſchale auf tief dunklem Meeresſpiegel. Im Weſten färbte ſich der Aether allmählig lichter, als ob ein blaſſer Purpurduft hindurchſchimmere, der immer glühender wurde, bis er um den Feuerball der Sonne zu leuchtenden Flammen aufſchlug, und weit am Himmel emporloderte, und in den Wellen dunkler widerſtrahlte. Ein Schiff das alle Segel aufgeſpannt hatte, um den unmerklichen Strom der Lüfte ſo voll als möglich aufzufangen, zog ſtolz durch den brennenden Aether. Erſt glühte es im ſchräg auffallenden letzten Sonnenſtrahl, dann dämpften ſich die Farben ab, und nur die Segel

ſchimmerten purpurn im Abglanz der Abendröthe, dann dunkelten ſie tiefer nach, bis das Fahrzeug einem ſchwarzen Raubvogel mit hundert breiten Fittigen ähnlich, den feurigen, faſt ſchon verſunkenen Schildrand der Sonne bedeckte. Noch einmal blitzte er zwiſchen den Segeln hindurch, dann tauchte er ſich hinab, und der Schatten der Nacht fiel weit über die Meeresfläche. Die Glut des Weſtens milderte ſich zu einem ſanften Roſenſchimmer, der Himmel und Wellen weit überhauchte; über die ganze Landſchaft war mit dem Verſchwinden der Sonne plötzlich der erſte durchſichtige Schleier der Nacht geſunken, der noch nichts verdeckte als den Glanz und die Pracht der Farben. — In langſamen, breiten, ruhigen Wellen rauſchte das Meer an das Ufer, und kränzte den Strand mit den leichten Perlenſchnüren ſeines Schaums. Ein Fiſcherboot wiegte ſich auf der ruhigen Fläche.

„Soll ich Dich noch ein wenig hinausfahren auf das Meer, Helga?“ fragte William das in ſtilles Nachdenken verſunkene Mädchen; unſre Barke liegt dort unten in der Umpfählung des Hafens. Der ganze Sommer bringt uns vielleicht keinen ſchönern Abend. Ich rudre Dich bis an die Spitze des Vorgebirges, daß wir den ſchönen Blick nach Oſten genießen, und dann laſſen wir uns leiſe von den Wellen und dem Nachthauch zurückwiegen.“

„Wenn der Vater mein nicht bedarf, gern," antwortete Helga und pochte an die Glasscheiben, hinter denen Holland noch mit Anzündung der Lampen beschäftigt war. Dieser nickte auf ihre Anfrage, und warnte nur sich nicht zu verspäten.

„So kommt denn William," sprach sie heiter, „nun wollen wir auch eilen, daß wir noch recht lange den Anblick des Abendhimmels haben." Sie schritt leicht und anmuthig voran, die Stufen hinab. William folgte ihr.

Der Leuchtthurm stand auf einer vorspringenden Landzunge, die auf der einen Seite das Ufer der Mündung eines breiten Stromes bildete, auf der andern von der offnen See bespült wurde. Das Feuer sollte den Schiffen zur Auffindung der richtigen Einfahrt in den Strom dienen. Die nächste Strandgegend war nur mit einzelnen Schiffer- und Fischerhütten bedeckt, und auch die Kirche, eine Viertelstunde landeinwärts, gehörte nur zu einem kleinen fast nur von Schiffern bewohnten Oertchen, Leuten die sich meist vom Fischfang und den kleinen Küstenfahrten ernährten. Doch war die Schifffahrt des Stromes nicht unbelebt, da wenige Meilen aufwärts schon ansehnliche Städte lagen; englische, holländische, dänische, schwedische und norwegische Flaggen waren fast immer in der Strombahn zu erblicken. Von dem Leuchtthurm aus pflegten sich

nicht ſelten Reiſende, die aus dem Innern des Landes kamen, nach den regelmäßig durchgehenden Poſtſchiffen und Packetbooten überſetzen zu laſſen, auch wurden hier öfters welche in Booten ans Land geſetzt, um dann ihren Weg ins Innere zu nehmen. Der Thurmwärter hatte daher ſein Häuschen am Thurm zu einer kleinen Gaſtwirthſchaft eingerichtet, wo im Sommer mancher Fremde einſprach. Wenigſtens tranken die Schiffer und Matroſen gern ihren Grogh oder Rum in der großen Schenkſtube unten im Hauſe, und ließen ſich am liebſten das Glas von der anmuthigen Helga darbringen, die ſeit einigen Monden, wo die alte Baſe des Thurmwärters faſt immer krank darniederlag, der Wirthſchaft des Hauſes vorſtand.

Jetzt war Helga jedoch nicht mehr ſo eng durch dieſe Pflicht gebunden, denn ſchon ſeit acht Tagen wohnte eine ältere Schweſter Hallands im Hauſe, welche bei der zunehmenden Kränklichkeit der Baſe dereinſt an die Stelle derſelben treten ſollte, indeſſen ſchon jetzt eingezogen war, damit Helga in ihrer Einſegnung durch die häuslichen Geſchäfte nicht geſtört werde. — Halland, deſſen Einſicht und Charakter ſich nicht über die Gewöhnlichkeit erhob, hätte dergleichen Maaßregeln ſchwerlich getroffen, wenn nicht Williams Vater, der ſehr nahen Antheil an Helga nahm, dieſelben einzuleiten gewußt, und überhaupt für die feinere Erziehung

des Mädchens Sorge getragen hätte. Deshalb hatte ſie auch vielfältigen Unterricht von ihm und William erhalten, und ſogar das Engliſche, die Landesſprache beider, von ihnen geläufig erlernt. Es war dadurch in der Seele des Mädchens ein edler Funke zur ſtill leuchtenden Flamme geweckt worden. Und faſt waren ihr die langen Winter dieſer rauhen nordiſchen Küſte, wo bei der ſtockenden Schifffahrt der Strand faſt ganz verödete, die liebſte Zeit des Jahres geweſen, weil dann William gewöhnlich jeden Abend mit ſeinem Vater herüberkam, und während die Alten behaglich rauchten und ſchwatzten, mit Helga die ſchönſten Bücher las, oder ſich ſonſt unterrichtend und belehrend mit ihr beſchäftigte.

Beide gingen jetzt vertraut wie Geſchwiſter den Strand hinab, bis zu dem eingepfählten Hafen, wo ſie ſich in die Barke ſetzten. William nahm das Ruder und trieb mit kräftigem Schlage das leichte Fahrzeug über den Waſſerſpiegel dahin. Helga ſaß ihm gegenüber. Sie war ſehr nachdenklich geworden, durch das was ihr William von ſeiner bevorſtehenden Abreiſe geſagt hatte; in ihrem kindlichen Herzen wohnte die natürlichſte ſchweſterliche Liebe zu ihm. Wie tiefe Wurzeln dieſes Gefühl in ihr geſchlagen hatte, welch andrer Natur es war, oder vielleicht erſt durch das Heranreifen des Kindes zur Jungfrau und durch den Gedanken

der Trennung wurde, — deſſen war ſie ſich nicht bewußt. Die Trennung von William erſchien ihr nur als ein Scheiden von den liebſten Gewohnheiten und Freuden ihres Lebens, von denen es ihr geweſen war, als wenn ſie ewig ſo fortdauern müßten. An eine andre Geſtaltung ihrer Zukunft durch William hatte ſie noch niemals gedacht; wohl aber er. Denn unvermerkt hatte ſich die liebliche Anlage des Kindes, die er mit höherer Bildung und Leitung gepflegt, zur jungfräulichen Blüthe aufgeſchloſſen, um ſo reizender, je weniger ein Bewußtſein des neuen Zuſtandes in ihr erwacht war.

So ſaß Helga jetzt vor ihm, das ſinnende Köpfchen halb geneigt, mit der Hand an ihrem Blumenſtrauß ſpielend; oftmals blickte ſie zu ihm hinüber, aber ſenkte das Auge ſchnell wieder. Es ſchien William als wenn ſie zum erſtenmal in ihrem Leben ihm gegenüber Scheu und Befangenheit fühlte. Sie war noch geſchmückt für das Feſt, das den Schritt aus der heitern überall offnen Welt des Kindes, in das enger durch Sitte und Bewußtſein begrenzte Gebiet der Jungfrau bezeichnete. Sollte ſchon ſo raſch das Gefühl einer Umänderung der alten Verhältniſſe ſich kund geben? — Sie bewegte mehrmals die Lippen, als wollte ſie eine Frage thun, ſchwieg aber immer wieder. Endlich überwand ſie ſich ſichtlich zu dem Wort: „Iſt es denn aber

durchaus nothwendig, daß Ihr uns verlaßt, William? — Was wollt Ihr denn in der Fremde und Ferne ſuchen? — Iſt es denn bei uns nicht ſchön? Sind wir nicht fröhlich und glücklich? — Doch gewiß fröhlicher und glücklicher als alle die Leute, die von fernher auf den großen Schiffen kommen, und bisweilen bei uns vor Anker liegen. Ich habe ſie meiſt wild, rauh oder mißmuthig gefunden — warum wollt Ihr alſo nicht hier bleiben, wo wir ſo viel glücklicher leben? — Sagt das doch dem Vater John! — Ich will's ihm ſelber ſagen, ja William? Geht nicht von uns!"

Sie bat ſo ſanft, ſo vertraulich, daß es in des Jünglings bewegtes Herz drang. „O Du liebes, ſchuldloſes Kind," ſprach er, indem er das Ruder fortlegte und ihre Hand ergriff, „was weißt Du von der Welt da draußen! Und doch haſt Du in Deinem kindlichen Sinn vielleicht das höchſte Recht!" —

„Wenn ich Recht habe, dann bleibt Ihr, nicht wahr William?" ſprach ſie fröhlicher ſchmeichelnd: „Es iſt ja ſo wunderſchön bei uns, im Sommer und im Winter. Seht nur um Euch, das ſchöne ſpiegelhelle Meer in der Abendröthe, dort die Felſen und Waldhöhen, hinter uns die Hütten an dem grünen Strande herauf! Und bei den Herbſt- und Winterſtürmen, wenn die See brauſt und donnert, und die Wellen hoch am Leuchtthurm hinaufſprützen, — wie ver-

traulich ſitzt ſichs dann in unſerm ſichern Hauſe! Ja William, der Winter kam mir oft noch ſchöner vor wie der Sommer. — Solch ein Abend wie heut — freilich!“ —

„O ich werde ihn nie vergeſſen,“ ſprach William innig, und drückte Helga's Hand. — Sie erröthete, ihr Herz klopfte ſtärker. Es war das erſtemal, daß dieſes ſelig bange Gefühl ſie überdrang. —

„Fort muß ich Helga,“ begann William nach einer ſtummen Pauſe von einigen Minuten, „wirſt Du aber auch in der Ferne meiner gedenken? Wirſt Du mich nicht vergeſſen haben, wenn ich wiederkehre?“

Helga brach in Thränen aus; ſie wußte nicht wie ihr geſchah, ſo ſüß, ſo bang, ſo weh wurde ihr zugleich. — William zog ſie mit ſanfter Hand zu ſich hinüber auf die Bank, und ſprach aus tiefſter Bruſt: „Helga — ich liebe Dich!“ —

Sie weinte heftiger und lehnte das Haupt an ſein Herz, während er den Arm ſanft um ſie gelegt hatte; doch vermochte ſie nichts zu erwiedern. Sie hatte William immer geliebt, es ihm tauſendmal geſagt, es war ja nichts anders geworden, — und doch fühlte ſie jetzt eben etwas ganz anderes.

Er ließ ihre Thränen ſtill fließen; dann richtete er ihr das Haupt leis in die Höhe, blickte ihr in das große blaue Auge und fragte ſie: „Liebſt Du mich

wieder Helga? So, um für das ganze Leben mein zu sein?"

Fast unwillkührlich öffnete er die Arme, sie barg sich an seiner Brust, umfaßte ihn sanft und hauchte kaum hörbar: „Ewig — ewig William!"

Jetzt blinkten die ersten Sterne durch den verduftenden Rosenschimmer des Himmels; im frischeren Luftzug kräuselten sich die Wellen, und wiegten den Nachen tiefer in das Meer hinein; die Liebenden saßen in dem ersten Gefühl der Seligkeit verloren, und sahen nicht, und fühlten nicht wie mild und groß die Natur und der Abend um sie her waren, denn größer und holdseliger war das unsichtbare und ungekannte Glück, das ihnen aus der Tiefe ihrer eigenen Brust aufstieg.

Zweites Kapitel.

Ein ſtärkerer faſt rauher Hauch des Windes weckte William aus der Seligkeit, in die er ſich ganz verloren hatte. Der Nachen war von dem Abendhauch allmählig bis vor die äußerſte Gebirgsſpitze getrieben worden, wo ihm die Küſte keinen Schutz mehr vor dem Winde gewährte. Deshalb faßte ihn dieſer auch jetzt mit ſtärkerer Strömung; die Wellen gingen höher, die Nacht fing an zu dunkeln; William wollte nach dem Ruder greifen, doch er erblaßte, denn er ſah es nicht mehr. Es hatte muthmaßlich ein Uebergewicht nach dem Waſſer bekommen, war anfangs leicht auf demſelben aufgelegen, nachgeglitten, und ſo allmählig geräuſchlos in die Fluth geſunken. Mit ſchweifend ſpähendem Blick ſah William ringsumher, ob er es irgend wo noch treiben ſähe und es etwa ſchwimmend abreichen könnte. — Vergeblich! — In dieſem Augenblick flog ein leichter Schein über den Horizont; es blitzte ſüdöſtlich von der Küſte her, und bald darauf ließ ſich ein fernes Donnern ſchauerlich vernehmen.

„Hier bleibt keine Wahl, Helga," rief er, „ich

muß das Segel aufſpannen, und wir müſſen ſehen, ob wir gegen den Wind ſo laviren können, daß wir dort die Spitze des Vorgebirges erreichen. Nach dem Leuchtthurm zurück iſt's unmöglich zu kommen. Raſch war er dabei die Segelſtange aufzurichten, und das Segel hinaufzuziehen; doch hatte er die geheime Beſorgniß, daß das herannahende Gewitter, deſſen Aufziehen ihnen theils von dem gebirgigten Strich der Küſte bedeckt, theils weil es hinter ihnen geſchah, verborgen geblieben war, den Wind verſtärken und die Landung unmöglich machen werde. Wirklich erhob ſich auch eben ein zweiter rauherer Stoß als jener erſte, ganz ſo wie er einem Gewitter vorherzugehen pflegt. Die Wellen wurden wie von einem laufenden Schatten dunkler gefärbt wo der Wind überhinſtrich und ſie in kräuſelnde Bewegung ſetzte. Helga die das Meer kannte, ſah dieſe Anzeichen mit Aengſtlichkeit, denn ſie empfand die vorhandene Gefahr. Doch ſprach ſie freundlich und ermuthigend zu William: „Ich beſorge nichts, wir werden unter der Felſenſpitze landen; — und wenn wir auch ein wenig durch das Waſſer waten müſſen, — es iſt ja ſo milde Luft und das Bad erfriſchend.“ — „Das macht mir keine Sorge, meine Helga,“ entgegnete William, „ich will Dich ſchon bis auf den trocknen Strand tragen. Aber daß ich ſo fahrläſſig war! Ich möchte mich“ —

„Sei ruhig, William," fiel ihm Helga ins Wort: „Du ſiehſt der Wind iſt ſtät und mäßig, in einer halben Stunde können wir an dem Landungsplatz ſein."

„Ja, wenn das Wetter nicht heftiger heraufkommt," dachte William, ſchwieg aber, und ſetzte ſich pochenden Herzens, denn er zitterte für die Geliebte — ans Steuer, und blickte mit ſcharfem Auge nach dem Segel, dem Winde, und dem Punkte wohin er halten mußte.

Es blitzte zum zweitenmal, viel heller; der Donner folgte näher und ſtärker. Das Wetter zog herauf.

William, der See gewohnt und ein geübter Schiffer, fühlte in ſich, wenn das Ziel zu erreichen war, die Kräfte dazu. Er ſchnitt den Wind ſo ſcharf es möglich war, um die Küſte ſchneller zu gewinnen; jetzt ſchlug er das erſte Ae, wie der Schiffer es nennt, und kreuzte nun die Windlinie nach der entgegengeſetzten Richtung. Er kam ſchneller vorwärts als er erwartet hatte, und gab jetzt der Hoffnung Raum, das Land zu gewinnen

Doch plötzlich ſah er es finſter gekräuſelt von fern her über die Wellen heranlaufen. Das war ein einzelner ſtarker Windſtoß! Kaum hatte er's gedacht, als das Boot ſchon davon ergriffen, und ſo gewaltig auf die Seite gebeugt wurde, daß es faſt Waſſer ſchöpfte.

Er mußte den Strich ändern, um dem Winde nicht zu viel Segel Preis zu geben, doch dieſe Aenderung führte ihn beinahe mehr abwärts als der Küſte zu. Und dennoch konnte er nur wenige Minuten ſo halten; der Wind wurde ſtärker, prallte in abgebrochenen, unregelmäßigen Stößen an, die Wellen ſchäumten auf, die See fing an hohl zu gehen.

Abermals ein Blitz; das halbe öſtliche Himmelsgewölbe ſtand in Feuer, es folgte ein ſtarker anhaltender Donner. Helga die ſich auf der Bank am Steuer neben William geſetzt hatte, ſchmiegte ſich unwillkührlich an ihn, ſprach aber dabei, als fühle ſie ein Unrecht in dieſer Aeußerung der Furcht: „ich bin nicht bang William! Wie oft ſind unſre Fiſcher in ſolchem Wetter auf der See.“

William ſagte nichts, ſondern drückte das Steuer kräftig herum, um Wind und Wellen das Gleichgewicht zu halten. Der Nachen ſchwebte einer Schaale gleich auf den breiter und höher ſchwellenden Wogen, die ſchon ſo ſtiegen, daß man auf dem Gipfel weit über die See blicken konnte.

„Gerade hier bricht ſich beim Abendwind die See am ſtärkſten,“ ſprach William beruhigend, „weil der Windſtoß vom Gebirge abprallt, und die Strömung hier herüber wirft. Nur hundert Faden landwärts und wir haben das ſchwerſte überſtanden.“

Er mußte abermals ein Re ſchlagen, und hatte jetzt den Gewitterhimmel vor ſich. Unglaublich ſchnell waren die ſchweren Wolken heraufgezogen: ſchon verhingen ſie den halben Horizont mit ihren düſtergrauen Schleiern, die nur der Wiederſchein des noch immer im tiefſten Purpur nachglühenden Abendhimmels blaßröthlich ſäumte. Dazwiſchen zog es wie ſchwefelgelber Rauch, bald wolkig, bald zackig und geſtreift durch die ſchwarzen Maſſen, als ſeien ſie durch und durch mit Feuer geſchwängert.

Helga betrachtete das drohende Antlitz des Himmels mit bangen Schauern, — aber zugleich mit ſtaunendem Bewundern; es lag ein majeſtätiſcher Zorn auf dieſer finſter gefurchten Stirn des Ewigen. „Es iſt doch ein prachtvolles Schauſpiel, ein ſolches Gewitter," ſprach ſie, halb William, halb ſich beruhigend, leiſe zu dieſem. Aber der nächſte Moment entriß ihr einen unwillkührlichen Schrei. Denn plötzlich zerriß ein ungeheurer Blitz die ſchwarzen Wolkenthore, fuhr zackig herab gegen die See, und ſchlug die breiten Feuerſchwingen über den Himmel auf, daß das Meer wie in bleichem Entſetzen das Schreckensbild wiederſpiegelte, und die Fluthen bebend zurückrauſchten. Zwei krachende Donnerſchläge folgten nach, und löſten ſich in einen hohlen Wirbel auf, der über Himmel und Fluthen dahinrollte. Dann ſchauerliche, tiefe Stille.

„Gott ſchütze uns!“ betete Helga und faltete die Hände.

Es zog ſauſend durch die Lüfte heran; das Meer vor ihnen überdeckte ſich wie mit einem ſchwarzen Schuppenpanzer, auf dem die ſchäumenden Wellenhäupter wie Glanzblicke des Metalls leuchteten, und drohend gegen das ſchwankende Fahrzeug heran liefen.

„Dieſer Stoß wird gewaltig,“ rief William beſorgt, und faßte das Steuer mit aller Kraft an, um den Nachen herumzuwerfen; „wir müſſen ihm nachgeben, ſonſt reißt uns der Windſtrom auf die Seite.“

Kaum hatte er das Wort ausgeſprochen, als das Segel ſtraff bis zum Berſten aufſchwoll, und die Segelſtange ſich wie ein ſchwaches Rohr überbeugte. Der Nachen ſchoß eine Rieſenwelle hinauf, dann jählings abwärts; hoch ging der weiße Schaum überhin, und ſchüttete eine naſſe Wolke über die Schiffenden aus.

Helga in ihrem leichten Gewande ſchauerte zuſammen vor der unfreundlichen Begrüßung des Meeres; William preßte ſie mit dem linken Arm ſchmerzlich an ſich, um ihr Schutz und Wärme zu bieten. Mit flehendem Auge blickte er gen Himmel: „Ach es wäre ſüß, und doch namenlos grauſam, ſo in dieſer erſten Stunde liebender Seligkeit zu ſterben!“

William durfte ſich nicht mehr täuſchen. Es war unmöglich bei dieſer Gewalt und Richtung des

Windes die Küſte zu gewinnen. Das Segel brachte nur Gefahr. Er zog es daher ein, und ließ das Boot auf den Wellen treiben, deren Gewalt zu brechen und zu mindern er noch immer ſeine ganze Kraft und Aufmerkſamkeit aufbieten mußte.

Das Gewitter war jetzt vollends herauf, und hatte ſeine ſchwere Wolkendecke über den ganzen Himmel gewälzt. Nur im Nordweſten glühte noch der See des Abendroths im tiefſten Purpur unter dem Erdball herauf, und warf ſeinen Wiederſchein gegen die gehobenen Wellen, daß ſie im blutigen Violett ſchimmerten, während ſie auf der andern Seite, vom Blitz angeleuchtet, einen matten Schwefelglanz zurückſtrahlten. Die Nacht ſank tiefer und tiefer herab, und begrub Himmel und Meer. Die Luft drückte beängſtigend. Noch einmal flammte der Horizont in gelber Lohe auf, und der Donner krachte in derſelben Sekunde im Zenith des Wolkengewölbes. Es zerriß; einige ſchwere Tropfen fielen, dann plötzlich praſſelten die vollen Himmelsſtröme nach; ein undurchdringliches Dunkel verſchlang den Raum zwiſchen See und Gewölk. Helga, vom Schrecken überwältigt, warf ſich auf die Knie und barg das Haupt in Williams Schooß. Dieſer ſah eine Rieſenwelle ſich vor dem Nachen aufthürmen, mit äußerſter Kraft verſuchte er es das Fahrzeug in eine günſtige Lage dagegen zu bringen. Doch die Gewalt

des Waſſers warf ſich auf das Steuerruder; es brach ſplitternd in ſeiner Hand, und ſo war das Boot der vollen Willkühr des Elements Preis gegeben.

Der peitſchende Sturm ergriff es mit furchtbarer Gewalt, und jagte es, bald auf den Gipfeln, bald im tiefen Schlunde der Wogen, in die weite Meereswüſte hinaus. Finſterniß rings umher, kein Stern, keine Landſpitze mehr zu erkennen; nur die Feuer des Leuchtthurms glühten hinter ihnen, düſter, halb verſchleiert, durch die Nacht, und an ihrem immer ferner verglimmenden Schein konnten die Unglücklichen allein wahrnehmen, wie viel weiter ſie jeder Augenblick von rettender Hülfe hinweg in die Unermeßlichkeit des hohen See hinausführte. Ergeben in ihr Geſchick, hielten ſie einander am Herzen, und Sturmes und Wellenbrauſen ſangen ihnen das ſchauerliche Brautlied.

Drittes Kapitel.

Als, etwa eine Stunde nachdem Helga und William den Leuchtturm verlaſſen hatten, das Ungewitter ſchon hoch heraufgezogen war, wurde Halland beſorgt um ſie. Seine Leuchtfeuer brannten in vollem Glanze; er konnte ſich daher abmüſſigen, und hinunter nach dem Hauſe gehen, ſich zu erkundigen, ob Helga ſchon zurückgekehrt ſei. Er fand aber niemand unten als den alten John, der eben ſo nach ſeinem Sohn zu fragen beabſichtigte, als Halland nach ſeiner Tochter.

„Guten Abend, Herr Nachbar," grüßte Halland den Gaſt in ſeinem Hauſe, „was bringt Ihr mir Neues? Ich will hoffen, unſre jungen Leute ſind zurück von ihrer Spazierfahrt. Die See ſchneidet ein mürriſches Geſicht, die Wetterwolken ziehen raſch herauf, und mit Eins hat ſich ein rauher Oſtwind erhoben, der ihnen das Landen ſchwer machen könnte."

„Ich ſelbſt bin beſorgt, Nachbar," erwiederte John; „aber mein Sohn kennt ja die See und ver-

ſteht ſich auf Wetterzeichen; er wird doch hoffentlich vorſichtig geweſen ſein?“

„Freilich, er iſt ein guter Schiffer, aber ein kecker Schiffer! Wenn er nur nicht zu viel gewagt, oder das Wetter ihn überraſcht hat. Es iſt gar ſchnell heraufgekommen; ich wohne doch nun ſchon fünf und zwanzig Jahre an der See, und habe Wind und Wolken Tag und Nacht beobachtet, allein ich wüßte mich nicht zu erinnern, daß jemals aus einem ſo klaren Abend ſo raſch ein ſolches Wetter geworden wäre. Je nun, es droht vielleicht nur ſcharf, und zieht vorüber — Heiland Jeſu Chriſt! Was war das für ein Blitz! — Der fuhr ja im Zickzack durch die ſchwarzen Wolken wie eine Rakete!“

John ſtand nachdenkend. „Laßt uns an den Hafen hinuntergehen, Nachbar, ob das Boot da iſt; vielleicht ſind ſie ſchon herein ohne daß wirs wiſſen, und haben bei irgend einem Nachbar vorgeſprochen.“

Sie gingen mit einander hinab.

John ſah einem Greiſe ähnlich, wiewohl er erſt im höheren Mannesalter ſtand; er zählte drei und funfzig Jahre. Seit ſechszehn Jahren wohnte er an dieſer Küſte, wohin er ſich mit ſeiner Frau und ſeinem Sohne von einem ſtrandenden Schiffe gerettet hatte. — Eine Krankheit ſeiner jungen Frau, Folge der ausgeſtandenen Angſt und Beſchwerden, nöthigte ihn ein

Häuschen am Strande zu ſeinem Zufluchtsort zu nehmen. Nach wenigen Wochen ſtarb die liebliche junge Frau, und wurde auf dem Kirchhofe des Fiſcherdorfes — wenn man die einzelnen Hütten, die nicht einmal einen beſtimmten Namen führten, ſo nennen will — beſtattet. Der tiefſte Schmerz bemächtigte ſich des unglücklichen John; er konnte ſich nicht entſchließen den Ort zu verlaſſen, wo diejenige ruhte, in der er ſein ganzes Lebensglück gefunden hatte. Da überdies ſeine tiefe Trauer und ſein Hang zur Schwermuth in der Einſamkeit einen Troſt fand, mußte ihm dieſes ſtille Fleckchen der Erde, welches, ſo nahe der Verkehr der Welt ſich auf Meer und Strom an ihm vorübertrieb, doch faſt ganz entfernt davon lag, eine Zuflucht dünken, die ſich ganz für ihn eignete.

Nach einiger Zeit fand er aber, daß eine, für Andere nützliche Thätigkeit etwas Unentbehrliches ſei, um das Leben zu ertragen. Bisher hatte er ſich nur mit der Erziehung ſeines beim Tode der Mutter achtjährigen Knaben, William, und mit eigenen Studien beſchäftigt. Jetzt ſtieg ihm der Gedanke auf, ſich dem Orte wo er wohnte, dem er ſich als Bürger gewiſſermaßen angeſchloſſen hatte, heilſam zu erzeigen, indem er die des Unterrichts faſt ganz entbehrende Jugend um ſich verſammelte. Er beſaß ein kleines Vermögen, deshalb ließ er ſich für die Mühe des Lehreramtes nur

geringfügig entschädigen, und die ärmeren fleißigen Kinder unterrichtete er ganz unentgeldlich. — Seinem Sohn William gab er eine so sorgfältige Erziehung, als es an diesem Orte nur möglich war. Er lehrte ihn aber nicht nur ältere und neuere Sprachen, und brachte ihm die sonst üblichen Schulkenntnisse in einem ungewöhnlichen Grade bei, sondern bildete ihn auch zu einem praktisch tüchtigen Menschen aus.

Indessen trieb die Neigung William viel mehr zu den Büchern hin, und er hatte darin seines Vaters Sinn, wie überhaupt dessen stille friedliche, zu ruhigen Lebensbeschäftigungen sich hinneigende Gemüthsart ererbt. — Durch diese Eigenschaften des Charakters hatte sich aber der alte John (so nannte man ihn seines früh ergrauten Haares wegen, und weil er die guten Züge des Alters, Ruhe und Milde in hohem Grade besaß) auch die Liebe aller Nachbarn in reichem Maaße erworben. Ja, man ehrte ihn wie einen Vater und Vorsitzer im Rath; die Jünglinge und Mädchen des Dörfchens waren seine Zöglinge gewesen, und ihm daher mit Dank und Liebe zugethan, die Aeltern, weil ihre Einsicht sie seine Verdienste schätzen lehrte, und weil sie ihm Dank für das wußten, was er ihren Kindern gethan und that.

Jetzt war der Augenblick, wo John Früchte von diesen Gesinnungen ernten konnte. Denn während er

mit Holland nach dem Hafen herunterging, kam das Gewitter heftiger und heftiger herauf. Der Nachen mit dem William in die See gefahren war, war nicht zurückgekehrt, die Gefahr augenſcheinlich. Als die Schiffer die ſich im Hafen befanden, von Johns Beſorgniß hörten, umringten ſie ihn und ſprachen ihm Muth ein. Einige Lootſen erboten ſich ſogleich mit etlichen Booten ein Stück in die See hinauszugehen, eh man ihm, der allein, und nur mit einem Ruder verſehen war, Hülfe bringen könne. — John hielt die Leute zurück, da ſie eigene Gefahr zu fürchten hätten. Doch ſie ließen ſich nicht abhalten; und alsbald gingen zwei Boote in See, jedes mit ſechs tüchtigen Leuten bemannt. So lange ſie ſich unter dem Winde der Küſte hielten, war die Gefahr nicht ſo groß, zumal bei den verbeſſerten Mitteln, der See Widerſtand zu leiſten. Williams Unglück war es hauptſächlich geweſen, daß er ſchon zu hoch in See war, als er an die Rückkehr dachte. —

Mit dankbarem aber doch ängſtlich klopfendem Herzen ſah John die Boote abſtoßen. Er ging hierauf mit Holland nach dem Hauſe auf dem der Leuchtthurm ſtand, zurück, um ihnen weiter nachſehen zu können. Am Thurm blieben ſie ſtehen. Die See war ſchon ſehr unruhig, und ſpiegelte den grauen, drohenden Himmel ab; die Boote tanzten hoch auf den

Wellenſpitzen, und waren bald ſichtbar, bald verſchwanden ſie. Von einem Nachen, wie er William trug, war keine Spur zu entdecken.

„Welche Erinnerungen werden in mir wach, Nachbar Halland,“ ſprach John, „wenn ich die See in dieſer Geſtalt ſehe! So ſah ſie aus in der Nacht, die mich an dieſen Strand führte!“

„Etwas wilder doch, Nachbar John!“ erwiederte Halland. „Und wir hatten rauhes Oktoberwetter! — Heiliger Gott, was war das für ein Sturm! Noch ſehe ich das Schiff, aus dem Ihr ins Boot geſprungen waret vor mir, wie es mit einem Maſt und zerriſſenen Segeln, die im Winde flatterten, auf und nieder ſchwankte. Es glich einem blaſſen Geſpenſt in zerlumpten Leichentüchern, wenn der Mond es durch die zerriſſenen Wolken beleuchtete. — Aber ſeht? Sind das unſre Leute dort bei der Felſenſpitze drüben? Sie ſind ſchon weit hinaus!“

Der Himmel flammte in Feuer, der Donner krachte ſogleich nach, der Sturm jagte die ziſchenden Schaumhäupter der Wellen vor ſich her.

John ging unruhig auf und nieder. Sein Auge ſpähte unverwandt in die weite See hinaus, die ſich immer dunkler einhüllte. —

„Es iſt nichts zu erkennen,“ ſprach er nach einigen Augenblicken ſchmerzlich. „Menſchliche Hülfe vermag

jetzt nichts mehr — Gott allein kann ſie ſchützen. Wenn nur unſre Nachbarn und braven Freunde nicht Schaden nehmen!“

„Ich muß hinauf nach den Lampen ſehen,“ ſprach Holland, „wollt Ihr mit?“

John ſtieg mit auf den Leuchtthurm. Der Regen ziſchte jetzt in dichten Strömen herab. Dennoch trat der bekümmerte Vater auf die Gallerie, und ließ ſeine grauen Locken von Wind und Regen peitſchen, und ſtarrte hinaus in die finſtere, unwirthbare Oede. — Schwere Gedanken erfüllten ſein Herz; große Thränen drängten ſich ihm ins Auge. „So,“ ſeufzte er tief, „ſo ſah mein Leben aus, ſo ſchwarz, ſo ſtürmiſch, ſo ohne Hoffnungsſtern! Ich hatte ein Eiland gefunden! Es war ein Kirchhof; eine Grabſtätte war mein ſtiller Friedensheerd, ein Bäumchen was daraus emporwuchs meine Seligkeit, ſein Schatten die Hoffnung meines Alters! Gnädiger Gott, wollen Deine Stürme auch das entwurzeln?“ —

Viertes Kapitel.

Vor naſſer Kälte ſchauernd, von Angſt erſchöpft, lag Helga in Williams Armen, der ſie an ſeinem Herzen zu erwärmen ſuchte. Finſter ſtarrte ſein Blick hinaus in die Meereswogen, ohne Hoffnung, ohne Troſt. Denn nur ein Wunder hatte das gebrechliche Fahrzeug bisher behütet, daß es die Wellen nicht zerſchmetterten oder verſchlangen, — nur ein Wunder konnte es ferner behüten! — Zwar legte ſich das Ungewitter, der Regen hörte auf, die Wolken fingen an ſich zu zertheilen; auch ſtieg der Mond trübroth am äußerſten Meeresrande auf, und erſchien trotz ſeiner nebligen Umſchleierung wie ein Zeichen der ewigen Gnade: doch dem kundigen William war dadurch die Gefahr nicht gehoben. Helga aber erhob das bange Haupt; ſie ſchaute nach dem ſanften Geſtirn hinüber, das ihrem Geſchick wehmüthig zu lächeln ſchien, und ſprach flüſternd: „William, das iſt ein Zeichen von Gott, ich habe wieder Hoffnung!“ — „Auch ich,“ erwiederte er und küßte ihren lieblichen Mund. Doch er ſprach anders als er dachte. Das Meer hob ſich

noch in grimmigen Wellen, und der Sturm hatte ſich nicht gelegt. Wie konnte er hoffen, daß von ſo vielen tauſend Wogen die den Nachen hin und herſchleuderten, nicht eine über ihn wegſtürzen und ihn begraben ſollte? Wie konnte er hoffen, daß das ſchwache Fahrzeug noch lange die furchtbaren Stöße der Wellen ertragen werde, da es ſchon ſeit dem Bruch des Steuers kleine Beſchädigungen erlitten hatte, die unter dieſen Umſtänden ſchnell zu Pforten der gänzlichen Zertrümmerung werden mußten! Auch die Hoffnung einem größeren Schiffe zu begegnen war äußerſt ſchwach, denn William konnte berechnen, daß der Sturm ſie längſt weit über die Babulinie der Schiffe die aus dem Strom aus- oder einlaufen, hinausgetrieben habe. So bereitete er ſich denn düſter, aber ergeben, auf den Tod mit Helga und an ihrer Bruſt vor. Er würde ihn leichter getragen haben, wenn er ſich jetzt nicht mit dem ſchweren Vorwurf belaſtet gefühlt hätte, daß allein ſeine Unachtſamkeit auf das Ruder und auf die Wetterzeichen ſie in dieſe Gefahr gebracht habe! Zwei Minuten früher durfte er um ſich blicken, und er hatte noch die Möglichkeit die Spitze des Vorgebirgs zu erreichen — ſo ſchmal war die Grenze zwiſchen dem ſeligſten Glück und unermeßlichem Unglück.

„Helga" rief er mit unausſprechlichem Schmerz, und preßte die Lippen auf die erblaßte Roſenknospe

ihres Mundes: „Helga, Du biſt mein! Dieſes Glück iſt die köſtliche Perle welche ich in dem Abgrunde dieſer Meereswüſte gefunden habe! O ich wollte gern verſinken, wenn ich Dich nicht mit hinabzöge!“

„Mit Dir vereinigt ſterbe ich glücklich,“ erwiederte Helga zitternd und in Thränen: „aus dem unermeßlichen, bittern Meer rings um uns quellen uns doch noch ſüße Tropfen!“

So ſaßen ſie bei einander, und Minute auf Minute verging; — der Mond ſtieg höher, es wurde heller, der Sturm ließ nach, doch hatte er ſich in einen ſcharfen, ſtetigen Oſtwind verwandelt, bei dem die See ſobald nicht ruhiger werden konnte.

„Heiliger Gott — was war das!“ rief William aus, als der Nachen eben auf der Spitze einer hohen Welle ſchwebte, aber in demſelben Augenblick auch ſchon wieder in die tiefe Waſſerfurche hinabſchoß.

„Was iſt Dir?“ fragte Helga erſchreckt.

„Laß mich! Bevor ichs nicht gewiß weiß, darf ichs nicht ausſprechen!“ Damit rang er ſich aus ihren Armen los und ſprang zum Maſt hinan, an dem er ſich, um aufrecht zu ſtehen, feſt anklammerte. Er ſah mit ſeinem ſcharfen Falkenauge ſpähend umher. — „Es war gewiß ſo, ich habe mich nicht getäuſcht, der Augenblick muß wiederkommen,“ ſprach er halb andeutend zu Helga, nachdem das Boot einigemal auf der Höhe

der Wellen geſchwebt hatte, ohne daß er den Gegenſtand entdeckt zu haben ſchien, wornach er ſpähte. — Plötzlich rief er: „Ein Segel! Gott im Himmel! Jetzt iſt Rettung möglich! Helga, reiner Engel, bete Du, es wird wirkſamer ſein, als das was ich zu thun vermag.“

Helga ſank auf die Kniee; ſie wendete das gläubige Antlitz nach der Mondſcheibe, als wenn in ihr das Auge Gottes lächle, und faltete fromm die Hände.

William aber klimmte den kurzen Maſt hinan, zog ſein Tuch heraus und band es um die Spitze, daß es als Nothzeichen im Winde flattere; dann ſtellte er ſich wieder feſt und hoch aufgerichtet an den Fuß des Maſtes. — Wenige Sekunden darauf tönte durch den Sturm der durch ein Sprachrohr geſandte Schifferruf „Hallah, he Hallah!“ wodurch nach dem Brauch der Gegend ein Geſpräch zwiſchen den Fiſcherkähnen und Küſtenbooten eingeleitet wurde.

William hatte kein Sprachrohr; doch beide Hände hohl an den Mund legend, ließ er einen gellenden Schrei ertönen, der ſchrillend durch Windes und Wellenbrauſen drang. Dieſes Zeichens bedienten ſich die Schiffer der Gegend als Hülfsruf. — Eine ähnliche Antwort durch das Sprachrohr ſagte ihm daß er gehört und verſtanden worden ſei. Sein Auge glänzte, der reine Strahl der Hoffnung ſpiegelte ſich darin ab.

Er blickte mit einem ſeligen Gefühl auf Helga. „Dein Gebet iſt erhört," ſprach er zu ihr, und richtete den Blick dankbar gen Himmel.

Das Schiff unfern von ihnen hatte ſeinen Cours gewandt. Es kam ihnen näher, obwohl es ſchwer mit Wind und Wellen zu kämpfen hatte. Bald war es im Waſſerſchlund verſchwunden, bald erſchien es auf der Höhe der Wellen, jetzt näher, dann wieder ferner. William erkannte, daß es ebenfalls nur ein kleines, aber doch wenigſtens doppelt ſo großes Fiſcherboot ſei, als das worauf ſie ſich befanden. An der Art wie es Wind und Wellen ſchnitt, konnte er ſehen, daß ein höchſt gewandter, aber faſt tollkühner Steuermann es leiten mußte. Indeſſen verlor er keine Zeit, die Rettung auch von ſeiner Seite vorzubereiten. Er wickelte zwei Seile auf, und ſchlang ſie um den Maſt. Das eine gab er Helga, das andere nahm er ſelbſt, um es gegen das fremde Schiff auszuwerfen. Dies ſchwankte heran; ſchon ſah man es auf den nächſten Wellen. Mit Erſtaunen bemerkte William nur einen einzigen, und wie es ſchien ganz jungen Menſchen, der am Steuerruder ſtand. Jetzt hob eine Welle das rettende Fahrzeug hoch empor, daß es faſt über Williams und Helgas Häupten ſchwebte, und auf ſie hinabzuſtürzen drohte. Da that der junge Steuermann einen hellen Pfiff, es war das Zeichen zum Auswerfen der Seile.

Mit geſchicktem Wurf ſchleuderte er von ſeiner Seite, eben ſo gewandt William von der andern. Im gleichen Augenblick hatten beide die Seilenden gefaßt, und im nächſten waren die Boote dicht an einander. William hielt mit der linken Hand kräftig feſt, mit der rechten faßte er Helgas Arm unterſtützend, und half ihr hinüber. Leicht wie ein Reh war ſie in dem rettenden Boot, wo der junge Schiffer ſie mit gewandter Schnelligkeit auffing und ſanft niederließ. Jetzt ſchwang ſich auch William mit einem Satz hinüber. Dann wurden die Seile losgelaſſen, und das verlaſſene Boot den Wellen Preis gegeben.

„Eure Nußſchaale erbt die graue Mutter See," rief der junge Retter in einem fröhlich wilden Ton des Scherzes. „Laßt's Euch nicht kümmern! Das Beſte war ja ſchon heruntergeſchlagen, ich glaube nicht, daß Ihr noch tauſend Faden damit geſchwommen wäret. Da ſeht! ſie liegt ſchon auf dem Angeſicht! Nun, ſie hat ihre Pflicht bis auf den letzten Augenblick gethan, ſo weit ſie vermochte!"

Wirklich war das Boot wenige Sekunden nachdem William gerettet war, umgeſchlagen, und die Wellen begruben es in einem Augenblick ſo, daß nichts mehr davon zu entdecken war.

Helga's Kräfte und Muth hatten gedauert, ſo lange ſie deren bedurfte; jetzt war es das Gefühl der

Rettung was die angeſpannten Nerven löſte, bewußtlos ſank ſie nieder. In William, dem im erſten Augenblick Dankbarkeit gegen den Retter und gegen Gott, Freudengefühl über die eigne Rettung und das Uebermaaß der Seligkeit, die Geliebte gerettet zu ſehen, zugleich das Herz erfüllten, — wurden alle dieſe Empfindungen durch das eine Gefühl des tödlichſten Schreckens erlöſcht, als er Helga erbleichen und niederſinken ſah. „Helga, Du ſtirbſt, Helga," rief er, und kniete zu ihr nieder und umſchlang ſie mit beiden Armen, und legte ihr zurückgeſunkenes Haupt an ſeine Bruſt.

„Das iſt die Angſt, Freund, glaubt mir, nichts weiter," rief der junge Schiffer, der ſchon wieder feſt am Steuerruder ſtand. „Ich wollte Euch wohl helfen, doch hier gilt's die Augen auf die See, die Hand am Steuer haben. Mein Boot ſegelt gut, und der Wind iſt wie man ihn brauchen kann, aber die See iſt noch zu wild um achtlos zu ſein." — Die Nacht war rauh! „Das arme Kind wird frieren. In die Cajüte könnt Ihr ſie nicht bringen, die Luft in dem niedrigen Loch iſt zu ſchwül, da möchte ſie ſeekrank werden. Aber es liegen Matten drinnen, die holt heraus, und macht dem armen Kinde ein trocknes warmes Lager. — Sie iſt wohl Eure Schweſter?"

In der Ueberraſchung, und weil er nicht wußte wie er ſeine Sorgen um Helga, ſeine einſame Fahrt mit

Ihr beſſer erklären konnte, antwortete William: „Ja Freund! — O welchen Dank ſind wir Euch ſchuldig!“

Der junge Menſch ſprach fröhlich: „Dank? Wofür? Daß ich Euch ein Endchen Seil zuwarf? Welcher Fiſcher ginge wohl noch auf die See, wenn ſich einer vom andern nicht ſolches Dienſtes gewiß wäre. Aber Gott könnt Ihr danken, daß er Euch auf Eurem dürftigen Wrack bei der See ſo lange über Waſſer gehalten und endlich gerade in meinen Fahrſtrich getrieben hat. Hier könntet Ihr drei Wochen kreuzen und würdet wenig Segel zu ſehen bekommen, zumal in der Nacht! Aber es geht auch kein Fiſcher vom Eiderholm ſo weit in die See als Nello, der jüngſte auf der ganzen Inſel, der ein eignes Boot beſitzt!“ —

Der Knabe, ſo mußte man ihn nennen, denn er konnte kaum ſechszehn Jahre zählen, ſprach dieſe Worte, wodurch er ſeinen Namen und Wohnort zugleich kund gab, mit einem Selbſtgefühl, ja Stolz, der ihm ein edles Anſehen gab. Er warf das Haupt mit den langen Locken, die im Winde flatterten, keck empor, und nickte William zu, als wollte er ſagen: „Hab' ich nicht Recht?“

„Nello iſt Euer Name, und von Eiderholm ſeid Ihr, mein wackrer Freund?“ erwiederte William, indem er die Matten ausbreitete, auf denen Helga ruhen ſollte. „Wie weit ſind wir von der Inſel entfernt?“

„Hm!“ meinte Rollo, „genau kann ichs Euch nicht sagen, denn der Sturm hat mich wohl drei Stunden kreuz und quer über die See gejagt; aber ich denke wohl wir werden, wenn es gegen Morgen klar wird, und das Boot so fort vor dem Winde läuft, bei Sonnenaufgang den Fels auf dem das Kirchlein steht bläulich dämmern sehen. Zwanzig Stunden weit schätze ich die Entfernung; schneiden wir aber die See wie jetzt, so sind wir in sieben Stunden im Hafen. — Doch hört, hier ist eine Flasche! Trinkt ein mal, das Wetter hat Euch auch durchnäßt, und gebt dem Kinde da ein paar Tropfen. Es ist zwar Rum, und das Püppchen sieht mir gar zart aus, aber es wird ihr doch gut thun. Im Korbe dort unter der Matte am Mast ist auch Brot.“ —

William nahm die Erquickung mit Dank an, und flößte auch einige Tropfen auf Helgas Lippen, und rieb ihr die Schläfe damit. Nach wenigen Minuten kam sie zu sich, schlug die Augen auf, richtete sich empor, und sprach noch halb irr': „Wach ich, oder träum ich! Führt nicht ein Engel mit schönem goldnen Haar das Schiff?“

Wirklich hatte eben der kühne Fischerknabe ein wunderbares Ansehen. Der Mond war durch zerrissenes Gewölk gebrochen und warf seine hellen Strahlen auf das Schiff. Rollo stand aufrecht, schlank, stolz da; seine langen blonden Locken fielen ihm um den Nacken.

Er hatte den Hut neben ſich gelegt, um ungehinderter zu ſehen, und ſein Schifferkleid abgeworfen weil es naß war, und er das flatternde Hemd im Winde trocknen laſſen wollte; auch die offne Bruſt war dem freien Spiel der Lüfte Preis gegeben. — Die ſchlanke Geſtalt in der weißen Linnentracht, vom Mondlicht umfloſſen, ſchien, wie ſie der ſchwankenden Bewegung des Schiffes folgte, faſt zu ſchweben, und doch war der Strahl des Mondes hell genug um die edlen Züge des Angeſichts, das große blaue Auge wahrnehmen zu laſſen. Dies heftete er aufmerkſam auf Helga während ſie ſprach; ſeine kecke trotzige Miene wurde ſanfter, er lächelte, doch das Lächeln ſchwebte nur ſo eben hin, über die friſchen Lippen, wie ein Luftbauch über den Wellenſpiegel, und verlor ſich wieder. Sinnend, ſchweigend, blieb er im träumeriſchen Anſchauen des lieblichen Mädchens verloren. —

„Wenn ich Euch nur beſſer erquicken könnte," ſprach er endlich mit herzlichem Ton: „Ihr armes geängſtetes Kind; und wie naß Eure dünnen Kleiderchen ſind! — Hüllt Euch doch ja dicht in die warmen Matten; und, zu Haus ſoll meine Mutter Euch pflegen!"

Während dieſer Worte kam Helga erſt ganz zu ſich. In ihrer freundlichen dankbaren Sinnesart richtete ſie ſich empor, reichte Rollo die Hand hinüber und ſprach: „O habt Dank, Ihr Retter unſres Lebens! Habt Dank!"

„Schweigt doch! Schweigt doch!“ rief Rollo ehrlich und halb böse, während er ihr die Hand bieder schüttelte. „Als ob Ihr mich nicht in Euer Boot genommen hättet, wenn meins ein Wrack gewesen wäre! Aber zum Glück ists noch nicht so weit. Seht nur, wie es segelt und sich unter den Wind schmiegt! Wie ein Vogel fliegt es mit uns über [illegible] Meer! Die Wellen könnten noch einmal so hoch [illegible] und es sollte doch wie ein Seeschwan hindurch gleiten!“

„Unser Freund ist von Elderholm, der kleinen Insel nach Nordwest, vierzig Stunden von unsrer Küste,“ sprach William zu Helga; „gegen zwanzig Stunden hatte uns das Wetter in die See gejagt.“

„Wo wohnt Ihr?“ fragte Rollo.

„Am Leuchtthurm auf der Westerspitze. Seid Ihr niemals dort gewesen?“ erwiederte William.

„Niemals! ich gehe nur in die See; von andern Land als von unsrer Insel mag ich nichts wissen! Ihr wohnt ja schon auf dem Festlande, da würde mir gedrückt und bang werden.“

„O, wir können von unserm Strand aus so weit in die See gehen wie Ihr Elderholmer!“ entgegnete William lächelnd.

„Wir aber gehen frei nach allen Seiten!“ rief Rollo feurig. „Uns hindert kein Windstrich am Auslaufen. Ist's nicht Nord, so ist's Süd; mit ein paar

hundert Ruderſchlägen bin ich von der Küſte weg im vollen Winde, und kann nach der ganzen Windroſe in die weite See hinaus. — Nur bei Windſtille, da iſts freilich als müßte die See faulen wie die Sumpfwaſſer im Binnenland. Dann klettre ich auf unſre Felſen, und jage Eidervögel, da kann ich doch wenigſtens meilenweit hinausſehen in das blaue Meer!"

Während dieſer Geſpräche, denen William und Helga mit Freude und Staunen über die eigenthümliche, kecke Natur des Knaben zuhörten, behielt er den ſchärfſten Blick für alles was er zu merken hatte, ſchien jede Welle genau darauf anzuſehen wie er ſie ſchneiden müſſe, ſtellte das Segel, bog das Steuer, wendete das Fahrzeug, alles ſtets wie es am günſtigſten war. Ein Knabe an Jahren, zeigte er bei ſeinem Gewerbe die Erfahrung und Sicherheit des längſten Lebensalters.

William, der ſelbſt geübter Schiffer, die Kunſt des Gefährten zu ſchätzen wußte, fragte ihn halb ſcherzend: „Wie haſt Du es angefangen, Du junger lieber Freund, in ſo frühen Jahren ſchon ſo ein erfahrner Steuermann zu ſein? Ich verſtehe die Kunſt auch, deshalb weiß ich Dein großes Geſchick wohl zu ſchätzen!"

„Meint Ihr?" fragte Rollo freudig, und richtete ſich ſtolzer auf. „Pah! Die Eiderholmer ſind alle geborene Seefiſche," ſetzte er lächelnd hinzu. „Ich aber

bin mitten in der See geboren," fuhr er ernster fort. „Wir haben eine Klippe, eine Viertelstunde von der Insel, vom Meer leicht überspült, eine gefährliche Stelle mit furchtbarer Brandung. Da gebar mich meine Mutter auf einem im Sturm gescheiterten Wrack, und die Eiderholmer holten mich erst zur Taufe ans Ufer. So haben Sturm und See zu meiner Geburt gebraust, und mir das erste Wiegenlied gesungen, und meine Wiege waren die brandenden Fluthen. Mir ists angeboren, und ich habe es mit der ersten Milch eingesaugt, auf dem Meere zu leben, — ja am liebsten lebte ich bisweilen im Meere selber. Wenn ich in stillen Nächten mein Boot über die Flut gleiten lasse, und unter mir die Sterne flimmern, und der Mond in der Tiefe schwimmt, da hat michs oft wie mit unsichtbaren Händen gezogen, hinab zu tauchen nach den schönen goldenen Lichtern, die wir über uns nicht erreichen können. — Und an blauen Frühlingstagen, wenn die See still lag wie ein schlafendes Kind mit offnen dunkelblauen Augen, dann habe ich schon hinunterspringen wollen, weil ich meinte unten lausche die süße Wasserfee, von der die Alten erzählen und meine irre Mutter singt! Lacht nur, aber ich habe schon geweint, daß ich nicht in der tiefen See im krystallenen Schloß wohnen kann! Am wohlsten wird mir, wenn sie mich so wiegt wie heut Nacht, Hui! Vergauf, vergab! daß

Rollo's Haar im Sturm flattert, und der kühle Meerſchaum ihn flockig beſpritzt!"

Der Knabe fuhr ſich dabei mit der Hand über die Stirn, und als wolle er ſeine kecken Worte bewähren, warf er wie im Uebermuth der Kraft das leichte Boot quer in den Schaum einer ſich überſtürzenden Welle hinein, daß es in eine weiße blitzende Wolke gehüllt wurde, dann auf der Spitze der Woge tanzte und im nächſten Augenblick ſteil hinabſchoß in den aufklaffenden Abgrund.

Helga richtete ſich erſchreckt auf, und ſchlang den Arm um William. Doch Rollo rief wie beſtürzt: „Hab' ich Euch erſchreckt, zartes Goldköpfchen? Fürchtet Euch nicht! Aber ich bin auch ein rechter Thor! Nun habt nur Geduld mit dem wilden Rollo, — ſo nennen ſie mich immer, — aber ich bin doch ſanft und herzensgut! Seid nur nicht mehr bös und bang, jetzt will ich Euch das Schiffiein führen, daß es über die Wellen ſchweben ſoll, wie eine badende Meerjungfrau. Seid mir nur nicht böſe!"

Wer hätte dem ſeltſamen, warmen, guten, trotzigen Knaben bös ſein können!

Das Schiff ſchwebte leicht auf und nieder; es ſchien Flügel zu haben; Rollo wandte kein Auge mehr von den Wellen. — Die See wurde nun ruhiger, der Wind

blies frisch aber gleichmäßig wie ein ruhiger, starker Strom. —

Allmählig fing Helga an, sich in den Matten zu erwärmen; die Angst, die Anstrengung hatte ihre Kraft erschöpft, sie sank in Schlummer. Der Mond der jetzt schon in einem kleinen blauen Weiher, der sich zwischen dem Gewölk aufgethan hatte, ruhig schwamm, bestrahlte ihr holdes jungfräuliches Antlitz. William beobachtete sie mit unbeschreiblicher Rührung. Als er einen Blick auf Rollo warf, sah er daß der Knabe sich wie lauschend und spähend vorn hinüber gebeugt hatte, um Helga's mondbeglänztes Antlitz zu sehen. „Sie schläft wie ein Engel," sprach William leise, und machte seinem selig überdrängten Herzen durch diese Worte Luft.

Doch Rollo legte den Zeigefinger auf den Mund und winkte zu schweigen. —

Die See rauschte milder; das Schiff durchschnitt sie mit pfeilschneller Bahn; die Wolken zogen mitsegelnd über den Nachthimmel voller Sterne, der Mond versilberte die Wellen, — erhabnes Schweigen herrschte ringsum, und die Einsamkeit des kleinen Nachens auf dem unermeßlichen, tiefen Meer, weckte in der tieferen, unermeßlicheren Menschenbrust alle geheimen Wunder der Gedanken, Gefühle und Ahnungen auf. —

Fünftes Kapitel.

Endlich war auch William in einen leiſen Schlaf geſunken, nachdem er es Rollo vergeblich angeboten, an ſeiner Statt das Steuer zu führen, während er der Ruhe pflege. „Das Schiff iſt meine Braut, die darf mit keinem Andern tanzen,“ hatte der Knabe erwiedert, und blieb unermüdlich und wachſam auf ſeiner Stelle.

Der Morgen dämmerte; in Nordoſt war der Himmel ſchon purpurn gefärbt, und der nach Weſten geſenkte Halbmond ſchimmerte bleich aber freundlich wie ein ſterbendes ſchönes Antlitz. — Die Sterne waren in dem lichten Ocean über ihnen verſchwunden; die See ſchwoll in breiten, hohen, aber regelmäßigen Wellen. — William hatte Kopf und Rücken an die innere Wand des Schiffes gelehnt, Helga lag mit dem tiefmüden Antlitz halb ihm zur Seite, halb auf ſeinem Schooß.

„Ich möchte auch eine Schweſter haben,“ ſprach Rollo unwillkührlich halblaut, und wandte das Auge auf die Schlummernde. „Ich wollte ſie eben ſo lieb halten!“ — Nachdenklich ſaß er neben dem Steuerruder, auf das er wenig Aufmerkſamkeit mehr zu verwenden

hatte, da der Wind das Boot gerade dem Ziele zutrieb, und die See keine Gefahr mehr bot.

Schon ſtieg der zackige Felsgipfel des Elderhelms mit dem Kirchlein darauf, bläulich in Duft und dämmernde Morgenſchleier gehüllt, aus dem Meere auf. Gerade darauf richtete Rollo die Fahrt. Der Oſten glühte ſtärker; jetzt zitterten die erſten Strahlen der Sonne über den Meeresrand und alle Wellen brannten. Das Gewitter hatte die Luft bis zur durchſichtigſten Klarheit gereinigt; der Himmel wölbte ſich wie eine tiefblaue Kryſtallglocke über das goldfunkelnde Meer. Die Morgenröthe ſchimmerte in Rollo's Haar, auf ſeiner blühenden friſchen Wange. — Jetzt erwachte Helga; noch halb von den Bildern des Schlafs und Traums umſchwebt, miſchte ſie die Eindrücke der Wirklichkeit noch verworren damit. Ihr Auge haftete ſtaunend auf dem ſchönen Knaben, der jetzt von der Glorie des Morgens umfloſſen in ernſtes Sinnen verloren, noch mehr einem fremdartigen kühnen Weſen glich als geſtern, da ihn Helga zuerſt im Mondenſchimmer erblickte. — Unverwandt ſchaute ſie ihn an, und es wär ihr als müſſe ſie ihn betend verehren. Er hatte ihr das Geſicht nur halb zugewendet; die Rechte ruhte nachläſſig über dem Steuerruder, die Linke hatte er mit dem Ellenbogen auf das erhobene Knie geſtützt, und lehnte das Haupt, in Betrachtungen verſenkt, hinein. Da

ſah Helga eine groſse Thräne über ſeine Wangen rollen, die unbemerkt und ungetrocknet herabtropfte. Dies Zeichen ſeiner menſchlichen Natur brachte ihr freundliches Herz in vertraute Nähe zu ihm. Mit ſanfter Stimme fragte ſie: „Ihr weint?“

Rollo fuhr empor; er ſah trotzig, faſt zürnend aus, wie jemand der ſich von einem Unberufenen überraſcht oder beherbt findet. Doch als er Helga's ſanftes Antlitz und die Theilnahme darauf ſah, flog der Zorn wie ein eilender Wolkenſchatten über ſeine Stirn, und der Glanz des freudigen Sonnenlichts folgte nach. Er wiſchte haſtig die Thräne aus dem Auge, und ſprach ſchnell: „Die helle Morgenſonne blendet mich; Du biſt wohl auch davon erwacht. Haſt Du geruht und ſanft geſchlummert auf Rollo's Bett?“

Helga erhob ſich leiſe um William nicht zu erwecken. Sie ſtrich ſich das blonde Haar aus der Stirn, und glättete das zerdrückte weiſse Gewand; die Blumen von geſtern prangten noch an ihrer Bruſt, aber welk. Es lag etwas Rührendes in der Zerſtörung ihres einfachen Schmucks, welche die rauhe Nacht geübt hatte; ſie war zwar noch nicht ſo vollſtändig daſs alle Spuren der Schönheit und zierlichen Sittigkeit dadurch vertilgt geweſen wären, aber doch ſo, daſs man die Heftigkeit und Gewaltſamkeit erkannte. So glich Helga einem Blumenbeet nach einem ſtarken Gewitterregen; herabge-

ſchlagene Knospen, Verwirrung aber nicht ohne Reiz, geſenkte Blüthen, geknickte Halme. — Von einem unausſprechlichen Gefühl des Danks, der Liebe, der Rührung ergriffen, reichte ſie Rollo die Hand hinüber, ohne ein Wort zu ſprechen. Dann ſank ſie auf die Kniee nieder, und, das Angeſicht der aufſteigenden Sonne zugewendet, verſenkte ſie ihre fromme Seele in ein brünſtiges, ſtummes Dankgebet.

Auch William erwachte. Er ſah was Helga that; mit ſtiller Ehrfurcht betrachtete er ſie, ohne ſie zu ſtören. Als ſie ſich wieder erhob ſtand auch er auf, zog ſie ſanft an ſein Herz und rief: „Helga, der Himmel hat uns errettet — für einander gerettet!“ ſetzte er leiſer hinzu, und ſie ſchmiegte ſich erröthend, bebend, ſelig an die Bruſt des Geliebten.

Von ihr wandte ſich William zum dankenden Morgengruß an Rollo; treuherzig, derb, reichte dieſer ihm die rauhe Hand. Mit der andern zeigte er über das Meer: „Dort ſeht Ihr den blauen zackigen Fels! Jetzt auch ſchon die niedrigeren Höhen ringsumher! Das iſt der Eiderholm. In drei Stunden landen wir, wenn der Wind ſo anhält!“

Immer höher ſtieg die felſige Inſel aus den Fluthen empor, immer klarer wurden die Umriſſe. Das duftige Blau verlor ſich, und wandelte ſich in abwechſelnde Farben; man erblickte im Glanz der Morgenſonne

die weißen Fiſcherhütten an den Höhen als leuchtende Punkte; bald waren auch Wald und Feld zu unterſcheiden; ſchon wurde man am Horizont mehrere Segel von Fiſcherbooten gewahr — Anzeichen daß man der Küſte nahe; immer deutlicher zeichnete ſich das Land ab, immer näher rückte der wirthliche Strand, auf dem die Rettung feſten Fuß faſſen ſollte. Nello bißte eine Freudenflagge auf; er ſetzte ſeinen breiten Fiſcherhut auf, und zog ſich das Wamms an. Schon grüßten Schiffer durch Zeichen rechts und links, bald hörte man auch ihren Ruf über das Waſſer erſchallen. Jetzt zählte man die Häuſer und ihre Fenſter, unterſchied die Gärtchen und Zäune; noch in der Morgenfriſche endlich lief Nello's Boot in den Hafen ein, und freudig fühlten die Geretteten das Ufer unter ihren Füßen.

„Kommt nur gleich mit mir hinauf nach dem Häuschen," ſprach der Knabe. „Ihr ſollt Euch erquikken, und meine Mutter wird Dich pflegen, armes Kind. — Du mußt auch andre Kleider haben. — Meine Mutter iſt ſchwermüthig, ſtill, oft irr — aber immer gut. Laß ſie nur gewähren, und ſtöre ſie nicht, wenn ſie ihren leiſen Geſang anſtimmt."

Sie ſtiegen einen ſteilen Pfad die Anhöhe hinan. Zwiſchen Gärten hinter freundlichen Fiſcherhäuſern, unter Gebüſch, an Felſenabſtürzen dahin, wandte man ſich die Höhen aufwärts. Bald erreichten ſie ein klei-

nes, einſames Häuschen, aber maleriſch am gähen Abhang gelegen, und mit dem Blick über das weite Meer hinaus. „Das iſt unſre Wohnung," ſprach Rollo, „und dort ſteht meine Mutter!"

Sie gewahrten eine weibliche Geſtalt, nicht in der üblichen Fiſchertracht der Eingebornen, ſondern in einem grauen unter der Bruſt gegürteten Gewande, welches zwar faltig den Körper umfloß, doch ſo daß es den feinen Wuchs erkennen ließ. Die Tracht war klöſterlich zu nennen, zumal da ein weißes Tuch, ſauber gefalten, unter dem Kinn geknüpft, Haupt und Wangen bedeckte.

„Mutter," rief Rollo von Weitem, „ich bringe Dir Gäſte; mein Boot nahm Verunglückte auf hohem Meere auf."

Helga ging ein wenig zagend näher. Doch ihre Scheu verwandelte ſich in Theilnahme, als ſie das Angeſicht der wunderſamen Frau erblickte. Es war blaß, kränklich, von Gram gefurcht, doch mild und freundlich; ein großes aber erloſchenes Auge ſah leidend und ſanft unter langen Wimpern hervor. Die Stirn frei und weiß, um die Lippen ein ſchmerzliches Lächeln. Sie ſprach nicht, aber ging den Ankommenden entgegen. Rollo nahm begrüßend ihre Rechte; ſie küßte ihm die Stirn, und legte ihre Hand ſegnend auf ſein Haupt.

Dann reichte ſie der ſchüchtern herantretenden Helga beiden Hände, die zart und lilienweiß waren, als ob ſie

niemals rauhe Arbeit angerührt hätten. — Unruhig tief ſeufzend blickte ſie in Helga's Auge, ſprach aber kein Wort. Plötzlich ſchlang ſie die Arme um ihren Hals, zog ſie an's Herz, ihr Buſen flog, ſie weinte und zitterte. Dann ließ ſie die Hände matt herabſinken und man vernahm einen leiſen ſummenden Ton, eine Melodie ohne Worte, — und geſenkten Hauptes ging die arme ſchwermüthige Dulderin in die Hütte voran.

Sechstes Kapitel.

Das Innere des Hauses bot einen eigenthümlichen Anblick dar. Ueberall Zierlichkeit und größte Ordnung; die Einrichtung war nicht die einer gewöhnlichen Fischerfamilie. Es mußte ein gewisser Wohlstand sie gegründet, ein feinerer Sinn dabei gewaltet haben. William bemerkte englische Bücher, Helga sah eine Laute hangen. Eine freundliche noch kräftige Alte trat in's Gemach, grüßte Rollo mit herzlichen Worten und sprach zu den Gästen: „Seid willkommen! Es soll gleich für Eure Erquickung gesorgt werden. Rollo, was stehst Du und sinnst, gib dem Gast ein trocknes Kleid, ich werde für das arme Kind sorgen!"

„Freilich, Du hast Recht, Selgard," rief der Knabe, „kommt mit mir." Er zog bei diesen Worten William mit sich durch die Thür in ein Gemach jenseit der Hausflur, was man sogleich als das seinige erkannte, denn allerhand Fischergeräthe, feingestrickte Netze, Angelruthen, befanden sich darin, aber eben so wohl geordnet, als die Gegenstände weiblicher Bedürfnisse und eines feineren Lebensgenusses im Gemach gegenüber.

Tauſend Fragen ſchwebten auf Williams Lippe, allein er unterdrückte ſie, weil es ihn unbeſcheiden dünkte, ſeinen wohlwollenden Retter über das auszuforſchen, was die Eigenthümlichkeit, vielleicht das Geheimniß ſeiner nächſten Umgebungen betraf. Rollo zog ſaubere Laken auf, und verſorgte William reichlich mit Kleidungsſtücken. Als dieſer ſein Erſtaunen über bei Fiſchern ſo ungewöhnlichen Reichthum des Beſitzes ausdrückte, ſprach Rollo: „O meine Mutter iſt nicht arm, — nur ſehr traurig, faſt immer liegt eine Wolke auf ihrem edlen Geiſt! Zuweilen indeß zieht ſie vorüber, und dann wird es ſtill und hell wie eine Mondnacht in ihrer Seele.“

„Verrückt ſie ein Kummer?“ fragte William geſpannt.

„Freilich! Aber ſie entdeckt ihn niemandem. In hellen Stunden ſpricht ſie zu mir: Rollo ich werde früh ſterben; mein Tod löſt das Siegel von meinen Geheimniſſen! — So möchte ich ſie denn nimmermehr erfahren! — Deshalb iſt mir auch immer ſo ſchwer und düſter und trübſelig hier zu Muth, und nur auf der ſchönen See, wenn die Wellen mich ſchaukeln, wird mir wohl, und am wohlſten, wenn der Sturm mich auf und niederſchleudert, wie in dieſer Nacht. — Käme nur ein Unwetter! Gleich ſtäche ich wieder hinaus! Gerade heut! —“

Ein Unmuth, eine finſtre Unruhe hatte ſich des ſchönen Knaben bemächtigt. Er ging heftig im kleinen Gemach auf und ab, und ſtampfte einmal unwillig den Boden. —

William ſah wohl, daß ein weiteres Fragen und Nachforſchen hier nicht am Orte ſei. Er faßte des Knaben Hand, drückte ſie warm und ſprach: „Lieber Rollo! Es iſt der Ungeſtüm der Jugend, der in Dir tobt, Dein Herz auf und niederjagt, Dich ſelbſt hinaus treibt! Der Mann will und muß hinaus! Auch mir war es ſo, noch ganz vor Kurzem — die Jahre werden Dich heilen!“

„Das ſpricht meine Amme und Pflegerin Selgard auch! Aber oft kann ich's kaum ein Stunde tragen, wie ſoll ich auf die langſamen Jahre warten! Wer weiß, wirft mich bald ein Sturm an irgend eine Klippe! — Aber kommt hinaus!“ —

Er öffnete die Thür um in den Garten zu gehen; aus ſeiner Mutter Gemach trat in demſelben Augenblick Helga heraus, von Selgard in weiße Linnen ſauber gekleidet, das Haar geordnet, eine friſche Roſe an der Bruſt. Rollo blieb wie gefeſſelt, ſtaunend auf der Schwelle ſtehen, ein frohes Lächeln ſchwebte über ſeine ſchönen Züge. Auch Helga lächelte nach Mädchenart im Gefühl der Umwandlung durch die neue Tracht. Unbefangen bot ſie Rollo Hand und Gruß, der beides verwirrt erwiederte. Sie traten in den Gar-

ten, wo Rollo's Mutter in einer Laube ſaß. Sie ging den Eintretenden entgegen; als ſie Helga erblickte, überflog die blaſſen ſtillen Züge ein Roſenſchimmer der Freude, ſie ſtellte ſich ſtaunend und betrachtend vor das ſchöne Mädchen hin, und lächelte, und weinte, und lächelte wieder, und ſtreichelte ihr Kinn und Wange; endlich ſagte ſie: „Meine ſüße Tochter, küſſe mich doch!“

Helga wußte nicht, wie ihr geſchah; ſie fühlte eine Rührung, eine Liebe zu der ſtillen, geheimnißvollen Frau, wie ſie ſie noch niemals in der Bruſt empfunden hatte. Es miſchte ſich dem Gefühl der Zuneigung freilich auch eins der Scheu und Bangigkeit bei, was nicht allein in dem ſeltſamen, zwiſchen irrem Träumen und bewußtem Handeln ſchwankenden Weſen der Mutter Rollo's begründet war, ſondern auch aus einer gewiſſen Ehrfurcht vor derſelben entſtand, die Helga bis dahin noch nicht in dieſer Weiſe vor andern ihres Geſchlechts empfunden hatte.

Selgard hatte ein Frühmahl in der Gartenlaube bereitet, welches denen, die die Nacht auf dem Meere zugebracht hatten, ſehr willkommen war. —

Nach einiger Zeit begann William von der Heimfahrt zu ſprechen! „Helga's Vater und der meinige werden in großen Sorgen um uns ſein,“ begann er, Du haſt uns vom Untergange gerettet, Freund, vollende

nun Dein Werk und gieb uns den Weg an, wie wir nach unſrer Heimath zurückkehren können."

„Ich ſelbſt werde Euch hinüber führen," rief Rollo freudig; „der Wind war uns günſtig her, er iſt uns nicht ungünſtig zurück, denn wir haben ihn zur Seite. Etwas nordöſtlich muß ich halten; aber ich denke doch wir ſind, wenn wir zu Mittag abfahren, Morgen früh im Angeſicht der Weſterſpitze." —

„Aber Ihr müßt auch einige Zeit bei uns bleiben," fiel Helga bittend ein, während die Freude über die nahe Rückkehr aus ihren Augen leuchtete.

„Gern, recht lange!" rief Rollo.

„Willſt Du Deine Mutter verlaſſen," ſprach dieſe, die bisher ſtill geſchwiegen und nur Helga mit wehmüthigen Blicken der Liebe betrachtet hatte, „und ihr alles mitnehmen, auch ihre liebe Tochter hier? — Das iſt böſe, Rollo!" — Und nach dieſen Worten fing ſie einen traurigen Geſang an, von dem ſie diesmal die Worte hören ließ:

Wenn der Herbſtwind weht,
Wenn die Blume vergeht,
In Feldern und Wald
So rauh und ſo kalt!
So öde das Herz,
So bitter der Schmerz! —
Ade!

Dann ſtand ſie auf und ging langſam den Garten hinauf. —

Helga wollte ihr nachgehen, doch Rolfe hielt ſie zurück und ſprach: „Thu das nicht! Es iſt nicht gut ihr zu nahen, wenn ſie ihre Geſänge anfängt. Ach dann wird ſie bitter und hart — und ſie iſt doch ſo gut! Dann aber löſcht das Licht ihres Geiſtes langſam aus, und ſie ſtarrt in tiefer Finſterniß vor ſich hin! Der Sturm dieſer Nacht hat ſo auf ihren Geiſt gewirkt. Bei ſchönem heitern Wetter wird ſie ſo klar und lieblich, wie der blaue Himmel. Doch vor der Herbſtzeit fürchte ich mich ſchon jetzt, dann wird es am ſchlimmſten. Dann, und bei den Frühjahrsſtürmen im März und April."

Rolfe kämpfte mit ſeinem Schmerz. Plötzlich raffte er ſich zuſammen, und ſprach in ſeiner trotzigen Weiſe: „Was hilft alles Kümmern? Fort müſſen wir doch! Ich muß aber mein Boot beſichtigen, meine Segel in Stand ſetzen. Zu Mittag bin ich wieder da!"

Mit dieſen Worten ging er haſtig durch die offne Gartenthür und den Bergpfad nach dem Hafen hinunter. Die alte Selgard näherte ſich Helga und ſprach: „Kommt liebes Töchterchen, kommt in's Haus, pflegt der Ruhe! Die rauhe Nacht habt Ihr noch nicht verwunden, und wenn Ihr zu Mittag wieder in See wollt, müßt ihr Kräfte ſammeln, denn in Rolfe's

Boot iſt nur für die rauhe Fiſcherbequemlichkeit geſorgt, nicht für ein zartes Kind wie Ihr ſeid.“ — Helga folgte der freundlichen Alten in das Haus.

William wollte anfangs Nello nachgehen, um ihm bei ſeinem Geſchäft Hülfe zu leiſten; doch ein feineres Gefühl ſagte ihm, daß der eigenthümliche Knabe jetzt am liebſten allein ſein möchte. Er folgte daher der erwachten Neigung, die Inſel näher zu betrachten, und einen Spaziergang nach den ſteilen zackigen Kalk- und Kreidefelſen zu machen, auf deren höchſtem das Kirchlein prangte. Die Hinterthür des Gartens führte ihn ſogleich auf einen Pfad, der ſich höher bergan ſchlängelte. Nach einer Viertelſtunde hatte er den Gipfel des nächſten Berges erklimmt, und von dort aus ging der Weg eine Strecke über die ſteinige Kuppe hin, bis er die höheren und ſteileren Felſen erreichte. Das Kirchlein war etwa noch eine halbe Stunde entfernt. Immer höher ſteigend gelangte William bald an den Rand der Klippen; auf dem nackten Geſtein zwiſchen Brombeergeſträuch und Dornengebüſchen verſchwand der Pfad. Eine überhängende Klippe, auf der ein Pfahl ſichtbar war, lockte den Wanderer an. Er ging näher. Der Pfahl ſtand dicht am Rande des Abgrunds; ein Seil war um ihn geſchlungen. „Ein Eiderfänger!“ dachte William und ging näher; denn er kannte dieſe gefährliche Jagd gleichfalls, da ſie unfern von dem Leuchtthurm

an einigen Stellen des Ufers auch, wiewohl mit weniger Ertrag, mithin ſeltener getrieben wurde. Am Pfahl angelangt, beugte er ſich über den Abgrund hinaus. Unwillkührlich ſchauerte er zurück; ſo furchtbar hatte er ſich die Höhe, auf die er allmählig hinangeklommen war, nicht gedacht. Die Klippe hing weit über die See hinaus, ſo daß er das Ufer zunächſt unter ſich nicht ſah. Ein Fiſcherboot, das eben vorbei ſegelte, glich einer Nußſchale; der Blick fand gar keinen Boden; die ganze Wand hinunter nichts als ſteile ſchroffe Zakken und Klippen, die unmittelbar aus der grünen See aufzuſteigen ſchienen. Unten im Luftraum ſchwärmten zahlloſe Vögel, dem Auge eben ſo noch der Tiefe zu verloren, als ſie ſonſt in der blauen Höhe des Aethers verſchwinden. Und doch war es meiſt größeres Meergeflügel, Sirergänſe, Seeraben, Fiſchreiher, das hier kreuzte und krächzte.

William ſchwindelte, er hielt den Pfahl beinahe krampfhaft feſt, um ſich über die Tiefe beugen zu können. Das Seil, deſſen Ende er noch nicht erblickte, fing jetzt an ſich zu bewegen; der Sirenfänger, der drunten hing, muſte eben eins ſeiner gefährlichen Wageſtücke ausführen. Es überlief William kalt, als er den Pfahl, der in den Fels getrieben war, ſich beugen und in ſeinem ſteinigen Lager ſich merklich rütteln ſah; ein geringer Zug der unten befeſtigten Laſt zu viel

und der verwegene Eidervänger stürzte zerschmettert in die Tiefe! Um ihn zu entdecken legte sich William auf den Boden, und blickte mit dem Kopf über den Rand hinaus. In endloser Länge konnte er das Seil verfolgen, dann zog es sich einwärts der Felswand zu; ein Beweis, daß der Jäger unter dem überhängenden Dach der Kuppe in den Felslöchern und Höhlen beschäftigt war, die Federn und Eier aus den Nestern der brütenden Eidergänse zu nehmen. Plötzlich bekam das Seil einen starken Ruck und William sah in demselben Augenblick in schauerlicher Tiefe einen schwarzen Punkt hervor springen, der an dem Ende des Seils über dem Abgrund hin und wieder schwebte.

Der Schwindel übermannte ihn; es war sein Glück daß er auf dem flachen Boden lag, denn sonst wäre er unfehlbar hinunter gestürzt, so drang ihm das Blut gegen Herz und Gehirn, und benahm ihm die Besinnung. Er schloß die Augen vor dem Anblick. Da hörte er ein gellendes Pfeifen von unten herauf, das ihm schauernd in's Ohr schnitt. Mit Mühe zog er sich zurück aus seiner Lage, und schöpfte tief Athem. Das Pfeifen ertönte noch einmal lauter, und wiederholte sich nochmals. Ohne Zweifel war es ein Signal, daß der unten hängende herauf gezogen werden wolle. Diejenigen, auf die er sich verließ, mußten aber hinweg gegangen sein, denn niemand ließ sich blicken auf

der öden Höhe. Da ſchien der unten ſchwebende Eiderfänger ungeduldig zu werden, und ruckte ſtark und ſtärker an dem Seil. William blickte auf den Pfahl und erblaßte, denn er rüttelte ſich ſo locker in ſeinem Steinlager, daß er ſich ſchon ganz nach vorn über beg, und die ſichtlichſte Gefahr drohte. Mit der Schnelligkeit der Angſt ſprang er hinzu, packte den Pfahl mit kräftigen Händen, hielt ihn feſt, und rief was er vermochte um Hülfe. Anfangs hörte ihn niemand; doch nach einigen Augenblicken kamen mehrere Leute aus dem nahen Buchenwalde, der weiter nach dem Innern zu die Höhen bedeckte. Auf William's Rufen und Winken ſtürzten ſie eiligſt herbei. Näher heran gekommen erkannten ſie die Gefahr; doch waren ihrer jetzt vier Mann, und ſie konnten das Seil auch ohne die Handwinde heraufziehen, die ſonſt dazu gebraucht wird. — „Wer Teufel mag daran hängen?“ rief einer der Männer; „wer läßt ſich wohl ſo verwegen allein hinab? Oder haben ihn die Kameraden vergeſſen?“ — Nachdem ſie alle vier etwan eine halbe Viertelſtunde gearbeitet hatten, ließ ſich eine helle, wohllautende Stimme näher unterm Felsabhang vernehmen: „Nur raſch, nur raſch, Freunde!“ rief es. Die Stimme kam William bekannt vor. Eine Minute ſpäter blickte Nelle's Lockenkopf über den Felsrand herauf. William war ſo überraſcht, daß er keine Worte fand.

Auch Rollo war es, da er ganz andre Leute erblickte, als er erwartet hatte. „Rollo!“ riefen die Andern. „Was Teufel machst Du toller Knabe für Streiche? Weißt Du, daß Du ohne diesen jungen Fremden hier jetzt zerschmettert in der See lägest? Sieh Dir hier den Pfahl an!“

Rollo erstaunte, aber es mahlte sich mehr Verwunderung als Schrecken in seinen muthigen Zügen. „Ich ging mit Alward und Erichson herauf,“ sprach er, „sie wollten die Winde holen, indeß ich mich hinab ließ. Ich sah einen Kopf über dem Felsen hervor ragen, und glaubte sie wären zurück. Da sie mich aber auf mein Pfeifen nicht heraufzogen, dachte ich, sie wollten mich necken, und rüttelte so ungeduldig. Das mag dem schwachen Holz wohl zu viel gethan haben. Aber ich danke Euch, Nachbarn, Ihr habt mir da einen guten Dienst geleistet!“

„Nicht wir! Wir halfen nur dabei, hier dem Fremden bist Du Dein Leben schuldig!“

„O, wir sind einander nicht fremd,“ sprach Rollo und reichte William die Hand; „aber herzlichen Dank sag ich Euch. — Wahrlich, jetzt sehe ichs erst, es hätte schlimm werden können! Nun laß uns aber eilig hinab, sonst bring ich bis Mittag mein Fahrzeug nicht in Stand.“

Rollo schüttelte Allen die ihm emporgeholfen hatte

die Hände, und ſie freuten ſich des friſchen, muthvollen Knaben, der raſchen Schrittes, wie ein junges feuriges Füllen den Berg hinabeilte.

Im Herabſteigen erzählte er William der ihn verwundert fragte, wie er dorthin gekommen ſei. „Ei ich traf zwei Freunde, und da fiel mir ein, ich könnte wohl etwas Schönes für Helga ſuchen, damit ſie ein Andenken an die Inſel mitnähme. So lief ich mit meinen Kameraden nach dem Felſen auf den Vogelfang. Sieh her (dabei zeigte er ein großes zuſammengebundenes Tuch, das er in der linken Hand trug), lauter Eiderdaunen, und ein Dutzend Eier dazu! Das ſoll uns ein Nachteſſen im Schiff geben, und die Daunen ein weiches Lager für die blonde Helga!“

So eilten ſie hinab. — Beide gingen bevor ſie nach Haus zurückkehrten noch an den Hafen und ſetzten das Schiff in Stand. Zu Haus harrte ihrer das Mittagbrot ſchon. Helga hörte die Verfälle des Morgens die William ihr erzählte mit klopfendem Herzen: um ſo freundlicher war der Dank den ſie dem kühnen Rolfo ſagte. — Hier wurde William zum erſtenmale unruhig darüber, ob der ſchöne Knabe nicht ſein Bild aus Helgas Herzen verdrängen könne. Doch er bekämpfte den Gedanken, da er ihren offnen freien Blick der Liebe ſah, der auf ihm haftete.

Die Stunde der Abfahrt rückte heran. Rolfo's

Mutter wurde unruhig; ſie ſchien beängſtigt, ſchwer beklemmen.

Als Helga ihr die Hand zum Abſchied reichen wollte, ſank ſie kraftlos gegen die Bruſt des Mädchens, und ihre Stimme erſtickte in Thränen.

„Hilf ihr, Selgard," rief Rollo unruhig; „Leb wohl Mutter! Kommt, kommt eilig fort, es tödtet mich!" — So trieb er die andern an, und eilte ſelbſt den Bergpfad haſtig abwärts. Aber hinter ihnen her trug der Wind die traurige Melodie des Liedes, das die Arme zuvor geſungen, und deutlich verſtand man die Worte:

So öde das Herz!
So bitter der Schmerz!
Ade —

Siebentes Kapitel.

Jehn hatte mehrere Stunden auf dem Leuchtthurm bei Halland zugebracht. Mit dem steigenden Gewitter stieg auch seine Angst; er fügte zu ihr noch die Besorgniß um die wackeren Freunde und Nachbarn, die ihm so edelmüthig als Helfer beigesprungen waren. So verstrich die Nacht, unter dem schweren bangen Druck einer fast hoffnungslosen Sorge. Halland war, als ein roherer Mensch überhaupt, und weil er doch für das angenommene Pflegekind nicht die von der Natur so mächtig eingepflanzte Liebe empfand, viel weniger von dem Ereigniß ergriffen. Doch trat auch ihn mitunter die Sorge ernstlich an. „Wenn mein hübsches blondes Kind da in der grauen See ein Ende nehmen sollte," murmelte er, „dann möchte meinethalben der Leuchtthurm auch von ihr verschlungen werden. — Nein! Um Seefische fett zu machen, dafür ist sie doch zu gut! Nicht wahr Nachbar, das könnt Ihr von unserm Herrgott nicht glauben, daß er sein bestes Ebenbild hier auf dem ganzen Strand so zu Grunde

geben lassen würde. — Auch war sie ja ein frommes Kind! — Nun, Nachbar John, sprecht doch ein Wort, — ich kanns nicht glauben!"

„Seine Wege sind dunkel" seufzte John, der in Hallands Voraussetzungen über die Güte des Ewigen freilich keine Bürgschaft für die Rettung der Geliebten sah; „doch ich hoffe wie Ihr, Nachbar Halland!"—

Dann ging er auf und nieder. „Alles habe ich verloren," sprach er finster, „Vaterland, Gattin, Verwandte, Reichthum, — — nichts rettete ich als den einen Sohn. Er war der Stern meiner Hoffnung in sechszehn nächtlich düstern Jahren! Und nun mein altes Herz endlich vernarbt, nun es ruhiger zu schlagen anfängt, nachdem die Lebensstürme seine höchsten Wogen aufgeregt — nun da endlich eine späte Abendsonne durch den grauen Himmel brechen, und meine letzten Tage sanft erwärmen und beleuchten will — Nun — —"

Er faltete die Hände über die Brust, hob das ergraute Haupt gegen die schwarzen stürmisch gejagten Wolken, und Thränen rollten über seine gefurchten Wangen.

So verstrich die Nacht.

Mit dem dämmernden Morgen kehrten die beiden Fischerboote der Nachbarn zurück. Sie waren der Beute nicht ansichtig geworden, doch hatten sie

auch keine Spur aufgefunden die ein Verunglücken nachgewieſen hätte.

John hörte die Berichte mit ſtummer Trauer an. Dann ſprach er: „Nachbarn! ich kann Eure Liebe nicht vergelten. Jetzt aber iſt die Gefahr vorüber, und für Eure Mühe vermag ich Euch zu entſchädigen. Wollt ihr noch eine Fahrt wagen? Nun iſt es Tag, das Meer ruhiger, man kann weiter um ſich ſchauen. Gerade jetzt ſind ſie vielleicht auf der hohen See und ihr Boot hat ſchwere Haverei gelitten. Sie müſſen untergehen, wenn ihnen nicht Freundeshülfe kommt, aber ſie ſind gerettet wenn wir ihnen entgegen fahren. Nachbarn! Was ich beſitze will ich noch daran wagen, leiht mir noch einmal Eure Hülfe!“

Halland vereinte ſeine Bitten mit denen Johns; die wackern Leute waren bereit. Die ermüdete Bemannung wurde durch andre erſetzt, und da man jetzt die See nicht zu fürchten hatte, vertheilte man ſich auf ſechs kleine Kähne, mit der Verabredung ſich ſo weit von einander zu halten, daß man ſich immer ſehn und Zeichen geben könne. So in eine breite Beobachtungslinie vertheilt gingen die Fahrzeuge in See, und John, den die Unruhe doch zu Haus nicht geduldet hätte, beſtieg eine der Barken mit den Fiſchern. Der Wind trug ſie leicht auf das offne Meer hinaus. Sie folgten verabredeterweiſe der Richtung in die der Sturm

geſtern das Boot verſchlagen haben mußte, und ihr Weg führte ſie ſomit dem Eiderhelm entgegen. Da ihnen der Wind ſehr gut ſtand, hatten ſie mit dem ſinkenden Abend gute zwei Drittheile der Entfernung bis zur Inſel zurückgelegt, ohne jedoch etwas entdecken zu können.

Sie hielten jetzt Rath ob ſie umkehren oder bis an den Holm fahren ſollten, um Erkundigungen einzuziehen. John bat dringend um das letzte; denn konnten ſie ſich retten, ſo mußte es dorthin geweſen ſein. — So nahmen ſie ihren Strich gerade nach der Inſel. Kaum waren ſie einige Minuten geſegelt, als John ausrief: „Was iſt das dort? Seht Ihr Freunde? auf dem Rücken der hohen Welle! Jetzt verſchwindets wieder, da taucht es wieder auf! Seht Ihr?“

„Ja, ja, da ſchimmert etwas, ein Holz, oder eine Planke“ beſtätigte einer der Schiffer. „Halt einmal drauf hin, Gorno.“ Der Mann am Steuer gab die Wendung. Sie kamen näher. Es war der Kiel eines umgekehrten Boots, der über dem Waſſer herausragte.

„Oho, ein Wrack!“ rief einer der Schiffer. „Das müſſen wir näher beſehn.“ Johns Herz ſchlug heftig.

„So wahr ich Gorno heiße“ rief der Steuermann,

„das iſt ein Boot was der Sturm auf die Naſe gelegt hat. Hella! Werft doch einen Haken darnach aus!“ —

Die Fiſcher zogen das ſchwimmende Wrack heran. „Hm“ murmelte Gorno, der am Steuer aufſtand um beſſer zuzuſchauen. Der Kiel iſt ganz ſo geſtreckt, wie es bei uns auf dem Werft Gebrauch iſt. Ich möchte wohl wetten das wäre ein Boot von der Weſterſpitze.“ — Er ſprach nicht weiter, allein er hatte es ſchon ſo gut an der Form und Bauart erkannt, wie die andern auch, die um des alten John zu ſchonen, ſich ganz ſtill verhielten. Dieſer ſelbſt zweifelte kaum; er ſtand bebend, den angſtvollen Blick auf das auf und niedertauchende Wrack gerichtet, um ein gewiſſes Zeichen daran zu erſpähen. Jetzt drückte einer der Schiffer mit der Ruderſtange auf das Hintertheil des Wracks; es hob ſich vorn aus den Wellen, und der Nahme William und die Jahreszahl darunter wurden einen Augenblick ſichtbar, aber doch gerade lange genug, daß jeder die Buchſtaben, wiewohl ſie verkehrt ſtanden, geleſen hatte.

„Allmächtiger Gott!“ rief John und drückte ſich die Hände vor die Stirn, — dann ſank er kraftlos zurück. Alle ſchwiegen; es war ein furchtbarer Augenblick. —

Das Unglück ſchien nun beſtätigt; Gorno wandte daher ſein Steuerruder um den Rückweg anzutreten.

„Wenn der Wind anders geſtanden hätte," murmelte er, „ſo fänden wir zu Haus vielleicht ſchon die beiden Körper von der See auf den Strand geworfen!"

Bei der Wendung die das Boot jetzt nahm, blickte Gorno umher, ob er die andern Nachen noch ſähe, um ihnen das Zeichen der Rückkehr zu geben. Da erkannte er auf eine Viertel-Seemeile ein ausgeſpanntes Segel, das im Abendroth glänzte, und ein Fahrzeug mit friſchem Winde heranführte. — Er ſah ſcharf hin. — „Holla!" rief er, „das iſt ein Eiderholmer, ſo weit ich ſehen kann. In fünf Minuten muß er heran ſein, den ſollen wir doch noch abwarten und befragen!"

Auf Jedes Mund lag die Frage „Wozu?" John allein ſprach ſie mit dem Ton des tiefſten bitterſten Schmerzes aus. Doch um ihn zu tröſten erwiederten mehrere: „Ei Vater John, wer weiß wie die Dinge ſtehn! Manches Wrack treibt auf der See, und die Leute die darauf geweſen, ſitzen friſch und geſund am Strande. —

„Was Teufel!" rief Gorno, und ſchaute ſcharf nach dem Eiderholmer, „ſeht einmal was die aufhiſſen! Ich glaube wahrhaftig — gebt mir einmal das Fernrohr!"

Er ließ das Steuer los, ließ ſich das Fernrohr geben, was keinem ordentlichen Segler an Bord fehlt, und richtete es auf das Schiff.

„So wahr ich Gerno heiße und auf meinen zwei Beinen ſtehe!“ rief er, „die haben die Eiderholmer Jubelflagge aufgehißt.“

„Die Jubelflagge?“ fragte John aufhorchend. „Nun,“ belehrte ihn Gerno, wer etwas Gutes an Bord hat, oder wer ein Feſt feiert, eine gute Nachricht bringt, der hißt die Freudenflagge auf. Die Eiderholmer haben die Sitte bei recht frohen Ereigniſſen eine doppelte Flagge vom Maſt wehen zu laſſen, und das nennen ſie Jubelflagge.“

John zitterte; die Kluft zwiſchen Hoffnungsloſigkeit und unausſprechlichem Glück war zu groß, um ſie ſo raſch zu überfliegen. Er zwang ſich faſt, ſich keiner Hoffnung hinzugeben. — Jetzt war das fremde Fahrzeug auf einige hundert Schritte heran. Man ſah daß ſich drei Geſtalten, darunter eine weibliche, auf demſelben befanden.

„Allgnädiger Gott, zerreiße mein Herz nicht ſo fürchterlich!“ flehte John, „halte mir nicht den Spiegel der Täuſchung vor, wenn die Wahrheit dahinter ein zu furchtbares Antlitz trägt.“

Doch die Geſtalten auf dem Schiff winkten und grüßten mit Tüchern die ſie hoch in die Luft ſchwenkten; jetzt rief Gerno, der das Fernrohr darauf richtete: „Vater John, ſie ſind's! Werft mich mit einem Mühlſtein um den Hals in die See wenn ich lüge!“

Da wankte John; von Freude überwältigt ſank er in die Arme der Schiffer zurück; aber ſchon nach wenigen Minuten lag er in denen ſeines Sohns und Helgas.

Am andern Morgen landete man an der Weſterſpitze. Rollo war wieder die ganze Nacht munter geweſen; die Natur dieſes Knaben ſchien ganz unermüdlich. — Jetzt da man ans Ufer ſprang, eilte Halland von der Felshöhe auf der der Leuchtthurm ſtand herab, und ſeine Tochter hing an ſeinem Halſe. „Wer iſt jener Mann?“ fragte Rollo William erſtaunt. „Helgas Vater“ erwiederte dieſer, der ſich in dem Augenblick nicht daran erinnerte, daß er Helga für ſeine Schweſter ausgegeben hatte, woher John, den ſie ebenfalls Vater nannte, auch von Rollo für dieſen gehalten worden war.

„Helgas Vater,“ wiederholte Rollo langſam und ſichtlich betroffen; „und das iſt der Curige? — Sie iſt alſo nicht Eure Schweſter? — Ihr habt mich belogen!“ ſchloß er ſeine Rede wild und trotzig, und wandte ſich um.

William überwand ſeine Aufwallung und ſagte: „Wir ſind ſo als Geſchwiſter aufgewachſen, daß wir wohl dafür gelten konnten. Im erſten Augenblick wußte ich Dir unſer nahes Verhältniß nicht kürzer

anzudeuten, und ſpäterhin gedachte ich deſſen nicht mehr."

William erröthete bei dieſen Worten, weil ſie eine Unwahrheit enthielten; es wär ihm aber peinlich geweſen davon zu beginnen, und da niemand darnach fragte, ſchwieg auch er. Rollo ſtand noch immer trotzig und finſter da. „Wie kann Dich der kleine Umſtand kränken," begann William wieder, „ſei freundlich lieber Rollo, und komm nun mit in unſer Haus und ſei unſer Gaſt!"

Helga hörte die letzten Worte die William ſprach, weil ſie ſich eben aus der Umarmung ihres Vaters wieder zurückgewendet hatte, um dieſem ihren Retter zu zeigen. Sie rief lebhaft: „Nein, William, bei uns muß Rollo wohnen, aber Ihr und der Vater John, Ihr ſeid nun alle unſre Gäſte; unſer Haus iſt ja größer!"

„Beſänftige Rollo nur erſt wieder," ſprach William, „er iſt bös auf mich."

„Bös? Nimmermehr!" rief das lebhafte anmuthige Mädchen, das erſt jetzt ſeine volle Heiterkeit wieder gewonnen hatte: „Rollo kann nicht böſe ſein!"

„Nein, ich bins auch nicht," rief er ſchnell, „aber laßt mich nur gleich wieder zurück auf die See! Mir wird hier ſo ſchwül und bang am Lande! Und meine

Mutter wird auf mich warten — Laßt mich nur gleich wieder zurück!"

Eine Unruhe hatte ſich des Knabens bemeiſtert, die man in jedem ſeiner lebendigen ſchönen Züge las. Es drückte etwas auf ſeinem Herzen was er ſich ſelbſt nicht erklären konnte. Doch Helga umſchmeichelte ihn ſo hold und mit ſo aufrichtig liebender Geſinnung, daß er endlich rief: „Nun ja ich bleibe, aber nur bis Morgen!"

„Und Ihr, William, und Vater John," fragte Helga mit einem leichten anmuthigen Erröthen, „kommt Ihr nicht mit zu uns hinauf?"

Sie versprachen es in kurzer Zeit zu thun, und hielten Wort. — Der Tag verſtrich unter der Erzählung aller Ergebniſſe, der Schilderung aller Gefühle, welche in dem kurzen Zeitraum weniger Tage die Herzen dieſer guten, einander ſo nahe befreundeten Menſchen bewegt hatten.

Ein frohes Mittagsmahl, ein Spaziergang füllten die übrigen Tagesräume bis zum Abend aus, wo John und William in ihre Wohnung heimkehrten, während Rollo im beſten Gemach übernachtete, welches Hallands gaſtliches Haus darbot.

Ohne Verabredung, ja ſelbſt ohne einander ein Zeichen, einen Wink gegeben zu haben, hatten Helga und William das Geheimniß ihrer Liebe bewahrt.

Die Knospe war noch zu jung, brach zu zart durch die Hülle, um nicht jede Berührung der Außenwelt rauh zu empfinden. — Jedes Liebespaar wünscht in den ersten süßen Augenblicken seines Glücks einsam auf der weiten Erde zu sein, damit es nur seiner Liebe gehöre, nichts Fremdes und Niederes diesen reinen Himmel der Seligkeit trübe. — Darum schieden beide auch nur mit leisem Händedruck und innigem Blick, der aus tiefster Seele stammend allein denjenigen verständlich war, die verwandte Gefühle hegten.

Achtes Kapitel.

Doch in Johns Herzen waren Gefühle dieser Art keine Fremdlinge; er hatte seinen Sohn schon seit einiger Zeit beobachtet, und entdeckt, er werde sich des Uebergangs, den Helga vom Kinde zur Jungfrau machte, täglich mehr bewußt. Ihm war das holde Wesen so lieb wie eine Tochter; dennoch sah er mit ernster Bekümmerniß diese Bande sich fester und fester schlingen, weil er wußte daß manches Hinderniß sich dazwischen werfe. Sein Vaterherz, noch erfüllt von dem Schmerz den der drohende Verlust des Sohnes ihm bereitet hatte, drängte ihn jetzt, ihm die innersten Tiefen seiner Brust zu öffnen. Nach langem Schweigen sprach er daher zu ihm: „William, ich blicke in Dein Herz, Du liebst Helga — sie verdient Deine Liebe. Es kann nicht anders sein, als daß Eure gemeinsam bestandene Gefahr den vielleicht noch schlummernden Funken Eurer Gefühle zur Flamme angefacht hat. Ist dem so? Sprich mein William!“

„Du hast mein Herz ganz durchschaut mein Vater,“ erwiederte dieser; „warum sollte Dir auch etwas da-

tin verborgen ſein? Ich ſelbſt wollte Dirs öffnen, doch mich hielt ein Gefühl der bangen Scheu zurück —"

„Das ich begreife und ehre," erwiederte John, indem er dem Sohn die Hand drückte; „es liegt in der Natur der erwachenden Liebesgefühle, ſich mit dem Schleier der Verſchwiegenheit zu verhüllen. Nicht Mangel an Liebe oder Vertrauen hätte Dich gehindert, Dich deinem Vater zu entdecken; ſpäter würdeſt Du es gethan haben. Mich aber, William, beſtimmt dieſe Wendung Deines Lebens, Dir Entdeckungen früher zu machen, die ich Dir ſchon angedeutet habe, deren völlige Enthüllung ich mir aber bis zu Deiner Volljährigkeit verſparte. — Biſt Du jetzt nicht zu müde, ſo laß uns in die Gartenlaube gehn, und ich will Dir mit der Geſchichte meines Lebens, die nächſten Pflichten und Beſtimmungen des Deinigen übergeben."

William folgte dem Vater geſpannt. Sie ließen ſich in der Laube nieder, und nach einigen Augenblicken des Schweigens, während welcher John ſeine innerſte Bewegung bekämpfte, begann er: „Du weißt daß wir mein Sohn, durch einen Schiffbruch an dieſe Küſte geführt ſind, weißt auch aus Deiner eigenen Erinnerung noch, daß wir früher in England lebten. Aber weder die Gründe unſerer Auswanderung, noch manche Umſtände die bei dem ſchrecklichen Ereigniſſe vorfielen, das uns an dieſes Ufer führte, ſind Dir bekannt, und ich

habe ſie Dir mit Abſicht bis jetzt verſchwiegen. Du ſollteſt ſie mit Deiner Volljährigkeit die Dich zum Handeln berechtigt, überkommen; Deine ausgeſprochene Liebe zu Helga reift die Frucht um einige Monate früher." —

„Mein Name iſt John Stamfield; ich bin zu Mancheſter geboren. Meine Eltern ſtarben früh; ich erbte als einziger Sohn, doch nicht als einziges Kind, denn ich hatte noch eine acht Jahr jüngere Schweſter, Margarethe, ein Vermögen, das mir Wohlſtand ſicherte. Es wurde, da ich keine näheren Verwandte beſaß, von gerichtlich eingeſetzten Vormündern gut verwaltet; ſo wuchs es noch bis zu meiner Großjährigkeit, wo ichs in die Hände bekam. Für meine Schweſter, die in einer Penſion auf dem Lande bei einer Pfarrerin erzogen wurde, hatten die Eltern außer einem kleinen Kapital, das ihr Heirathsgut ſein ſollte, eine Rente bis zu ihrer Verheirathung ausgeſetzt, die ich jetzt verdoppeln konnte ohne meine Gewohnheiten und Bedürfniſſe zu beſchränken. Ich hatte mich, weniger aus Neigung und Talent, als weil mein Vater Kaufmann geweſen war, dieſem Stande gewidmet. Mit meinen Kapitalien ging ich nach London, und fing daſelbſt ein Handelsgeſchäft an, welches ſich, obwohl es nicht eben glänzende und raſche Vortheile bot, doch in geordnetem Zuſtande erhielt. Es brachte mich in Verbindung mit einem Manne der große Be-

ſtungen in Amerika beſaß, und darauf dachte, ſich ganz dort anzuſiedeln. Er hatte eine einzige Tochter — Eveline — ſie wurde Deine Mutter, mein William!"

Bei dieſen Worten traten Thränen in Johns Augen! er hatte ſeine Gattin ſo geliebt, daß jede Erinnerung daran ihn tief bewegte, vollends eine ſo ernſte, unter ſolchen Umſtänden.

„O mein Sohn," fuhr er nach einigen Momenten mit weicher Stimme fort, „wie ſoll ich Dir Deine Mutter ſchildern!"

„Sie ſteht noch lebhaft vor meiner Seele," ſprach William, „das ſanfte dunkle Auge, die ſchönen braunen Locken," —

„Du haſt ſie" unterbrach ihn der Vater, „nur in Erinnerung, nachdem die Stürme des Kummers, der Sorgen, und namenloſer Erſchütterungen der Angſt den zarten Blüthenſtaub ihrer Reize rauh verweht hatten. Du ſahſt nur eine abgehärmte, erloſchene Wange, ein mühſames Lächeln, mit dem ſie die tiefer eingeſchnittenen Linien des Schmerzes zu verhüllen ſuchte, um meine Bekümmerniß zu heilen. Freilich, ihre Seele war ſchöner, ihr Herz größer geworden, als Du ſie kannteſt, doch die körperliche Hülle glich einem verblichenen Gemälde, welches nur der wieder erkennt, der es in der Friſche ſeiner Farben in ſich aufgenommen! Ja, Deine Mutter war ſchön, ſie war das holdeſte Bild

zarter Weiblichkeit das ich jemals geſehen, und ihre Seele hauchte dieſen ſchönen Formen jenen verklärenden Reiz ein, den die Blüthe durch den Duft erhält, oder den der leiſe Wellenſchlag dem Spiegel der Gewäſſer leiht. — Mein ganzes Weſen wurde umgewandelt durch den Einfluß den die Erſcheinung Deiner Mutter auf mich übte. Ich war bis dahin nicht gut nicht böſe geweſen, das Schickſal hatte es mir vollkommen bequem im Leben gemacht; ich war auf der ebenſten Bahn fortgeſchritten. Jetzt fühlte ich plötzlich, daß ein ſolches Leben auf keine höhere Belohnung Anſprüche habe, und ein ſchwerer Vorwurf drückte mich nieder, aber ſpornte zugleich meine Kräfte an, mich zum Edleren zu erheben. — — Doch laß mich in der äußeren Schilderung meines Lebens fortfahren, die innere wirſt Du ſpäter in Briefen und Tagebüchern finden, die ich Dir übergeben werde.“

„Sir Burton, ſo nannte ſich Evelinens Vater, lud mich oft in ſein Haus ein; als der Sommer kam, miethete er nicht weit von der Stadt einen Landſitz auf welchem ich häufig die Sonntage zubrachte. Dort hatte ich Gelegenheit bei Spaziergängen, in der zwangloſeren Weiſe des Lebens auf dem Lande, näher mit Evelinen bekannt zu werden, die ich bis dahin nur im Geräuſch größerer Umgebungen geſehen und geſprochen hatte. Dieſes Hinderniß mich ihr zu nähern, hatte

meine ſtill gehegte Liebe aber nur verſtärkt. So ſchüchtern ich war, glaubte ich dennoch zu bemerken, daß meine Neigung nicht unerwiedert blieb, obwohl Eveline ſich kein Wort, kein Zeichen geſtattete, was den ſtrengen Geboten jungfräulicher Rückhaltung zuwider geweſen wäre. Ich ſchwankte in dem Entſchluß mich zu erklären. Zwar hatte ich Hoffnungen, allein möglich war es dennoch daß ich mich täuſchte, und ich konnte nicht ſobald den Muth gewinnen, die Hand entſchieden nach meinem Glücke auszuſtrecken, auf die Gefahr hin es ganz zu verlieren. Hätte ich gewußt, was dieſe Unentſchloſſenheit mich koſten würde!“ —

„Um dieſe Zeit traf ich eines Tages einen jungen Mann auf Sir Burtons Landſitz, der ſich Sir Ralph nannte. Er war ſchlank, ziemlich hoch gewachſen, hatte ein ſcharf ausgedrücktes Geſicht, eine Adlernaſe, blitzende Augen, die ewig umherſpähten, und ein entſchiedenes, keckes Weſen. Von dem erſten Augenblick an, wo ich ihn ſah, war er mir zuwider, vorzüglich wohl deshalb, weil er in dem leichten Ton vornehmer oder reicher Leute mit Evelinen umging, der gegenüber ich nur das Gefühl der Ehrerbietung kannte. Sein Geſpräch war lebhaft, witzig, geiſtvoll; doch Tiefe oder Gefühl verrieth er niemals. Ich bemerkte, daß Burton ihm ſehr gewogen war, und auch gegen Evelinen viel von ſeinen guten Eigenſchaften, ſeinem Reichthum, ſeinem

scharfsinnigen Unternehmungsgeist in kaufmännischen Angelegenheiten sprach."

„Voller Unruhe und mißvergnügt mit mir selbst, aber ganz unentschlossen was ich thun solle, ritt ich nach Hause. Allein es ließ mir nur wenige Tage Ruhe; eines schönen Abends setzte ich mich abermals zu Pferde und sprengte nach Burtons Landsitz hinaus. Ich schellte am Thor; ein Diener kam heraus und berichtete mir, Herr Burton sei nicht zu Haus, sondern mit Sir Ralph nachdem sie zu Mittag hier gespeist, nach London zurückgefahren. Im ersten Augenblick war ich mißmüthig vergeblich gekommen zu sein. Doch plötzlich fiel es mir bei, jetzt sei der günstige Augenblick, mich Evelinen zu entdecken; zwar war es den gewöhnlichen Gesetzen der Schicklichkeit zuwider nach der Tochter des Hauses zu fragen, und ihr während der Abwesenheit des Vaters einen Besuch aufzudrängen, — doch, ich wollte ja in ein Verhältniß zu Evelinen treten, was mir noch nähere und vertrautere Rechte gestatten sollte. Daher überwand ich meine Schüchternheit und fragte nach Miß Eveline, indem ich vorgab, ich hätte eine sehr dringende Angelegenheit ihr oder ihrem Vater mitzutheilen."

„Miß Eveline ist sehr unwohl, sie hat sich so eben in ihr Zimmer zurückgezogen, und befohlen daß niemand sie stören solle."

„Dies fiel mir ſchwer aufs Herz; doch hielt ich es für unmöglich, jetzt noch einen weiteren Verſuch zu machen. „„Ich werde in einer Stunde wieder anfragen,““ erwiederte ich, „„ob Sir Burton vielleicht zurückgekehrt iſt; denn die Sache iſt ſehr wichtig.““ Damit gab ich meinem Pferde die Sporen und ritt auf Gerathewohl in die Felder hinaus. Jeden Augenblick ſah ich nach der Uhr, ob die Stunde ſchon vorüber ſein möchte: ſie ſchien mir eine Ewigkeit zu dauern. Die Sonne rückte nicht von der Stelle; jede Entfernung kam mir unendlich weit, mein Pferd unerträglich langſam vor. Endlich war es ſo weit, daß ich zurückſprengen konnte; ich wählte einen Weg über die Felder und Wieſen, der mich von hinten her an Burtons Garten führen mußte. Es war eine dunkle Ahnung die mich antrieb den Verſuch zu machen, ob ich über den Zaun durch die Gebüſche ſehen könne. Langſam ließ ich, als ich den Garten erreicht hatte, mein Pferd längs der Gartenmauer hingehn. Ich konnte aber über dieſelbe hinwegblicken, doch hinderten dichte Gebüſche und Rankengewächſe, die man an der Mauer gezogen hatte oft den Blick. Endlich traf ich auf eine Oeffnung, durch die ich den Raſenplatz dicht hinter dem Hauſe ſehen konnte, und in einer Laube gewahrte ich Eveline. Sie ſaß in einem leichten weißen Sommerkleide, das Haupt nachdenklich in die Hand geſtützt; das Geſicht konnte ich

nicht ſehen, denn es war halb fortgewandt, halb niedergebeugt. Eine lange Weile betrachtete ich die ſchöne Geſtalt ſo; endlich richtete ſie das Haupt auf. Ich ſah daß ſie ganz verweinte Augen hatte, und ſich die Thränen trocknete, die über ihre bleiche Wange floſſen!" —

John hielt inne; die Erinnerung überwältigte ihn; er lehnte ſich an die Bruſt ſeines Sohnes, und ſeine Thränen floſſen ſtill.

„Mein Sohn," fuhr er fort, „ſolche Augenblicke erhalten ſich für das ganze Leben in der Kraft ihres erſten Eindrucks; laß Jahre, und Glück, und Unglück, und Gräber dazwiſchen liegen, das alternde greiſe Herz fühlt, wenn der Zauberſtab der Erinnerung es berührt, doch noch wie das des Jünglings! — Ich wagte nicht durch einen Laut die heilige Einſamkeit Evelinens zu unterbrechen; leiſe bog ich das Haupt nieder, und lenkte mein Pferd zur Seite um ganz unbemerkt bis an das Ende des Gartens nach dem Wohnhauſe zu gelangen. Hier ſchellte ich noch einmal. Als der Diener mir öffnen wollte, berichtete er mir ſchon von weitem daß Herr Burton noch nicht zurückgekehrt ſei. Das eben war es, was ich wünſchte. Ich trug ihm jetzt auf, in den Garten zu gehen, wo ich über die Mauer hinweg die Miß geſehn habe, und ihr zu ſagen, ich wünſche in dringender Angelegenheit einige Worte mit ihr zu ſprechen. Während ich auf die Antwort

wartete, verzehrte die Angſt mich faſt. Endlich erſchien der Diener wieder, hieß mich eintreten, nahm mir das Pferd ab und führte mich in das Empfangzimmer. Bald darauf trat Eveline ein; ſie begrüßte mich mit ſanfter Freundlichkeit. Was mir jetzt die Lippe löſte, meinem Herzen Muth gab, — noch heut weiß ich es nicht. Doch es waren nur wenige Worte zwiſchen uns gewechſelt, als ich plötzlich ihre Hand ergriff, — ſie feſthielt, und, als ſie ſie zurückziehen wollte mit bebender Stimme ſprach: „Eveline, ich möchte ſie auf ewig behalten!“

„O Gott!“ rief ſie aus, und entzog mir die Hand mit ängſtlicher Haſt, „o Gott, was haben Sie geſprochen! — Es iſt unmöglich. — Ich darf — ich kann — ich darf niemals die Ihrige ſein!“ Mit dieſen Worten, die ſie unter dem heftigſten Kampf ihres Innern ſprach, wollte ſie hinweceilen. Doch ihre Knice verſagten ihr, ſie ſchwankte, ich ſprang hinzu, fing ſie in meinen Armen auf — ſie lag bewußtlos an meiner Bruſt. Noch war ich unentſchloſſen, ob ich Hülfe rufen ſollte oder nicht, als ſich plötzlich die Thür öffnete, und Sir Ralph raſch eintrat.“

„Er ſtutzte, das war natürlich, denn der Anblick mußte ihn überraſchen; allein der Ton, in welchem er ſagte: „Was geht hier vor?“ war ſo, daß er mich beleidigen mußte. Mein alter Widerwille gegen dieſen

Menſchen, ſein Benehmen, eine dunkle Ahnung, die mir das Herz zuſchnürte, das alles zugleich wirkte ſo auf mich ein, daß ich in rauherer Weiſe, als ich geſollt hätte, entgegnete: „Sie ſehen, Miß Eveline iſt unwohl; ich werde Sie bitten Hülfe zu leiſten oder zu rufen!“

„Es ſcheint, Sir,“ erwiederte er, ohne daß Evelinens Zuſtand einen Eindruck auf ihn machte, „Sie ſind Hülfe zu leiſten ſehr thätig! Es muß mir auffallen, daß Sie ſich hier befinden!“

„Hätte Sir Burton ſich ſo geäußert, der ein Recht hatte eine Aufklärung über mein Erſcheinen zu fordern, ſo würde ich ihm die Form, in der es geſchah, vergeben haben. Ralph hatte darauf keinen Anſpruch. Mein Zorn ſchwoll auf; ich hatte Evelinen halb führend, halb ſie tragend, an ein Sopha gebracht, wo ich ſie niederließ. Dann wandte ich mich um, maß Ralph mit einem verachtenden Blick, und ſprach keine Sylbe, ſondern ging nach der Schelle, um ſie zu ziehen. Dieſes Betragen, was ich nicht rechtfertigen will, was Du mein Sohn Dir aber aus der aufgeregten Leidenſchaft, in der ich mich befand, erklären wirſt, erbitterte ihn natürlich auf's Aeußerſte. Er trat mit funkelnden Augen an mich heran und ſprach: „Ich ehre die Gaſtlichkeit eines fremden Daches, und den Zuſtand dieſer Dame, ſonſt würde ich ſogleich Rechenſchaft von ihrem Betragen fordern. Aber ich werde Sie in London ſehen!“ —

„Ich verbeugte mich ſtumm, und ging hinaus, da weibliche Dienerſchaft eingetreten war, um Evelinen auf ihr Zimmer zu bringen. — Draußen fragte ich, ob Herr Burton zurückgekehrt ſei? Nein. Das verwunderte mich in hohem Grade. Ralph allein — mit dieſem Auftreten — eine ſchreckliche Ahnung belaſtete mein Herz! Es war unmöglich jetzt noch zu Evelinen zu gelangen. Ich beſchloß daher, Sir Burton noch dieſen Abend in London aufzuſuchen, und mit ihm zu ſprechen. Eilig warf ich mich auf's Pferd, und ritt nach ſeinem Hauſe. Er war nicht dort; erſt wenige Minuten zuvor hatte er es verlaſſen. Niemand wußte wohin. — Bis Mitternacht erwartete ich ſeine Rückkehr; er kam nicht, denn er war, wie ich am andern Tage erfuhr, wieder hinaus nach ſeinem Landhauſe gefahren. Erſchöpft begab ich mich endlich nach Hauſe und ſchrieb ſogleich einen Brief an Burton, worin ich um Evelinen warb, und meine Hoffnung, ihre Neigung gewonnen zu haben ausdrückte. Ich erbat mir zugleich die Erlaubniß, unmittelbar nach meinem Briefe ſelbſt auf ſeinem Comptoir erſcheinen zu dürfen. — Dieſes Schreiben ließ ich mit der Bemerkung „wichtige Angelegenheiten" in der frühſten Stunde bei ſeinem Portier abgeben, damit dieſer, im Fall er wußte, wo Herr Burton zu treffen ſei, es dorthin ſenden ſolle. Um die Zeit, wo er ſein Comptoir zu öffnen pflegte,

wollte ich dort sein. Ich war schon angekleidet, als mir der Briefträger der Londoner Stadtpost ein versiegeltes Billet brachte. Ich eröffnete es, — und sank bleich in einen Sessel, denn es enthielt die mir von Burton gemachte höfliche Anzeige der Verlobung seiner Tochter Eveline mit Sir Ralph!" —

„Einige Minuten war ich wie betäubt. Meine Stirne wurde kalt und feucht, es schien mir, als habe man mich lebendig in die Gruft gelegt. In diesem Augenblick trat ein Diener ein, und brachte mir einen zweiten Brief — eine Aufforderung von Ralph für den nächsten Morgen."

„Was sollte ich jetzt thun! Meinen Brief an Burton zurücknehmen? — Es war zu spät! Auch kannte ja Eveline meine Liebe! Ihre Thränen, ehe ich sprach, solche Thränen an ihrem Verlobungstage, — ihr bleiches Antlitz voller Gram, — ihr Hinsinken, als ich ihre Hand forderte — Alles überzeugte mich jetzt, daß ihr Herz für mich entschieden habe. Dieses unendliche Glück diente jetzt nur, ihr und mein Unglück zu steigern. O Gott, mein William! Nur einen Tag früher hätte ich die zögernde Lippe öffnen sollen, und wir entgingen jener unabreißbaren Kette von Unheil und Trübsal, die uns jetzt umwand, und uns zwang, jede Minute unsres Glücks mit Tagen, Monden, Jahren schweren Kummers zu erkaufen! Dennoch war es nur das Gefühl, daß

Adeline mich liebe, welches mir Kraft gab, mich wie ein Schild bedeckte bei diesen anstürmenden Ereignissen. In größter Eile begab ich mich zu Burton; er war schon in seinem Hause, über eine Stunde früher als gewöhnlich. Als ich zu ihm eintrat ging er mir entgegen und sprach mit einer kalten Freundlichkeit die mich erstarren machte: „Ich war im Begriff Ihnen zu antworten, lieber Stamfield, doch wenn ich mich nicht ganz verrechne, müssen Sie schon durch die Stadtpost eine Erwiederung auf ihren ehrenvollen Antrag erhalten haben."

„So ist es," sprach ich bleich und zitternd. „Doch ich glaube nicht, daß Sie diese Angelegenheit damit für beendigt halten werden, wenn Sie mich anhören." —

„Ich wüßte nicht," antwortete Burton erstaunend, „was nach einem Schritt, der schon öffentlich geworden ist, sich also nicht zurück thun läßt, ohne Rechts- und Ehrenkränkung noch irgend geschehen könnte?"

„William, William! Noch heut fühle ich mein Herz erstarren, dieser freundlichen Kälte gegenüber! In welchem Wahn irren wir über die Menschen dahin! Wir glauben sie zu kennen, weil wir sie in einigen oberflächlichen Beziehungen gesehen haben, wir urtheilen, verurtheilen! Dieser Burton, den ich als einen ehrenhaften Geschäftsmann, als geselligen, gastlichen Wirth seines Hauses, als freundlich zu jedem, wohlthuend, freigebig gegen Arme gekannt hatte, und mich

nicht betrog — was wußte ich von ihm? Nicht viel mehr als wie er gekleidet ging! Für meinen Schmerz, für Evelinens — denn sie suchte ihn zu überzeugen, daß sie mich liebe, — hatte er nicht nur kein Herz, nein, gar kein Organ, keine Möglichkeit der Empfindung. Er blieb so kalt und freundlich, als ob wir uns nur nicht über die unbedeutendste Handelsunternehmung einigen könnten. Er begriff gar nicht, daß, wenn man nach wie vor, angenehm wohnen, sich gut kleiden, Gesellschaft sehen könne, irgend etwas im Leben fehlen solle, daß Eveline unglücklich sein könne, weil sie Mistreß Ralph heißen solle, statt Mistreß Stamfield! Nur an dem Gesetz der Ehre, des äußeren Wortes, zumal aber an den Forderungen des Anstandes, die er von Jugend auf erlernt hatte, hielt er mit eiserner Unerbittlichkeit fest. — Seine Kälte brachte mich außer mir, ich zitterte vor Wuth, doch der Gedanke, daß ich vor Evelinens Vater stehe, half mir, mich bezwingen. — Ich stürzte endlich fort, warf mich sogleich zu Pferde, und ritt zu Evelinen hinaus. Der Diener wollte mich zu der ungewohnten Stunde nicht melden; einige Guineen vermochten ihn endlich dazu. Doch Eveline sandte mir statt der Erlaubniß sie zu sprechen ein Billet heraus, welches die Worte enthielt:

„Sie wissen jetzt, was gestern geschehen war, als Sie mir Ihr Herz eröffneten! Ich darf Sie nicht

mehr ſehen, nicht in dem Sinne ſehen wie Sie kommen wollen. O, ſein Sie mitleidig, zerreißen Sie mein Herz nicht! Auch mehr ſagen darf ich Ihnen ja jetzt nicht.

Leben Sie wohl — Ihre Eveline."

„Ich hatte geleſen! Tiefſte Rührung, unausſprechlicher Schmerz, dann wieder wilde Erbitterung füllten mein Herz! — Sie liebte mich! Ja, dieſe Zeilen ſagten es! Die zitternde Hand, mit der ſie geſchrieben, die Thränen, die darauf gefallen waren, bezeugten es mehr als die Andeutung in den Worten. — Lange ſtand ich ſprachlos, ohne zu wiſſen, was ich thun ſollte. Endlich kam ich zu einem Entſchluß. Ich mußte Evelinen ſprechen; dieſe Gunſt wollte ich als einzige, als letzte von ihr erflehen." —

„Der Diener Burton's, der ſich auf dem Landhauſe befand, war gutmüthig und mir wohlgeſinnt. Ich bat ihn, in einer halben Stunde nach einem wenige hundert Schritt entfernten Gaſthauſe zu kommen, wo ich ihm einen Auftrag geben wolle. Dorthin begab ich mich, forderte ein Frühſtück auf einem beſonderen Zimmer, und Feder und Papier; hier ſchrieb ich an Eveline und beſchwor ſie, mich zu ſehen, wann, wo, wie ſie wolle. — Der Brief gelangte zu ihr; ſie antwortete: „Kommen Sie ſogleich!" —

„Laß mich von dieſer Unterredung ſchweigen; es genüge Dir zu wiſſen, William, daß Eveline mir

ihr Herz ganz enthüllte, und es verſuchen wollte, ihres Vaters Güte oder Ralphs Edelmuth anzuflehen. — Was ich von beidem erwartete, kannſt Du Dir vorſtellen. — Von Ralphs Aufforderung ſchwieg ich. Am andern Morgen war ich der erſte auf dem Platz; ich kam abſichtlich ohne Sekundanten. Als Ralph erſchien erſuchte ich ihn um einige Worte ohne Zeugen. Ich überwand um Evelinens Willen meine Abneigung, meinen Stolz, und ſagte ihm Alles; ich forderte ſeinen männlichen Edelmuth auf, ein Weſen nicht unglücklich zu machen, das ihn unmöglich glücklich machen könne. Zugleich bat ich ihn um Entſchuldigung wegen der Beleidigung, die ich ihm geſtern in der Aufregung meiner Gefühle zugefügt." —

„Seine Antwort war ein Lächeln, das ich niemals vergeſſen werde. O William! Du weißt ob mein Herz liebend und wohlwollend iſt! Aber an Ralph kann ich noch heut, nach fünf und zwanzig Jahren nicht ohne Erbitterung denken. — Laß mich darüber hinaus. — Wir ſchoſſen uns; ich fehlte, denn ich war ganz ungeübt in den Waffen, ſein Schuß ſtreckte mich zu Boden. Bewußtlos wurde ich hinweggetragen."

„Nun erfahre die rührendſte Handlung weiblicher Aufopferung und Hingebung, erfahre weſſen das reine liebende Herz eines Mädchens fähig iſt. Eveline hatte noch an demſelben Tage mit ihrem Vater geſpro-

chen; er war gegen ſie ſo freundlich und unerbittlich geweſen, wie gegen mich. Ralph hatte ſich hinter leere Formen verſchanzt: die Ehre, die öffentliche Meinung, endlich kalte Verbeugungen ſeiner Liebe vorgeſchützt. Da fühlte Eveline die heiligſten Rechte der menſchlichen Bruſt in ſich erwachen; ſie beſchloß den Zorn des Vaters zu tragen, und Ralph ihre Hand zu verweigern. — Am andern Tage erfuhr ſie, ich ſei von Ralphs Kugel gefallen, ſei todt. — Der Schmerz warf ſie beſinnungslos zu Boden. Sei es nun, daß ein vergrößerndes Gerücht dieſen Irrthum herbei geführt, ſei es, daß man ſie abſichtlich getäuſcht hatte, um ihren Entſchluß zu beugen, allein zwei Tage lang beweinte ſie mich als todt. — Am dritten erſt erfuhr ſie, daß ich noch lebe, aber in größter Gefahr ſchwebe. Und jetzt? — William! Eveline, das zarte, in jeder Schranke und Zurückgezogenheit der Sitte erzogene Mädchen, erhob ſich mit ihrem großen Gefühl über jede Folge und Gefahr, und kam Nachts, allein, nach London und trat wie ein verklärter Geiſt an mein Krankenlager um Abſchied von dem Sterbenden zu nehmen. Ich lag in Fieberträumen; ſie wähnte man verwahrloſe meine Pflege, — William" —

Hier brach dem Erzähler wiederum die Stimme, und es dauerte lang, bevor er unter Thränen der ſchmerzlich ſüßeſten Erinnerung fortfahren konnte. —

„Ich werde kurz sein, mein Sohn," begann er endlich. „Diese Geschichte ist ausführlich in den Tagebüchern, die ich über mein Leben geführt, und in den Briefen Deiner Mutter berichtet. Ich will Dir nur die Thatsachen nennen. Eveline blieb an meinem Lager, und ward meine Pflegerin. Sie wagte den Zorn, den Fluch ihres Vaters, dem sie am nächsten Morgen ihre That und ihren Entschuß entdeckte. Jetzt erst endete Burtons kalte Freundlichkeit. Er brauchte nicht seine väterliche Gewalt gegen Evelinen; dazu schien es ihm bei seiner Sinnesart zu spät. Denn die äußere Ehre ihres Namens war verletzt, es konnte sie der gemeine Verdacht der Welt treffen; darum sagte er sich von der Tochter los, und gab sie durch eine öffentliche Anzeige in den Londoner Zeitungen, dem Hohn, der Verachtung der Welt Preis."

„Dies geschah gegen Ralphs Willen; der, da er aus eigennützigen Gründen die Verbindung mit Evelinen nachgesucht hatte, dieselbe auch jetzt noch nicht aufgeben wollte. Er entzweite sich darüber völlig mit Burton. Dieser bevollmächtigte den ältesten Comptoirbeamten seines Geschäfts zur Anordnung aller seiner Verhältnisse, und schiffte sich drei Tage darauf nach New-York ein, wo er, wie ich Dir gesagt habe, große Besitzungen hatte, und daher schon längst auf eine Uebersiedelung bedacht war." —.

Neuntes Kapitel.

John mußte, er war zu erschüttert von der Erzählung seiner Lebensschicksale, inne halten. Er stand auf und bat William, ihn einigemale durch den Garten zu begleiten. „Du siehst," sprach er im Gehen, „ich weiß, was Liebe für Seligkeit und Schmerzen bereitet. Am fernsten von allen Gedanken und Handlungen in der Welt läge mir der, um nichtiger Vortheile oder Rücksichten willen das Liebesband zu zerreißen, welches sich zwischen Dir und der lieblichen Helga angesponnen hat. Daß reine Gefühle es gewebt haben, die das Glück des Lebens dauernd gründen können, weiß ich; es müssen also starke Gründe sein, die ich Dir, wenn nicht als unbedingte Hindernisse, doch als Erschwerungen und Hemmungen für den Augenblick entgegen stelle. Du hast Vertrauen zu Deinem Vater; er kennt die Welt und weiß, auf welchen Grundlagen allein, bei der Bildung die Du durch mich erhalten, der Bau des Lebens sicher und beglückend aufzuführen ist. Versprich mir daher, William, meinen Anordnungen Folge zu leisten, nicht durch unbesonnene,

unerfahrne Heftigkeit des Jünglings, dem Augenblick allein das Recht zu gönnen, der Zukunft nichts einzuräumen."

William gab dem Vater Wort und Hand; er durfte es sicher, denn er wußte ja, welcher Obhut der Liebe er sein Geschick anvertraute.

„Laß mich jetzt fortfahren."

„Von dem Augenblick an, wo ich mein Bewußtsein wieder erhielt, wo ich erfuhr, was Eveline für mich gethan, galt sie mir natürlich für meine Gattin. Wir verbanden uns nach meiner Genesung, — aber nur zu Gretna-Green, da wir die sonst nothwendigen Förmlichkeiten nicht erfüllen konnten."

„Nun hätte eine glückliche Zeit für uns eintreten können; allein, sei dessen wohl gedenk, mein Sohn, ein Liebesglück, das man nur durch ein so gewaltsames Zerreißen anderer heiliger Bande erkaufen kann, ist niemals ein ganz ungetrübtes. Die Liebe wird dann nicht eine freie Beglückerin der Tage, sondern nur eine Trösterin, eine sanfte Pflegerin tiefer Wunden. Was wir auch gethan hatten, um Burton zu versöhnen, alles war vergeblich gewesen; kein Brief war beantwortet, jeder Versuch einer Vermittelung abgewiesen worden. Eveline zeigte ihm Deine Geburt an; sie hat niemals erfahren, ob ihr Vater gewußt, daß sie des Mutterglücks genieße. Er gab kein Zeichen des

Lebens von ſich. — Doch ich erfuhr täglich, daß er lebe, und wie tief und unerlöſchlich ſein Haß gegen mich war; ich erfuhr es in einer Weiſe, die ich Evelinen verſchwieg, um ihr nicht neue Sorgen zu dem ſtillen Gram zu fügen, der ihre Wangen täglich mehr bleichte. Ich hatte in Handelsverbindungen mit Burton geſtanden; die Verhältniſſe waren von der Art, daß mir nur dann ein Segen daraus entſprießen konnte, wenn gegenſeitiges Wohlwollen obwaltete. Burtons Bevollmächtigter aber ſchien angewieſen, ſelbſt mit eigenen Aufopferungen meinen Schaden zu ſuchen. Es trafen mich Verluſte auf Verluſte; Burton wußte, daß ich nur wohlhabend, nicht reich war; er war ſehr reich, und gab einen kleinen Theil ſeines Vermögens mit Luſt hin, um mich wo möglich ganz zu Grunde zu richten. Nur mit der äußerſten Anſtrengung brachte ich es dahin, den Bankerott zu vermeiden, und das Vermögen meiner Schweſter, die inzwiſchen mehr und mehr heranwuchs, ſicher zu ſtellen.

Ralph war einige Monate nach Burtons Abreiſe gezwungen geweſen, nach Oſtindien zu gehen. Er hatte dort Beſitzungen, die die Veranlaſſung ſeiner Verbindung und ſeines Bruchs mit Burton geweſen waren. Da er eigentlich nicht Kaufmann war, machten jene Ländereien ſein Vermögen aus. Er hatte ſchon längſt die Abſicht gehabt, dieſe Grundſtücke zu

veräußern; doch um es ohne großen Nachtheil zu können, bedurfte er einer ansehnlichen Summe baaren Geldes, um erst einige Ansprüche an ihn, für die zwei Verpfändungen als Pfänder hafteten, zu tilgen. Bei seiner Verbindung mit Evelinen, die schon von dem Tage seiner Einführung in Burtons Haus heimlich im Werke war, hatte er dessen Unterstützung in seinen Vermögensangelegenheiten hauptsächlich im Auge. Daß diese mit seinem Heirathsplane zugleich vereitelt wurde, brachte ihn so heftig mit Burton aneinander, von dem er die Erfüllung des nur bedingungsweise gegebenen Wortes forderte. Burton wäre ihm, bei seinem kaufmännisch auf's äußerste pünktlichen und ehrenhaften Charakter, vielleicht doch gefällig gewesen, hätte Ralph sich weniger ungestüm in seinen Forderungen gezeigt; doch aus seinem Betragen ging offenbar hervor, daß er bei seiner Verbindung mit Evelinen nichts im Auge gehabt hatte, als die Befriedigung dieser eigennützigen Absichten. Diese rohe Enthüllung einer gemeinen Denkweise mußte Burton, der sich auch als Vater verletzt fühlte, und stolz auf seine Tochter gewesen war, bis sie, wie er meinte, die Ehre seines Namens verathen hatte, empören. Es war der Grund, weshalb er eben so bitter und entschieden mit Ralph brach, als mit uns. Dies zwang Ralph, wie ich Dir sagte, sich selbst nach Indien zu begeben. Er

ſchied unter den Äußerungen des bitterſten Haſſes gegen mich, den er als den Zerſtörer ſeines zeitlichen Glücks anklagte. — Fünf Jahre waren ſeitdem vergangen. Ich hatte meine Häuslichkeit ſehr beſchränken müſſen; wir lebten ſtill und in unſerer Zurückgezogenheit ſehr glücklich. Nur daß Eve ine ſich doch im Innerſten ſtets durch den Kummer um ihren Vater gedrückt fühlte, ich mit andern Sorgen zu kämpfen hatte. Denn, wie redlich ich mich mühte, meine Geſchäfte wollten nicht glücken; ſeit Burtons Entfernung war mein Credit untergraben; ein Kaufmann der klein beginnt, breitet ſich wohl nach und nach aus, doch einer, der von einer höheren Stufe herabſteigen muß, hat, dies erfuhr ich zu meinem Schaden, das Vertrauen verloren." —

„Inzwiſchen war meine Schweſter der Penſion entwachſen; ſie zog zu uns, und wurde uns ihrer lieblichen Entfaltung, — ich möchte behaupten, Helga habe einige Aehnlichkeit mit ihr, — eine liebe Hausgenoſſin. Sie zählte damals funfzehn Jahre. Etwa ein Jahr mochte ſie bei uns zugebracht haben, als ſie eines Abends aus dem Schauſpiel, wo ſie mit einer älteren Freundin geweſen war, zurückkehrte, und uns erzählte, ſie habe die Bekanntſchaft eines ſehr einnehmenden, geiſtvollen Mannes gemacht, der um die Erlaubniß gebeten habe, mich beſuchen zu dürfen. Er

ſei ein alter Bekannter von mir, und wünſche, vergangene Verhältniſſe wieder anzuknüpfen. Ich war natürlich ſehr geſpannt auf den Namen, doch dieſen wußte mir Margarethe, ſo hieß meine Schweſter, nicht zu ſagen. Ihre Beſchreibung konnte ich durchaus keinem meiner Bekannten anpaſſen, deſſen Beſuch ich etwa erwarten durfte. Des andern Nachmittags öffnete ſich zu der Zeit, wo der Fremde ſich angekündigt hatte, die Thür, und — Ralph ſtand im Zimmer. Daß dieſe Ueberraſchung keine erfreuliche war, kannſt Du Dir vorſtellen. Doch er ging auf mich zu, bot mir die Hand, bat, wir möchten alle Zwiſtigkeiten vergeſſen ſein laſſen, und ging dann auf Evelinen, die bleich in einen Seſſel geſunken war, zu, und küßte ihre Hand. Er war ſo freundlich, ſo wohlwollend als möglich, — dennoch konnte ich kein Zutrauen zu ihm gewinnen. Indeſſen wollte ich der von ihm angetragenen Verſöhnung nicht widerſtreben, und ſomit erſuchte ich ihn auch von meiner Seite, unſer Haus öfter zu betreten. Ich bemerkte bald, daß ſeine Verſöhnung ein anderes Motiv hatte, — es war meine Schweſter Margarethe, deren aufblühende Jugend ihm gefiel. Ich begriff jetzt, was ihn zu uns führte, konnte daher zwar ſeine Bereitwilligkeit zur Ausſöhnung nicht hoch anſchlagen, fand indeſſen ſein Benehmen wenigſtens erklärt. Nur beunruhigten mich die Abſichten, die er

auf Margarethen hatte. Sein früherer Charakter war mehr als tadelnswerth; zwar schien er sich sehr geändert zu haben, doch wer bürgte mir dafür? Anderseits schien seine Neigung zu meiner Schwester wenigstens uneigennützig, denn ich hatte Sorge getragen, ihn mit ihren Umständen genau bekannt zu machen. Er wußte, daß sie nicht reich, also keine Gattin für ihn in dem Sinne war, wie er früher Evelinen gewählt hatte. Diese behielt einen unüberwindlichen Widerwillen gegen ihn, ließ ihn sich aber aus Liebe zu Margarethen nicht merken. — Meine Stellung, das begreifst Du, William, war schwierig. Sollte ich einen Mann, der sich besseren Grundsätzen zugewendet zu haben schien, der wohlhabend, ja reich war, den Margarethe offenbar liebte, von ihr abwendig machen? Sollte ich es auf der andern Seite dem erfahrungslosen, leicht hingegebenen sechszehnjährigen Mädchen selbst überlassen, ihr Leben vielleicht durch einen einzigen unbesonnenen Schritt für ewig zu vergiften? — Ich beschloß endlich offen mit Margarethen zu sprechen. Es geschah. Sie war kindlich und gut. Ich nahm ihr das Versprechen ab, sich vor ihrem achtzehnten Jahre nicht zu binden, wenn jemand, ich nannte Ralph absichtlich nicht, um sie werben sollte. Es sei überhaupt nicht gut, sich zu früh zu verheirathen, und sie werde dann Zeit haben, ihre Wahl mit Be-

ſonnenheit zu prüfen. Dieſe Worte betonte ich; ſie ſchien mich zu verſtehen, aber etwas empfindlich darüber. So verging faſt ein Jahr; Ralph kam oft, er zeigte ſich ſtets aufmerkſam gegen Margarethen aber erklärte ſich nicht näher. Offenbar war es indeſſen, daß ihre Neigung zu ihm wuchs."

„Da traf mich ein harter Schlag; der plötzliche Fall eines für ganz ſicher gehaltenen Handlungshauſes brachte mich um eine große Summe. Es wurde bekannt, mein ſchon geringer Credit war vernichtet; jedermann verlangte, was ich ihm ſchuldete, es liefen ſtarke Wechſel auf mich ein, ich vermochte ſie endlich nicht mehr zu decken. Jetzt mußte ich den Meinigen den Zuſtand der Dinge entdecken; ich mußte mit ihnen berathen, welche Mittel zu ergreifen ſeien. Hätte ich ein Jahr Friſt gehabt, ſo würde ich allen meinen Verbindlichkeiten nachgekommen ſein, und auch für mich noch etwas gerettet haben: ſo plötzlichen Anforderungen aber, war ich nicht gewachſen. Ich wußte, daß Margarethens Schweſterliebe alles das ihrige für mich geopfert haben würde; dies würde aber nur die Folge gehabt haben, daß auch ſie verloren hätte, was ſie beſaß. Bevor ich daher meinen Zuſtand entdeckte, beredete ich ſie, ihr kleines Vermögen in eine Leibrente zu verwandeln; gewöhnt, meinem Rath in allen Dingen dieſer Art zu

gehorchen, that ſie es. Darauf erklärte ich mich. Sie ahnte jetzt, was ich beabſichtigt hatte, und überhäufte mich mit liebevollen Vorwürfen. Ich aber erwiederte ihr, es ſei der einzige Weg geweſen, wodurch es ihr möglich werde, jetzt auch für Evelinen und Dich Sorge zu tragen. Ich wollte mich meinem Unglück unterwerfen, und auf den Continent flüchten, wozu ich in der Stille ſchon die Vorbereitungen getroffen hatte. — Doch am andern Tage früh kam Ralph zu mir aufs Comptoir. Er zog mich bei Seite, erklärte, daß er meine Lage theils ahne, theils kenne, brachte mir die Summe, deren ich benöthigt war, und erklärte ſich bereit, ſie mir auf ein ganzes Jahr vorzuſtrecken, ſich auch eine theilweiſe Rückzahlung gefallen zu laſſen. Ich war erſtaunt, beſchämt — doch er bot ſo dringend, und ſo wohlwollend an, daß ich ſein Erbieten endlich annahm. Ich ahnte wohl, daß ich Margarethen dieſen Dienſt zu danken hatte, doch ich wußte damals nicht, auf welche Weiſe. Auffallend war mir indeſſen ihr kurze Zeit darauf eintretendes, ganz verändertes Weſen. Sie wurde nachdenklich, ſuchte ihr einſames Zimmer auf, hatte oft verweinte Augen. Ralph kam ſeltener; aber wenn er erſchien, war er kühler und doch gewiſſermaßen vertraulicher gegen Margarethen als früher. Doch ſeine Vertraulichkeit hatte etwas beinahe die Achtung verletzendes.“

„So verſtrichen ſechs Monate, in denen Margarethe immer unruhiger wurde, und ſich ſichtlich abhärmte. Eines Morgens erſchien ſie nicht zum Frühſtück. Wir warteten einige Zeit; dann ging Eveline in ihr Zimmer hinüber und kehrte blaß und zitternd zurück. Das Zimmer war leer, Margarethens Lager unberührt. Ein Brief an mich gerichtet hatte auf dem Tiſch gelegen; Eveline hatte ihn nicht zu entſiegeln gewagt. Ich brach auf und las, erſtarrend und bebend zugleich, die Worte:

„Mein Bruder! Vergieb mir, ich bin eine Getäuſchte, Gefallene, Unwürdige! Gott der Allmächtige weiß, mein Wollen war gut! — Hüte Dich vor Ralph! Nehmt dies ewige Lebewohl von

Eurer Margarethe.“

„Unmöglich kann ich Dir, William, alle die Zuſtände der Zerriſſenheit, der Angſt ja ich möchte ſagen der Verzweiflung ſchildern, die wir durchkämpfen mußten! — Nachdem ich mich von dem lähmenden Schrecken der mich ergriffen, erholt hatte, war es mein erſtes Werk Ralph aufzuſuchen. Er war am Tage zuvor abgereiſt, hatte nicht geſagt wohin, aber Befehle zurückgelaſſen die auf eine lange Abweſenheit ſchließen ließen. Jetzt ſetzte ich alle Kräfte in Bewegung um eine Spur der unglücklichen Margarethe aufzufinden. Vergeblich! Wir mühten unſer Gedächtniß ab, ihr Schickſal

zu errathen. Ach ich glaube wir trafen es nur zu wahr! Einige hingeworfene Worte Margarethens, daß man ein gegebenes Verſprechen doch wohl zur Rettung deſſen dem man es gegeben, brechen dürfe, einige andere Aeußerungen, die uns im Augenblick wo ſie geſchehen theils dunkel waren, theils beziehungslos erſchienen, wurden uns jetzt verſtändlich. Es war nur zu klar Ralph hatte mir die Verſchliſſe nur auf Margarethes Bitte gethan, und dagegen von ihr ein Opfer gefordert, deſſen Größe ich nur ahne. Doch glaube ich bei dem Charakter meiner Schweſter, daß er die Erfüllung ſeiner nichtswürdigen Wünſche nur durch eine geheime, vielleicht ungeſetzliche Vermählung, durch welche er die Arme täuſchte, erlangt hat. Darin beſtärkte mich ein Umſtand, der ſich ſpäter entdeckte, daß nämlich Margarethe unter dem Vorwande eine Zeichenſchule für Frauen zu beſuchen, in dem letzten halben Jahre oft vier bis fünf Stunden den Tag ausging, eine Zeit die ſie muthmaßlich zu Zuſammenkünften mit Ralph benutzte. Wie ſie endlich enttäuſcht worden war, das vermochte ich freilich nicht zu errathen. Doch bald erfuhr ich, was ihre Warnung vor Ralph bedeutet hatte. Etwa zwei Monate nach dem unſeligen Ereigniß hatte ich einen anſehnlichen Wechſel zu zahlen. Ich war im Stande einen Theil zu decken, jedoch durch das Ausbleiben einiger Poſten auf die ich ſicher gezählt hatte,

konnte ich den Ueberreſt erſt eine Woche ſpäter zahlen. Daher begab ich mich zu meinem Gläubiger, der ein billiger Mann war, wollte ihm drei Viertheile des Betrages acht Tage voraus zahlen, und ihn dagegen bitten, mir den andern Theil des Wechſels noch um vierzehn Tage zu verlängern. Mit Erſtaunen hörte ich aber daß der Wechſel bei ihm ſchon eingelöſt und auf Verlangen an Ralph, der von mir beauftragt zu ſein erklärt hatte, übergegangen ſei. Jetzt erkannte ich den Plan dieſes Böſewichts! Rache, die er mir vor langen Jahren geſchworen, war ſeine Abſicht. Er allein wollte mein Gläubiger werden, um unerbittlich zu ſein, — ewiges Gefängniß wäre mein Loos geweſen, wenn ich auch nur einen Schilling nicht hätte zahlen können! In dieſer Noth ergriff ich ein Auskunftsmittel, das Du mir vergeben mußt, William. Ich raffte den kleinen Reſt meines Vermögens zuſammen; jener wohlwollende Gläubiger kam mir freundlich zu Hülfe, und kaufte mir einige Forderungen ab, die ich ſpäter zu machen hatte. Er miethete mir unter fremden Namen Plätze auf einem Schiff, und an einem dunkeln Herbſtabende ſollte ich mich mit Dir und Evelinen an Bord begeben."

„Ich weiß mich noch des Tages zu erinnern," ſprach William.

„Eine Stunde vor meiner Flucht," fuhr John nach einer kleinen Pauſe fort, „bekam ich einen Brief

durch die Londoner Stadtpoſt. Ich öffnete ihn, er war von Margarethen! Hier lies den Brief, ich habe ihn für Dich hervorgeſucht," ſprach John mit verſagender Stimme, und reichte William ein Blatt dar. Dieſer las:

Theurer Bruder!

Du wirſt mir vielleicht nicht vergeben, aber mich bemitleiden. Ralph iſt der unwürdigſte Böſewicht den die Erde trägt. Er hat mich betrogen, in den Abgrund des Elends und der Schande geſtürzt. Ich kann es nicht ertragen Dir und Evelinen vor die Augen zu treten. Laß wenigſtens Jahre vergehen, bevor Du wieder von mir hörſt; dann iſt vielleicht Dein Zorn gebrochen, und mein Herz hat wieder Muth gewonnen.

Forſche mir nicht nach! Wenn Du dieſen Brief erhältſt bin ich nicht mehr in England. Ich werde nicht Noth leiden, ich habe dafür geſorgt, ich mußte dafür ſorgen, denn — o vergieb Deiner ſchuldigen Schweſter, mein Bruder, — denn es giebt vielleicht dereinſt ein Weſen, das Anſprüche auf meine Fürſorge auch in dieſer Beziehung hat. — Noch einmal, hüte Dich vor Ralph; ihn ſelbſt wirſt Du nicht wieder ſehen, aber ſeine Tücke doch erfahren. Verſuche das Möglichſte ſeine Forderungen an Dich zu tilgen

Lebe wohl — küſſe Deine Eveline — o mein Gott, welch ein Augenblick!

Deine Margarethe.

William ſchwieg; der Vater hatte ſein graues Haupt ſchwermüthig in die Hand geſtützt; beim Schimmer der Sterne blinkte eine Thräne darin. —

„Laß mich vollenden," ſprach er, „es iſt nur wenig was ich Dir noch zu ſagen habe."

„Was ich von meinem Vermögen retten konnte, waren etwa drei Tauſend Pfund, die nur Ralph an mir verlor. Sie reichten hin in einer wohlfeilen Gegend des Continents eingezogen zu leben, — ach, und mehr verlangte unſer müdes Herz nicht. Glücklich gelangten wir auf das Schiff, das uns nach Hamburg bringen ſollte. Ich hatte meine Baarſchaft in Banknoten und Gold bei mir, theils in einer Brieftaſche, theils in einem Käſtchen. Um nicht erkannt zu werden, blieb Eveline dicht verſchleiert; ich hatte mich durch falſches Haar und veränderte Tracht möglichſt unkenntlich gemacht. Die Paſſagiere des Schiffs hatten auch wenig Acht auf uns, und wir hielten uns ganz zurückgezogen in einem Theil der Kajüte; eine verſchleierte Dame in Trauerkleidern, die ſich mit uns auf dem Schiffe befand, ſchien ſich in ihrem tiefen Gram noch mehr abſondern zu wollen. Denn als der Tag anbrach, wo wir uns auf das Verdeck begaben, zog ſie ſich in die Kajüte des

Capitains zurück, dem ſie beſonders empfohlen zu ſein ſchien. Wir hatten eine gute Fahrt den ganzen erſten Tag und die Nacht hindurch. Am zweiten Abends hofften wir die Mündung der Elbe zu erreichen. Doch gegen Mittag wurde das Wetter ſehr rauh; der Himmel bezog ſich, ſchwere Regenwolken gingen über uns hin, es erhob ſich ein heftiger Nordweſtſturm. — Wir wurden beſorgt, doch der Capitain, ein tüchtiger Seemann, blieb in ruhiger Haltung. Er ſandte uns in die Kajüte hinab, daß wir ihn auf dem Deck nicht hinderten. Schon in der verwichenen Nacht hatten die Dame in Trauerkleidern und eine jüngere Perſon die ihre Zofe zu ſein ſchien, ſich aber eben ſo zurückgezogen hielt, nicht in den für die weiblichen Paſſagiere beſtimmten Räumen geſchlafen; ſie mußten ſich in der Kajüte des Capitains aufgehalten haben, was zu mancherlei Vermuthungen Anlaß gab. — Jetzt waren ſie wieder nicht unter den Reiſenden, ſondern blieben in des Capitains Kajüte, die für Jedermann ſonſt verſchloſſen war. Nur ich bemerkte, wie es ſchien den Umſtand, und theilte ihn Eveline mit; die andern hatten zu viel mit ſich ſelbſt und der Angſt vor dem Sturm zu thun, der bald ſo wuchs, daß auch wir jede andre Empfindung vergaßen, und nur die gegenſeitige Sorge für uns und Dich uns beſchäftigte. Plötzlich kam der Capitain mit ſichtlichen Zeichen der Beſtürzung in den Raum hinab.

„Iſt ein Arzt unter den Paſſagieren?“ fragte er haſtig. Ein junger Mann meldete ſich als ſolcher. „O ſo bitte ich Sie mich einen Augenblick zu begleiten!“ Der Arzt folgte dem Capitain; beide kehrten nicht wieder. Auch dies fiel nur wenige Augenblicke auf, denn der Sturm wurde immer heftiger, die See jeden Augenblick wilder. Auf dem Deck war ein gewaltiges Getöſe, wie wenn alles durch einander klappre und bräche. So raſſelte es in Seilen, Segeln und Holzwerk, und von den mächtig über das Schiff ſchlagenden Wellen. — Es war ſchon lange Nacht geworden, als der Capitain abermals heftig in den Raum ſtürzte. Diesmal wandte er ſich zu mir und Deiner Mutter. „Mylady“ ſprach er, „Sie werden mir eine Bitte nicht verſagen. Eine Leidende ihres Geſchlechts bedarf Ihrer Hülfe, — wollen ſie mir in meine Kajüte folgen?“ Eveline zögerte, ſie blickte auf mich, der Capitain verſtand ihre Beſorgniß ſich gerade jetzt von mir und ihrem Kinde zu trennen. „Unter gewiſſen Bedingungen“ ſprach er leiſe zu mir, „können ſie ihre Gattin begleiten. Die Dame in Trauer die Sie geſehen haben, iſt ſo eben von einer Tochter entbunden worden; eine zu frühzeitige Niederkunft durch die Erſchütterungen des Sturms veranlaßt. Der junge Arzt iſt um die Mutter beſchäftigt, deren Leiden, ſo ſcheint es, noch nicht vorüber ſind. Er bittet um weibliche Hülfe für das Kind. Meine Kajüte iſt groß

genug, daß Sie ſich der Mutter nicht zu nähern brauchen Auf dieſe Mittheilung konnte ich natürlich Evelinens Hülfe nicht verweigern. „Es iſt nothwendig“ ſprach ich zu ihr, „wir müſſen hinauf, doch ich begleite Dich mit William.“ So gingen wir hinauf. Jetzt erſt, da wir über das freie Deck mußten, erkannten wir die ganze Gewalt des Ungewitters. Kaum vermochten wir unter Sturm und ſprützendem Wellenſchaum die Kajüte zu erreichen. „Hat es Gefahr mit uns?“ fragte ich den Capitain leiſe. „Ich glaube nicht!“ erwiederte er in einem Ton, der mich das Gegentheil fürchten ließ. — Wir traten in die Kajüte. Im Hintergrunde war der Arzt um die ſchwer, aber leiſe ächzende Kranke beſchäftigt. Eveline wollte mitleidig, eingedenk der Stunde wo ſie Deine Mutter wurde, näher treten, doch der Arzt winkte ihr zurück, und die Zofe der Kranken, ein junges unerfahrnes Mädchen, trug uns auch ſchon das neugeborne Weſen, ein kleines Mädchen entgegen. Eveline widmete ihm alle Sorgfalt, die unter den Umſtänden möglich war, und hüllte es ein, ſo gut ſichs thun ließ. — Noch war ſie damit beſchäftigt, als ein furchtbares Krachen ſich vernehmen ließ und das Schiff einen Stoß gegen den Boden bekam, als ſei es durch einen Blitz aus der Tiefe des Meeres herauf zerſchmettert. Eveline ſchrie laut auf. Ich ſtürzte hinaus. Auf dem Deck herrſchte die größte Beſtürzung; Alles lief

durch einander. Die Paſſagiere ſtürzten aus dem Raum herauf. Plötzlich bäumte ſich eine ungeheure Welle über das Schiff, ſchlug mit aller Gewalt krachend nieder und überſprützte alles ſo mit ihrem Giſcht und Schaum daß ich nicht das mindeſte mehr ſah, ſondern nur fühlte, wie ich von einer übermächtigen Gewalt zu Boden geſchleudert wurde. Ein lautes Angſtgeſchrei und erneutes Krachen und Praſſeln theilte, während ich am Boden lag, die Lüfte, und betäubte mich faſt. Der Beſanmaſt war, durch die Gewalt der Welle und des Stoßes auf den Grund, gebrochen, und mit ſeinem ganzen Gewicht über das Deck hingeſchlagen. — Jetzt war das Getümmel unbeſchreiblich. „Das Schiff iſt leck! Boote herunter! Rettet Euch!“ ſchrie alles durcheinander. Ich ſtürzte nach der Kajüte; Eveline kam mir ſchon, den Säugling im Arm, Dich an der Hand, entgegen geeilt, bleich vor Schrecken. Als ſie mich ſah, um deſſen Leben ſie einen Augenblick Todesangſt empfunden, ſtürzte ſie mir ans Herz, und ſank beinahe bewußtlos an mir nieder. Ich raffte mich empor, und eilte mit ihr und Dir dem Hintertheil des Schiffes zu, wo ſchon eine Menge dienſtfertiger Hände das eine Boot herabließen, weil das Schiff einen ſolchen Leck bekommen hatte, daß das Waſſer ſchon in den Raum drang. Im Augenblick war das Boot hinunter; wir wurden faſt hineingeſchleudert von der drängenden Menge,

die jede Beſinnung verloren hatte. Zwei Minuten ſpäter wurde das Fahrzeug von den Fluthen wie ein Spielball auf und nieder geworfen, und wir ſchienen jetzt in größerer Gefahr als zuvor. — So war es auch; denn das zweite, größere Boot, das uns unmittelbar folgte, ſchlug vor unſern Augen um, und alle die ſich darin befanden, wurden von den Wellen verſchlungen. Doch Gott war mit uns; die furchtbaren Wogen trieben uns hier auf dieſen Strand. Die wackern Bewohner deſſelben leiſteten uns Hülfe durch Seile, die ſie uns mit eigener Lebensgefahr zuwarfen, und ſo gelangten wir ans Ufer, wurden unter gaſtlichem Dach empfangen."

John hielt inne.

William nahm jetzt den innerſten Antheil an der Erzählung, da ſie ihm die Eindrücke ſeiner eigenen Jugend auffriſchte, dieſelben jedoch in einen viel näheren Zuſammenhang mit ſeinem Leben brachte, als er ſie bisher gedacht hatte.

„Du wirſt nun wohl ſchon einſehn, William," fuhr John, nachdem er ſich geſammelt hatte, fort, „daß dieſe meine Lebensgeſchichte nicht ohne Einfluß auf Dein künftiges Leben ſein kann. Doch einige Umſtände die ich Dir noch mitzutheilen habe, ſollen Dich noch mehr davon überzeugen. Daß Deine, mir ewig unvergeßliche Mutter nach kurzer Zeit, von Gram, Angſt und körperlichen

Anſtrengungen erſchöpft, ſtarb, daß ſie unweit von hier unter der Erde ruht, auf der ihr wenig Freude geblüht, weißt Du! — Unter den Geretteten befanden ſich einige mir fremde Reiſende, die ſogleich ihren Weg von hier aus weiter fortſetzten; die andern waren Matroſen, die am Bord des nächſten engliſchen Schiffes ein Obdach fanden. Das lecke Wrack auf dem wir uns befunden hatten, wurde von den Winden weiter in die See getrieben. Ob der Capitain gerettet oder mit dem zweiten Boot verunglückt war, was aus Helgà (denn ſie iſt die kleine Gerettete) bejammernswerther Mutter geworden, — das Alles habe ich niemals erfahren. Nach einigen Tagen warf die See noch mehrere Leichname ans Ufer, doch ich kannte keinen derſelben. Hälland behauptet es ſien noch Menſchen auf dem Schiff geweſen, als die Fluthen es weiter fort an der Waldſpitze des Vorgebirges vorbeitrieben; dort faßte es der gebrochene Wind und jagte es in die offne See hinaus. — Dies Alles würde Dich weniger berühren, aber drei Dinge ſind es, die jetzt Deine jugendlichen Kräfte aufforderu. Ich verlor nämlich im Sturm denjenigen Theil meines Vermögens, der in dem Käſtchen enthalten war. Was ich bei mir trug waren etwa ſechshundert Pfund; dieſe verwandte ich zum Theil um dieſes Häuschen mit dem Garten anzukaufen; von dem Uebrigen mußte ich mehr als die Zinſen angreifen, um Deine

Erziehung ſo zu vollenden wie es geſchehen iſt. Du biſt mit denjenigen Kenntniſſen ausgerüſtet, die die Welt von einem gebildeten Manne erwartet. Denn ſtets dachte ich darauf, Dich dereinſt in Dein Vaterland zurückzuſenden, um wichtige Aufträge zu vollführen. Du mußt Deinen Großvater Burton aufſuchen, in England oder, was wahrſcheinlicher iſt, in Amerika. Eine heilige Pflicht für Dich iſt ferner, nach meiner unglücklichen Schweſter zu forſchen. Endlich, William, darfſt Du Helga zu Deiner Gattin machen, ohne zu wiſſen ob ihre Mutter noch lebt, wenigſtens ohne den Verſuch zu machen es zu erforſchen? — Für dieſe ernſten Aufgaben Deines Lebens habe ich Jahre lang gearbeitet. Ich habe von dem Meinigen eine unantaſtbare Summe zurückgelegt, um dieſe Pläne möglich zu machen. Hundert und funfzig Pfund werde ich Dir übergeben William. Sie ſollen dazu dienen, wenn es möglich iſt, Deinem Vater ſeinen redlichen Namen, und vielleicht das einzige Weſen aus ſeiner früheren Erinnerung zurückzugeben, das ihm noch theuer wäre. Endlich, William, ſollſt Du Deinen Fuß in die Welt ſetzen, der Du dereinſt Deine Kräfte zu widmen beſtimmt biſt. Nicht als Lehrer kleiner Knaben und Mädchen, nicht als ein geübter Fiſcher und Strandſchiffer ſollſt Du Deine Tage hinbringen; Du wirſt das Leben nach einem größeren Maaßſtabe kennen und würdigen lernen, und

ihm in dieſem Sinne Deine Kräfte widmen. — Frage Dich jetzt ſelbſt, ob ich willkührlich, grauſam, ja nur ungerecht an Dir handle, wenn ich Dir ſage, noch liegen breite Klüfte zwiſchen Dir und Deiner Vereinigung mit Helga. Sie ſoll mir eine liebe Tochter ſein, ſie wird, ich bin es überzeugt, Deines Hauſes Glück und Segen werden, — allein, William, die Pflichten des Mannes ſind, das Glück das er gefunden, zu verdienen, und ihm einen dauernden Grund zu legen. Das iſt's, was ich von Dir fordre!"

Hier reichte der treue Vater dem wackern geliebten Sohn die Hand; er war zu erfüllt, zu bewegt, um zu ſprechen; gerührt und ſchweigend ſank er an die väterliche Bruſt, und ſein Entſchluß war gefaßt.

Zehntes Kapitel.

Seit Rollo erfahren hatte, daß Helga nicht Williams Schweſter ſei, war eine Unruhe, eine Bangigkeit mit einer Art von Erbitterung gemiſcht, für welche er keinen rechten Gegenſtand kannte, über ihn gekommen: ſelbſt die herzliche und unbefangene Freundlichkeit Helgas, für die ſich ein dunkles aber mächtiges Gefühl, dem er keinen Namen zu geben wußte, in ihm regte, vermochte nicht es zu beſeitigen. Als er Abends allein in ſeinem Schlafgemach war, und der Mond hinein leuchtete, und die See vor ihm mit tauſend Silberlichtern funkelte, ſetzte er ſich, das Haupt auf die Hand geſtützt, an das offne Fenſter. Seine junge Bruſt wogte ungeſtüm. Er hatte geſehen wie Helga die Wange an Williams Bruſt gelehnt, wie ſie ſein ſanftes Umfangen, ſeinen Kuß geduldet hatte; der Bruderkuß hatte ihm keine Unruhe verurſacht, jetzt regte die Erinnerung daran ihn heftig auf. „Warum" dachte er, „iſt ſie Dir denn nicht ſo gut wie ihm, wenn er doch nicht ihr Bruder iſt? Warum zieht ſie denn die Hand zurück, wenn Du ſie gern drücken und küſſen

möchteſt, und gönnt ſie ihm! Habe ich ſie nicht gerettet aus der Gefahr in die er ſie geſtürzt?" Hier überzog die Röthe eines edlen Schaamgefühls über einen ſo ungroßmüthigen Gedanken das Antlitz des Knaben. — „Pfui, Rollo!" rief er aufſpringend, „wenn jemand wüßte wie unwürdig Du jetzt gedacht haſt! Dich führte der Zufall zu ihrer Rettung herbei, und ſtatt dem guten Gott dafür zu danken, willſt Du Dich damit brüſten! Und hat Dich nicht William auch aus der Gefahr errettet? — Ach ich wollte, ich wäre hinabgeſtürzt in die Brandung!" rief er unwillig und ſprang auf, und helle Thränen ſtrömten aus ſeinen großen blauen Augen. — „Ich will fort, ſo wie der Tag graut! Ich kann hier nicht länger bleiben, ich ſehne mich nach meiner armen Mutter, — nach meiner Inſel, — nach der offnen See, — nach einem brauſenden Sturm!"

Doch der Himmel lag ruhig, nur mit leichtem gekräuſelten Gewölk bedeckt, über dem Meere, deſſen Wellen ſich ebenmäßig am Strande brachen, und den Silberſchaum heranrollten. Da fiel Rollo's Blick auf die Feuer des Leuchtthurms. „Ha," dachte er, „dort oben wacht der Vater Halland bei den Lampen, geh hinauf, ſag ihm Lebewohl, und dann ſpringe in Dein Boot und eile fort!" —

Schon hatte er die Thür in der Hand, als er ſtill

ſtand und langſam ſagte: „Nur einmal will ich ſie noch wiederſehen, dann aber niemals, niemals mehr!“ —

Von dieſen unruhigen Gedanken gequält, warf er ſich aufs Lager.

Der Morgen brach an. Ein Feuermeer im Oſten überdampfte den ganzen Himmel mit roſigem Rauch; die Wellen ſpiegelten ihn dunkler zurück. — Rollo war aufgeſtanden; er ließ ſich die friſchen Lüfte um Bruſt und Wangen ſpielen. Es war ihm wieder leichter zu Sinn. Im Hafen ſah er ſein Boot liegen, von den bewegten Wellen hin und her geſchaukelt. „Du ſollſt mich bald wieder einwiegen in glückliche Tage und Träume, du ſchlankes zierliches Schiffchen. Ja, du meine Wiege!“ rief er aus. „Der Wind iſt mir gewogen! Ha, wie ein Pfeil will ich durch den blauen Raum der Waſſer ſchießen! — Wenn ich nur erſt meine dämmernden Felſen mit dem Kirchlein auftauchen ſähe!“ —

Schnell war er gekleidet, zum Abſchied bereit. Er ſah nach dem Leuchtthurme hinauf wo Halland eben beſchäftigt war die letzten Lampen zu löſchen. Siehe, da flatterte es weiß um die Rundung des Thurms; Rollo blickte ſcharf hin. Im nächſten Augenblick wurde Helga ſichtbar, die dem Vater das Frühſtück hinaufgetragen hatte, und deren weißes Halstuch im Winde flatterte. Mit einem Sprunge war Rollo vor dem Hauſe und hinauf nach dem Thurm. —

„Gott grüße Dich, Helga!“ rief er der Erstaunten entgegen. „Ich komme Dir Lebewohl zu sagen! Der Wind ist gut, ich will fort,“ setzte er rasch und rauh hinzu, als bei dem Worte Lebewohl seine Stimme weicher wurde.

„Wie? Du willst schon fort?“ fragte sie verwundert. „Nein Rollo, bleib doch, William wird gewiß bald heraufkommen, und er —“

„Ich mag ihn nicht sehen,“ unterbrach Rollo sie heftig, der bei der Bitte zu bleiben, schon das Ja auf den Lippen hatte, aber so wie er Williams Namen hörte, sich wie von einem Stachel verletzt fühlte. Rasch und trotzig wandte er sich um, und sprang die Stufen des Thurms hinab. Helga rief erschrocken: „Rollo! wohin willst Du!“ Er hörte nicht; sie eilte ihm bestürzt nach. An der untern Pforte des Thurmes holte sie ihn endlich ein, und ergriff ihn mit ängstlicher Heftigkeit an der Hand: „Rollo, so bleib doch, so höre doch! Was habe ich Dir denn zu Leide gethan daß Du so bös bist!“

Der Knabe heftete den finstern Blick auf den Boden und wollte die brennende Wange nicht erheben. Doch Helga faßte ihn unschuldig freundlich unters Kinn und sprach noch einmal sanft: „Lieber Rollo, was hab ich Dir zu Leide gethan?“

Er erhob das Auge — er blickte in das sanfte,

freundlich demüthige Geſicht Helgas, die erſchrocken, leiſe zitternd vor ihm ſtand, — da brach er heftig aus; „Du mir zu Leide gethan? Nichts Helga, nichts! — Aber laß mich, ich muß fort, ich muß!“ Und wiederum wandte er ſich von ihr, um raſch nach dem Hafen hinabzueilen. Doch ſie faßte ſeine Hand noch einmal und ſprach halb unwillig, halb mit Thränen kämpfend: „Nun, wenn Du denn fort mußt, und bös zu uns thun, ſo wirſt Du doch wieder freundlich werden; und wann kommſt Du denn wieder?“

Da riß der Knabe die beiden Hände des erſchrocknen Mädchens heftig an ſich, und drückte ſeine Lippen und ſeine heißen weinenden Augen darauf und rief: „Niemals Helga! Niemals! Weit, in das offne Meer ſoll mich mein Boot tragen, aber niemals mehr an Eure Küſte!“

Und nun rang er ſich los, und ließ ſie zitternd und ſtaunend allein. Schnell wie ein Reh flog er ans Ufer hinab, und als Helga traurig und beklommen die Stufen des Leuchtthurms wieder zu ihrem Vater hinangeſtiegen war, ſah ſie Rollos weißes Segel ſchon mitten auf der Fluth leuchten; der Morgenwind füllte es mit ſeinem friſchen Anhauch, und einem Vogel gleich ſchwebte das Boot, die Wellen kaum berührend, über den Meeresſpiegel dahin.

In ganz eigner Weiſe bewegt, ohne doch gerade

traurig zu ſein, ſtieg Helga mit ihrem Vater, der ſein Geſchäft droben vollendet hatte, von dem Leuchtthurme herab. „Ein wunderlicher Burſch, dieſer Rolf,“ ſprach Hallands im Gehn; „bald fröhlich als habe er noch nie ein Unglück erlebt, bald ſo wild und ingrimmig, als gebe es auf der ganzen See und Erde kein Menſchengeſicht das er ausſtehen könne. Bei alle dem gefällt es mir gar wohl, und ich glaube es wäre ſeine Sache, einen kecken Streich auszuführen. Er könnte einmal reich werden, wenn er die Lootſenkunſt hier erlernen wollte, wo die Schiffe nicht darohne fortkommen können.“

Helga ſprach nichts. Sie hatte ihr Auge auf einen Fremden gerichtet, der vom Hafen herauf und auf das Haus zukam. Zwei Schiffer trugen ihm ſein Gepäck nach. „Das ſcheint ein Gaſt für uns zu ſein, Vater, der Herr im Regenmantel dort. Gewiß will er von hier ans ins Land hinein, er ſieht mir nicht ſo aus als ſei er von hier.“

„Mir auch nicht“ antwortete Hallands, und ſah ſich den Unbekannten genauer an.

Es war eine lange hagere Geſtalt; über die Schultern hatte er einen blauen Regenmantel nachläſſig gehängt, den er offenbar nur auf der See gegen die Wolkenkühle angenommen hatte, denn jetzt ſchien er ihm bei dem kurzen Wege vom Hafen nach dem Leuchtthurme herauf, läſtig zu werden. Eine fremdartige Meiſterſchaft

bedeckte den Kopf, ein hohes ſchwarzes Halstuch das halbe Kinn. Unter dem Mantel trug er einen grauen bequemen Reiſe-Oberrock und Beinkleider von gleicher Farbe, deren Schnitt und Stoff einen wohlhabenden Mann verriethen. Als er näher kam bemerkte man, daß in ſein dunkles Haar ſich ſchon manches graue eingemiſcht hatte; dennoch ſah er mannskräftig aus, und ſchien nicht weit über funfzig Jahre hinaus zu ſein.

„Kann ich hier einige Stunden bequem ausruhen?“ fragte er von weitem, als ſeine Begleiter ihm angedeutet hatten, Hallany und Helgá ſeien die Wirthe dieſes Hauſes. Der Ausſprache der Worte merkte man den Fremden an.

„So lange der Herr befehlen,“ erwiederte Helga freundlich, und ging ihm einige Schritte näher. Er heftete ſein ſchwarzes unruhiges Auge ſcharf auf die Sprechende, und ein Lächeln zog ſich um ſeine Lippen, das mehr boshaft als freundlich war. „Wenn Du hübſches Kind mich beherbergen willſt, bleibe ich recht lange,“ ſprach er, und wollte Helgas Wangen ſtreicheln. Sie trat indeſſen, nicht unfreundlich, doch entſchieden, einen Schritt zurück, und antwortete: „Ich werde vorangehen ins Haus, und das Zimmer in Ordnung bringen!“ — Mit flüchtigen Schritten eilte ſie hinweg.

„Ein hübſches Kind“ bemerkte der Fremde zu Hal-

land, indem er dem leichten Wuchs des Mädchens wohlgefällig nachsah. „Man sucht solche Blumen nicht auf diesem kahlen Strand. Wie alt ist die Kleine?“

„Sechszehn Jahr im Herbst“ antwortete Halland.

„Ein so artiges Mädchen“ fuhr der Fremde fort, „ist vielleicht ein besseres Kapital als Euer Haus dort, mein Freund. Jetzt ists Zeit darauf zu denken es gut anzulegen.“ Bei diesen Worten sah er Halland scharf und durchdringend an, und das unangenehme Lächeln um seinen schmalen, scharfen Mund, zog noch tiefere Linien in seine Wangen als zuvor.

„Kommt Zeit, kommt Rath,“ erwiederte Halland, „die Gelegenheit ist nicht immer da.“

„Man muß sie nur zu ergreifen wissen“ versetzte der Fremde, und suchte mit seinen bohrenden Augen in Hallands Zügen zu forschen. Wie zufällig zog er dabei einen schwere Börse aus der Tasche, und spielte mit derselben, indem er sie aus einer Hand in die andre warf, so daß Halland an dem Glitzern durch das netzartige Gewebe sehen konnte, daß sie mit Gold gefüllt war.

„Teufel! Der Kerl hat Geld,“ dachte er, und der Anblick des glänzenden Metalls brachte plötzlich seine Wünsche, die sich sonst selten aus ihrem engen Kreise bewegten, in eine wallende Aufregung. Der Fremde schien ihn nicht zu beobachten, hatte aber doch ein

wachſames Auge auf ihn. Ein geübter Kenner der Menſchen, überzeugte er ſich, daß der Thurmwächter der Macht des Goldes nicht unüberwindlich ſein werde. Er warf ſeine ſpähenden Blicke bald auf ihn, bald richtete er ſie auf Helga, die eben die Stufen des Hauſes hinabſtieg, und dabei, indem der Morgenwind ihre leichten Kleider ſeitwärts wehte, den zierlichſten Fuß wahrnehmen ließ, wie denn überhaupt der verrätheriſche Wind durch das Spiel, welches er mit den Gewändern trieb, die ſchlanke Geſtalt ſo deutlich zeichnete, daß ſie jedem, zumal einem ſo ſpähenden Auge wie das des Fremden, auffallen mußte.

Sie gingen ins Haus. Der Fremde nahm ſein Zimmer ein, ließ das Gepäck hinauf bringen, und beſtellte das Frühſtück. — Da noch niemand im Hauſe wach war, brachte Helga es nach einigen Minuten ſelbſt. Noch niemals hatte ſie eine Befangenheit in Gegenwart eines Gaſtes gefühlt; doch dieſem Fremden und ſeinen Blicken gegenüber, empfand ſie eine Unruhe, die faſt zur Beklemmenheit wurde. Sie wollte ſich daher, ſo wie ſie das Taſſenbrett auf den Tiſch geſetzt hatte, faſt verlegen eilig wieder entfernen, doch der Fremde nahm ſie bei der Hand, und ſprach mit ſeinem widerwärtigen Lächeln: „So furchtſam, mein hübſches Kind? Biſt Du bang vor mir?“

„O nein,“ ſprach Helga unwahr, denn das Herz

ſchlug ihr laut: „allein ich habe unten im Hauſe zu thun.“

„Einen Augenblick wirſt Du mir doch ſchenken können,“ erwiederte der Gaſt, und drückte ihre Hand; Helga wandte den ſonſt ſo offnen Blick zur Erde und ſuchte ſich, wenn auch nicht haſtig, doch entſchieden loszumachen, indem ſie ihre Hand der ſeinigen mehr entwinden als entziehen wollte. Er aber hielt ſie feſt, und fuhr fort: „Allzu ſpröde läßt nicht ſchön, mein ſüßes Kind! Ich habe es nicht bös mit Dir im Sinn. Tritt einmal an dieſen Tiſch.“

Helga wollte bei einem ſo unbedeutenden Anſinnen nicht Widerſtand leiſten, ſondern trat heran. Der Fremde nahm ein Käſtchen, was auf demſelben ſtand, öffnete es ſo daß Helga nicht ſah was darin war, ſetzte es wieder nieder, und näherte ſich mit einer goldenen Buſennadel, in der ein blitzender Stein prangte. — „Nicht? Dieſe Nadel würde dieſes Halstuch geſchickt zuſammen halten und nicht übel an Deiner Bruſt prangen?“

„Ei wie prächtig!“ rief Helga unſchuldig überraſcht.

„Komm her,“ ſprach der Fremde; und mit geſchickter Hand hatte er ſchon Helga's leicht übergeworfenes Tuch gefaßt, und befeſtigte die Nadel daran. Sie wollte abwehren, widerſtreben, doch in dem Verfahren des ſeltſamen Mannes lag ſo etwas Entſchiedenes, daß

ſie ihm faſt unwillkührlich Gehorſam leiſtete. Allein trotz ihres argloſen Herzens empfand ſie eine Unruhe, eine ahnungsvolle Beklemmung, der ſie, obwohl ſie ihr unerklärlich war, durch einen eben ſo unerklärten aber beſtimmten Antrieb, durch Entfliehen, entgehen wollte. Der Fremde aber hielt ſie, während er mit der Rechten die Nadel befeſtigte, mit der Linken halb umfaßt. Er fühlte, wie das Herz des Mädchens ſchlug, wie ſie zitterte; er ſah das Blut wechſelnd ihre Wangen füllen und zurückweichen, hörte ihren beklemmten Athemzug. Ihr Beben, das zitternde Wallen ihrer Bruſt, das er anders deutete, goß einen Blutſtrom durch ſeine Adern; wie mit elektriſchem Blitze durchzückte ihn die Berührung Helga's, und in der Aufſtürmung aller ſeiner Nerven zitterte auch er. Plötzlich preßte er, von dem Überwallen der Sinne unvorſichtig hingeriſſen das ſchöne Mädchen an ſeine Bruſt, und tödtete den Angſtausruf der Erſchreckenen durch einen wild brennenden Kuß, mit dem er ihre Lippen gewaltſam ſchloß. Doch ſo wie der Blitz des Schrecks vorüber war, gab ihr die Angſt verdoppelte Kräfte, ſie entrang ſich ſeinen Armen wie den Ringen einer Schlange, und flüchtete in halb bewußtloſer Beſtürzung hinaus. —

Ihre Unbefangenheit würde in dem Kuß, in der Umarmung eines älteren freundlichen Mannes, der ſie beſchenkt hatte, zumal bei den natürlichen freien Sitten

dieſer Strandbewohner nicht das mindeſte Arge empfunden haben; doch neben der bewußtloſen Unſchuld ſteht ein unſichtbarer, ſchirmender Engel, der ſie vor der unbekannten Gefahr warnt, indem er ſie ihre Schrecken in ahnender Bruſt empfinden läßt.

Erſt als das geängſtigte Mädchen wieder unten bei den Ihrigen war, athmete ſie frei, und lächelte jetzt über ihr Erſchrecken, das ihr plötzlich ganz grundlos ſchien. Ein Beweis, daß von der ſträflichen Glut auch nicht ein Funke in die reine Blüthe ihrer Bruſt gefallen war. Sie mußte ſogar auf ſich ſchelten, daß ſie, als werde ſie von einem Geſpenſt verfolgt, ſo haſtig die Thür des unteren Zimmers aufgeriſſen hatte.

„Was iſt Dir, Helga?“ fragte der Vater, als ſie hineinflog.

Sie ſtockte einige Augenblicke um Athem zu ſchöpfen, dann ſagte ſie: „Ach, ich habe mich wohl recht kindiſch betragen, aber ich war, der Himmel weiß wie, plötzlich ſo erſchreckt.“ Und jetzt erzählte ſie ohne Arg was geſchehen war, und gab dem Vater die Nadel mit den Worten, die ihr eine richtige Empfindung eingab: ‚Es ziemt ſich aber doch wohl nicht, daß ich das Geſchenk behalte; — das ſieht ja auch viel zu koſtbar für mich aus.“

Halland ſah freilich den Zuſammenhang der Begebenheit klarer; doch in ſeiner Seele hatten die Aeußerun-

gen des Fremden, ſein Geld, und das Geſchenk, was ihm über alle Maßen koſtbar erſchien, Gedanken, Triebe und Pläne geweckt, denen er ſofort zu entſagen, zögerte.

„Hm!“ ſprach er, „Du haſt Dich freilich unnütz geängſtigt! Was iſt's denn um einen Kuß! Das iſt ein gar reicher, vornehmer Herr, der Dir ein theures Geſchenk gemacht hat; dem darf man nicht ungebührlich begegnen. — Es würde unziemlich ſein, eine ſolche Gabe abzuweiſen! Und iſt's zu prächtig, ſo können wir's ja verkaufen! Ich leide gerade nicht Noth, aber zum Ueberfluß haben wir's wahrhaftig auch nicht. — Nein, die Nadel müſſen wir behalten, und wenn der Herr abreiſt, mußt Du Dich beſtens bei ihm bedanken.“

Helga mißfiel dieſe Abſicht des Vaters, doch wußte ſie eben nichts dagegen zu erinnern. Nur ſagte ſie: „Ja, behaltet Ihr nur die Nadel, Vater, ich mag ſo etwas Glänzendes nicht tragen. Und dann dankt Ihr wohl dem fremden Herrn, ich möchte mich lieber gar nicht mehr vor ihm ſehen laſſen.“

Mit dieſen Worten ging ſie hinaus, von Unruhe und Betrübniß mancher Art gequält.

Der Fremde ging indeſſen eben ſo unruhig in ſeinem Zimmer auf und ab. — „Verwünſcht! Ich war ſo ermattet von der Fahrt die ganze Nacht hindurch; ich dachte hier drei oder vier Stunden zu ruhen, und nun hat mir die kleine Hexe das Blut ſo aufgejagt,

daß ich kein Auge zuthun könnte! — Hübſch iſt ſie, und ſo allerliebſt ſpröde! Aber ich merkte an ihrem Zittern und fliegenden Rothwerden wohl wie der Puls ſchlug! Bei alle dem! Es ſcheint mir doch nicht leicht mit ihr fertig zu werden, jetzt wo ich Eile habe, in keinem Fall. Solche Mädchen haben entweder zu viel pfäffiſchen Aberglauben oder irgend einen jungen Burſchen im Herzen. Da wenn ich zwanzig Jahre jünger wäre! Damals gelangen mir ſchwierigere Unternehmungen! — Der Alte iſt zu fangen. Ein Stück Geld baar um ſeine Luſt zu reizen — ein großes Verſprechen im Hintergrund als Lockſpeiſe, — für das Mädchen ein Vorwand, — ſie ausbilden laſſen — ihr eine Stelle verſchaffen, — der Sache einen Mantel umgehangen, ſo ſchön er ſie kleiden will! — Es wird möglich ſein! — Nur Geduld, Geduld! — Was wäre das auch für ein Gewinn ſo gleich auf der Stelle — ſo was muß man ſich in meinen Jahren ſorgfältig aufſparen, — nur ruhiger Genuß giebt uns Freude, — das Stutzlaufen, — im Fluge ſchießen, iſt Jünglingsſache! — Hm! — Ja, ſo gehts!

Während dieſer Gedanken trank er ſeinen Thee in kurzen Abſätzen und ging im Zimmer auf und nieder. Endlich ſchellte er. Halland kam ſelbſt herauf, nicht ohne Abſicht.

„Ich wollte anfänglich einige Stunden hier ver-

weilen," redete der Fremde ihn an, „um mich von einer langen mühseligen Seereise zu erholen, denn das Lootsenboot, von dem ich kam, hat mich nur von einem englischen Dreimaster abgeholt und hieher geführt. Doch wie ich mir meine Zeit berechne, so habe ich Eil. Kann ich hier einen Wagen haben bis zur nächsten Poststation?"

„In einer Viertelstunde kann ein Fuhrwerk vom Dorf hier sein," antwortete Halland; — „ich habe mich auch noch für das schöne Geschenk zu bedanken —"

„Pah," unterbrach ihn der Fremde, „eine Kleinigkeit, Spielzeug! Eure Tochter wollte ja nicht einmal einen Kuß dafür geben — sonst" setzte er mit Nachdruck hinzu, „wäre es wohl reicher ausgefallen!"

„Das Kind ist noch sehr jung und blöde," antwortete Halland.

„Ihr meint, das werde sich legen? Je nun, das denke ich auch; die Jugend gewiß, und die Blödigkeit noch gewisser. — Es ist schade um das Mädchen! Sie ist hübsch; eine gute Erziehung würde etwas aus ihr machen!"

„O, was das anlangt, mein Herr," fiel Halland mit einigem Stolz ein, „so ist sie wohl so sorgfältig erzogen, wie ein Mädchen in der ganzen Gegend, und hat Kenntnisse, mehr wie sie braucht." —

„Und die sie braucht, vielleicht nicht," sprach der

Fremde trocken, indem er die Taſſe an den Mund ſetzte. — „Nun ich habe einige Monate im Lande zu thun; zum Herbſt komme ich zurück, da könnten wir ein vernünftig Wort mit einander ſprechen, was meint Ihr?“ Bei dieſen Worten heftete er durchdringende Blicke auf Halland. Dieſer gerieth in Verwirrung. Sein Gewiſſen ſagte ihm, daß hier etwas Böſes im Werk ſei, doch ſein Eigennutz wollte ihn bereden, es ſei etwas Gutes. Die volle Goldbörſe des Fremden, mehr aber noch deſſen ſeltſames Weſen, hatten ihn, der freilich nie einer Verſuchung ausgeſetzt geweſen war, plötzlich in ein Schwanken gebracht, das er zuvor kaum für möglich geachtet hätte. — Er hatte Helga bis dahin wirklich lieb gehabt und ſorgfältig behütet; und jetzt ſagte er ſich innerlich immer die Lüge vor: „Hier kann ihr Glück gemacht werden.“ Der Fremde blieb indeſſen ganz unbefangen und gleichgültig. Er trieb Halland an, den Wagen ſchnell zu beſorgen, und ſchickte ſich, während dieſer ging, zur Rückreiſe an. — In Kurzem ſtand das Fuhrwerk, freilich nicht das beſte, vor der Thür; Leute kamen herauf und holten das Gepäck, der Fremde verließ das Zimmer. Im Gehen warf er ſeine Blicke ſpähend überall umher, doch er entdeckte Helga, nach der er ſich umſah, nicht. Schon ſaß er im Wagen, als er Halland noch einmal heranwinkte. Er ſprach leiſe mit ihm,

doch an Beider Zügen bemerkte man, daß es nichts Gleichgültiges war. Endlich reichte er ihm die Hand, und man konnte sehen, daß Halland in ein freudiges Erstaunen dabei gerieth. „Nun vorwärts," rief der Fremde, „und was uns anlangt, so sehen wir uns wohl zum Herbst wieder." Helga hatte dies alles hinter dem Fenstervorhang mit angesehen; in ihrer jungen Brust stiegen eigene Gefühle und ängstliche Ahnungen auf, denen es jedoch an Bestimmtheit fehlte, um sich zu Gedanken zu gestalten. Das Bild des Fremden ließ einen unheimlichen Eindruck in ihrer Seele zurück, und vor ihrem Vater hatte sie zum erstenmale in ihrem Leben eine Scheu, die ihr sonst so offnes arglosses Vertrauen mit einem schweren Druck belastete.

Eilftes Kapitel.

Daß William nach den Eröffnungen, die ihm sein Vater gemacht hatte, eine faſt ſchlafloſe Nacht zubrachte, war natürlich; denn nicht gerechnet, daß ſie ihm wichtige Aufſchlüſſe über ſeine jetzige Lage, und diejenigen, mit denen er in den nächſten Beziehungen ſtand, gegeben hatten, ſondern ſie geſtalteten auch ſeine ganze Zukunft anders. Der frühe Morgen führte ihn ſchon wieder mit dem Vater zuſammen, mit dem er nun ruhig und ausführlich alles beſprach, was geſchehen mußte. Er erſah aus den näheren Mittheilungen Johns, daß dieſer, falls es ihm nicht um eine abgeſchiedene Verborgenheit zu thun geweſen wäre, noch manche Verbindung hätte anknüpfen können, um Nachforſchungen zu halten. Wenigſtens war Burtons Leben oder Tod mit Gewißheit zu erkunden, und ein Vierteljahrhundert, das über ſeinem Zorn verfloſſen war, ließ annehmen, daß er ſich beſänftigt haben werde. Denn welches menſchliche Herz widerſteht der Allmacht der Jahre und des Alters! — John nannte ſeinem Sohn noch das Schiff, auf dem er geſcheitert war, es

hieß Fair Sally (Schön-Saarchen), den Namen des Capitains, Sir Richard Blunt, und gab ihm die Adreſſe der Compagnie, auf welche Margaretbens Rente bezogen wurde. Mit dieſen Notizen ausgerüſtet, waren wenigſtens Nachforſchungen anzuknüpfen.

Jetzt hatte William nur einen Wunſch, den, ſeine Abreiſe zu beſchleunigen. Er wußte durch die Schiffer, die ſteten Verkehr ſtromauf, landeinwärts trieben, daß binnen einigen Tagen mehrere Kauffartheiſchiffe nach England aus dem Strom auslaufen würden, und wollte ſich daher bereit halten, mit dem nächſten abzuſegeln, das ihn an Bord aufnehmen könne. Als er mit dieſem Entſchluß im Reinen war, ging er hinauf nach Hallands Haus, um Helga davon in Kenntniß zu ſetzen. Er traf eben ein, als der Wagen mit dem Fremden um die Wegecke bog, und ſah dieſen darin ſitzen.

Nach der Sitte des kleinen Oertchens grüßte er ihn, was jener mit einem nachläſſigen Kopfnicken erwiederte. Die Phyſiognomie fiel ihm äußerſt unangenehm auf: es war ihm etwas Bekanntes darin, nicht gerade, als habe er ſie ſchon irgendwo geſehen, aber doch als paſſe ſie zu beſtimmten, in ihm angeregten Vorſtellungen. Indeſſen achtete er nicht weiter darauf und ging der Hausthür zu; Helga hatte ihn geſehen und eilte ihm freundlich entgegen. Ihre ganze Seele

war beruhigt, und von den unheimlichen Schauern geheilt, als sie den Geliebten erblickte, dem sie ihr Glück und Leben vertrauensvoll übergeben wollte. — Sie erzählte ihm Alles, was geschehen war, Rolle's ungestümes, seltsames Scheiden, die Begegnung mit dem Fremden, und sein Betragen gegen sie. Schon bei dem ersten Theil ihrer Erzählung hatte sich eine Wolke auf Williams Stirn gezogen; jetzt wurde sie ganz düster. Eben wollte er antworten, als ihn Helga mit dem Ruf unterbrach: „Siehst Du dort? Links von der Waldspitze, das ist Rolle's Segel!“

Er blickte hinüber; und der Blick über die weite Meeresfläche, die ihn nun bald von der Geliebten, und von dem Schauplatz aller seiner Freuden und Erinnerungen trennen sollte, schmolz den Unmuth, die Sorge, die er eben empfunden hatte, in sanfte Wehmuth um. Er nahm Helga's Hand und sagte: „Würdest Du sehr betrübt sein, wenn wir uns trennen müßten?“ — „Auf immer!“ rief sie erschreckt, und erblaßte zu einer weißen Lilie. „Nein, mein Herz, mein Leben,“ sprach William warm, „aber doch auf längere Zeit, auf Monate, vielleicht auf Jahre.“ — „O ängstige mich nicht,“ bat ihn Helga, „sage mir, treibst Du Scherz, oder ist es Dein Ernst?“ —

Er erzählte ihr jetzt, ohne jedoch die einzelnen Umstände anzugeben, daß er auf seines Vaters Geheiß in

ſehr wichtigen Angelegenheiten eine weite Reiſe thun müſſe, und entſchloſſen ſei, dieſe ſo bald als möglich anzutreten. Da wuchs bei dem Gedanken der Trennung in Helga's Herzen die junge knoſpende Pflanze ihrer Liebe plötzlich zur vollen Blüthe, und ſie fühlte ihr ganzes Weſen von den wunderbaren Kräften, Schmerzen und Seligkeiten dieſes alles Göttliche und Ewige beglaubigenden Gefühls durchdrungen — ſie war nichts als eine Liebende. Mit der Angſt als entreiße ſchon der nächſte Augenblick ihr den Tröſter und Freund, ſtreckte ſie die Hände nach ihm aus, umſchlang ihn, und brach in einen Strom von Thränen aus, der ihr lange Sprache und Athem hemmte. Endlich bat ſie kaum hörbar: „Ach William — nicht ſo ſchnell trenne Dich von mir, — gerade jetzt wo ich ſo geängſtigt bin von tauſend Gefühlen, die ich nie zuvor kannte, — wo unſre Liebe ſo jung iſt — o William, nur noch eine Woche bleibe hier!“

Wie hätte er dieſes Verſprechen verſagen können, wobei nur er, niemand anders ein Opfer brachte, das ſeiner Ungeduld, den Zuſtand der Spannung abzukürzen, und dem Wollen zur That zu ſchreiten. Helga blickte ihn mit den hellen blauen Augen durch Thränen freundlich an, wie der heiter gewordene Himmel nach einem Gewitterregen, wo noch die Tropfen blitzend auf allen Fluren ſtehen und im Sonnenſtrahl glänzen. Sanft

drückte ſie ſeine Hand, lehnte ſich an ihn, und ſie gingen in bitter-ſeligen Schmerzen ſtumm am Meeresgeſtade auf und nieder. William erzählte jetzt dem ſtaunend lauſchenden Mädchen alles, was ſein Vater ihm von ihrer Geburt und Rettung geſagt hatte; ſie wußte bis dahin nur das Allgemeine, daß ſie bei einem Schiffbruch gerettet und von Halland und ſeiner Frau, die in kinderloſer Ehe ſchon fünf Jahre lebten, aufgenommen worden, und ſo im Hauſe aufgewachſen ſei, obwohl ihre Pflegemutter wenige Jahre ſpäter ſtarb. Was eine Mutter iſt, hatte ſie niemals erfahren.

Eine unbeſchreibliche Sehnſucht erwachte daher nach Williams Erzählung in ihr, ihre unbekannte Mutter aufzufinden, wiewohl dazu faſt gar keine Hoffnung war, da dieſe ſchwerlich die Geburt des Kindes um länger als einige Stunden überlebt hatte. Indeſſen ſind die Träume eines Mädchens von Helga's unerfahrner Jugend nicht wohl durch Gründe zu vernichten, und ſie bat ihn mit ſchmeichelnder Liebe, bei ſeinen Erkundigungen doch ja nach ihrer Mutter zu forſchen. Wie gern verſprach er es!

Eins hatten die Liebenden jetzt noch zu beſprechen; ob William mit Halland reden, ihm frei ſagen ſolle: ich werbe um Deine Tochter. Helga ſchwieg dazu und ſah zur Erde. Sie fühlte das Unrecht, ihrem Vater ihre Liebe nicht anzuvertrauen; noch geſtern hätte

ſie es vielleicht unbefangen vermocht, wiewohl der tiefliegende Naturtrieb der Liebe ſie auch ſchon da auf ein ſchüchternes Verhüllen angewieſen hatte. Seit dieſem Morgen aber hielt ſie noch ein anderes, ihr unerklärtes, doch freilich leicht begreifliches Gefühl zurück. Noch ein Drittes kam dazu, daß die edlere Bildung des Geiſtes, die ſie durch Williams und Johns Unterricht erhalten hatte, allmählig in ihr Bewußtſein überzugehen anfing, und ihr das Gefühl des Unterſchieds zwiſchen Hallands Gefühlen und Anſchauungen und den ihrigen aufdrang. — Sie wurden endlich darüber einig, zu ſchweigen, bis William über die Ergebniſſe ſeiner Reiſe, und die muthmaßliche Dauer derſelben einiges beſtimmen könne. Bis dahin ſollte der redliche, wohlwollende John, zu dem ſich Helga in dieſer Angelegenheit viel näher verwandt fühlte, ihr alleiniger Vertrauter bleiben, und im Nothfall, wenn Umſtände es forderten, ſprechen und handeln. Da Helga ſtets in ſeiner Nähe, William immer mit ihm in Verbindung blieb, ſchien dies Auskunftsmittel genügend.

Die acht Tage verſtrichen ſchnell. William erhielt eines Mittags durch einen Lootſen, der ein Schiff mehrere Meilen weit, den Strom aufwärts begleitet hatte, wo die Fahrt gefährlich war, die Nachricht, daß am nächſten Tage ein engliſches Kauffartheiſchiff, „William Pitt“ genannt, am Leuchtthurm durchgehen werde. Denn

von Binnenſchiffern hatte der Lootſe erfahren, daß der Pitt im Begriff ſei, ſeine Ladung zu vervollſtändigen, und nur noch auf eine kleine Sendung, und auf die Briefe an ſeine Rheder warte, um am nächſten Morgen die Anker zu lichten. Alsdann war es zu erwarten, daß er Nachmittags bei Zeiten die hohe See erreiche. Mit dieſem Schiff beſchloß William, die Fahrt zu machen, wenn es ihn aufnehmen könne. Gegen den ſpäteren Nachmittag brachte er Helga dieſe Nachricht, die ſie mit zitterndem Erblaſſen vernahm.

Es war ein ſchöner, ruhiger Abend; um ſich zum letztenmal innig und ungeſtört zu ſprechen ſchlug William vor, einen Spaziergang das Ufer hinauf zu machen. Eine halbe Stunde von dem Leuchtthurm ſpaltete ſich die Küſte in felſige Zacken, zwiſchen denen ſich waldbedeckte Kuppen erhoben; es war der einſamſte, romantiſchſte Theil der Gegend. Die Klippen ragten oft übergebogen hinaus in die See, oder ſenkten ſich doch in ſchroffen Abſtürzen hinab; Seevögel niſteten in den Felsritzen, Möven und Fiſchreiher umſchwärmten die einſamen Gipfel, und dunkle, alte Waldung umnachtete die Höhen mit ſchauerlichem Schweigen. Es war der einzige Theil der Küſte, wo auch bisweilen Jagd auf Eidergänſe gemacht wurde, doch waren dieſelben nur ſelten, und daher auch die Jäger nicht häufig, ſo daß dieſe Landſchaft faſt niemals von Menſchen betreten

wurde, obwohl ſie dem Anbau der Häuſer nicht entfernt lag.

Dahin gingen Helga und William. In Stimmungen wie die ihrige verſagen ſich der überdrängten Bruſt die Worte; ſo wandelten auch die Liebenden faſt ſchweigend neben einander hin, und überließen ſich mehr ihren Empfindungen, als ſie einen Ausdruck derſelben ſuchten. Aeußere Gegenſtände beachteten ſie wenig, nur daß Helga einmal auf ein Segel deutete, und William fragte: „Siehſt Du das Boot unter den Klippen? Dort iſt eine gefährliche Fahrt, wer mag ſich dahin wagen?“ Doch eine Felsſpitze entzog das Fahrzeug, noch indem ſie ſprach ihren Blicken, und bald darauf führte der Pfad ſie in das tiefe Dunkel eines aus Buchen und Schwarztannen gemiſchten Waldes, der bis auf eine der Felsklippen hinanlief, von wo man, beſchattet von den Kronen der alten Bäume, einen weiten Blick über die See und einen ſchwindelnden in die Klüfte hinunter hatte. Es war nicht die höchſte Spitze, ſondern zur Seite ragten noch einige Felſen thurmhoch empor. Schwarze Fichten umklammerten ſie mit ihren Wurzeln; Seeadler kreiſ'ten darüber hin. Der Wind, hier oben immer geſchäftig, beugte die Wipfel der einſamen Tannen, und zog mit ſchauerlichem Rauſchen durch die Zweige der Buchen. —

Auf einem mit Moos weichbedeckten Stein nahmen

die Liebenden ihren Sitz. „Wenn Du meiner gedenken willst, Helga," sprach William, „geh hieher; dieser einsame Platz war mir von früher Jugend an, der liebste in wehmüthigen Stunden. Oft saß ich auch bei Mondenlicht hier, wenn sich die Schatten dieser alten Bäume riesenhaft an den Felsen malten, und die Nebel von der See dazwischen wie blasse Gespenster herauf stiegen. Dann schimmerte das Licht vom Leuchtthurm drüben so freundlich durch die Nacht; ich wußte, daß Du unweit davon weiltest, und Deine liebliche Kindesgestalt trat wie ein Engel der Unschuld und des Friedens vor die bewegte Seele. Das hohle Brausen der See und das Windsgeräusch schlug wohl unheimlich an mein Ohr, es weckte aber auch tausend Ahnungen und Stimmen in der Brust, die mich mit einer wundersamen Seligkeit durchschauerten. Ich sah Dich größer, schöner, holder — so wie Du jetzt bist, und Du sankest mir ans Herz, und erfülltest es mit unaussprechlichem Glück."

„O wenn ich das könnte, William," sprach Helga bewegt. — „Horch! Was war das? Hörtest Du nichts? Es klang wie der Ruf eines Menschen hier zwischen den Felsen herauf!"

„Es ist der Wind der hier so wunderliche Töne hervorbringt," sprach William. „Ich kenne das! — —

Also, Helga, hieher geh, wenn Du Muße hast, und an mich gedenken willst!"

„O ich werde überall Deiner gedenken," sprach sie mit herzlichem Ton.

„Und ich Deiner!" erwiederte William. „Doch giebt es ein höher geweihtes, innigeres Gedenken, was nicht immer möglich ist. Von diesem rede ich. — Du darfst auch nicht in einsam schauerlicher Nacht hieher gehen, sondern wenn es so schön ist, wie heut! — Sieh wie die See schon im Abendgolde blinkt! Und der Leuchtthurm steht in Flammen von dem rothen Sonnenstrahl! Jetzt fallen die Schatten der Felsen lang über die Fluth. Siehst Du hier unter uns?"

„Die Tiefe ist schauerlich," sprach Helga, und schmiegte sich näher an William.

„Wie die Möven flattern, als ob sie jemand scheuchte;" bemerkte dieser, und sah dem Spiel des scheuen Geflügels, das den Felsen auf halber Höhe umkreiste, zu. — Indem prasselte es von rollenden Steinen, die in die Schlucht hinab stürzten. Helga bebte zusammen, die Vögel flatterten seewärts.

„Was war das?" fragte sie ängstlich aufblickend.

„Ein Stein, vom Regen gelockert, wird sich gelöst haben," erwiederte William ruhig.

„Komm zurück, Lieber," bat ihn Helga, „der einsame Ort macht mir bang. — Ich bin so ängstlich

heut! — Nein, es ist die nahe Trennung auf so lange Zeit!“ — rief sie plötzlich überwältigt und hing in seinen Armen. William umschloß sie mit Inbrunst, und bedeckte ihren süßen Mund mit Küssen.

Lange hielten sie sich umfaßt; da schreckten sie plötzlich auf aus ihrer schmerzlichen Versunkenheit, denn es raschelte in dem Gebüsch, dicht hinter ihnen, und klang wie menschlicher Hastritt. Doch bevor sie sich umgewendet und dem Blick eine bestimmte Richtung gegeben hatten, that Helga einen lauten Schrei des Erschreckens, denn sie fühlte sich von kräftiger Hand an der Schulter gefaßt, und als sie den Kopf umwandte, stand Rollo vor ihr. Er war bleich, die Kleider zerrissen, Blut rann ihm von den Wangen, von den Händen, ein wildes, trotziges Lachen zuckte über sein Gesicht.

„Ihr steht hier so schön am Abgrunde,“ hub er finster an, bevor William vor Erstaunen eine Anrede gefunden hatte, „mit einem Stoß konnte ich Euch beide in die See stürzen, — und mich hinterdrein!“

„Rollo!“ sprach Helga jetzt zuerst, tief aufathmend, „Rollo, Du hier! Wie kommst Du hierher?“

„Es wundert mich selbst, daß ich nicht zerschmettert dort unten liege,“ sprach er und deutete mit dem Finger in die Tiefe. „Einmal glitt ich aus, und wenn ich nicht im Fallen einen Zweig ergriffen hätte, lag ich unten; so hing ich an der linken Hand über dem Ab-

grund. Und nachher brachen die Steine unter mir, und rollten in die Tiefe — ich wollte ich wäre mitgestürzt!"

Helga erinnerte sich jetzt des Lauts, den sie vernommen, und der herab prasselnden Steine; ein Schauer ergriff sie, da sie dachte, daß Rollo beide Male in diesem Augenblick dem Tode nahe gewesen war. — Ihr Herz hatte eine sanfte Neigung zu dem wilden Knaben gefaßt. Sie nahm das Tuch, und ohne zu sprechen wischte sie ihm das Blut von der Wange und den zerrissenen Händen. — William war durch so widersprechende Gefühle aufgeregt, daß er keine Worte finden konnte.

„Das thut nicht weh!" rief Rollo mit schmerzlichem Ton, als Helga so um ihn beschäftigt war, und seine Stimme wie seine Züge drückten es aus, daß er einen anderen tieferen Schmerz empfinde — William hatte sich jetzt gefaßt, und wollte sanft zu dem heftigen Knaben reden.

„Du hast mich so in Erstaunen gesetzt," sprach er, durch Dein plötzliches Erscheinen, und durch Dein verstörtes Ansehn, daß ich erst jetzt Worte finde Dich herzlich zu begrüßen. Doch sprich, wie kommst Du an dieser Felsmauer herauf, wo Dich der Tod hundertmal hätte ereilen können!"

„Mag er doch! — Mein Boot liegt drunten. Ich

ſah Euch hier hinauf gehen und ſuchte den nächſten Weg.“ —

„Rollo,“ ſprach Helga ſanft, „iſt das wohl Recht, was Du thuſt? Denkſt Du nicht an Deine arme Mutter, wenn Du Dich in ſolche Gefahr begiebſt? Und glaubſt Du nicht, daß wir bitter trauern würden, wenn wir Dich zerſchellt, zerſchmettert zwiſchen den Klippen an der Küſte gefunden hätten?“

Wie ſie ſo milde und herzlich redete, war es als ob die ſtarren, finſtern Züge des Knaben durch eine Verklärung ſeines Innern ſanft gelöſt und verſchmolzen würden. Eine liebliche Röthe der Schaam überzog ſein ſchönes Geſicht, er ſenkte das lockige Haupt, und da Helga ihm tröſtend die Hand reichte, fielen zwei heiße Thränen darauf herab. — William las klar in der Seele des Knaben; er hegte ein tiefes Mitgefühl für ihn.

„Rollo,“ ſprach er mild: „Du haſſeſt mich; was habe ich Dir gethan? Wir ſind Dir unerſchöpflichen Dank ſchuldig, nur Liebe kann ihn abtragen; liebe mich wie einen Bruder, und Helga wie eine Schweſter!“ Mit dieſen Worten nahm er faſt gewaltſam die Hände des Knaben, und zog ihn zu ſich; dieſer weinte krampfhaft heftig an ſeiner Bruſt.

„Ja, Rollo, ich will Dich wie eine Schweſter lieb haben,“ ſprach Helga; „ſei nur gut und ruhig! Niemand von uns will Dich ſo kränken, wie Du ſtets arg-

wöhnest' Reiche mir die Hand, verſprich mir daß Du ſanft und gut ſein willſt — William verläßt mich morgen für lange, lange Zeit. Sollte ich mich denn fürchten Dir zu begegnen, während er fern iſt?"

Unter dieſen Worten wurde Nelle ruhiger. „Du gehſt fort? — Nimm mich mit!" rief er lebhaft zu William.

„Und Deine Mutter?" fragte dieſer.

Da ließ der Knabe die wie zum Empfang des Verſprechens dargebotene Hand langſam ſinken und ſagte: — „Nein, es geht nicht! — Alſo deshalb ſeid Ihr ſo viel bei einander, weil Ihr Euch trennen ſollt?" fragte Nelle.

„Woher weißt Du, daß wir viel beiſammen ſind?" fiel William ein.

„Mein Boot kreuzt ſchon ſeit drei Tagen hier in der Bucht, auf dem Strom, überall wo ich die hellen Fenſter — wo ich die Feuer des Leuchtthurms ſehen kann;" änderte er die Worte.

„Und weshalb landeteſt Du nicht?" fragte Helga.

„O frage mich nichts mehr! — Darf ich denn zu Dir kommen, wenn William fort iſt?"

„Du ſollſt ſtets willkommen ſein," erwiederte Helga offen, und gab ihm als Zeichen ihrer redlichen Meinung die Hand. — William beſtätigte ihre Worte durch freundliches Zuwinken. Der leichte Anflug von

Unruhe, Eifersucht durfte man es nicht nennen, den er gehabt hatte, war verschwunden, seit er die Art wie Helga ihn, und wie sie Rollo liebte, näher kennen gelernt hatte. —

Die Sonne war untergesunken; alle drei gingen hinab. Doch Rollo weigerte sich fest mit in Hallands Haus zu kommen, sondern eilte in sein Boot. Bald sahen sie sein Segel vom Nachglanz der Abendröthe purpurn angehaucht, durch die duftigen Wellen ziehn. —

Am folgenden Mittag schaute Helga, die mit William, John und Halland auf der Zinne des Leuchtthurms stand, mit ängstlichem Blick die Richtung des Stroms aufwärts, und spähte nach den Segeln, die sich von dorther blicken ließen. Halland hatte das Fernrohr angelegt. „Ja, das dort ist es," rief er, „ich setze meinen Kopf!" — Helga erblaßte. — „Fünf Segel auf, die Hauptsegel, Top, Vogspriet und Schönfahr! Eine stattliche Galeasse! Ihr werdet eine gute Fahrt haben!"

Halland ließ seiner Rede freien Lauf, während die andern drei sich stillen, wehmüthigen Gefühlen hingaben. — Eine Stimme die von unten herauf tönte, weckte sie aus diesen Betrachtungen. „Halloh! Herr! Jetzt wirds Zeit! Dort kommt der „William Pitt" eben um die Stromecke! — Nun müssen wir fort, denn

er hat guten Wind!" Es war der Lootſe, der William an Bord des engliſchen Schiffes bringen ſollte. — „Vater leb wohl!" ſprach er bewegt, „ich hoffe Du ſollſt glückliche Nachrichten von mir haben!"

„Wir wollen Dich auf dem Boot bis ans Schiff geleiten," erwiederte John.

„Ja, wir geleiten Euch," fiel Helga ein.

„Doch William entgegnete: „Nein, Vater, dieſe kurze Verlängerung des Beiſammenſeins iſt nur eine Verlängerung des Schmerzes unſerer Trennung. Dort am Schiff, unter dem Zurufen der Matroſen, gedrängt, übereilt — wie könnte ich dort einen reinen herzlichen Abſchied von Euch nehmen? — Hier wo ich alle um mich ſehe, die mir theuer ſind, wo ich den ganzen Schauplatz meiner glücklichen Jugendjahre überblicke — hier ſagt mir das Lebewohl!"

Damit ſchüttelte er Holland kräftig die Hand, umarmte den Vater noch einmal und zog dann die ſchüchterne, weinende und bebende Geliebte, die er hier nicht mit der Inbrunſt ſeiner Liebe ans Herz preſſen durfte, ſanft zu ſich, küßte ihr die reine Stirne, die glühenden Lippen, und hauchte leiſe: „Ich liebe Dich ewig, Helga!" Dann wandte er ſich ſchnell um, und eilte die Stufen hinab. — Die grüßenden Tücher auf dem Thurm wehten ihm noch weit im hellen Sonnenglanze nach, als er ſchon auf den Wellen ſchwamm

Der Engländer nahm ihn, da er die Landesſprache wie ein Eingeborner redete, freudig an Bord auf, und bald ſah er ſich in hoher See, und die Küſte auf der er ſeine Jugend zugebracht, ſchimmerte hinter ihm nur noch wie ein dämmernder Wolkenſtreif.

Der Abend ſenkte ſich herab; ein Boot, ſchnell wie Vogelflug, kreuzte die Wellen; es ſtreifte dicht an „William Pitt“ vorüber. — William hörte ſeinen Namen; er blickte auf, es war Rollo, der ſich auf dem flüchtigen Elemente, das ihm die liebſte Heimath war, wiegte. „Lebt wohl!“ rief er an Bord hinauf, „lebt wohl!“ Dabei ſtellte der ſchöne Knabe ſich aufrecht an ſein Steuer und grüßte mit keckem Schifferanſtand, ſo daß er der ganzen Mannſchaft auffiel. —

William erwiederte den Gruß und rief ihm zu: „Bringe meine letzten Grüße — Du weißt an wen!“

„Ich weiß!“ rief Rollo, und die Stimme verwehte im Winde — und vorüber war das leichte Boot an dem mächtig ſegelnden Schiff, dem die Wellen hoch die Bruſt umſchäumten.

Dies war für lange Zeit der letzte heimathliche Laut und Gruß, den William vernahm.

Zwölftes Kapitel.

Es wurde vieles anders in Hallands Hause nachdem William fort war. Für Helga schlichen die Tage trüb und gedrückt dahin, zumal da ihr Vater von Zeit zu Zeit seltsame Anspielungen machte und Aeußerungen vernehmen ließ, die sie ängstigten. Er fragte sie, ob sie noch an den fremden Reisenden gedächte, wie er ihr gefallen habe, lobte ihn als einen würdigen Mann, dessen Schutz man sich anvertrauen könne. Zum erstenmale deutete Halland mit Beziehungen darauf hin, daß Helga nicht seine Tochter sei, daß sie vornehmere Eltern besitze, und wenn künftig jemand anderes Sorge für sie tragen, und ihm seine Mühe vergelten wolle, so müsse man sich darin schicken. Dies Alles zu der bangen Sehnsucht nach William gefügt, nahm ihr ganz die Heiterkeit, und das lieblich unbefangene Wesen, das sie früher gehabt hatte. Am glücklichsten war sie, wenn sie auf eine kleine Frist zu dem alten John hinüber konnte, der die Tage der Einsamkeit in der dem Alter eigenen leichteren Ergebung, mit dem

Unterricht der Kinder, und mit dem Anbau seines Gärtchens zubrachte.

Eines Tages kehrte Helga von einem Besuch dieser Art zurück; es war gegen Abend, die Zeit wo der Vater es gern sah, wenn sie ihm beim Anzünden der Lampen behülflich war. Zufällig war sie durch das Gärtchen und die Hinterthür des Hauses gegangen, und trat durch ein andres Gemach in die Wohnstube. Halland stand vor einem Schrank, den er seit einiger Zeit sehr sorgfältig verschloß, und Helga nicht wie sonst den Schlüssel gab. Er hielt einen Brief in der Hand, den er emsig zu lesen schien; darüber bemerkte er die Eintretende nicht, und als sie ihn begrüßte, schreckte er zusammen, steckte den Brief eiligst fort, und war eben so eilig bemüht den Schrank zu verschließen, in den er etwas hineinlegte. Zu ihrem Erstaunen hörte Helga an dem Klingen daß es Geld sei, und da sie, bisher arglos, den Blick darauf wandte, sah sie ganz deutlich Goldstücke in dem Schubfach schimmern, das der Vater so hastig zuschob.

Das fiel ihr wie ein Stein aufs Herz; sie erschrack, ohne zu wissen warum, so heftig, daß sie es bis in die Kniee hinab fühlte, und kein Wort zu sprechen vermochte. Halland hätte ihre Verwirrung ohne Zweifel bemerkt, wäre er nicht selber durch ihr plötzliches Eintreten ganz verwirrt worden. Und er hatte wohl

Urſache, denn es fing an ſehr böſe Wege zu geben, verlockt durch die Gelegenheit und die Kunſt einer übertünchenden Darſtellung der Dinge. Der Brief war von jenem Fremden, der ſeine Rückkehr auf den Herbſt angeſagt hatte. Schon damals hatten einige nicht mißzudeutende Worte, und ein ſehr reiches Geſchenk, das Halland ſorgfältig verbarg, ihm über die Abſichten dieſes Mannes in Betreff Helgas keine Zweifel gelaſſen. Jetzt ſandte ihm derſelbe wieder eine Summe Geldes, und ſchrieb ihm dabei, ſeine Geſchäfte hinderten ihn im Herbſte des Weges zurückzukommen, es dürfe leicht bis zum Frühjahr oder noch ſpäter währen, er wolle aber wie er einmal geſagt, für Helga Sorge tragen, wenn der Vater ſie ihm zu übergeben geneigt ſei; deßhalb betrachte er ſich von jetzt an ſchon als denjenigen, der die Ausgaben für ſie tragen müſſe, und ſende Halland dazu eine Summe unter der Bedingung jedoch, daß er die Jungfrau nicht aus dem Hauſe laſſe und vollends nicht verheirathe, bis zu ſeiner Zurückkunft. Er wolle ſie dann mit nach England nehmen, woher ſie offenbar ſtamme, und für die Auffindung ihrer Eltern ſorgen.

Halland konnte ſich leicht denken, daß das Alles nur Vorwände für ihn und ſie waren; indeſſen der Fremde kannte Welt und Menſchen zu gut, um nicht zu wiſſen, daß man eben durch ſolche Vorwände, die

man denjenigen, die Uebles thun wollen, in die Hand gebe, sie am leichtesten gewinne, weil sie sich und andere damit beschwichtigen. Deshalb fragte er sich auch stets: Handle ich denn unrecht, wenn ich für Mühe und Kosten bei der Erziehung des Mädchens jetzt auch eine Entschädigung annehme? Und mache ich nicht ihr Glück wenn ich sie einem reichen wohlwollenden Manne überlasse, der für sie sorgen, ihre wahren Eltern aufsuchen will? Ich wäre ja zuletzt noch schwer verantwortlich, wenn ich das hindern wollte! — Mit solchen Gründen beruhigte er sein Gewissen; daß er aber im Innersten wußte wie sträflich er handle, und wie er nur der Lockung des Goldes nachgebe, davon war sein sorgfältiges Verbergen der Sache vor Helga, und das Gefühl der Angst und Reue, welches ihn bisweilen antrat, der sicherste Beweis.

Wochen waren vergangen; John und Helga harrten gleich ungeduldig auf einen Brief von William, der aber noch immer ausblieb. Der Herbst näherte sich; Helga war verwundert, daß Rollo sich nicht ein einzigesmal gezeigt habe, da sie bei seinem seltsamen Wesen geglaubt hatte, er werde häufig, und schon in den nächsten Tagen wiederkommen.

Die Blätter begannen sich zu färben, das Laub fiel, die Abende wurden länger, die Seewinde rauher; in Helgas Seele kehrte, was sie bisher nie gekannt

hatte, eine Stimmung der Trauer und Wehmuth ein, die weder die Geſchäfte des Tages noch die ſtilleren Abende zerſtreuen konnten. Selbſt dieſe nicht, obgleich der alte John faſt immer freundlich herüber kam, um ſein Töchterchen zu begrüßen und mit ihr zu plaudern.

Endlich traf ein Brief von William an ſeinen Vater ein. Er meldete zwar noch nichts näheres über die Ergebniſſe ſeiner Reiſe, denn er war erſt einige Tage nach ſeiner Ankunft in London geſchrieben, und nur weil das Dorf ſo weit abſeits der großen Landſtraße lag, und weil er durch Schiffergelegenheit ging, verſpätet angekommen. Doch glaubte William bereits Spuren aufgefunden zu haben, die ihn weiter leiten könnten. Er bat den Vater indeſſen, ihm nicht eher darüber etwas ſchreiben zu dürfen, bis er Gewißheit ſtatt der Vermuthungen geben könne. Außerdem berichtete der Brief nur von der Reiſe, von dem Eindruck, den das ungeheure London mit dem Gebrauſe ſeines Verkehrs und Völkertreibens auf den im einſamen Schooße der Natur erwachſenen Jüngling gemacht, und von andern Erlebniſſen. Zwei Einlagen an Helga bat er den Vater dieſer ſelbſt zu übergeben; die eine mochte ſie jedem zeigen, die andre war für ſie allein beſtimmt. Erfreut durch dieſe Botſchaften und durch das Gefühl der Ueberbringer einer Freude zu ſein, begab ſich John zu ſeinem Nachbar hinauf. Es war die

Stunde der Dämmerung; die Septembersonne hatte sich schon in die Meereswellen versenkt; violette, mit Streifen glühenden Roths durchzogene Wolkengebirge lagen am Horizont. Der Wind gestaltete die seltsamsten Formen in den Gewölken; zerrissen, verweht, mit aufwärts gekrümmten scharfen Spitzen, zogen sie sich über den Himmel hin, und erhöhten das schauerliche Herbstgefühl. Helga war ihrem Vater auf den Thurm gefolgt, um ihm wie gewöhnlich beim Anzünden der Lampen behülflich zu sein. So gewohnt sie des Schauspiels war, welches das weit vor ihr ausgebreitete Meer darbot, erfüllte es sie doch immer wieder mit dem Gefühl seiner schaurigen Erhabenheit. Besonders aber jetzt, wo es halb in die Gluth des Abends getaucht, halb mit düsterem Grau der Wellen und aufsteigendem Nebel bedeckt, unruhig, Unheil brütend, finster und blutig aufschäumend um die Küsten brauste. Diese zackten sich schwarz gegen die lichten Grenzen des Himmels aus; wie die Riesenarme griffen sie in die Fluth hinein; das starre Erdreich schien mit der wogenden See zu grollen, und beide einander finster zu beschauen. —

„Jetzt kommen die Nächte wo man diese hier braucht," sprach Halland, indem er zu Helga, die in den Anblick und ihre Träume versunken auf der Gallerie stand, hinaustrat, und rükwärts auf die Lampen deutete. „Der September hat begonnen. Die

Nachtgleichenwinde laſſen ſich ſpüren; mir däucht, wir werden dieſer Tage Sturm bekommen."

„Wenn nur kein Unglück geſchieht!" antwortete Helga.

„Unglück für Andre iſt oft Glück für uns; der Strand muß auch geſegnet werden," erwiederte Halland roh. „Doch ſieh einmal dort das Boot — das kommt noch gerade zu guter Zeit bis in den Hafen. Ein guter Segler! Aber die Nacht draußen auf dem Meer hätte ihm doch gefährlich werden können. Hm! Ein ſtattliches Schiff. Wird ſich wohl hier bergen vor den böſen Windzeichen dort unten. — Herd! er geht wahrlich ſchon hohl!"

Ein langes unheimliches Sauſen zog durch die Lüfte; der Herbſtwind bewegte die grauen Flügel, und ſtreifte über die See, daß ſie weiß aufſchäumte. Das Boot ſchoß pfeilſchnell dem Hafen zu. Der Luftſtrom brauſte rauh um die Thurmſpitze; Helga mußte ſich Tuch und Schürze feſthalten. — „Komm herein," ſprach Halland, „und geh hinab; es taugt Dir nicht mehr draußen zu ſein. In einer Stunde komme ich auch hinunter. Geh nur, Du wirſt den Nachbar John drunten finden; ich ſah ihn ſchon zuvor ins Haus gehn."

Helga eilte hinab. — Sie trat vom herbſtlichen Froſt durchſchauert, blaß und mit trüber Miene ein. — „Guten Abend, Vater," ſprach ſie freundlich, doch mit

dem Ausdruck der Trauer, „was bringt Ihr uns Gutes und Neues?“ „Dir zwei Briefe, Töchterchen,“ erwiederte John und hielt ſie ihr dar. — Wie ein verklärender Schimmer überflog das Roth der Freude Helgas Wangen, und ſie rief zweifelnd; „Von William? Vater ſprecht — ich bitte Euch, von William?“

„Freilich, Töchterchen,“ erwiederte der gutmüthige John, und die Freude hauchte auch über ſein von Gram gefurchtes Antlitz ein heiteres Lächeln; „freilich, von wem ſonſt, da nimm. Der eine iſt für Dich ganz allein.“

„Ach gebt, gebt,“ bat Helga mit liebender Haſt, und nahm die Briefe; — „o Vater, laßt ſie mich auf meinem Stübchen allein leſen!“ John nickte, ſie zündete die Lampe an und eilte mit fliegenden Schritten und vor Ungeduld laut pochendem Herzen hinaus. — John blickte ihr nach. „Welch ein liebendes, unſchuldiges, kindliches — großes Herz!“ ſprach er im Innerſten bewegt. „O ja, an dieſer reinen Bruſt wird William ſein Glück finden! Möge ihm der Himmel die köſtliche Gabe bewahren! — Möge er ihrer länger, glücklicher genießen als ich — möge er —“

Seine Gedanken wurden von ſeinen Gefühlen überwallt; er ſetzte ſich in den Lehnſeſſel, ſtützte das Haupt in die Hand, und eine Thräne glänzte in den grauen Wimpern.

Es war ganz still und einsam um ihn her; die Wanduhr gab das gleichförmige Maaß der Ruhe; tiefe graue Dämmerung lag in dem Gemach; nur von Außen schimmerten die violett verrauchenden Abendwolken herein. Doch von Zeit zu Zeit ließ der heranziehende Sturm seine langen, hohlsausenden Athemzüge vernehmen, und unterbrach damit das noch gedämpfte Grollen der See, die mit zurückgehaltenem Zorn eintönig gegen die Ufer brandete.

„Vater!“ vernahm der in seine Erinnerungen tief Versunkene eine sanft tönende Stimme; es war Helga, die, die Lampe in der Hand, mit von süßem Glück glänzenden Augen vor ihm stand. „Vater!“ wiederholte sie, und reichte ihm die Hand, „wie lieb hat mich William!“

Sie setzte die Lampe auf den Tisch neben dem Sessel ohne Johns Hand loszulassen. So blieben sie lange einander mit innigster Liebe anschauend, und John strich mit der Hand über Helgas Stirn und Wange. „Liebes Kind! Sei recht glücklich! Erhalte Dir der Himmel dieses Antlitz lange ohne Spuren von der scharfen Hand des Kummers! Sie drücken sich tief ein! Bleibe glücklich!“

„Ach, wenn nur William erst zurückgekehrt wäre,“ sprach sie lispelnd „jetzt ängstigt mich so Vieles!“

„Geduld mein Herz,“ erwiederte John, „er kann

ja bald wieder daheim ſein! Setze Dich jetzt zu mir laß uns recht heiter und glücklich ſchwatzen; ich habe ja auch heut einen frohen Tag, und die Abendſonne ſcheint freundlich auf den abblühenden Baum meines Lebens. — Setze Dich!“ —

Sie that es und nahm das Spinnrad. Doch das Geſpräch ſtockte oft, weil das Herz zu überfüllt mit Gedanken war. Helga wollte eben ihr Herz darüber öffnen, daß ſie jetzt nicht mehr das Vertrauen zu ihrem Vater habe wie früher, daß er ſo oft anders als ſie, und hart oder roh denke, (es war der Zwieſpalt der natürlich zwiſchen einer verwahrloſeten und einer veredelten Bildung eintreten, und mit den Jahren der Erkenntniß zum Bewußtſein kommen muß), endlich daß ſie von gewiſſen Geheimniſſen, die er habe, beängſtigt werde: als die Thür ſich öffnete, und Halland eintrat.

„Guten Abend, Nachbar,“ ſprach er, „das wird eine rauhe Nacht. Gebt Achtung, der Wind wird uns ein Lied ſingen; die Wolken hat er zerzauſt, daß ſie wie wildes Geſtrüpp über den Himmel hängen; jetzt fängt er die See ſchon an zu kitzeln. Er wird ſie bald aus ihrem ruhigen Bette jagen! Horcht einmal auf!“

Ein lang gehaltener Ton, der von einem tiefen Grollen bis zum pfeifenden Kreiſchen aufſtieg, zog durch die Lüfte, und rauſchte über die klirrenden Fenſterſcheiben. —

„Es ſtürmt ſchwer," ſprach Joha ernſt

„Faſt wie in der Nacht wo Ihr hier eintrafet," bemerkte Hallant.

Alle ſchwiegen. Jetzt fing auch die See an ſich vernehmlicher hören zu laſſen, und ſchlug mit dumpf donnerndem Hall gegen die ſteilen Ufer. — Ein erneuter ſtarker Windſtoß heulte um das Haus, und packte es mit wildem Rütteln, daß die Thüren raſſelten. So gewohnt ſie ſolcher Abende war, ſchauerte Helga doch zuſammen. Plötzlich warf es die Hausthür krachend zu, und eben ſo raſch ſprang die Stubenthür auf, und eine in einen Mantel verhüllte Geſtalt herein; Helga that einen lauten Schrei, und flog von ihrem Seſſel auf.

„Grüß Euch Gott," rief eine weibtönende Stimme, „der Sturm ſchleuderte mich faſt herein!"

Es war Rolle, dem die Locken verweht um den Nacken flogen, und der jetzt den Mantel wegwarf und freudig auf Helga zueilte. — „Rolle!" rief dieſe und erholte ſich von ihrem Schreck; alle hießen ihn willkommen.

„Nicht wahr, ich bin lange geblieben?" fragte er, „aber nun bleibe ich noch länger hier, bleibe ganz" Die Anweſenden ſahen ſich verwundert an. „Auf dem Eyderhelm hält mich kein Anker mehr, — ich war die enge Inſel längſt ſatt. Haus und Hof flur

verkauft! Ich wohne nun hier, droben am Berg im Häuschen des Fischers Hävenberg, das haben wir zur See beim Fischfang abgemacht. Eben sind wir eingezogen."

„Seht einmal an!" rief Halland verwundert, „ein Einwohner mehr auf der Westerspitze, und ein tüchtiger Schiffer, glaube ich. Das große prächtige Boot was vor anderthalb Stunden in den Hafen einlief, gehört also Dir?"

Rollo bejahete es.

„Und Deine arme Mutter?" fragte Helga, „hast Du sie verlassen?"

„Was denkst Du, Helga," antwortete Rollo unwillig; „sie ist die einzige in der Welt, die mich lieb hat! — Aber sie war eben Schuld! Nun kommt der Herbst, da wird sie kränker und kränker, und oft kennt sie selbst mich nicht mehr. Wie ein Gespenst wankt sie im Hause herum, und spricht nicht, und verbirgt sich scheu vor Jedermann und jammert einsam leise; am besten ist sie noch, wenn sie ihre alten Lieder singt. Nun denkt Euch aber die langen Herbstabende, — die See nicht mehr zu befahren — ich ganz allein mit ihr und der alten Selgard, — keinen Menschen auf der ganzen Insel, den ich mag — und der mich mag —"

„Wie," fiel Helga ein, „keinen den Du lieb hättest oder er Dich?" —

„Nein, jetzt nicht mehr," ſprach Rolle trotzig. „Es iſt aus mit allen! Die Vogeljagd macht mir lange Weile, der See bin ich überdrüſſig, und der Menſchen zumal! — Hier aber gefällt mir's! Laßt mich doch hier wohnen!" fuhr er bittend fort. „Ich will Euch ja nichts zu leid thun! Ihr ſollt immer das Beſte von meinem Fiſchfang haben, und den Winter hindurch will ich Euch Netze ſtricken, und Geräthe ſchnitzen. Auch Bücher weiß ich zu leſen, — die Mutter hat michs gelehrt als ſie noch nicht ſo krank war — ich mag ſie zwar nicht, und mir iſt das Leben auf Meer und Felſen lieber als das Sitzen in der Stube. Wenns aber zum Winter geht, ſolls mich doch freuen mit Dir, Helga!" —

Der neue Gaſt, der ſich ſo offen und ehrlich mit allem, was er wollte und nicht wollte, kund gab, wurde nochmals willkommen geheißen. Es war unmöglich, dem ſchönen redlichen Trotzkopf jemals böſe zu werden, ſo ungeſtüm er ſich auch oft gezeigt hatte. — Nur Helga fühlte ſich ein wenig beunruhigt, beſchloß aber, ihn gleich von vornherein zum Guten zu ſtimmen. Sie war daher ſehr freundlich zu ihm, und während John mit Halland im Geſpräch war, und ihm von Williams Brief erzählte, wandte ſie ſich zu Rolle und ſprach leiſe: „Du ſollſt mir ſehr willkommen ſein hier, lieber Rolle, ich will mein Verſprechen

halten, Dich wie eine Schweſter lieben. Sei aber Du auch gut und freundlich; laß Dichs nicht kränken, daß ich William auch in der Ferne ſo innig liebe, als ob er hier wäre. Er war mir ja Lehrer und Freund, ehe ich Dich kannte. Reich mir die Hand, Rollo, daß Du gut ſein willſt!"

„Ich will Dir alles zu Liebe thun, Helga," ſprach er leiſe, „meine Füße wund laufen, meine Hände blutig arbeiten, bleib' aber Du auch freundlich zu mir, und ſei meine Schweſter."

„Das bin ich," lächelte ſie ihm zu, und drückte ſeine Hand.

Jetzt wurde der Knabe froh; flog auch noch bisweilen ein Wolkenſchatten des Unmuths über ſeine edle Stirn, ein Blick Helga's verſcheuchte ihn ſchnell. — Draußen raſten Sturm und See; aber in dem kleinen Gemach war es traulich und hold. John ſprach väterlich belehrend, Rollo erzählte mit allem Feuer der Jugend von den Abentheuern und Gefahren, die er ſchon beſtanden in ſo junger Zeit. Um alle ſchlang ſich ein Band der Liebe. „Ich wollte Du wäreſt mein Vater," ſprach Rollo zu John, deſſen freundliche Milde volle Herrſchaft über ihn gewonnen hatte; „Dir würde ich immer gehorſam ſein!"

„Ich will Dir das Gute nicht befehlen, ſondern rathen," erwiederte John lächelnd, „beſuche mich oft

in meiner Hütte, ſo will ich Dich auch manches Nützliche lehren!“

Rollo's Augen leuchteten.

Endlich ſchlug die Stunde der Trennung. Der Sturm ſchüttelte das Haus, das Meer donnerte gegen den Boden, daß er erbebte; kein freundliches Geleit für die Heimkehrenden! Doch die Elemente haben denen nichts an, die den Frieden des Guten im Herzen tragen. John, Rollo und Helga ſchlummerten ſüß, wenn gleich von vielen Traumgeſtalten umſchwebt. —

Dreizehntes Kapitel.

Die rauher werdenden Herbſttage verſtrichen in dieſem wohlthuenden Beiſammenſein. Rollo blieb zwar leidenſchaftlich, aufgeregt, wurde oft ungeſtüm, doch Helga lernte es, ihn mit einem Blick, einem Wort zu lenken. Es war eigenthümlich, wie der Zauber ihrer Lieblichkeit und Sanftmuth wirkte; denn nicht nur, daß ſie die einzige war, die den wilden Knaben zu frommem Gehorchen brachte, ſo war ſie es auch von allen Bewohnern des Oertchens allein, welche ſich Rollo's Mutter nähern durfte, die ſich vor jedem Andern ſcheu verbarg. Dieſelbe galt daher allgemein für völlig irren Geiſtes; doch Helga ſprach oft: „Nein, ſie iſt nicht irr; nur eine tiefe tödtliche Trauer umſchleiert oft ihren hellen, weiblich ſanften Sinn. Dann treten finſtere Stunden ein; aber dazwiſchen, glaubt mir, iſt ſie ſo gut und verſtändig — beſſer wie wir alle. — Rollo ſagt aber auch, ſie ſei nur zu mir ſo; ja ſelbſt gegen ihn ſcheine ſie ihm nicht ſo herzlich vertrauend wie zu mir. Ach ich habe ſie auch ſo lieb!“ —

Mit Verlangen ſah John ferneren Briefen von William entgegen; ſie trafen endlich ein, brachten aber nicht ganz die erwünſchten Nachrichten, ſondern miſchten zu geringen Hoffnungen, die ſie erregten, neue Prüfungen. „Von Deiner unglücklichen Schweſter, beſter Vater," ſo ſchrieb er, „iſt es mir unmöglich geweſen irgend eine Spur zu entdecken. Ihre Rente hatte ſie, wie ſich aus den Büchern der Geſellſchaft ergiebt, ſchon um die Zeit ihres Verſchwindens aufgegeben, und mit einem nicht unbedeutenden Verluſt das Kapital wieder dagegen eingetauſcht. Nach Ralph habe ich geforſcht. Seit vielen Jahren hat er den Wohnſitz in London aufgegeben, iſt lange in Indien, lange in Amerika geweſen; vor Kurzem iſt er öfters, aber nur auf flüchtigen Durchreiſen, hier geſehen worden. Man flüſtert, er habe wegen einer unredlichen Spekulation, wobei er jedoch viel gewonnen haben ſoll, ſich aus Indien geflüchtet, um einer Unterſuchung auszuweichen, und könne auch in England nicht bleiben. So viel glaubt man zu wiſſen, daß er hier Agenten habe, die ſeine Gelder in der Stille aus allen Verbindungen, in denen er ſtand, herauszuziehen, und ihm zuzuſenden beauftragt ſind. Vielleicht gelänge es mir durch weitere Forſchungen etwas Beſtimmtes über ihn zu ermitteln, allein für den Augenblick kann ich dieſe nicht fortſetzen, ſondern muß mich nach New-York einſchiffen.

Geſtatte es mir, mein Vater, Dir über die Gründe dazu jetzt noch nichts Näheres anzugeben. Dir wird es ganz begreiflich erſcheinen, daß ich den Wohnort meines Großvaters beſuche, um nähere Auskunft über ihn zu erhalten. In wenigen Monaten kann ich Dir vielleicht nicht nur dieſe geben, ſondern auch ſchon meine Rückkehr, mit, ſo hoffe ich, glücklichen Nebenumſtänden melden. Sei nicht in Sorge wegen meiner Geldmittel; ich bin ſparſam, und ſie reichen aus, weil ich es übernommen habe, für einige Kaufleute, die ich hier kennen gelernt, Aufträge in Amerika zu beſorgen, deren Proviſion meine Reiſe faſt bezahlt macht." — — Der übrige Theil des Briefes war nur der des Sohnes zum Vater; und eine Einlage an Helga enthielt für dieſe ſo viel ſüßes Weh, daß man mehrere Tage nicht wiſſen konnte, ob Freude oder Schmerz ihren blauen Augen den feucht glänzenden Silberblick gaben, der oft, wenn ſie ſich unbelauſcht glaubte, darüber hinflog.

So gingen auch die Wintermonate vorüber. So rauh die Stürme waren, ſo nackt und kahl die Küſte, im tiefen Schnee begraben, ſtarrte, ſo ſchwarz die Felſen und düſtern Tannenwälder ſich thürmten, und trotzig auf die finſtergrollende See hinab ſchauten — dem freundlichen Stern des Leuchtthurms nahe, verfloß manch traulicher Abend. Es war ein anmuthiges Bild, wenn John mit ſeinen tiefgefurchten, aber doch

ſtill-friedlichen Zügen im Lehnſeſſel zunächſt dem Ofen ſaß, und vorlas, während Helga am Spinnrade die weißen Hände fleißig bewegte, — und Rollo von Streifzügen in die Felſen zur Eiderjagd heimgekehrt, mit ſeinen von Jugend und Winterluft gerötheten Wangen ſich zu ihr ſetzte, und ſeine Fiſchernetze mit anmuthigem Geſchick ſtrickte. — Die alte Schweſter Hallands pflegte dann hinter dem Ofen einzunicken, und Halland ſelbſt war oft in finſtern Gedanken, grübelnd, nicht ſo aufmerkſam, wie er ſonſt pflegte. Es war der unruhige Keim des Böſen, das Sinnen über ſträfliche That, wodurch er gequält wurde, während alle Uebrigen bei manchem wirklichen Leid den köſtlichen Frieden des Bewußtſeins genoſſen. —

Manchen Abend brachte Helga aber auch in Rollo's Hauſe bei ſeiner Mutter zu; doch kränklich wie dieſe war, pflegte ſie früh zur Ruhe zu gehen, denn nur vor Mitternacht genoß ſie eines geſunden Schlafs, mit jeder Stunde ſpäter wurde er unruhiger. Daher trat ſelten ein Tag ein, wo der trauliche Verein in Hallands Wohnung, die im Winter bei ſtockender Schiffahrt kaum dann und wann am Tage einen Gaſt ſah, geſchweige Abends, nicht wenigſtens auf einige Stunden beiſammen geweſen wäre. —

Der März nahte heran; Halland hatte inzwiſchen mehrmals Briefe bekommen, die er geheim hielt. Helga

würde davon nicht beunruhigt werden ſein, wenn nicht einige Aeußerungen, die er hinwarf, es außer Zweifel geſetzt hätten, daß er noch mit jenem Fremden in Verbindung ſtand, — und wenn er ſelbſt nicht ſeine Unruhe und innere Aufregung durch vielfache Zeichen bekundet hätte. Er war, was er ſonſt nie geweſen, häufig finſter, brütend, unwillig; er äußerte ſich, obwohl er über funfzig Jahre zufrieden gelebt, oft mißmuthig über ſeine Lage, ſein mühſeliges Amt und ſpärliches Einkommen. Auch ſchalt und grollte er nicht ſelten ohne alle Urſache, beſonders auf Helga. Wenn dieſe durch verdoppelte Freundlichkeit ſeinen Unmuth zu verſcheuchen ſuchte, dann war es bisweilen, als werde er in ſeiner rohen Weiſe gerührt und reuig, doch er vermochte nicht, dies frei zu bekennen, ſondern ging nur erzürnt auf ſich ſelbſt hinaus, und ließ ſich mehrere Stunden lang nicht blicken.

Helga ertrug das ſtill, ohne jemand in ihr Vertrauen zu ziehen, was ſie um ſo weniger wagte, da ſie ſelbſt nur von unbeſtimmten Sorgen geängſtigt wurde.

In dieſer Zeit kam John eines Abends wie gewöhnlich in das Gaſtzimmer Hallands, und ſetzte ſich zu Helga an den Tiſch, die nebſt ihrer Baſe damit beſchäftigt war, einige Vorräthe auszupacken, die in einer Kiſte aus der nächſten Stadt gekommen waren. Halland war oben auf dem Leuchtthurm, und auch

ſonſt niemand zugegen. John nahm ein halb durchgeriſſenes Zeitungsblatt, in welchem etwas eingewickelt geweſen war, in die Hand, und warf einen gleichgültigen Blick darauf. Plötzlich wurde er aufmerkſamer, las mit ſichtlich geſpannten Zügen, wechſelte die Farbe, und zitterte. Helga hatte ſeine Bewegung bemerkt und wollte ſo eben fragen, was ihm fehle, als er ihr zuvorkam, und ſie fragte, ob ſie ihm die andere Hälfte des Blattes nicht geben könne. Sie betrachtete das, welches John in der Hand hielt, und ſuchte unter den mancherlei Papieren, in welche die Gegenſtände aus der Kiſte gewickelt waren nach, fand jedoch nichts. John wollte gern wiſſen, welch eine Zeitung er leſe, und von welchem Datum ſie ſei. Da ſich die Ergänzung nicht fand, las er aufmerkſam das Blatt weiter, um aus anderen Merkmalen den Druckort und das Alter deſſelben zu erſehen. Aus den Nachrichten, die es enthielt, und aus mehreren Datumsangaben konnte er erſehen, daß es zu einer norddeutſchen Zeitung gehöre und etwa drei Jahre alt ſein müſſe. Die Nachricht welche ihn ſo in Aufregung gebracht hatte, lautete ſo:

„In einer engliſchen Zeitung finden wir folgende „merkwürdige Anzeige, deren Verbreitung auf dem „Continent vielleicht ihrem Zweck entſprechen könnte: „An meine Kinder. Die Zeit verwiſcht, verſöhnt „und heilt. Sie hat die Erinnerung an Euren Zeh-

„ler verwiſcht, meinen Zorn darüber verſöhnt, mei-
„nen Schmerz über Eure That geheilt. Ich werde
„alt, neige mich dem Grabe zu, möchte nicht gern ein-
„ſam ſterben. E..... und J... St.....d, die
„Nachforſchungen, welche ich ſchon längſt im Stillen
„nach Eurem Aufenthalt angeſtellt habe, ſind ver-
„geblich geweſen. Wohin Ihr Euch nach Eurer
„Flucht aus London vor dreizehn Jahren begeben
„habt, habe ich nicht ermitteln können. Seid Ihr
„noch am Leben, ſo gebt mir Nachricht, oder kommt
„lieber ſogleich nach N.. D... in Eures Vaters Arme
„zurück, der Euch von Herzen vergeben und ſeinen
„Reichthum mit Euch theilen will.

Euer H.... B....n."

„Den betreffenden Perſonen kann dieſe Anzeige,
„ſobald ſie ſie leſen, nicht undeutlich ſein. Sie haben
„ſich nur an mich zu wenden, um ſogleich nähere
„Auskunft und ſobald ſie ſich als die Bezeichneten
„erweiſen, jede Art der Unterſtützung zu erwarten,
„die ſie zur Ausführung obiger Plane etwa bedürfen.

James Darlington, Advokat zu London."

Es konnte bei John kein Zweifel obwalten, wer gemeint ſei. — Doch über drei Jahre waren verſtrichen, ohne daß er Kenntniß von dieſer offenbar von Sir Henry Burton herrührenden Aufforderung erhalten hatte. Derſelbe mußte ſehr alt ſein — er hatte die

Annäherung des Todes gefühlt, — war er noch am Leben? — — Seine Tochter wieder zu ſehen, war es zu ſpät. Würde er John allein, den faſt zum Greiſe Gewordenen, Kränklichen, Lebensmüden als Sohn in ſeine Arme aufgenommen haben? Aber William, ſein Enkel — jetzt durchfuhr es John mit dem Blitz der Ahnung. Zuverläſſig hatte William Kenntniß von der Anzeige erhalten, und war deshalb nach New-York gegangen! Gewiß hatte ihm Burtons Bevollmächtigter, Darlington, die Mittel dazu gegeben, und nur um dem Vater nicht eine vielleicht vergebliche Spannnng zu erregen, hatte er die Mittheilung näherer Umſtände unterlaſſen. —

Das waren die Gedanken in Johns Seele, der das Blatt ſorgfältig zu ſich ſteckte, doch über das, was er jetzt thun ſolle, noch nicht mit ſich einig werden konnte. Jedenfalls ſchien es ihm unerläßlich, an den Advokaten Darlington zu ſchreiben. —

Seine Seele war im Innerſten erſchüttert; die Bilder ſeines Lebens traten aus den Nebeln der Vergangenheit mit friſchen Farben hervor, ſie zogen ihn noch einmal zurück auf die unruhvolle Bahn, die er ſeit langer Zeit verlaſſen. Ach, das Glück, nach welchem er damals auf derſelben ſtrebte, war heut keins mehr für ihn; doch er dachte an Helga, an William, und Freudenthränen traten in ſein erloſchenes Auge, über

diesen warmen Abendsonnenblick des Schicksals auf den sinkenden Tag seines Lebens.

Ein Brief nach London ließ sich jetzt schon wieder leichter befördern; die Schifffahrt war bereits seit einigen Wochen wieder eröffnet, und obwohl die Aequinoctialstürme eben jetzt eine unruhige Zeit bereiteten, war John doch sicher, daß in den nächsten Tagen ein Schiff nach England durchgehn und vielleicht sogar sich vor Anker legen werde.

Doch schon am nächsten Morgen brachte ihm Helga selbst mit freudig glühenden Wangen einen Brief von William. Ein besonderer Bote hatte von der nächsten Station einen Brief an Halland gebracht, der offenbar von jenem Fremden herrührte. Durch diese Gelegenheit war auch Williams Brief gekommen und bei Halland abgegeben worden.

Mit klopfendem Herzen öffnete ihn John; er ahnte, daß er etwas Wichtiges lesen werde, denn der Brief war aus London, mithin mußte William aus Amerika zurückgekehrt sein. Dieser schrieb:

Theurer Vater!

Noch ist mir alles wie ein Traum! So eben kehre ich aus Amerika zurück, und übermorgen hoffe ich mich auf der Kauffarthei-Fregatte „Georg der Dritte" einzuschiffen; dann kann ich bei günstigem Winde binnen drei Tagen die Feuer unsres Leucht-

thurms ſehen! — Vater! ich kehre mit glücklichen Botſchaften wieder! Ich war in New-York, am Sterbebette meines Großvaters; ich bringe Dir ſeine Vergebung, meiner Mutter den Segen des ſterbenden Vaters für das Grab ſeiner Tochter, und mir alle Mittel, Dir ein behagliches Alter zu gründen, meiner theuren Helga ihren Lebenspfad mit den heiterſten Gaben zu ſchmücken. Der Großvater hat mich zum Erben eingeſetzt — ich kehre reich, ſehr reich an Geld, aber noch unendlich reicher an Glück wieder. — Denn das ſchönſte Ergebniß meiner Reiſe melde ich Dir jetzt erſt. Auch von Deiner Schweſter, mein theurer Vater, habe ich Spuren gefunden — Spuren, die vielleicht die wunderbarſten Verkettungen der Geſchicke ans Licht bringen. Mir iſt dieſes Vielleicht faſt ſchon unbedingte Gewißheit, doch laß mich mit der Enthüllung dieſer Geheimniſſe zögern, bis ich ſelbſt zurück gekehrt bin; denn noch einen Zeugen muß ich hören, bis ich ſprechen kann: „Es iſt ſo, ſie iſt gefunden!“ — — Nicht die tauſendfältigen Geſchäfte allein, mein theurer Vater, die ich jetzt noch zu beſorgen habe, ſondern auch die Eile, mit der dieſer Brief fort muß, um das Packetboot nicht zu verſäumen, zwingen mich hier zu ſchließen. Nur ſo iſt es möglich, daß er früher zu Dir kommt als ich; und ich habe nicht einmal die Rückkehr mei-

nes Boten, den ich, um Eure während meiner Abweſenheit etwa eingetroffenen Briefe abzuholen, auf die Poſt geſendet habe, abwarten können. So bin ich denn ſeit länger als vier Monaten ohne Nachricht von Euch, hoffe aber zu Gott, daß er denen, die er ſo großer Freude aufſpart, auch die friſche Lebenskraft, ſie zu genießen, erhalten haben werde.

Tauſend Grüße meiner Helga.

Dein William.

John zitterte vor Freude, nein — vor Wehmuth, Erinnerung, Hoffnung, Liebe, Glück, Schmerz — denn in allen dieſen Empfindungen wogte ſeine Seele auf und nieder. Thränen drangen in ſein Auge; ein heiliges Gefühl überwältigte ihn. „Meine Tochter", ſprach er zu der erwartungsvoll vor ihm ſtehenden Helga, „laß uns zu dem himmliſchen Vater beten, ſeine Güte iſt unerſchöpflich!" Er ſenkte die wankenden Kniee, und die fromme Helga kniete an ſeiner Seite; ein Gebet ohne Worte, doch dem Herzen des Ewigen das nächſte, entquoll ihrer Bruſt.

Erſt nach langer Pauſe wagte Helga die Frage: „Was ſchreibt Dir William?" — John ſchwieg einen Augenblick, dann betrachtete er den Brief, verglich das Datum, und rief:

„William kommt — vielleicht ſchon recht bald!" — —

„Recht bald?", rief Helga und flog an Johns

Hals, „o ſagt nur wann? Laßt mich ſeinen Brief ſehen, lieber Vater!“ bat ſie ſchmeichelnd.

„Glaube diesmal nur mir,“ erwiederte John freundlich und hielt den Brief zurück, denn er wollte ſie das noch nicht wiſſen laſſen, was William von ſeinen Verhältniſſen geſchrieben hatte, damit dieſem ſelbſt die Freude der Ueberraſchung würde; ſich ſelbſt ſparte er es auf, Helga durch Williams unvermuthete Ankunft zu überraſchen, da es dem Briefe nach möglich war, daß er noch heute komme. So vermochte denn auch das freundliche Koſen des Mädchens nichts über ihn, ſondern er blieb bei ſeinem lächelnden Nein, und ließ ſie ſogar noch das Verſchweigen der ganzen Nachricht verſprechen; ſie beruhigte ſich endlich dabei, gewiß, daß John ſie über Williams baldiges Kommen nicht täuſche.

Voll von dieſer Nachricht eilte ſie nach Haus zurück. Vor der Thür ſtand ein Wagen mit Poſtpferden; es durchflog ſie ein halb freudiger, halb ernſter Schreck, denn jeder Reiſende konnte ja auch William ſein. Doch bedachte ſie bald wieder, daß dieſer wohl ſchwerlich vor einer andern Thür als der ſeines Vaters halten werde. Indeſſen beflügelte ſie ihre Schritte, und trat faſt außer Athem ins Gaſtzimmer. Ein unwillkührlicher Ausruf des Erſchreckens überraſchte ſie, als

ſie jenen Fremden vor ſich ſah, mit dem Halland ſeinen geheimnißvollen Verkehr trieb.

Mit ſeinem unheimlichen Lächeln begrüßte er das beſtürzte Mädchen: „Kennſt Du mich noch, meine Kleine?“ fragte er; „wahrhaftig, Du haſt Dich recht hübſch ausgewachſen! Biſt Du noch immer ſo ſpröde?“ —

Auf Helga's Wangen wechſelten Röthe und Bläſſe; ſie vermochte nichts zu antworten. Endlich fragte ſie verwirrt: „was dem Herrn zu Befehl ſtehe.“

„Ein Zimmer, mein Kind, daſſelbe was ich letzthin bewohnte, ich werde vielleicht die Nacht bleiben, denn ich will die Ankunft eines Schiffes erwarten, an deſſen Bord ich muß.“

Helga eilte auf dieſe Antwort ſogleich hinaus, um das Nöthige zu beſorgen, damit ſie nur ſchneller aus dem Bereich des Fremden komme. Dieſer bekümmerte ſich auch weiter nicht viel um ſie, ſondern begab ſich auf ſein Zimmer, wo er ſich mit Schreiben beſchäftigte; Halland kam im Lauf des Vormittags zweimal zu ihm, doch ſchien es, als habe er nur Briefe zur Beſtellung erhalten, denn er fertigte jedesmal darauf einen Boten damit nach verſchiedenen Orten ab. —

So verſtrich der Vormittag. — Nachmittags ſtand Helga, deren Herz in freudiger Bewegung ſchlug, am Fenſter, und ſah über die See hinaus; ſie lag grau, und bewegte ſich in regelmäßigen, aber ſchweren Wellen. In

den Wolken zeigten ſich Windſtreifen; die Segel der Fiſcherkähne waren alle einwärts gerichtet. Auch Rollo lief eben mit ſeinem Boot in den Hafen ein. Wenige Minuten darauf ſtand er vor Helga, die ſein Kommen nicht bemerkt hatte, am Fenſter. Er pochte an; ſie, deren Blicke auf dem fernen Rande der See weilten, ſchreckte zuſammen, doch wurde ſie ſogleich freundlich, als ſie den ſchönen wilden Knaben in ſeinen ſchwarzgrauen faltigen Regenmantel gehüllt vor ſich ſah. Auch dieſe Tracht ſtand ihm wohl, und ſein Lockenhaupt auf dem ſchlanken, freien Nacken, erhob ſich trotzig keck aus dem weiten Gewande.

„Grüß Dich Gott, Helga," begann er; „heut Nacht werdet Ihr's wieder unruhig haben. Es zieht ein ſchwerer Sturm herauf ſo viel ich die Wetterzeichen kenne, wenn er auch langſam kommt. Um Mitternacht denke ich, werden wir ihn ſpüren. Darum bin ich herangekommen, denn Eure Küſte hier kenne ich doch noch nicht ſo genau wie meinen Eiderholm."

Rollo ahnte nicht mit welcher Beſorgniß er Helgas Bruſt durch dieſe Worte erfüllte; ſie dachte an William, der vielleicht ſchon auf dem Meere ſein möchte, und aus dem Innerſten ihres Herzens ſandte ſie ein Gebet zum Himmel für ihn. „Kommſt Du heut Abend?" fragte ſie und wünſchte ſehr ein Ja zu hören, denn ſeit Rollo täglich um ſie war, hatte er

jene Heftigkeit ſeiner auf William eiferſüchtigen von ihm ſelbſt kaum verſtandenen Leidenſchaft abgelegt, und hielt den Vertrag eines brüderlichen Verhältniſſes mit aller Treue.

„Nein Helga, heute nicht," erwiederte er: „ich weiß die Mutter wird ſehr krank und unruhig ſein; ich kenne ſie bei ſolchem Wetter. Deshalb wollte ich Dir jetzt guten Abend wünſchen."

Sie reichten ſich die Hände; Rollo ging.

Es wurde dunkel. Halland, der den Nachmittag gegen ſeine Gewohnheit lange ausgegangen war, kehrte zurück, zündete die Lampen auf dem Leuchtthurm an, und kam dann hinunter. Er ging zu dem Fremden aufs Zimmer, blieb eine Zeitlang oben, und ſchickte dann den Hausknecht mit einem Briefe nach der nächſten Poſt fort, von wo derſelbe vor Mitternacht nicht zurück ſein konnte. Niemand war jetzt im Hauſe als die alte Baſe, welche ſeit drei Tagen kränkelte, und eine Magd. Auch kein Gaſt ſtellte ſich ein. Helga blieb daher ganz einſam, und horchte ängſtlich auf den ziehenden Wind, und den einförmigen Schlag der Wanduhr. Ihr Vater war länger auf dem Leuchtthurm als gewöhnlich um dieſe Zeit; auch John, nach dem ſie ſich ſo ſehr ſehnte, kam nicht. Der Fremde oben in ſeinem Zimmer ging auf und ab; ſie hörte jeden ſeiner Schritte. Eine Bangigkeit, die ſie ſich nicht zu erklären wußte,

überkam ſie; die höchſte Freude, Williams Rückkehr, war ihr nahe, doch nur traurige und beklemmende Gedanken füllten ihre Bruſt. Sie war ſo ganz allein; eine Furcht, die ſie nie gekannt hatte, überfiel ſie. Sie wollte zu der alten Baſe gehen, ſich an deren Bett ſetzen, doch dieſe ſchlief. Die Magd mußte ſich auch entfernt haben, denn ſie war nicht in der Küche, und im Hofe nicht zu errufen.

„Wenn doch Vater John käme" dachte Helga. — Da glaubte ſie die Hausthür ſich leiſe öffnen zu hören, und erwartete jeden Augenblick auch die Stubenthür werde ſich aufthun, und der freundliche Greis eintreten. Doch vergebens. — Plötzlich kam es ihr vor, als würden die Schritte des Fremden über ihr leiſer, unregelmäßiger; bald unterſchied ſie deutlich zwei Gehende. Eine angſtvolle Ahnung, dieſe Warnungsſtimme derer, die nicht ſchuldig genug ſind, um fremde Schuld zu durchſchauen, überfiel ſie. Ein dunkler Trieb führte ſie hinauf an die Thür des Gaſtes. Auf den Zehen ſchlich ſie näher, und blieb zitternd ſtehen, als ſie ſchon auf dem Gange Hallands Stimme erkannte, der mit dem Fremden im lebhaften Geſpräch war. — „Ihr ſeid ein Thor!" ſprach dieſer, „bedenkt die Summe und laßt Eure andren Bedenklichkeiten. Was habt Ihr Euch vorzuwerfen? Ihr habt ſiebzehn Jahre für das Mäd-

chen geſorgt, jetzt iſt die Zeit wo ſie das vergelten kann, und nun will ich die Sorge übernehmen."

„Ich weiß gewiß, ſie wird nicht fortwollen" antwortete Halland mit unentſchloſſenem Ton.

Dieſe Worte warfen ein eiſiges Erſtarren in Helgas Bruſt. Mit angehaltenem Athem und vor Schreck faſt gelähmten Knieen, wankte ſie leiſe näher und blieb an der Thür ſtehen.

„Sie wird ſchon" erwiederte der Fremde. „Wir erzählen ihr die Fabel von ihrer Geburt, ihrer geretteten Mutter, zu der ich ſie bringen will, von dem Reichthum ihrer Eltern, von — weiß der Teufel was ſonſt noch, aber ich werde ſchon ſprechen. Glaubt Ihr, ich hätte nicht ganz andre Mädchen als ſie zu überreden gewußt? Laßt das meine Sorge ſein. Und will ſie nicht, nun dann gebraucht Euer Anſehn; und ſie wird gehorchen!"

„Wenn ich nur wüßte, daß es ihr gut ginge," ſprach Halland unentſchloſſen.

„Wie könnt Ihr zweifeln! Wenn ich ſo viel Geld gebe für das Mädchen, werde ich ſie, die ich lieb haben will wie meinen Augapfel, kümmerlich halten? Sie ſoll in Sammt und Seide gehn, wie eine Prinzeſſin! — Sie wird im erſten Augenblick weinen, das kenne ich ſchon an den Mädchen. Aengſtlichkeit, Verſtellung — Kinderzien! Aber wartet nur ihren erſten Brief ab!

Doch nun zum Entſchluß! In dieſer Nacht, wo möglich in dieſer Stunde, müſſen wir fort, denn ſonſt könnten wir den „Georg den Dritten“ verfehlen, trotz der Laternen die der Capitain aushängen will, wie er mir ſchreibt. Aber auf das Schiff muß ich, denn daran hängt mein ganzes Vermögen. Sind die Schiffsleute beſtellt?“

„Ja.“

„Und willig und verſchwiegen? — Ihr habt doch jedem funfzig Dukaten verſprochen, wenn ſie vernünftig ſind, und im Nothfall helfen?“

„Ja,“ ſeufzte Halland mehr als er ſprach.

„Nun ſo eilt, laßt das Boot in Stand ſetzen und die Sachen abholen. Helga braucht auch nicht einen Strumpf mitzunehmen, denn wie geſagt, in dem Koffer dort iſt alles was ſie nöthig hat. Als eine Dame von Stande könnte ſie auch von ihren bisherigen Kleidern nichts gebrauchen!“

Bis dahin hatte ſich Helga mühſam auf den Füßen erhalten, jeder Entſchluß war durch den plötzlichen Schrecken in ihr gelähmt. Jetzt fühlte ſie, daß es zu handeln gelte, daß ſie nur wenige Augenblicke für ſich habe. Leiſe, aber mit der Schnelligkeit des Rehes, flog ſie Gang und Stufen hinab in das Gaſtzimmer. Ein dunkler Trieb ſagte ihr, daß Flucht für jetzt das Beſte ſei: ſie warf alſo ohne einen Augenblick zu ver-

lieren, ihren Mantel um, und verließ, so rauh die Nacht war, das Haus. Zu John zu eilen, diesem Alles zu entdecken, seinen Rath, seine Hülfe anzusprechen, war ihr erster Gedanke. Mehr hastig laufend, als gehend, mit dem stärker gewordenen Winde kämpfend, erreichte sie athemlos sein Häuschen. Sie fand die Thür verschlossen; seltsam und ungewöhnlich! Sie klopfte, niemand öffnete; sie umkreiste das Haus und pochte an die Läden — Alles wie erstorben darin! Ein starrer Schrecken lähmte ihre Glieder, es durchfuhr sie der Gedanke, daß John vielleicht um das wisse, was man gegen sie unternehmen wolle, und einverstanden sei; doch sie verwarf ihn unwillig. Und mit Recht, denn nur deswegen fand sie das Haus leer, weil John mit zwei Lootsen auf einem Boot in die See gegangen war, um dem „Georg den Dritten" auf welchem William nach der Berechnung aus dem Stande des Windes schon diesen Abend eintreffen konnte, entgegen zu fahren, und ihn so um einige Stunden früher zu begrüßen. Zu verfehlen war er schwerlich, da es bräuchlich war, daß ein Schiff welches einen Passagier aussetzen oder Lootsen an Bord haben wollte, wenn es im Dunkeln kam, Laternen an den Masten aufzog, was ja auch der Fremde erwartete, der sich auf eben das Schiff zu begeben beabsichtigte, welches William verlassen wollte. — Helga stand unschlüssig, sie zitterte; allein, in der Nacht, in

dieſer Noth, ohne Freund — da fiel ihr Rollo, fiel ihr ſeine Mutter ein. Zu ihr, von der ſie oft wie eine Tochter begrüßt worden war, wollte ſie flüchten. Wenigſtens ein Obdach für dieſe Nacht war ſie zu finden gewiß. — Auf rauhen ſteilen Pfaden, zwiſchen Sträuchern mit abgewelktem Laub, klimmte ſie den Strandhügel hinan, auf welchem das Häuschen ſtand, in dem Rollo wohnte. — Die Fenſter waren noch erleuchtet, aber dichte Vorhänge machten es unmöglich hineinzuſehn.

Drinnen ging es wunderbar zu. Die alte Selgard ſaß am Spinnrocken und manche Thräne entfiel ihren treuen Augen. Rollo hatte ſich dem Kaminfeuer gegenüber geſetzt, und ſtützte ſein trotzig ſchönes Geſicht in die Hand. Auf einer Art von Ruhebett aus Matten und Decken lag ſeine Mutter bleich und matt; ſie ſchien wie im Traum zu ſprechen und zu ſingen, doch verſtand man nur ſelten die Worte. Es waren aber ihre alten Lieder.

„Heut iſt es einmal wieder recht arg mit ihr" begann Selgard halblaut. „Das Wetter wird ſchwer werden!"

„Ich wußte es ſchon draußen auf der See" ſprach Rollo, „die weißen Windwolken ſagten mirs, daß hier die ſchwarzen Trauerwolken aufziehn würden! — Horch pochte es nicht?"

„Der Wind mag an der Thür geraſſelt haben“ erwiederte Selgard.

Die Kranke richtete ſich empor und ſang:

„Laßt ein die arme
Die zitternde Maid!
Verſtoßt ſie nicht grauſam,
Ihr Weg ach war weit!
Ihr Fuß iſt ſo müde,
Zerriſſen die Hand
Vom Dornengebüſch
An der Felſenwand!“

„Wahrlich es pocht, Selgard — horch es ruft draußen!“ ſprach Rollo und ſtand auf.

„Nichts, nichts, mein Sohn, Windsgeräuſch — nichts weiter!“ erwiederte Selgard und ſpann weiter.

Doch die Kranke, die in dieſem Zuſtande ein leiſeres Ohr hatte, ſprach, ihre Phantaſien mit der Wirklichkeit miſchend, mit geſchloſſenen Augen vor ſich hin: „Oeffnet doch, laßt die Verirrte ein, ſie iſt ja ſo müde!“

Jetzt pochte es am Fenſter; Rollo ſprang hinzu und zog den Vorhang in die Höhe um es zu öffnen und hinauszuſchauen. Da fiel das helle Licht aus der Stube auf Helgas blaſſes zitterndes Antlitz die draußen ſtand; der Knabe ſprang erſchreckt zurück und rief: „Iſt das ihr Geiſt?“

Die Kranke ſtarrte hin, lächelnd und weinend

ſtreckte ſie die Arme aus und ſagte irren Geiſtes: „Komm herein, Töchterchen! Denkſt Du ich kenne Dich nicht? Ich ſuche Dich ja ſchon ſo lang!“

Helga nickte und gab Zeichen; Rollo hatte ſich ſchon gefaßt und war hinausgeeilt um die Thür zu öffnen. An Helgas Seite trat er wieder ein. „Komm, komm!“ bat die Kranke mit weicher Stimme, und ſtreckte die Arme verlangend nach ihr aus. Helga ſchwankte erſchöpft näher. Selgard, die ihr entgegen geeilt war, rief erſchreckt: „Um des Heilands Erbarmen! Kind, wie ſiehſt Du ſo bleich! Was iſt geſchehn, ſprich doch!“ —

„Ich nur eine Bitte“, erwiederte Helga, „laßt mich dieſe Nacht bei Euch, dieſe eine Nacht, — und wenn ſie mich ſuchen, verrathet mich nicht!“

„Wer will Dir etwas zu Leide thun?“ rief Rollo heftig, und der Muth funkelte aus ſeinem Auge.

„Komm, verbirg Dich an meiner Bruſt“ bat die Kranke gleichzeitig, „Du biſt ja meine ſüße holde Tochter — Du ſollſt mich ins Grab legen!“ — Helga ging zu ihr, kniete an ihrem Lager, und duldete es in ſüß ſchmerzlichem Gefühl daß die Arme ſie umſchlang und das Haupt an ihre Bruſt zog, um es zu liebkoſen und zu küſſen. Endlich fragte Selgard, da Helga ruhiger geworden war, was ſie herführe. Ein zartes Gefühl jungfräulicher und kindlicher Scheu hielt

ſie ab die Urſache ihrer Flucht anzugeben; ſie wollte ihren Vater nicht Preis geben, deſſen Schuld ſie mehr vermuthete als kannte.

„O bitte, laßt mich's verſchweigen" bat ſie daher, „nur verrathet mich nicht, wenn man mich aufſucht."

Alle verſprachen es. Rollo in einer Wallung, die ihm alles feurige Blut in die Adern jagte.

Vierzehntes Kapitel.

Der Wind war heftiger geworden; er ſteigerte ſich zum Sturm. Heulend umſauſte er den Leuchtthurm, und jagte die brandenden Wellen hoch gegen das Ufer hinauf. — Halland, der das ganze Haus nach ſeiner Tochter vergeblich durchſucht hatte, kam eben auch von der Thurmhöhe herab, wo er zur Beſorgung der Lampen und in der letzten möglichen Vermuthung geweſen war, Helga möge dort hinaufgegangen ſein. Regen und Waſſerdunſt ſtäubten in der Luft, es war finſter wie im Grabe, der Wind ſchnitt ſo ſcharf, daß Hände und Geſicht eiſig erſtarrten, und die dichteſte Kleidung keinen Schutz mehr dagegen gewährte. In den Mantel gewickelt, ſich vor Froſt und innerm Unmuth ſchüttelnd, trat Halland in das Gaſtzimmer des Hauſes, wo der Fremde unruhig auf und nieder ging.

„Nun?“ fragte er bei Hallands Eintritt. „Sie iſt nicht zu finden!“ erwiederte dieſer. „Es wäre auch heut alles vergeblich, denn in dem Wetter geht kein Lootſe in See, und wenn Ihr ihm eine Schiffsladung voll Dukaten geben wolltet!“

Der Fremde ſchoß einen wilden erbitterten Blick auf Halland, er glaubte ſich getäuſcht; doch ſchwieg er. — Im Hintergrunde des Gemachs ſaßen am Ofen zwei Schiffer; es waren durch Trunk und wüſte Lebensweiſe herunter gekommene Leute, die einzigen des ganzen Ortes die Halland für fähig hielt, für eine gute Bezahlung zu ſchweigen, falls Helgas Entführung Gewalt nöthig gemacht hätte. Der Fremde hatte ihnen Branntwein geben laſſen ſo viel ſie mochten; vor einer Stunde waren ſie auch noch zu der Fahrt bereit geweſen. Jetzt aber, obwohl halb trunken, ſtanden ſie auf und ſagten: „Nein Herr! Halland hat Recht! — Bei dem Wind kann der Teufel nicht halten!“

„Wie!“ rief der Fremde mit einem von Schrecken und Ingrimm verzerrten Geſicht, „nicht bis an das Schiff, wollt Ihr mich bringen, wenn es hier in die Strommündung einläuft?“

„Nicht einen Strohhalm breit aus dem Hafen — bis der Wind umſetzt, — dann nach Spitzbergen, wenn Ihr Luſt habt“ — grunzte der eine Schiffer mehr als er ſprach.

„Memmen!“ brach der Fremde wüthend aus, und ſtampfte mit dem Fuß; „iſt Euer hündiſches Leben mehr werth als das meinige? Und ich ſetze mich ein, wenn der Sturm noch ſiebenmal ſtärker wüthet!“

In dieſem Augenblick packte ein ſo furchtbarer Windſtoß das Haus, daß es in allen Grundfeſten zitterte; die Hausthür flog krachend auf, die Fenſter klirrten und ein donnerähnliches Sauſen betäubte das Ohr.

„Auch bei dem Lüftchen, Herr?“ fragten die Schiffer lachend, und ſtreckten ſich gemächlich auf der Ofenbank aus.

Der Fremde ſtand bleich wie Marmor da; ſeine Augen rollten, er ſprach kein Wort. — „Ja“ ſagte er nach einer Pauſe der tiefſten Stille, die auf den Windſtoß gefolgt war; „ich frage nichts darnach. Ich muß auf den „Georg“ oder die See mag mich verſchlingen. Wollt Ihr für tauſend Pfund fahren?“ Dabei hielt er ſein Taſchenbuch in die Höhe.

Eine wilde Geldgier zuckte über das Antlitz der Trunkenen; der Preis war ihnen ſo etwas Unglaubliches, wie die Fahrt unmöglich. Sie ſchwankten zwiſchen Beidem. — „Wollt Ihr?“ wiederholte der Fremde, und da ſie im Wahnſinn ihrer Trunkenheit entſchloſſen ſchienen, wandte er ſich haſtig doch heimlich zu Halland, packte ihn an der Schulter und raunte ihm ins Ohr: „Und Ihr müßt das Mädchen herbeiſchaffen!“

„So geht und ſucht ſie ſelbſt“ antwortete Halland wild, „ich weiß nicht, wo ſie ſteckt!“

„Schurke, so ist unser Handel null und nichtig, und Du zahlst mir heraus was ich Dir darauf gegeben!“ sprach der Fremde mit verbissener Wuth, und Halland trat bleich vor Zorn und Schreck einen Schritt zurück.

In diesem Augenblick donnerte ein Kanonenschuß mit mächtigem Hall über Sturm und Wogenbrausen hinweg durch die Nacht.

„Teufel, was ist das! — Ein Schiff in Noth!“ riefen die Lootsen und sprangen nach der Thür. Alle folgten schnell, denn jeder ahnte, es werde der „Georg“ sein, der den Nothschuß gethan, welchem bald darauf ein zweiter und dritter folgte. —

Sie waren die ersten am Strande, blieben aber nicht die Einzigen. Mit Fackeln, Laternen, Seilen, Rettungswerkzeugen eilten die Schiffer und Fischer aus allen Hütten herbei und versammelten sich am Ufer.

Auch in Helgas stille abgeschiedene Zuflucht, wo sie jetzt traulich an der Seite der Kranken saß, die durch sie ganz ruhig und mild geworden war, — denn Helga übte eine Art von Wundergewalt über sie aus — auch dahin drang der Donner der Nothschüsse. Rollo kannte diese Signale und sprang sogleich auf, um bei der Hülfe thätig zu sein. Doch Helga, deren Herz ihr mit richtiger Ahnung sagte, dies könne das Schiff sein auf dem William erwartet wurde, sank bleich und bebend nieder. Sie faltete die Hände und

auf ihren erblaßten Lippen ſchwebte ein ſtummes Gebet. Die Kranke war wild emporgeſchreckt; die Schüſſe hatten ihr plötzlich die ſanfte Ruhe wieder entriſſen, in die Helgas freundliches Weſen und Geſpräch ſie eingewiegt. Sie ſprang vom Lager auf, richtete ſich empor, ſah ſcheu und verſtört umher, legte die Hand auf Helgas Haupt, und rief: „Bete, ſüßes Herz! Bete für die dort im Höllenſchlund der ergrimmten See! O, wenn alles Tod und Schrecken rings umher iſt, und auf der Bruſt die Schuld wie ein Felſen laſtet, und Gottes Antlitz verborgen hinter ſchwarzen Donnerwolken und Stürmen, — o die Todespein, — der Schmerz — die Mutterangſt —“

„Mutter, Mutter!“ unterbrach ſie Rollo mit heftigem Ausruf und ſchlang die Arme um ſie, und weinte laut — und ermattet ſank die irre Mutter an ihm zuſammen — und er ließ ſie auf das Lager zurückgleiten. — Dann ſtürzte er wild hinaus in die Stürme der Nacht.

Am Ufer fand er ſchon hunderte von Menſchen verſammelt; ein dumpfes Murmeln lief durch die Reihen der Männer, die Frauen weinten, einige beteten. Das Schiff, welches die Hülfszeichen gegeben hatte war nicht zu ſehen, nur an dem Schimmer einiger trüben Laternen, die durch Schaum und Nebel glänzten, erkannte man daß es zwiſchen den Klippen und Sand-

bänken außerhalb der Fahrbahn, wohin es der Sturm geschleudert hatte, fest liege. Rollo empfand wie die Andern das Gefühl der Ohnmacht hier Hülfe zu leisten, mit tiefem Schmerz. Plötzlich bemerkte er unter dem Halbdunkel des Fackel- und Laternenlichts durcheinanderirrende Gestalten, eine Gruppe wo mehrere Frauen und Männer um einen, wie es schien, Ohnmächtigen oder Kranken versammelt waren. Er trat näher und erkannte den alten John, der mit bleichen Zügen und geschlossenen Lippen auf dem Strande saß. — Er war in See gewesen um William an Bord zu nehmen, doch der sich erhebende Sturm hatte die Schiffer gezwungen wieder einzulaufen, obwohl sie das Schiff das sie suchten in der Ferne auf hoher See gesehn hatten. John konnte nicht zweifeln, es war der „Georg", der dort zwischen den Klippen auf derselben Stelle lag, wo er selbst vor siebzehn Jahren gescheitert war. Jeder brausende Anlauf des Sturms, jede aufgebäumte überstürzende Welle drohte dem Leben seines einzigen Sohnes, der in dem Augenblick untergehn sollte, wo er in den Hafen des seligsten Glücks einzulaufen, seinen Vater in den des friedlichen Alters einzuführen hoffte.

Während Rollo ihn theilnehmend betrachtete, drängten sich zwei Männer schnell an ihm vorbei; in dem einen erkannte er an dem wolligen braunen Sturmkittel und übergekrämpten breiten Hut, Halland,

obwohl er das Geſicht nicht geſehen hatte; der andere war der Fremde, bis an die Zähne in ſeinen Mantel gewickelt. „Hier iſt nichts zu machen, und ſie iſt auch nicht hier," ſprach er murmelnd im Vorübergehn. „Laßt uns auf den Leuchtthurm. Ich mag hier nicht bleiben; bevor der Tag nicht graut, iſt nicht an Hülfe zu denken."

John wurde in ſein Haus getragen; Nello blieb mit den Uebrigen am Ufer. Sie beobachteten unausgeſetzt Meer und Wind, ob ſich vielleicht eine Möglichkeit zeigen werde aus dem Hafen und an das Schiff zu kommen. Doch es ſchien nicht zu hoffen. — Verwundert aber waren die Strandbewohner daß die Mannſchaft nicht den Verſuch machte, ſich auf den Booten zu retten. Einige meinten, es müſſe noch nicht ſo große Noth ſein, das Schiff noch den Wellen trotzen, weshalb ſie den Tag abwarten wollten; andere fürchteten, man werde in der erſten Beſtürzung, wie es ſo oft geſchieht, die Rettung durch die Boote zu ſchnell verſucht haben, und ſie möchte verunglückt ſein.

So verſtrich die Nacht. Der erſte Dämmerſchein des Morgens zeigte ſich am äußerſten Himmel; der Sturm hatte nachgelaſſen, wiewohl er noch heftig genug war; das Meer hob ſich in mächtigen grauſchwarzen Bergen, die jeden Augenblick einſtürzten und ſich neu emporthürmten. Jetzt ſah man das Schiff im Zwielicht

liegen. Ein Dreimaſter; doch der groſse Maſt und der Fockmaſt waren weggebrochen; an den andern flatterten nur einzelne losgeriſſene Segelſtreifen; die äuſserſte Nothflagge war aufgehißt. — Einige Lootſen die den Strand hinabgegangen waren um ihn zu unterſuchen, berichteten daß Trümmer eines zerſchellten Bootes ausgeworfen ſeien; aller Wahrſcheinlichkeit nach war ein Rettungsverſuch den die Mannſchaft gemacht hatte, verunglückt. —

Der Fremde kam jetzt von dem Leuchtthurm herab. Er trat unter die Schiffer, hielt eine ſchwere Börſe hoch empor, und rief mit lauter Stimme: „Tauſend Guineen demjenigen, der dieſen Brief an Bord des „Georg der Dritte" ſchafft, und mir das Käſtchen mit Dokumenten unverſehrt bringt, welches ich dem Capitain bezeichnet habe! — Hundert Guineen für den Verſuch, ſelbſt wenn er mißglückt!"

Die Schiffer ſahen einander an; ſie betrachteten das wüthende Meer, den ſcharfen Wind der gerade auf den Hafen ſtieß, es ſchien unausführbar, ſo lockend das ſchimmernde Gold einigen ins Auge blitzte.

„Es iſt unmöglich!" ſprach endlich ein alter Lootſe.

„Es iſt gefährlich, aber nicht unmöglich!" rief Rolfsi feurig; „aber für das Gold des Menſchen da rühre ich kein Ruder an!"

Rollos Kühnheit und Gewandtheit zur See hatte ſich auch bei den Schiffern der Weſterſpitze ſchon in Anſehen geſetzt. Einer jener Trunkenen von geſtern Abend ſagte daher:

„Wartet noch eine Stunde, dann wollen wir ſehn, was zu thun iſt!“

„Wartet noch eine Stunde!“ rief der Fremde und ſtampfte mit dem Fuß, „wartet bis die See das Wrack in Splitter geſchlagen hat. Warten Sturm und Wellen bis es Euch gefällig iſt? — Wollt Ihr junger Menſch?“ wandte er ſich zu Rolle. Doch dieſer den ein geheimer Widerwillen gegen den Fremden ergriffen hatte, welcher vielleicht von einer dunkeln Ahnung herrührte, daß ſein Hierſein mit Helgas Flucht und Kummer zuſammenhänge, kehrte ihm ſtolz den Rücken.

„Zwei tauſend Guineen, wer ſogleich in See geht!“ rief der Fremde laut.

Zwei tauſend Guineen! Das goldbegierige Herz ſchlug den beiden Schiffern. „Topp! wir wagen es!“ riefen ſie aus einem Munde und ſtürzten dem Hafen zu; der Fremde ihnen nach. — Bald ſah man die Verwegenen, denen keiner ſich anſchließen mochte, in See. Das Boot ſchwankte aus dem Hafen, jetzt hing es auf der Spitze einer Woge, jetzt ſank es in den Abgrund, und ward mehrere Sekunden nicht geſehn. Rollo glühte vor innerer Theilnahme an der verwegenen

That. „Sie halten gut!“ rief er von einem Stein herab auf den er gesprungen war; „sie halten gut! Erst müssen sie unter dem Winde der Felsenkette sein, dann lassen sie sich von dem Rückstoß in die Fluth jagen, und können so von oben herab an das Wrack. — Halt, das ist zu früh! Sie wenden zu früh, es wird schlecht gehn!“

„Es wird gut gehn,“ antwortete ein Lootse, „der Wind jagt sie jetzt schnurstraks hinüber.“

„Ich sage Euch, er ist zu scharf geschnitten,“ rief Rollo, sie müssen nicht gerade heran, sondern landwärts! — Doch seht, jetzt wird es auf dem Wrack lebendig! Es sind noch Leute oben; sie bemerken daß das Boot heran will!“

„Ist es möglich? Ist Rettung möglich?“ tönte eine Stimme hinter Rollo. Es war John.

„Es war möglich!“ antwortete Rollo, und blickte blaß, finster und besorgt in die See. Plötzlich zerriß ein lautes Schrei von hundert Stimmen die Lüfte; der Sturm hatte das Boot gepackt und umgestürzt; Kiel oben trieb es auf den Wellen. — „Ich sagte es zuvor“ sprach Rollo abgewandt zu John; sie schnitten die Sturmlinie zu scharf, sonst hätten sie herankommen können!“

Mit bittenden Augen schaute John zu dem Jünglinge auf; seine Lippe wagte den Wunsch seines Herzens

nicht auszuſprechen. In Rollo kämpfte ein großer Entſchluß! Er wußte jetzt daß William auf dem „Georg“ war! Da fühlte er ſeine Hand heftig ergriffen, und als er umblickte, ſank ihm Helga athemlos in die Arme. — Er hielt ſie im Rauſch einer betäubenden Seligkeit umſchlungen; ſein Herz loderte auf in den flammenden Wundern unbegriffner Liebe. Ein Glück das ihn überdrang wie ein Meer, zu groß für ſein, für ein Herz in der Welt um es zu faſſen. Die Wogen ſchlugen über ihm zuſammen, um ihn, in ihm, war nur das Eine, alles andre war verſchwunden.

Helga wußte Alles, Rollo errieth Alles, — er blickte auf ſie, auf ihr bleiches Antlitz, ihre Thränen, — er ſah den zitternden Vater neben ihr. Plötzlich riß er ſich entſchloſſen los, ſein veredeltes Empfinden drängte ſich wie die elektriſche Kraft der Wolke zum plötzlichen Blitz der That zuſammen. „Ich gehe in See!“ rief er, und allein, wenn niemand mich begleiten will!“

Er wollte fortſtürzen, doch Helgas umſchlingende Arme hielten ihn feſt; ſie drückte ihr weinendes Antlitz gegen das ſeinige, bedeckte ſeinen Mund mit heißen Küſſen, und rief zwiſchen Schluchzen und Beben, mit halb erſtickter Stimme: „Bruder, ewig mein Bruder! Mein ganzes Leben ſei Dein! Ich will Dich nie verlaſſen!“

John vermochte nichts zu ſprechen; er entblößte ſein Haupt, richtete das fromme Auge zum Allmächtigen, faltete die Hände betend, und große Thränen rollten über ſeine Wangen.

Die Strandbewohner ſtanden ſchweigend im Kreiſe um die Gruppe; auch der Fremde heftete ſein ſtarres Auge auf Helga und den Jüngling, wagte aber kein Wort von ſeinem Auftrag zu ſagen, weil er wohl fühlte, er habe kein Anrecht an dieſer aufopfernden That. Auch Halland ſah ſeine Tochter, doch vom böſen Gewiſſen zurückgehalten, wagte er nicht einmal zu fragen, wo ſie die Nacht zugebracht habe.

Endlich entwand ſich Rollo den Armen Helgas; indem er einen Blick nach ſeinem Hauſe hinaufwarf, rief er plötzlich: „Fort jetzt, geſchwind, haltet mich nicht auf, ſonſt iſts zu ſpät!“ Mit dieſen Worten theilte er haſtig die Menge, denn er ſah ſeine Mutter kommen! — Ihr Jammer, fühlte er, werde ihn zurückhalten, darum entfloh er in fliegender Eile.

Die Unglückliche war, wie es in ihrem gereizten Zuſtande nicht ſelten iſt, nur durch die Ahnungen ihres Mutterherzens, nicht durch ihr Wiſſen herbeigetrieben. Rollo hätte ſich ihren umklammernden Armen nicht zu entreiſſen vermocht, wäre er nicht entflohen geweſen, als ſie den Strand erreichte. Sie lief mit fliegendem

Haar und irren Blicken auf Helga zu, und rief: „Tochter, wo iſt mein Rollo?“

Helga war noch zu betäubt, um antworten zu können. Da hörte die angſtvolle Mutter den Ruf des Fremden, der durch ein unerklärliches Gefühl der Ehrfurcht vor Rollos erhabenem Wollen zurückgehalten ihm ſelbſt den Auftrag und Lohn anzubieten, den er jenen Schiffern verſprochen, jetzt mit lauter Stimme Andere zur Hülfsleiſtung aufforderte.

„Tauſend Dukaten für Jeden“ rief er aus, „der auf dem Boot mit in die See geht, und mir meine Papiere vom Schiff bringt. Fordert nur das rothe Käſtchen aus London! — Wie?“ rief er, da alle verſtummten, hat nicht einer unter Euch den Muth jenen Knaben zu begleiten?“

Rollos Mutter hatte mit ſtarren Blicken an dem Sprechenden der ihr halb mit dem Rücken zugewendet war, gehangen, weil ſie durch ihn zu hören glaubte, was ſie von Rollo wiſſen wollte. „Iſt mein Rollo auf der tobenden See?“ rief ſie jetzt, und ſchritt bebend vor Spannung auf den Fremden zu. Er wandte ſich um, — da fuhr ſie zurück, als ſähe ſie ein Geſpenſt; erſtarrt mit aufgehobenen Händen ſtand ſie da, einer Bildſäule gleich — plötzlich rief ſie aus: „Ralph!“ und ſank leblos zuſammen.

Johu, der die Arme zum erſtenmal ſah, ſeit ſie

den Strand betreten hatte, war mit Helga zu ihr geeilt um ihr Hülfe zu leisten. Als sie diesen Schritt that, war es ihm als zerreiße ein Gott plötzlich die Schleier die sein Auge umhüllten, sein Blick flog von ihm zu ihr, und er erkannte mit gleicher Blitzesschnelle Ralph, und seine verlorne unglückliche Schwester Margarethe. Einen Augenblick lähmte die Plötzlichkeit dieser Enthüllung jede Kraft des Denkens und Empfindens in seiner Seele. Dann aber flegte in seinem milden Herzen der warme Strahl der Liebe, und in Wehmuth schmelzend, sank er neben der in Helgas Armen niedergleitenden Margarethe auf die Kniee. Hätte sein Bruderherz sie nicht an Stimme und Zügen, wie erloschen sie auch im langen Kummer waren, erkannt, jetzt hatte er tausend Zeichen! Sie trug ein Kreuz an einer Perlenschnur, das er ihr selbst geschenkt; erfand ein kleines Maal auf ihrer Stirn wieder, eine leichte Narbe an ihrer linken Hand. — Da lebte in seiner Seele eine Kraft des Glaubens auf, die ihn emporrichtete. In diesem Augenblick, so fühlte er tief und lebendig, führt der Himmel die Schwester nicht in Deine Arme zurück, damit er das wunderbare Gewebe seiner Fügungen gewaltsam gerade da zerreiße, wo es das herrlichste Zeugniß seines Waltens werden soll. Die wiedergefundene Schwester verbürgt Dir und der trostlosen Mutter die Rettung der edlen Söhne. —

Mit Helga um die Ohnmächtige beſchäftigt, achtete er gar nicht auf Ralph. Sein Herz war durch Prüfungen zu geläutert, um für das niedrige, nur auf der Erde giftig wuchernde Gefühl des Haſſes oder der Rache einen Boden darzubieten.

Da weckte ihn der hundertſtimmige Ruf der verſammelten Strandbewohner, der halb wie Schrecken, halb wie Jubel und Erſtaunen klang. Er blickte auf, und ſiehe, eben ſtieg Rollo's pfeilgeſchwindes Boot auf dem Gipfel einer hoch aufgethürmten Welle empor, mit ihm und vier Gehülfen, die ſeine Begeiſterung gewonnen hatte, bemannt. Er ſaß am Steuer, denn ſeiner Gewandtheit trauten die älteſten Schiffer mehr, als ihrer Erfahrung. Mit Kraft warf er das Boot herum, und ließ es durch den am Ufer gebrochenen Wind abwärts von ſeinem Ziel jagen, um dann unter dem Schutz der höheren Berge ſo weit hinaus zu rudern, bis er mit dem freien Strom des Windes auf das Wrack halten konnte. Gerade ſo hatten es die erſten Lootſen verſucht, aber nicht beſonnen genug ausgeführt. In athemloſer Spannung folgten die Verſammelten mit unverwandtem Auge dem in der ſchäumenden Brandung auf den höchſten Wellenſpitzen gefährlich hangenden Fahrzeug, das von der ungeheuren Kraft der Elemente wie ein leichter Kork ſpielend hin und her geſchleudert wurde. Ein Glück für Marga-

rethens Mutterherz, daß sie diese Folter der Todesangst in den Armen einer tiefen, gnädig über sie gehängten Bewußtlosigkeit verschlief. Helga mußte mit jüngerer Kraft des Herzens den Sturm überwinden; doch wandte sie die Blicke ab, und beschäftigte sich mit kleinen Hülfsdiensten um die Lebloſe. — Ralph war seit dem Ausruf Margarethens wie ein gerichteter Verfestigter [illegible] willenlose zusammengesunkene bleich wieder Schaum, den das Meer über die Küste warf; saß er auf einem Felsstück, und starrte sprachlos, mit erlöschendem Auge in die tobende See hinaus, als töne in ihrem Donnern sein Urtheilsspruch.

Jetzt hatte Rollo den gefährlichen Punkt erreicht, wo er sich aus dem Schutz der Küste in die hohe See [illegible] der ganzen Gewalt des Sturmwinds [illegible] Preis geben mußte. Mit dem scharfen Blick des Adlers hatte er die Windlinie [illegible] nicht zu früh oder zu spät, galt das Leben. Entschieden warf er das Boot herum; alle ruderten mit verdoppelter Kraft; jetzt faßte sie der Strom des freien Windes, blitzschnell schoß das Fahrzeug durch die schäumende Fluth, bald sichtbar, hoch auf dem Gipfel der Wellen triumphirend, bald in den tiefen Wasserschlünden verschwunden. Der kühne Steuermann stand aufrecht, und leitete das Boot so sicher, daß die Schiffer am Ufer in lautem Jubel ausbrachen, und schon froh-

lockend und jauchzend Tücher und Hüte ſchwenkten, weil es ſchien, als ſei dem kaltblütig verwegenen Knaben das Element blind zu Dienſten.

Jetzt kam er in die Brandung des Wracks; hier begann die furchtbarſte Gefahr, wo nicht menſchliches Geſchick, ſondern nur Glück, nur die Obhut des Himmels helfen konnte. Auf dem Deck des geſtrandeten Schiffes war es ſchon lebendig; man warf Seile mit Haken und Tonnen aus. Die Fluth ſprützte und ſchäumte hoch auf, das Boot verſchwand in den Wirbeln; tiefe angſtvolle Stille am Ufer; Helga betete mit bleichen Lippen, John legte ſeine Hand ſegnend auf ihr Haupt, und hing unbeweglichen Auges an der See. Jetzt tauchte das ſchon verloren geglaubte Boot wieder auf; es hing auf einer übergebeugten Wellenſpitze ſo ſcharf vorwärts gegen den Grund geneigt, daß mehrere der Lootſen am Ufer unwillkührlich ausriefen: „Herr Gott, ſie ſind verloren! Sie ſchlagen um!“ Steilrecht ſchoß das Boot in den ſchwarzen Schlund herab; alles war in der ſchäumenden Brandung begraben; auch über das Wrack hinweg ſchlugen die zermalmenden Wellen; es ſchien als habe ſich der Abgrund geöffnet, und alles Lebende verſchlungen.

Todesſtille ſchloß die Lippen aller Zuſchauenden, Todesbläſſe deckte ihre Wangen; jetzt ſank auch Johns Kraft zuſammen, und es wurde Nacht um ſeine Augen.

Da zerriß der Sturm die Nebel im Osten, und die kaum über den Rand des Horizonts erhobene Sonne stand in blutiger Glut zwischen zwei grauen Wolkengespenstern. Ihre Strahlen fielen gerade auf das Schaum- und Wogengewühl um das Wrack, und warfen einen röthlichen Goldschimmer darüber; einen Augenblick schien es als ob feurige Wogen dort gegen einander tobten. Da tauchte ein schwarzer Punkt aus dem glutschimmernden Chaos auf, und in demselben Augenblick überschallte der Jubelruf der Menge Sturm und See: „Sie sind gerettet!“

Jetzt wehten unzählige Tücher in den Lüften, die Hüte wurden freudig geschwenkt; jedem war es, als sei er selbst gerettet durch die allmächtige Hand Gottes. — Helga aber sank an Johns Brust, und sie mischten selige Thränen.

Letztes Kapitel.

Erst auf dem Lager in ihrer Wohnung erwachte Margarethe aus der langen Ohnmacht wieder, und sah sich umgeben von Rollo, Helga, William und John; lange dauerte es, bevor sie wußte ob sie mit wirklichen Sinnen diese Gestalten der Liebe sehe und fasse, oder ob es nur Traumgebilde waren, die sie umschwebten. Dann aber wurde ihr Geist auch ganz hell und klar, und es war ihr, als sei die Hülle die ihn oft schauerlich bedeckte, für ewig verschwunden. Nun konnte sie die Wahrheit vernehmen, die alle Herzen, die sie umgaben, mit seligem Glück erfüllte.

William hatte den Knoten der verschlungenen Geschicke gelöst; nicht nur die Schwester Margarethe war dem Bruder John zurückgegeben, sondern auch Rollo fand in Helga seine wirkliche, seine Zwillingsschwester. — Ein Fremder von edlem Ansehn stand im Hintergrunde der Gruppe; er hatte die Fäden entwirren helfen. — Auf seiner Rückkehr von New-York fand sich William mit demselben zufällig auf dem Schiff zusammen. Da er einst im Gespräch seines Wohnortes erwähnte, wurde der Fremde aufmerksam,

und es ergab ſich, daß er ſich auf demſelben Schiff befunden hatte, auf welchem John mit den Seinigen ſtrandete. Es war jener junge Arzt geweſen, welcher der Unbekannten bei der Entbindung von Helga Hülfe geleiſtet hatte; ſein Name war Hullborn. — Als das Boot den Rettungsweg verſuchte, hatte die ärztliche Pflicht ihn zu lange zurück gehalten, — er kam zu ſpät. — Doch zu ſeinem Heil, denn das letzte Boot ſchlug um, und alle die es beſtiegen hatten, fanden den Tod in den Wellen. Er glaubte, durch Nacht und Verwirrung getäuſcht, John und deſſen Gattin mit dem geretteten Kinde auf dieſem Boot. Beſtürzt kehrte er zu der Mutter zurück, deren ſchwere Stunde noch nicht überſtanden war, ſondern die ein zweites Kind gebar, Rollo. Das Wrack wurde von den Stürmen wieder in die See hinaus getrieben; niemand als der Capitain, ein alter kränker Matroſe, der ſich nicht hatte retten können, Hullborn und die Kranke waren an Bord. Sie trieben bis auf die Klippen vor dem Eiderholm. Der Matroſe war inzwiſchen geſtorben, und der Capitain, im Glauben, das Wrack könne nicht mehr halten, wagte den Verſuch, bevor er ganz die Kräfte verlöre, ſich in die Brandung zu werfen, und ſchwimmend das Ufer zu erreichen, — doch vergeblich. Hullborn, der nicht ſchwimmen konnte, blieb bei der Wöchnerin, und wurde dadurch mit ihr gerettet; denn obgleich die Wel-

len das Wrack faſt ganz zertrümmerten, ſo kamen die Boote der Eiderholmer doch noch zur rechten Zeit.

In dieſer Stunde der Noth, hatte Margarethe den menſchenfreundlichen Hullbern zum Vertrauten ihres Schickſals gemacht. Ein Käſtchen, das ihre Papiere enthielt, wurde mit ihr gerettet; Hullbern ſorgte mit den Aelteſten der Inſelbewohner für die Sicherheit des kleinen Vermögens, und gründete ſo das ruhige Daſein Margarethens auf Eiderholm, wo ſie in tiefſter Verborgenheit lebte, da Hullbern ſtrenges Verſchweigen ihres Namens und Aufenthalts verſprochen hatte. Sie wußte wohl, daß ſie zwei Kinder geboren hatte, doch Hullbern verbarg ihr das Schickſal des erſten, indem er ihr ſagte, es ſei gleich nach der Geburt geſtorben. — Nachdem Margarethens Verhältniſſe geordnet waren, und die treue Selgard ſich ihr als Pflegerin beigeſellt hatte, verließ Hullbern die Inſel. Nach langem Umherſchweifen ſetzte er ſich in Amerika feſt, wo er ein anſehnliches Vermögen erwarb, und gerade mit dieſem nach Europa zurückkehrte, als eben William dieſelbe Reiſe machte.

Da beide ihre Schickſale, die ſich an einem ſo merkwürdigen Punkt gekreuzt hatten, gegen einander austauſchten, ergab es ſich als Gewißheit, daß Margarethe, ohne es zu wiſſen, auf demſelben Schiff mit ihrem Bruder John aus England flüchtete, und als

höchſte Wahrſcheinlichkeit, daß Helga und Rollo Geſchwiſter ſeien.

Es kam nur noch darauf an, zu ermitteln, ob William und Hullbern dieſelbe Bewohnerin des Siverholms meinten. Da William wegen ſeiner Reiſe nach New-York die Briefe der Seinigen nicht erhalten hatte, wußte er noch nicht, daß Rollo und deſſen Mutter Bewohner ſeiner Heimath geworden waren, ſonſt hätte er dem Vater ſogleich ſeine Entdeckungen geſchrieben, ſo aber hielt er es für gerathener, erſt den letzten Punkt der Ungewißheit genau zu prüfen. Dies war jetzt geſchehen, dadurch, daß Rollo ſelbſt als Retter derjenigen erſchien, die auf dem Georg III. ausgeharrt hatten. Freilich nur wenige, denn gleich bei dem Stranden ſtürzte ſich Alles wie gewöhnlich wild und verzweifelnd in die Boote; ſie wurden überladen, ſchlugen um und ſanken. William, der Kühnheit und Redlichkeit ſeiner heimathlichen Schiffer vertrauend, hielt es für ſicherer auf dem noch haltbaren Wrack den Tag zu erwarten; Hullbern, der ſchon einmal dadurch gerettet worden war, zog dies ebenfalls vor. Mit ihnen noch einige andere. So brach denen, die die Verlornen ſchienen, der Rettungsmorgen an, und die Strahlen ſeiner Sonne leuchteten in das dunkle Gewebe wunderbar verketteter Verhängniſſe hinein, denn mit wenigen Fragen an Rollo über den Tag ſeiner

Geburt war es entſchieden, daß Margarethe ſeine und Helgas Mutter ſei.

Nun ſchwieg der unruhige, wilde Drang in des Knaben Bruſt; nun gewann er an Helga ganz, wornach ſein Herz ſich ſehnte, eine Schweſter!

Margarethens langes Mutterſehnen war geſtillt, — die Jahre ihrer Buße geendet, Vergebung, Verſöhnung überall! Dieſe ſeligen Strahlen theilten auch die Gewölke der Krankheit, welche bis dahin ihre Seele ſo oft umſchattete.

Ein ſanfter Lebensabend mit milden Lüften der Liebe und des Friedens brach für ſie und John an; ihr Glück war um ſo ſüßer, je ſchwerer ſie es erkauft hatten!

Nach Ralph forſchte niemand; doch man wußte, er lag in Hallands Hauſe in ſchweren düſtern Krankheitsbanden. Das einzige drückte ſtörend auf den glücklichen Kreis, daß Helga und Rollo ihn Vater nennen ſollten, der ihre Mutter ſo grauſam verrathen hatte. Denn er hatte ihr gelobt, wenn ſie heimlich die Seinige würde, ihren Bruder zu retten; doch er wollte nur ſeine entbrannte Luſt an dem jungen Weſen, und ſeine verheimlichte Rache an John kühlen. — So erfuhr Margarethe bald, daß ſie getäuſcht war, daß kein wirklicher Prieſter, ſondern ein erkaufter Betrüger ihren Bund eingeſegnet hatte, und darum flüchtete ſie, um ihre Schande zu begraben, erſt aus

dem Hauſe ihres Bruders, dann aus dem Vaterlande. —

Nach einigen Tagen kam Halland, der im Gefühl ſeines Unrechts, über welches Helga milde ſchwieg, ſie, ohne Anſprüche irgend einer Art an ſie zu machen, bei der Mutter gelaſſen hatte, in das Haus derſelben, und brachte Helga und Rollo die Bitte des ſterbenden Ralph (dem Alles kund geworden war), durch ihr Erſcheinen an ſeinem Lager, ſeine letzte Stunde zu erleichtern. Sie kamen, Margarethe, John, William mit ihnen; Herz, Lippe und dargereichte Hand vergaben dem Sterbenden, doch ſein Gewiſſen vergab ihm nicht, und mit kalten Schauern blickte er zumal Helga an — ſeine Tochter!! — Dieſes Gefühl des letzten, an der Schwelle des Lebens verſuchten Frevels drang mit giftigem Stachel in ſeine Todesſtunde ein. —

Als er geendet hatte, und beſtattet war, fiel kein düſtrer Schatten mehr in das Glück der liebend vereinigten Herzen.

Noch bevor ein Jahr, nach dem Tage, wo die hellen Glocken des nahen Kirchleins die liebliche Helga zur Chriſtin einſegneten, verſtrichen war, tönten ſie der Braut Williams am Altare. Doch dieſem ſchönen Feſte folgten nicht ſo rauhe Stürme, wie jenem, ſondern ein heiterer Himmel wölbte ſich über ihr Daſein, wie die Heiterkeit eines unſchuldigen Sinnes ihr Herz mit ſeinen reinen Segnungen erfüllte. —

Berghold.

(Eine romantiſche Erzählung.)

Im zwölften Jahrhundert wohnte in Böhmen, auf einem Schloſſe an der Elbe, in der Gegend des heutigen Schreckenſteins, ein alter Ritter mit ſeiner Gemahlin in tiefer Einſamkeit und Zurückgezogenheit. Nur ein Sohn war ihm von allen ſeinen Kindern geblieben, ein Knabe von reizender Schönheit, dem die Mutter auf den Rath eines frommen Mönches den Namen Berghold gegeben hatte. Denn der gelehrte Vater hatte zu der Stunde wo das Knäblein, welches man als einen Spätling ſchon für ein beſonderes Gnadengeſchenk des Himmels hielt, geboren wurde, den Stand der Geſtirne ſorgfältig geprüft, und noch manche andere Zeichen in Obacht genommen. Daraus erſah er, daß die wunderbaren Bewohner des Waldes und Gebirges einen beſonderen Antheil an dem Neugebornen nehmen, und ihn ſein Leben hindurch ſorgfältig beſchützen würden. In der Nacht aber bevor das Kind getauft wurde, hatte der Mönch einen deutungsvollen Traum. Es ſchien ihm als ſehe er die Wiege des Knäbleins von allerlei ſeltſamen aber wohlwollenden Geſtalten

umgeben, die das Kind liebkoſ'ten, und ihm reiche Geſchenke, Edelſteine, Gold und Silber auf das Bett legten. Dabei thaten ſie freundlich mit ihm, und nannten es mit allerlei Namen, die aber ſo durcheinand r ſchwirrten, daß man keinen verſtehen konnte. E lich that ſich die Thür des Gemachs auf, und der ater des Knäbleins trat ein. Da flüchteten die fremden Geſtalten wie erſchreckt nach allen Seiten, und eilten aus dem Gemach; ein kleines zartes Mägdlein aber, das ſeiner Größe nach kaum ſechs Jahre zählen konnte, doch die anmuthigſte Geſtalt einer heranwachſenden Jungfrau hatte, öffnete die Thür noch einmal und rief mit ihrem Silberſtimmchen herein: „Nun lebe wohl lieber Berghold, wir ſehen uns doch bald wieder.“ Hier erwachte der Mönch, und fand ſich in ſeiner Zelle, die ſo eben durch den frühen Morgenſtrahl erleuchtet wurde. Er rieb ſich die Augen ſtaunend ob des Traums; wenn er ſie ſchloß, glaubte er ſtets das kleine liebliche Weſen wieder in der halbgeöffneten Thür ſtehen zu ſehn, und fortwährend hörte er den Namen Berghold vor ſeinem Ohre klingen. Er raffte ſich daher empor, und ging ſchleunig zu der Edelfrau hinüber auf das Schloß; dieſer erzählte er den Traum, und bewog ſie dem Neugebornen den Namen Berghold beizulegen. Wunderbarer Weiſe hatte das Kind die ganze Nacht, ſo erzählte die Wärterin, im Schlaf gelächelt und mit den kleinen

Händchen geſpielt; in dem Augenblick aber wo der Mönch geträumt hatte, daß der Vater eintrete, war dieſer wirklich leiſe ins Zimmer gekommen, worauf das Kind erwachte, und bitterlich zu weinen anfing. Es erhielt alſo den Namen Berghold, ſo ungewöhnlich derſelbe auch war; aber es wuchs und gedieh aufs herrlichſte, wiewohl es keinen Heiligen zum Schutzpatron hatte. Auch führte es ſeinen Namen mit Recht, denn es war und blieb des Kindes liebſtes Vergnügen, die ſteilen Höhen des Gebirgs, oder den dunkeln Wald oder die kühlen ſchattigen Thäler und Felsklüfte aufzuſuchen, und ganze Tage daſelbſt zu verweilen. Der Knabe hatte daher auch kaum das zehnte Jahr erreicht, als er in der ganzen Umgegend ſo genau Beſcheid wußte, daß ihm jede Felsſpitze, jede Kluft und Höhle, jeder Fußpfad durch die Wälder genau bekannt war, und er ſich weder bei Tag noch bei Nacht verirrte. Seine Eltern hatten ſich ſo daran gewöhnt, daß ſie gar keine Beſorgniß mehr um ihn hegten, ſelbſt wenn er über Nacht ausblieb; denn es war offenbar, daß die unſichtbaren Bewohner des Haines ihn beſchützten und ihm auf alle Weiſe wohlwollten. Zwar erzählte Berghold nie, daß ihm ein Weſen dieſer Art begegnet ſei, aber der ſichtlichen Spuren, daß ſie ihn beſtändig umſchwebten und behüteten, waren zu viele. Selbſt in Zeiten wo ſich die wilden Wölfe häufig zeigten, ging Berg-

hold furchtlos in den öden Wald, denn die Thiere wichen scheu vor ihm zurück, und thaten ihm kein Leides; ja einmal als er müde unter einem Baume eingeschlafen war, fand man neben ihm den blutigen zerrissenen Leichnam einer Frau die Kräuter gesammelt hatte, — aber der Knabe schlief sanft und unverletzt. Als ihn der Vater befragte, ob er nicht den Hülferuf der Unglücklichen gehört habe, verneinte er es, und erzählte, ihm habe geträumt: ein kleines Mädchen mit goldenem Lockenhaar, sitze zu seinem Haupte, und wehre ihm die Waldwespen ab. Oft fand Berghold auch seltene Dinge, die nicht leicht ein anderer in den Bergen antrifft: so brachte er nicht selten schöne Erzstufen oder Edelsteine, wie sie in ihrem Felslager wachsen, mit nach Haus, die auf betretenen Pfaden vor seinen Füßen gelegen hatten, wo sie längst ein anderer gefunden haben müßte, wenn sie nicht kurz zuvor von unsichtbaren Händen hingelegt worden wären. Auch Blumen fand er, die noch niemand anders im Walde hatte blühen sehen, und die schönsten Vögel flogen ihm oft fast in die Hand. So erreichte er sein funfzehntes Jahr, wo ihn der Vater als Pagen an den Hof des Herzogs von Böhmen brachte. Mit tiefer Trauer schied er von seinen lieben Wäldern und Bergen, wiewohl sein jugendlicher Sinn mit heftiger Begierde hinausstrebte um sich in der Welt zu versuchen. Am frühen

Morgen nahm er Abſchied von der Mutter, und beſtieg, vom Vater und einem Knappen begleitet das Roß, welches ihn ſeiner Beſtimmung entgegen tragen ſollte. Als er nun ſo das letztemal durch die Thalſchlucht hinritt, ward es ihm tief wehmüthig zu Sinne. Es ſchien ihm als ſei der Wald nicht mehr ſo grün, die Wieſe nicht mehr ſo friſch, der Bach nicht ſo klar, der Fels nicht ſo prächtig ſtolz und zackig als ſonſt. Die Vöglein ſangen ihm traurig, die Welle murmelte düſter.

Um Mittag erreichten die Reiſenden die Grenze des Gebirgs. Weiter hatte Berghold ſeine Streifzüge niemals fortgeſetzt, denn jenſeit des Baches, über welchen hier ein Steg führte, hatte es ihm niemals behagen wollen. Dagegen wußte er, daß der Bach aus einem Weiher entſprang, der etwas tiefer im Gebirge von Felsgeklüft, alten Weiden und Buchen umſchloſſen in der abgeſchiedenſten Einſamkeit lag. Dieſer Ort war in heißen Sommertagen ſein Lieblingsaufenthalt geweſen, und oft hatte er Stundenlang auf den weichen Raſen des Ufers gelegen und geſchlummert. Dann umſchwebten ihn die ſüßeſten Träume, und wenn er erwachte, fühlte er ſich ſo geſtärkt und erquickt, wie neugeboren. Als er jetzt den Aufenthalt ſeiner Jugend auf ſo lange Zeit verlaſſen ſollte, empfand er eine unwiderſtehliche Sehnſucht dieſe ſeine Lieblingsſtelle noch einmal zu beſuchen. Er überredete daher den Vater,

da es überdies die ſchwülſte Mittagszeit war, hier einige Stunden zu raſten, während welcher er zu Fuß den Spazlergang nach dem Weiher antreten wollte, da es unmöglich war zu Roß in dieſe unwegſame Gegend zu gelangen. Gern willigte der Vater in ſeine Bitte; ſie ſaßen ab, übergaben dem Knappen die Roſſe, um ſie abzuzäumen und zu füttern, und Berghold trat nun allein, die denk in den Wäldern war er dem liebſten mehr einſam, Wanderung ins Gebirg an. Nach einer halben Stunde hatte er den ſtillen Platz erreicht; auch hier ſchien ihm die Landſchaft trauriger als jemals der See, ſonſt ſo tief dunkelblau, war grau und trübe und wogte unruhig auf und nieder, obgleich der Himmel ſich wolkenlos und heiter über dem Waſſerſpiegel wölbte. Die Bäume am Ufer hatten ihre ſonſt ſo friſchen grünen Zweige geſenkt, und das Laub der alten Trauerweiden hing, wie von Schmerz gebeugt bis in den See hinein. Traurig ſetzte ſich Berghold am Ufer nieder, und blickte in die trübe Fluth hinab; es war ihm, als ſolle er dieſe Gegend nie wiederſehn. In Gedanken verſenkt ſpielte er mit einigen bunten Kieſeln, welche die Welle reinlich abgeſpült hatte; mit Erſtaunen entdeckte er plötzlich unter denſelben einen klaren, funkelnden Edelſtein von hohem Werth. Im erſten Augenblick erfreute ihn derſelbe, gleich darauf wurde er aber wieder betrübt und ſagte zu ſich ſelbſt: „Was ſollſt du mir? Du wirſt

mich nicht glücklich machen! Wenn es wahr iſt, daß wohlthätige Bewohner dieſer Berge und Waſſer mir hold ſind, o ſo naht Euch lieber ſelbſt um mich zu tröſten, dann will ich Eure Geſchenke gern entbehren; da nehmt das Kleinod wieder, und gebt es Einem den es glücklicher macht." Mit dieſen Worten warf er den koſtbaren Stein in die Fluth zurück. Kaum aber war es geſchehen, ſo fingen die Wogen an mächtig aufzurauſchen, es brauſte in den Wipfeln der Bäume, ein lang gehaltener wunderbarer Ton durchdrang die Lüfte ohne daß Bergbold wußte woher er kam. Mitten aus dem Weiher erhob ſich eine mit ſilbergrauem Schaum gekrönte Welle und rauſchte gegen das Ufer zu; ſie ſchien einigemal gleichſam zu verſinken, hob ſich aber wie ſie näher und näher kam, immer höher empor. Bergbold wurde bang, denn jetzt glich ſie einer Geſtalt, die durch die Waſſer auf und niedertauchend, auf ihn eindringe; und wirklich wogte ſie dicht an der Stelle des Ufers wo er ſaß, herauf. Die Welle floß zurück in den Weiher, ihr ſchäumendes Haupt wallte als ein langer ſilberner Schleier nieder, von dem die letzten Tropfen gleich Perlen herab rannen, und allmählig trat aus der Hülle der Woge eine weibliche Geſtalt klar hervor. Zugleich wurde der Weiher licht und blau wie vordem, die Bäume richteten ihre geſenkten Zweige friſch empor und alles glänzte und grünte

rings im klarſten Sonnenlicht. Berghold fühlte ſich von einem ſüßen Bangen durchdrungen und ſtaunte unverwandten Blicks die Geſtalt an, welche dicht in ihren Schleier gehüllt noch immer ſchweigend vor ihm ſtand. Erſt als die Waſſer wieder ganz ruhig geworden waren, ſchlug ſie die ſilberne Hülle zurück, und zeigte dem Knaben ihr himmliſch reizendes Antlitz. Lächelnd blickte ſie ihn, und doch zugleich wehmüthig, aus den blauen Augen an, und ſprach mit ſüßtönender Stimme: „Ich weiß Du kennſt mich nicht, holder Knabe, ich aber kenne Dich wohl und habe Dich oft belauſcht und behütet. Ich ſtand an Deiner Wiege als Du geboren wurdeſt, und verhieß Dir daß Du mich wiederſehen ſollteſt. Nun iſt der Tag gekommen! Was willſt Du nun, ſprich, denn Du haſt mich gerufen und gezwungen Dir zu nahen, da Du das Geſchenk das ich Dir bot in meinen Schooß zurück warfſt, und mich ſelbſt dafür begehrteſt. Denn welcher der Sterblichen es über ſich gewinnt unſere glänzenden Gaben zu opfern um ſich uns ſelbſt zu nahen, dem müſſen wir erſcheinen; und wir thun es gern, denn er liebt uns, und darum lieben wir ihn wieder, und ſuchen lindernden Balſam in ſeine Bruſt zu gießen, wenn die rauhe Hand des Lebens ihn verwundet hat.“

Berghold konnte ſich von ſeinem Erſtaunen noch nicht erholen; während ſie ſprach, war er in den An-

blick der Holdseligen so tief versunken, daß er kaum ihre Worte vernahm. Sie stand vor ihm von einem Schleier leicht umflossen, unter dem ein blaues Gewand hervorschimmerte, das sich sanft um den schlanken Leib schmiegte und von einem blitzenden Gürtel zusammen gehalten wurde. Reiches blondes Haar wallte ihr über den Nacken herab, und leuchtete durch die Schleierhülle hindurch; gleich Perlen fielen noch einzelne Tropfen aus den Locken, welche ihre Wange umschmeichelten, herab; das Auge glich einem blauen Krystall, und die Lippe einer halb durchsichtigen purpurnen Frucht. Lilienweiß, sanft gebogen, war der schöne Hals, und um die zarten nackten Füße spielte die Welle und benetzte die feinen Knöchel.

„Du schöne Nymphe," begann endlich Berghold, „was kann ich von Dir begehren, das Du nicht schon errathen hättest? Denn gewiß umschwebtest Du mich in meinen Träumen und belauschtest die Schläge meines Herzens. Trauer erfüllt mich, tiefe Trauer, daß ich von diesen schönen Wäldern und Bergen scheiden, die vertrauten Gefährten meiner einsamen Jugend verlassen, und mich unter fremde lieblose Menschen begeben soll." „Sei nicht bange," erwiederte die Nymphe mit wohllautender Stimme, „wir werden uns wiedersehen. Auch wir waren traurig Dich zu verlieren, denn an dieser Stunde hing es, ob unsere freundliche Verbind-

ung mit Dir fortdauern könnte. Hätteſt Du mich nicht gerufen, indem Du mein koſtbares Geſchenk eyſerteſt, ſo hätten wir uns niemals wiedergeſehn. Jetzt aber iſt, wenn Dein Herz rein bleibt, unſer Schickſal noch auf lange Zeit verbunden, wenngleich wir uns nun auf viele viele Monden trennen müſſen. Denn Du mußt hinwegziehen und wir dürfen nicht folgen; das aber wußten wir ſchon lange zuvor. Es ſind die Jahre Deiner erſten Prüfungszeit; beſtehe ſie wohl, und wir werden uns glücklich wiederfinden. Hier nimm dieſen Ring und trage ihn zu meinem Andenken. Weiche nicht ab vom Pfade der Tugend, dann kannſt Du mich wenn fünf Jahre verfloſſen ſind wiederfinden, früher aber nicht. Biſt Du dann reines Herzens, ſo komme wieder an dieſe Stelle und wirf Deinen Ring in die Fluth. Alsdann werde ich abermals erſcheinen, und Dein Schickſal weiter verkünden." Mit dieſen Worten ſteckte ſie einen Demantring an den Finger des Knaben, hauchte einen zarten Kuß auf ſeine offne Stirn, hüllte ſich dann in ihren Schleier, und ſank als zerfließende Silberwelle in die Fluth zurück. Die blauen Wogen wallten und hoben ſich ſanft, aber verdunkelten ſich nicht, und die Ufer und Bäume umher, behielten ihr friſches ſonnenwarmes Grün.

Berghold kehrte, wiewohl mit einer wehmüthigen Sehnſucht nach der ſchönen Geſtalt im Herzen, doch

von heiteren Hoffnungen belebt, zu ſeinem Vater zurück. Dieſem verſchwieg er was ihm begegnet war, denn er ahnte dunkel im Gemüth, daß ſtrenges Geheimniß eine ſtillſchweigende Bedingung ſeines Bundes mit dem holden wunderbaren Weſen ſei.

Sie erreichten am folgenden Tage die Stadt Prag, wo Berghold am Hofe des Herzogs wohl aufgenommen wurde. Hier verlebte er unter ritterlichen Spielen und Uebungen, die Jünglingsjahre und blühte mit jedem Tage zu einem ſchöneren kräftigeren Ritter heran. Alle Schönen des Hofes wandten ihr Auge in verſtohlener Liebe zu dem reizenden Jünglinge; doch weder die edlere Schönheit derjenigen, die ihr Herz in ſittſamer Verſchwiegenheit bändigten, noch die verlockenden Künſte derer, welche ihrer Glut nicht zu gebieten vermochten, gewannen Bergholds Liebe. Er wandte ſeinen Sinn nur den ritterlichen Uebungen und gefahrvollen Spielen des Kampfes zu; in der einſamen Stille der Nächte aber, träumte er von ſeiner wunderbaren Beſchützerin, vor deren Schönheit ihm jede andere verſchwand. So waren über vier Jahre verſtrichen, und die Zeit der Prüfung nahte ihrem Ende; je näher das Ziel ſeiner Hoffnungen und Wünſche war, je leichter wurde es ihm jeder Verlockung und Verführung, den Pfad der ſtrengen Tugend zu verlaſſen, feſten Widerſtand entgegen zu ſetzen. Da traf eines Tages ein Bote von

seinem Vater ein, der ihn aufs schleunigste zurück berief, weil er auf dem Todbette liege. Dieser Schlag traf den Jüngling, welcher dem Greise in innigster kindlicher Liebe zugethan war, mit gewaltiger Erschütterung. Sogleich eilte er zum Herzoge und erbat sich Urlaub; er wurde ihm gewährt. — Hastig schwang er sich nun auf das Roß, und sprengte den heimathlichen Fluren zu. Doch es war unmöglich sie in einem Tage zu erreichen. Spät am Abend mußte Berghold anhalten, um seinem ermüdeten Roß einige Stunden Ruhe zu gönnen. Ein Landmann nahm ihn gastlich auf. In der Nacht wo er auf einer Streu in dem kleinen engen Stübchen ruhte, überkam ihn die heftigste Angst er werde seinen Vater nicht mehr am Leben antreffen. Der Mond blickte durch das Fenster und beleuchtete ein Crucifix das der fromme Landmann in seiner Behausung aufgestellt hatte. Mit inbrünstigem Gebet warf sich Berghold vor dem heiligen Zeichen nieder, flehte um den Beistand des Erlösers, und that das Gelübde, einen Zug nach Palästina zu unternehmen, wenn er seinen Vater noch am Leben anträfe. Mit dem Frühesten setzte er sich wieder zu Pferde und eilte der Heimath zu. Noch wallte keine Trauerfahne von der Burg herab; freudiger Hoffnung sprengte er daher über die Zugbrücke. Hier kamen ihm die Leute des Hauses mit frohen Mienen entgegen, empfingen ihn jubelnd,

und berichteten ihm, daß der Greis nicht nur am Leben, sondern in der besten Genesung sei. Um Mitternacht habe es an der Pforte geschellt, und als man aufgethan, sei eine fremde Frau, in dunkle graue Schleier eingehüllt, eingetreten, und habe begehrt zu dem Kranken geführt zu werden, weil sie ihm ein stärkendes Labsal bringen wolle. Man führte sie hinauf, sie nahte sich schweigend dem Lager, mischte in einer silbernen Schale einen wunderbar duftenden Trank, und reichte ihn dem Sterbenden, der mit bleichen Lippen und halb geschlossenen Augen zurückgesunken auf dem Ruhebette lag. Kaum aber benetzte die köstliche Arznei seine Lippen, als die Lebenskräfte sich wieder regten, und nachdem er die Schale geleert, durchdrang ihn neue Wärme, neue Kraft, so daß er sich sofort wohler und wohler fühlte. Die Fremde entzog sich seinem Dank, und verschwand ohne daß jemand bemerkte, wie sie die Burg verließ. — Voller Freude, doch ernstlich nachdenkend, hörte Berghold diese Erzählung. Gerade um Mitternacht hatte er sein Gelübde gethan; gerade um diese Zeit war seinem Vater Rettung geworden. Eine dunkle Ahnung sagte ihm, daß seine Beschützerin hier für ihn thätig gewesen sei, und der Herr sein Gebet durch sie erhört habe. Mit frommem Dank, mit stiller Freude im Herzen, schritt er nun die Stiegen hinan zum Vater hinauf, der ihn mit Thränen der

Freude empfing. In wenigen Tagen genas der Greis vollkommen; nun vertraute ihm Berghold welches Gelübde er gethan. Der Greis legte segnend die Hände auf des Sohnes Haupt, und sprach: „Du mußt es erfüllen; Gottes Hand wird Dich beschirmen! Im nächsten Frühjahr hast Du die Zeit Deiner ritterlichen Lehrjahre vollendet. Dann ziehe aus und schließe Dich dem Kreuzzuge welchen der Kaiser unternehmen will an. Dort wirst Du Ruhm und Glanz erwerben; auch ohne ein Gelübde zu erfüllen, ist solch ein Zug des christlichen Ritters würdig."

Berghold verweilte noch einige Tage bei seinem genesenen Vater, und kehrte dann an den herzoglichen Hof zurück. Als er an die Grenze des Gebirgs kam, faßte ihn eine unnennbare Sehnsucht nach dem Weiher hinüber zu gehen und seine wunderbare Freundin aufzusuchen. Nur der Gedanke hielt ihn ab, daß die fünf Jahre noch nicht verflossen waren, er sie also noch nicht aus den Fluthen herauf rufen dürfe. Doch zwang es ihn unwiderstehlich, wenigstens den Ort zu besuchen, wo sie ihm erschienen war, und ihr seinen gerührten Dank für die Hülfe zu sagen, die gewiß sie und keine andere seinem Vater geleistet hatte. Er band sein Roß im Gebüsch an, und wanderte über die Felsen der wohlbekannten Stätte zu. Niemals erschien sie ihm reizender als heut. Der See lag blau und spiegelklar zwi-

ſchen den grünen Ufern, die Bäume prangten in reicher Blätterpracht, ein wohltönendes Säuſeln und Flüſtern zog durch die Wipfel, helle Stimmen der Vögel klangen darein, und die Wellen ſpielten mit ſanftem Rauſchen gegen den Strand. Berghold ſetzte ſich unter dem wohlbekannten Baume nieder; ſein ganzes Herz glühte in Sehnſucht nach der Schönen, allein er wagte nicht ſie zu rufen. Doch klimmte er eine Felshöhe hinan, deren letzte Klippe weit in den See hineinragte, und ſchon von ſeiner tieferen Fluth umſpült wurde. Hier beugte er ſich über die Wellen hinaus, und rief in ihre blaue endloſe Tiefe, aus der ihm ſein eigenes Bild entgegen winkte, hinab: „Holde Beſchützerin, vernimm meinen heißen Dank für deine Wohlthat.“ Da rauſchte es im See, ſein Bild verwiſchte ſich, und aus der blauen Tiefe herauf, lächelte ihm plötzlich das Angeſicht ſeiner ſchönen Freundin. Schnell aber bedeckte es ſich wieder mit dem ſilbernen Schleier und Berghold ſah nichts mehr als eine mit weißem Schaum gekrönte Woge, die rauſchend an den Fuß des Felſens ſchlug. Doch in innerſter Seele beglückt, denn er zweifelte nicht, daß er wirklich das Antlitz ſeiner Beſchützerin geſehen habe, verließ er jetzt das Geſtade, ſuchte ſein Roß wieder auf, und ritt heim zu ſeinem Gebieter. Das letzte Jahr ſeiner Prüfung verſchwand; der Herzog ſchlug ihn ſelbſt zum Ritter und entließ ihn zu ſeinem

alten Vater, von wo er nach einem Aufenthalt von einigen Wochen, wozu ihm noch Frist blieb, zu dem Heerbann der nach Palästina bestimmt war, abgehen sollte. Fröhlich zog Berghold heimwärts. Als er das Gebirg erreichte, zog ihn das Herz mächtig nach der kühlen krystallenen Wohnstätte seiner Beschützerin hin; doch mußten noch drei Tage verstreichen, bevor die Frist abgelaufen war, und er hatte sichs fest vorgenommen sich genau an das Gebot seiner Freundin zu halten. Er ritt daher dem Schloß seines Vaters zu; doch welch ein Schrecken befiel ihn, als er von einer Anhöhe die Thürme der Burg hinter den Waldbergen hervorragen sah, und auf den Zinnen derselben schwarze Fahnen wehten. Voller kindlicher Angst spornte er sein Roß, und eilte mit verhängtem Zügel der Heimath zu. Als er die Burg erreicht hatte, standen die Thore weit geöffnet, die Zugbrücke war niedergelassen, und Landleute in Trauerkleidern kamen langsam aus dem Schlosse und zogen ins Thal hinunter.

„Um Gottes Willen was ist hier geschehen?" rief Berghold einen der ihm Begegnenden an.

„Der Herr und die Frau des Schlosses, die Wohlthäter der ganzen Gegend" erwiederte der Landmann traurig, „sind gestern um Mitternacht beide zugleich sanft verschieden. Der Tod traf sie plötzlich aber nicht schrecklich; sie hielten einander in den Armen und seg-

neten ihren entfernten Sohn. Droben auf der Burg ſind die Leichen ausgeſtellt, und die ganze Umgegend wallfahrtet dahin um ſie noch einmal zu ſehen."

Erſtarrt ſaß Berghold auf ſeinem Roß; kaum vermochte er in das Thor zu reiten. Er ſchwang ſich mühſam vom Sattel, und ging mit wankenden Schritten die Stiegen hinan. In der Kapelle, deren beide Flügelthüren weit geöffnet waren, ſtanden die Särge offen, von vielen Kerzen umgeben, und rings umher kniete das Volk. Erblaßt, bebend ſchritt Berghold hinein und rief laut aus: „O meine theuren Eltern!" Und mit dieſen Worten ſank er zwiſchen beiden Särgen auf die Kniee und küßte die Hände der Mutter und des Vaters; rings umher aber herrſchte tiefe, gerührte Stille.

Berghold betrauerte ſeine Eltern aus aufrichtigem Herzen; dennoch blieb die Sehnſucht nach jenem wunderbaren Weſen mächtig in ſeiner Seele. Am dritten Tage wanderte er daher ſchon mit dem frühſten Morgenſtrahl nach dem ſtillen Platze wo er ſie wiederſehen ſollte. Er zog den treubewahrten Ring vom Finger, und warf ihn in die Fluth. Augenblicks begann ſie zu rauſchen und zu wogen, die Wipfel der Bäume ſchwankten im heftigen Winde, ein wehmüthiger Ton ließ ſich vernehmen, in der Mitte des Sees hob ſich die Woge hoch empor, ſchlug auseinander, und aus ihrem getheilten Schooße tauchte die Geſtalt des holden We-

ſens herauf. So wie ihr Antlitz das Tageslicht grüßte, lächelten Fluth und Himmel wieder heiter, und nur noch ein leiſes Flüſtern bewegte die Blätter in den Bäumen umher. Sich wiegend auf den ſanft gehobenen Wellen ſchwebte ſie gegen das Ufer heran, und grüßte ſchon von Weitem mit freundlichem Winken. Jetzt berührte ihr Fuß den blinkenden Kies, und mit ſchwebendem Schritt bewegte ſie ſich über den Raſen heran zu Berghold, der verwirrt und beklommen vor ihr ſtand. Als ſie ihn mit dem holden Wort: „Willkommen lieber Freund," anredete, ſank er überwältigt zu ihren Füßen nieder. Sie aber reichte ihm liebevoll die Hand, und ſetzte ſich vertraulich neben ihn auf den Raſen: „Du haſt Dich treu bewährt," ſprach ſie wohlwollend, „Dir wird der ſchönſte Lohn werden." Berghold empfand ihn ſchon jetzt, denn das holdſeligſte Weſen ſaß ihm vertraulich wie eine Schweſter zur Seite. Auch er wurde kühner, und wagte es, die Hand, welche unbefangen in der ſeinigen ruhte, ſanft zu drücken und zu küſſen. Die Schöne lächelte ihn an, gleich dem Spiegel des klaren Sees. „O wie nenne ich Dich, ſüßes Weſen," ſprach Berghold, „welch einen Namen gebe ich Dir, wenn mein Herz voller Sehnſucht dich ruft?"

„Meinen Namen willſt Du wiſſen?" ſprach ſie lächelnd. „Er klingt in einer Sprache die Du noch

nicht verſtehſt; wir rufen uns nicht wie Ihr Sterbliche, uns iſt ein Gedanke, ein Ton genug. Du aber magſt mich Ella heiſſen.“ So ſaßen ſie in tändelndem Geſpräch bei einander, und die Stunden entflohen ihnen pfeilgeſchwind. Endlich röthete der Abend den Himmel; Ella erhob ſich von ihrem Raſenſitze, und ſagte: „Nun müſſen wir uns trennen. Doch morgen brauchſt Du mich nicht mehr zu rufen wie heut, morgen bedarf es keines Talismannes, um mich aus dem unterirdiſchen Reich meiner Wogen heraufzurufen an das Licht der Erde, morgen bin ich bei Dir, ehe Dein Gedanke mich ſucht.“ Mit dieſen Worten reichte ſie ſcheidend dem Freunde die Hand, er aber mit dem Feuer und der Kühnheit des Jünglings zog ſie an ſeine Bruſt und drückte der leiſe, ſchamhaft Widerſtrebenden heiße Küſſe auf den lieblichen Mund. Sie ſank wie in Seligkeit erſterbend in die Kniee und barg zitternd das Antlitz an ſeiner Bruſt. „Was haſt du gethan!“ rief ſie mit ſüßem Wohllaut aber doch bang ſchmerzlich aus. „Du haſt die Tochter der Wellen umarmt! Nun biſt Du mein auf ewig, und Wehe trifft Dich, wenn Du mir die Treue brichſt!“

„Nie, niemals kann ich von Dir laſſen, und ich bin der Seligſte der Erdgebornen, wenn Du in meinen Armen ruhſt.“

Ella weinte; lange konnte ſie nicht ſprechen. End-

lich begann ſie matt: „Morgen, Lieber, morgen ſage ich Dir Alles!“ Und wie die Worte verklangen, ſo wand ſie ſich ſanft aus den Armen des Geliebten, und ſenkte ſich in die ſchmeichelnden Wellen hinab.

Berghold kehrte nicht nach ſeiner Burg zurück, ſondern ruhte die laue Nacht hindurch im Walde. Als er vom Sonnenſtrahl geweckt die Augen aufſchlug, ſaß Ella neben ihm, und begrüßte ihn mit einem wehmüthig heiteren Lächeln: „Ich bin nun bei Dir noch ehe Dein Gedanke mich ſuchte,“ ſprach ſie, „wie ich es Dir geſtern verhieß. So lange Du den Bann dieſes Gebirgs nicht verlaſſeſt, nahe ich Dir überall. Aber bald iſt die Zeit da, wo Du Dich von mir trennen mußt. Ich kenne das Gelübde das Du gethan, brächeſt Du es, ſo wären wir ewig geſchieden. Dies iſt der Spruch des Geſchicks, den nichts zu ändern vermag. Doch in der Ferne, im Lande der Ungläubigen harren Deiner ſchwere Prüfungen; wehe Dir wenn Du ihnen nicht widerſtehen kannſt!“ Berghold betheuerte, daß nichts ihn in ſeiner Treue wankend machen ſolle, und ſuchte Ella's ſchwermüthige Beſorgniſſe durch die zärtlichſten Liebkoſungen zu verſcheuchen. So genoſſen die Liebenden wenigſtens des Glückes der Gegenwart, und dieſer Tag, ſo wie die folgenden alle, enteilten ihnen auf raſchen Schwingen. — Drei Wochen waren verſtrichen; der Augenblick wo Berghold ausziehen mußte

nahte heran. Den ganzen Tag zuvor war Ella ſo wehmüthig geſtimmt, daß der Glanz der Thränen nicht aus ihren ſchönen Augen wich. Abends endlich, als die Stunde des Abſchiedes gekommen war, denn mit der Sonne mußte ſie in die Fluth tauchen und durfte ſie nur mit ihr verlaſſen, ſprach ſie zu ihm: „Mein Freund! Nun werden wir bald, vielleicht auf lange Jahre ſcheiden. O Geliebter, ich werde indeſſen bitterer leiden und dulden als Du, in meiner tiefen unterirdiſchen Einſamkeit! denn wiſſe, ich vermag Dich überall zu begleiten, weiß jeden Augenblick was Du thuſt; die Gefahr welche Dich bedroht, ſetzt auch mich in Schrecken, denn ich ſehe, wenn der Säbel des Saracenen über Deinem Haupt geſchwungen iſt — aber nicht um einen einzigen Augenblick weiß ich die Zukunft vorher, und die Gedanken Deiner Bruſt kann ich ſo weit nicht leſen. Darum werde ich einer ſteten Folter der Angſt übergeben ſein; doch will ich ſie gern ertragen, wenn Du nur getreu bleibſt und der verführeriſchen Lockung feindſeliger Mächte widerſtehſt. Drei Geſchenke will ich Dir mitgeben, welche auch in der Entfernung ein nahes Band zwiſchen uns anzuknüpfen vermögen. Sieh dieſen Schleier; windeſt Du ihn um Dein Haupt wenn Du ſchlummerſt, ſo wirſt Du von mir träumen. Dieſer goldene Becher zeigt Dir mein Bildniß, ſo oft Du ihn mit der Fluth des klaren Quelles füllſt; es wird

dann in zarten Farben auf der Oberfläche des Waſſers ſchweben. Dieſer Ring endlich beſitzt die Kraft mich ſelbſt herbeizurufen; aber er beſitzt ſie nur einmal, darum gebrauche ihn nur in der höchſten Nothwendigkeit. Und wiſſe: alle dieſe Gaben behalten ihre Kraft nur, ſo lange Du mir getreu biſt. Haſt Du Deinen Schwur gebrochen, unſern Bund zerriſſen, — dann ſüßer Freund, erſcheine ich Dir weder im Traum, noch zittert Dir mein Bildniß auf der Silberfläche des Waſſers entgegen, noch vermagſt Du vollends mich ſelbſt hervorzurufen aus dem unterirdiſchen Gebiet in dem ich wohne! Das bedenke wohl, und hüte Dein Herz!" — „Niemals kann ich Dich vergeſſen, Dir treulos werden," rief Berghold heftig aus, und drückte die Geliebte an ſeine Bruſt. „Wer gliche Dir an Reiz, an Güte, an Liebe? O fürchte nichts; wenn Du keine anderen Beſorgniſſe haſt, ſo werden wir uns wiederſehen und unendlich glücklich ſein."

Ella ſchmiegte ſich ſanft an ihn, als wolle ſie durch hingebende Zärtlichkeit ſeine Liebe für ſie, und ſo die Feſtigkeit ſeiner Entſchlüſſe erhöhen. — Die Sonne berührte ſchon den Horizont; die Liebenden mußten ſich endlich trennen. Es geſchah unter ſüß ſchmerzlichen Thränen. Sanft entzog ſich Ella den Armen des Geliebten und ſenkte ſich in die Fluth, die ſchon roſig im Widerſchein der Abendröthe glänzte. Schnell war ſie

verſchwunden; kaum ein leichtes Wallen des Gewäſſers verrieth die Stelle wo das ſchöne Weſen in ihr kryſtallenes Reich hinabgetaucht war. Gedankenvoll, mit trauernder Bruſt kehrte Berghold heim. Am nächſten Morgen weckte ihn ſchon der Klang des fröhlichen Horns das die Getreuen zu dem Zuge zuſammenrief. Erfriſcht durch die kühlen Lüfte, ritten ſie im Glanz der Morgenſonne dahin, um ſich in Prag mit anderen Rittern zu vereinen und dann zu dem Heere des Kaiſers zu ſtoßen. —

Von den Abentheuern die Berghold auf ſeinem Zuge erlebte, meldet die Sage mancherlei. Er kämpfte tapfer mit den Saracenen, mit Unholden und Rieſen, und ging aus jedem Kampf als Sieger hervor. Die Trennung von der Geliebten wurde ihm durch ihre Geſchenke erleichtert, denn jede Nacht träumte er von ihr, glaubte in der Heimath zu ſein und die ſüßeſten Stunden mit ihr zu verleben. Wo nur ein Quell aus dem Felſen ſprang, oder er an einem klaren Bach vorüberritt, da ſäumte er nicht, ſofort ſeinen Becher zu füllen. Dann betrachtete er mit ſeligem Entzücken, wie das leichte wallende Silber des Waſſers ſich mit ſchimmernden Farben bezog, und je ruhiger es wurde, um ſo klarer das Bild der Geliebten auf ſeiner Oberfläche erſcheinen ließ. Es webte ſich gleichſam wie aus farbigen Strahlen auf dem tiefen Goldgrunde den das

Metall des Gefäßes durch die klare Fluth ſchimmern ließ, und behielt dann durch das unmerklich leiſe Zittern und Wallen derſelben, einen wahrhaften Lebensreiz, ſo daß Berghold oft glaubte das holde Antlitz lächle ihm entgegen, und winke ihm mit den blauen Augen. Dann betrachtete er wohl ſeinen Ring, und es zog ihn mächtig, durch dieſen Talismann die Holde ſelbſt herbei zu rufen; wenn er aber bedachte, daß er ſie dann nie wieder zu ſich her zu bannen vermöchte, wenn er ſich ihrer Warnung erinnerte, dann zog er bebend die Hand von dem Kleinod zurück, als fürchte er, daß es ſchon bei einer zufälligen Berührung ſeine Wunderkraft äußern werde. — So verſtrich ein Jahr! Sein Gelübde war gelöſt, er durfte heimkehren. Vom Glück begünſtigt, traf er, an die Küſte des Meeres gelangt, ſogleich ein Schiff, das ihn nach Trieſt führte. Beglückt ſprang er ans Land! Jetzt ſchieden ihn nur noch wenige Wochen von der Geliebten. Bevor der Mond ſeinen Kreislauf vollendet hatte, konnte er in ihren Armen ruhen. Von einem einzigen Knappen begleitet ritt er der Heimath zu. Eines Tages, da er ſich ſchon in den hohen Gebirgen befand, die Italien von der deutſchen Erde trennen, ritt er bis ſpät in die Nacht ohne eine Herberge oder ein Schloß zu finden, das ihm gaſtliche Aufnahme gewährt hätte. Plötzlich vernahm er ein helles Ziſchen, und gleich darauf ſtieß ſein treuer Knappe hin-

ter ihm den Ruf aus: „Jeſus Maria! Ich bin verloren!“ von einem Pfeil der aus dem Gebüſch über den Weg ſchwirrte, durchbohrt, ſank er vom Roß herab. Noch hatte Berghold ſein Schwert nicht aus der Scheide gezogen, als auch er ſich von einem Pfeil in der Schulter getroffen fühlte, der ihm den rechten Arm lähmte. Zu gleicher Zeit ſprangen von allen Seiten Räuber aus dem Dickicht hervor, und er ſah ſich vom Pferde geriſſen und gebunden, faſt noch ehe er an einen Kampf gedacht hatte. Blutend, an vielen Stellen des Körpers verwundet, denn er hatte ſich wüthend gegen die Rotte gewehrt, wurde er abſeits ins Gebüſch geſchleppt, wo ihn die Frevler ausplünderten, und dann gebunden, auf dem Boden liegend, ſeinem Schickſal überließen. Elend und verſchmachtend, ſah er keinen Ausweg aus ſeinem Jammer. Jetzt gedachte er des Ringes, um die Geliebte herbeizurufen; er griff darnach, aber, wehe ihm, die Räuber hatten ihm auch dieſes Kleinod genommen. Da fing er an laut zu jammern und zu klagen, und ſein Geſchick zu verwünſchen. Nur einen ſchnellen Tod erflehte er noch von der Gnade Gottes, denn jede Rettung ſchien ihm unmöglich. Nach einer Stunde die er in dieſer angſtvollen Qual zugebracht, ſah er einen Lichtſchimmer durch die Bäume glänzen, und bald gewahrte er deutlich daß mehrere Reiter, denen Fackeln vorausgetragen wurden, ſich nä-

herten. Jetzt ſchöpfte er wieder Hoffnung. So laut ſeine ermattete Bruſt es vermochte, rief er als die Wandernden näher kamen, um Hülfe. Sie lenkten ihre Roſſe auf ihn zu, doch das Dickicht hinderte ſie bis zu dem Ort, wo der Unglückliche lag, heranzudringen. Sie ſtiegen daher ab, und nahten ſich von einer andern Seite, ſo daß Berghold, der, gebunden, ſich nicht zu regen vermochte, mit dem Geſicht abwärts liegend, ſie nicht gewahr werden konnte bis ſie vor ihn traten. Plötzlich ſtand eine edle weibliche Geſtalt, in Reiſetracht, den Hut mit Federn geziert, vom Schein der Fackeln, welche zwei Diener trugen, beleuchtet, vor ihm: „Wer liegt hier blutend am Boden?“ fragte ſie mit einer Stimme die dem ſanften Ton der Abendglocke glich. „Edle Frau! Ein Unglücklicher, den Räuber überfielen,“ erwiederte Berghold.

Die Fremde ſchlug den Schleier zurück, und enthüllte das reizendſte Antlitz, was Berghold jemals geſehen hatte. Ein großes dunkles Auge blickte ihn unſchuldig und ſanft wie das der Gazelle aus den Klüften des Libanon an; die weiße hohe Stirn von ſchwarzen Locken umwallt, zeigte Anmuth und Adel zugleich, die Wangen rundeten ſich lieblich, und um die Lippen ſchwebte ein rührender Zug des Mitleids. Der Schimmer der Fackeln die das ſchöne Antlitz beſtrahlten, warf einen leichten Anflug der Gluth, der

faſt der Liebesſchamröthe glich, darüber hin, und erhöhte das milde Feuer ihres Auges. Halb geneſen fühlte ſich Berghold ſchon durch dieſen Anblick, und durch die ſanfte Berührung der zarten Hände, die die Fremde vorſichtig an ſeine Stirn legte, um ihm die herabgeſunkenen Locken aus dem Geſicht zu ſtreichen. „Dir ſoll Hülfe werden, edler Fremdling," ſprach ſie mit gerührtem Ton, „wofern Dir noch menſchliche Hülfe frommt. Sogleich ſoll man Dich auf mein nahe gelegenes Schloß bringen." Hierauf befahl ſie den Dienern Waſſer aus dem Quell zu ſchöpfen um die Wunden Berghold's zu waſchen, und beraubte ſich ihres Schleiers um ſie zu verbinden. Da ſie noch mehrere Begleiter hatte, wurde ſchnell eine Bahre von Zweigen angefertigt auf die man Berghold legte, und ihn ſo ſanft nach dem kaum eine Viertelſtunde entfernten Schloß trug, wo die ſchöne Unbekannte wohnte. Mit düſtrer Sorge erkundigte ſich Berghold nach ſeinem Knappen; doch dieſer war bereits an ſeiner Wunde verſchieden, und nur den Leichnam konnte man mitnehmen.

Auf dem Schloſſe angelangt, wurde er auf Geheiß der Beſitzerin in deren eigenes Wohngemach gebracht, wo man ihn auf ein ſanft ſchwellendes, duftendes Lager, von den ſchönſten morgenländiſchen Teppichen bereitet, legte. Sie ſelbſt widmete ihm die aufmerkſamſte Pflege.

Von dem Verluſt des Blutes und dem Schmerz der Wunden erſchöpft, auch durch die lindernden Heilmittel in ſanftes Behagen gewiegt, entſchlummerte Berghold auf kurze Zeit. Im Traum ſtand die huldreiche Retterin ſeines Lebens beſtändig vor ſeiner Seele; bald ſah er ſie, wie ſie zuerſt vor ihn getreten war, und ihn ſo lieblich anblickte, bald fühlte er den duftenden lieblichen Hauch ihres Athems, bald die ſanfte Berührung ihrer Hände während ſie ihn verband; immer aber ſtand ſie in unbeſchreiblicher Anmuth, in feſſelndem Reiz vor ſeiner heftig aufgeregten Phantaſie. Nach einem erquickenden Schlaf erwachte er, als es ſchon hoch am Tage war. Er ſchlug die Augen auf, und ſah erſtaunt umher, ob er nicht eben jetzt noch träume. War alles was ihn umgab, dieſes orientaliſch üppige Lager, dieſe ſeidenen Vorhänge, die ſich halb verhüllend über ihn breiteten, dieſes, einer lieblichen Grotte ähnliche, von gewürzigen Düften durchwehte Gemach, ein luftiges Spiel ſeiner Einbildungskraft? Oder hatte die Wirklichkeit ſich ſo reizend geſtaltet? Jener kühle ſchattige Garten in den er durch die offenen Flügelthüren hinausblickte, grünte und blühte er wirklich? War die von weißen Gewändern umflatterte Geſtalt, welche eben durch den dunkeln Laubgang heraufſchwebte, nicht die ſeines Traums? Bewegte ſie ſich wirklich? Trat ſie über die Schwelle, ſtand ſie vor ſeinem Lager, lächelte

ſie ihn an? — Ja er durfte nicht zweifeln, er lebte, und die holdeſten Zauber des Lebens und der Liebe umſpannen ihn.

Plötzlich ſchreckte er heftig zuſammen, denn er erinnerte ſich, daß die drei holden Gaben Gila's ihm geraubt waren. Seine Pflegerin aber bemerkte kaum die Wolke des Grams welche über ſeine Stirn zog, als ſie mit theilnehmender Beſorgniß nach der Urſach ſeines Kummers fragte, und ihn auf das lieblichſte tröſtete, nachdem er ſie ihr entdeckt hatte. So kam ſie, in Allem, jedem ſeiner Wünſche und Gedanken zuvor, und errieth ſie, faſt ehe ſie ihm ſelbſt ganz klar geworden waren.

Die Wunden des Kranken waren ſchwer. Sie wollten trotz der Pflege nicht ſchnell heilen, ſondern feſſelten ihn Wochen lang auf dem Lager, und ließen ihn, nachdem er dieſes verlaſſen durfte, ſo entkräftet, daß wohl noch ein voller Monat vergehen durfte bevor er ſeine Reiſe fortſetzen konnte. Indeſſen zogen die ſanften Bande der Dankbarkeit ihn immer näher zu dem liebevollen Weſen hin, das ihn gerettet hatte, dem er das Leben und dadurch alles Gute was ihm noch bevorſtand verdankte. Mit Trauer bemerkte Berghold, daß ſie oft ſtill und wehmüthig war, daß ſie weinte; vergeblich drang er in ſie, ihm die Urſache ihrer Leiden zu entdecken — ſie ſchwieg. Dann glich ſie in ihrer

ſtummen ſtillen Trauer, die ſich unter ſo ſchöner Hülle barg, einem mit Roſen geſchmückten Grabe. Bergheld gewahrte bald, daß ihre Traurigkeit zunahm, wenn er von ſeiner Abreiſe, und zumal von der Geliebten ſprach, die er in Deutſchland zurückgelaſſen habe. Daher vermied er es aus zärtlicher Sorgfalt für ſeine Retterin, ihr Herz ſo zu verwunden.

Der Unglückſelige ahnte nicht, wie er ſelbſt die Gefühle ſeines Herzens allmählig einſchlummerte. Der Becher, in dem er täglich Ella's ſüßes Bild ſehen konnte, war ihm geraubt; der Schleier der ſie ihm im Traum zuführte, bedeckte ſein Haupt nicht mehr wenn er ſchlummerte; der Ring, mit dem er ſie herbeirufen konnte in der Stunde der höchſten Gefahr, war verſchwunden!

Verblendeter! Nicht damals, als Du hülflos blutend am Boden lagſt, ſtandeſt Du am Rande des Abgrundes! Jetzt, jetzt, wo ſich ſeine furchtbare Tiefe mit einer üppigen Blüthenhülle verdeckt, wo dein wahnſinniger Fuß unaufhaltſam dem ſüß verhüllten Verderben entgegen geht, — jetzt rufe die Retterin herbei!

Wochen, Monden ſchwanden dahin! Bergheld konnte ſich von dem ſeligen Aufenthalt nicht trennen. Soll ich ihr Herz zerreißen, ihre Bruſt grauſam durchbohren? Sie entriß mich den blutigen Armen des Todes, ſoll ich ihre weichen Arme jetzt rauh zurückſtoßen,

wenn ſie ſich bittend zu mir erheben? — Nein! Nein ich vermag es nicht! Und doch, ich will! Morgen ehe der Tag graut will ich hinweg! — — Doch ſie weinte ſtill, ſie härmte ſich ab, glich einem Marmorbilde vom blaſſen Mondglanz beleuchtet — und er vermochte nicht ſich loszureißen! Sein Herz ſchlug in heißen Flammen für die Theure auf. Und als die laue ſüdliche Nacht ihn mit ſüßbetäubenden Düften umhauchte, als der Mond mit ſeinen ſpielenden Lichtwellen Bruſt und Antlitz der Geliebten umfloß, als ſein Strahl ſich in ihrem feuchten Auge brach, und ſie mit zitterndem Laut der Wehmuth ſprach: „O bleibe bei mir! Verlaß mich nicht!“ — Da ſank er überwältigt in ihre Arme, trank die Küſſe von ihren Lippen, und ſchwur es an ihrer wallenden Bruſt, er wolle ſie nie verlaſſen.

Doch plötzlich traf ein furchtbarer Donnerſchlag ſein Ohr; entſetzt fuhr er auf, dichte Finſterniß quoll um ihn her, der Sturm heulte in den Lüften, und die Erde wankte in ihren Veſten. Die Geliebte wurde durch eine unbekannte Gewalt von ſeiner Bruſt hinweggeriſſen, vergeblich breitete er die Arme nach ihr aus, vergeblich rief er ſie laut und voller Angſt. Ein ſchallendes Hohngelächter ſchlug an ſein Ohr, betäubt, ſinnlos ſank er zu Boden. — —

„Nun Herr: Es iſt endlich Zeit!“ rief ihn die wohlbekannte Stimme ſeines Knappen an, und rüttelte

ihn aus dem Schlaf. „Ich muß Euch wecken, sonst steigt die Sonne zu hoch, und wir müssen den ganzen Tag in der Hitze reiten, die zwischen diesen Felsen fast so arg ist, wie in Palästina!“

Berghold fuhr verstört empor; er konnte sich gar nicht besinnen. Er wußte nicht, war es ein neuer Traum der ihn ängstigen wollte, oder war alles zuvor Traum gewesen.

„Ja, Ihr habt lange geschlafen, und seid daher wohl noch etwas verstört Herr Ritter;“ sprach der Knappe: „Aber nun müßt Ihr Euch doch ausgeruht haben; ermuntert Euch nur, und setzt Euch auf. Die Rosse sind abgefüttert und getränkt!“

„Wo sind wir?“ fragte er tief aufathmend.

„Je nun, wo wir uns gestern niederlegten, unter freiem Himmel, auf deutscher Erde, in dem unwirthbaren Gebirg der Alpen.“ — Berghold warf einen Blick auf seine Hand; Ella's Ring steckte wie sonst an seinem Finger. Er fühlte nach dem Becher, auch dieser war vorhanden; er suchte den Schleier, und fand ihn unter seinem Haupte. — Aber, doch hatte er nicht geträumt! Schnell griff er nach dem Becher und füllte ihn mit der Fluth des klaren Bergquells, der neben ihm aus dem Felsen hervorsprudelte. Doch entsetzt warf er ihn auf den Boden, denn das Wasser

verwandelte ſich in dunkles Blut, und ſchäumte wogend über den Rand.

„Was iſt Euch?“ fragte der Knappe, „warum werft Ihr Euren ſchönen Trinkbecher ſo wild hinweg?“ Er hob ihn auf, füllte ihn noch einmal und reichte ihn Berghold. Dieſer ergriff ihn zitternd. Kaum hatte er ihn berührt, ſo brauſte er wieder blutig ſchäumend auf; voll Entſetzen ſchleuderte er ihn weit von ſich.

„Was thut Ihr, lieber Herr?“ ſprach der Knappe erſtaunt, „Ihr verſchüttet ja das klare ſchöne Getränk?“

„Es iſt Gift, blutiges Gift!“ rief Berghold wild, und ſtarrte unbeweglich auf den Quell hin. „Eine Zauberin hat den Born vergiftet!“

„Euch muß ein böſer Traum noch ängſtigen,“ erwiederte der Knappe und ſchüttelte das Haupt. „Wie ſoll dieſer klare Brunnen giftig ſein? Seht her, wie er mich erquickt.“ Dabei hatte er den Becher aufgehoben, füllte ihn und trank vor Berghold's Augen daraus.

Dieſer bebte; ein kalter Schauer rieſelte durch ſeine Locken und den Nacken hinab. „Ja wohl! Du haſt recht,“ ſprach er, „mich folterten böſe Träume! Böſe, böſe Träume! — Stecke den Becher nur ein, ich mag ihn nicht.“ — Still ſetzte er ſich darauf zu Pferd und ritt ſchweigend ſeines Wegs. Die Felſen ſtiegen dürr,

ohne Laub, ohne Moos empor; die Sonne glühte an den nackten Wänden. Der Boden ſtäubte wie Aſche auf, die wenigen dürftigen Gewächſe waren verſengt von der Gluth, und die Blätter hingen welk herab.

„Ein ſchönes, anmuthiges Wieſenthal," ſprach der Knappe; „wie hier alles grünt und blüht, und wie die Quellen ſo lieblich rauſchen! Es iſt ordentlich als lächelten ſie uns mit ihren blauen Augen an!".

Berghold ſchauerte! Er ritt haſtig vorwärts. Es dünkte ihn als ſchüttle ihn ein brennendes Fieber. Er ritt bis das Roß von ſelbſt athemlos anhielt. Abends ſank er betäubt auf das dürftige Nachtlager der Herberge nieder; Nachts quälten ihn furchtbare Träume. So ging es am erſten Tage, ſo alle folgenden, bis er die Grenze ſeiner Heimath, den Saum des Gebirgs erreichte. Hier erſt verließ ihn die folternde Angſt, der glühende Brand in dem wüſten Gehirn. Es war ihm als thue er einen kühlen Trunk nach langem Fieberdurſt. Er mußte nahe an dem Weiher vorüber. „Und wäre es mein Tod, mein ewiges Verderben," rief er, „ich will dorthin wo ſie weilt. Ich will ſie rufen, ſie ſoll mich ſtrafen, vernichten. Noch beſitze ich ihren Ring, ihr letztes furchtbares Geſchenk, noch iſt wenigſtens ihm ſeine Kraft nicht geraubt. Erſcheinen muß ſie mir, es ſei in ſo drohender Geſtalt es wolle." Er übergab dem Knappen das Roß, und ſchlug zu Fuß

die unwegſamen, verwachſenen aber wohlbekannten Pfade nach dem zauberiſchen Weiher ein. — Ach da war nichts mehr zu ſchauen von dem lieblichen Grün der Ufer, von dem friſchen Gezweig liſpelnder Bäume! Nicht blau und klar lächelte der See! Er wallte düſter, grau mit blutig geröthetem Schaum, nur nackte kahle Felſen umſtarrten ihn, und verdorrte Bäume ſtreckten die Aeſte über die Wellen hin. — Ein ſchauerliches Tönen durchzog die Lüfte; waren es die Wellen, war es der Wind der durch die geſpaltenen Felſen rauſchte?

Bleich und zitternd trat Bergholb an den Rand des Sees, zog den Ring vom Finger und rief: Ella! Ella! O Du verlaſſene, getäuſchte Unglückſelige, komm und räche Dich an mir! —

Alles blieb ſtumm; nur das hohle Sauſen dauerte fort.

Bergholb warf den Ring in die Fluth und rief mit lauter Stimme: „Ella! Ella! Ella! ſteig herauf aus Deiner Fluth und räche Dich an dem Treuloſen!“

Alles blieb ſtumm.

Da trat er vor auf den überhängenden Fels und rief: „Nun wohl denn, willſt Du nicht zu mir heraufkommen, ſo komme ich hinab zu Dir.“

Und ſo ſtürzte er vorwärts in die tiefe Fluth, die Wellen rauſchten über ihm zuſammen, und er war für ewig verſchwunden. —

Der Knappe harrte von Stunde zu Stunde vergeblich ſeiner Rückkehr. Die Sonne neigte ſich zum Untergange; jetzt trieb ihn ein dunkles Bangen an, den Gebieter aufzuſuchen. Er band die Roſſe an, und ging ins Gebirg. Leicht fand er ſeine Spuren auf dem friſchen Raſen, und dem trocknen Erdreich das den Felſen bedeckte. Bald erreichte er den See; er fand die Waſſer trübe, unruhig wogend; aber die Ufer umgrünten ihn ſanft, und das Gebüſch verkleidete wie ſonſt die ſtarre Bruſt des Felſen. Düſtre Trauerweiden beugten ſich ſchwermüthig über die Fluth, und ſpiegelten ſich in den trüben Wellen ab. Mit banger Ahnung ſchritt der treue Knappe näher. Da entdeckte er am Ufer, auf einer ſanften Raſenmatte die entſeelte Hülle ſeines Herrn. Er lag ſtill wie ein Schlummernder. Seine Züge lächelten; aus den Locken träufelten die Perlen der Fluth; doch das Haar fiel geordnet um Stirn und Schultern. Den Fuß beſpülte die leiſe murmelnde Welle. Ein trauriges Klingen und Tönen rauſchte in den Lüften, und als die Abenddämmerung herab ſank, zog es wie graue Nebelgeſtalten über den See, und aus den Waſſern wie aus der Höhe drangen ſanfte Töne der Klage. —

Der Knappe beſtattete den Gebieter an derſelben Stelle wo er ihn gefunden, und pflanzte ein Kreuz auf den Hügel. Daneben baute er eine Hütte, wo er als

frommer Klausner sein Leben beschloß. Dort hat er oft wenn der Mond die Mitternacht dämmernd erhellte, eine weiße, tief verschleierte Gestalt trauernd auf dem Hügel sitzen sehen —

Aber niemals seit jenem Tag, der Frühlingshimmel mag noch so heiter lächeln, die Sonne noch so hell scheinen, niemals zeigt der See einen klaren Spiegel. Nur in sanften silbergrauen Wellen rauscht er gegen das Ufer, und netzt die Spitzen der Zweige welche die Thränenweiden traurig herabsenken. Und noch heut hat keiner der dieses Gebirg bewohnt in jener Fluth die Sonne oder die Sterne des Himmels sich spiegeln sehen, wenn sie auch noch so still und eben ruht, und keiner weiß, was die geheimnißvolle unergründliche Tiefe verbirgt. —

Miller und Müller.

(Eine aus den Akten gezogene Geſchichte.)

Erstes Kapitel.

Es ist ein Unglück Müller zu heißen! Man hat eigentlich gar keinen Namen (es sei denn, daß man Johannes Müller hieße), weil mancher Vorname, z. B. Balthasar, seltener ist, als der unglückliche Müller-Geschlechtsname. Ein Müller (von Namen, nicht von Stand) kann sich höchstens getröstet fühlen, wenn er einem Schmidt oder Schulz begegnet, denen es nicht besser ergeht als ihm, wogegen sich ein Meier oder Mayer wieder an jenen aufrichten kann, weil sie noch etwas schlechter vom Schicksal bedacht sind als er.

Ist es aber ein Unglück, Müller zu heißen, so ist es vollends ein sehr großes, einen Nachbar zu haben, der sich Miller nennt (es muß wohl ein Vetter oder Verwandter des Stadtmusikanten aus Kabale und Liebe sein), und mit dem man ewig verwechselt wird. — Dieses große Unglück traf nicht sowohl zwei Bürger einer kleinen Stadt in Deutschland, als deren Söhne. Der Ort liegt auf der Landkarte genau eine Spanne weit vom Rande, und so wird ihn jeder leicht finden, wenn ich ihn auch nicht nenne.

Anton Müller, ein Schreiner, wohnte dicht neben einem Krämer Namens Jakob Miller; jeder hatte einen Sohn, und damit das Elend ganz vollkommen würde, hatte jeder den seinigen August genannt; beide Knaben waren gleichen Alters, gleichen Haares, gleicher Größe an Leibern und schlechten Sitten, so daß, wenn sie auch einander nicht täuschend ähnlich sahen, doch des Verwechselns kein Ende war, und beide Jungen oft von ihren Vätern mit dem Knieriemen bloß deshalb tüchtig besalzen wurden, weil ein Beschwerde führender Nachbar nicht wußte, ob August Müller oder August Miller ihm den besagten Schabernack zugefügt habe. Ist das aber nicht zum Haarausraufen? Inzwischen wurden die Auguste es gewohnt, mit und für einander zu leiden, gewannen sich aber deshalb nicht eben lieber, sondern im Gegentheil, rauften sich zu Zeiten tüchtig wegen zu großer Gemeinschaft der Lebensgüter, als Name, Prügel u. s. w. Die Sache sollte aber anders werden. August Müller fühlte das Unglück seines Namens sehr tief, besonders jedesmal wenn des Vaters Stock diese Empfindung aufgeregt hatte. Der Vortheil, den August Miller in der Welt hatte, durch sein eines Strichlein und Pünktlein weniger im Namen, schien ihm zu überschwänglich. „Sind wir einmal nicht mehr beisammen," dachte er, „er dort, ich hier, so ist sein Name eine wahre Rarität, und wie ich heißt

Hans und Kunz, und wer weiß, ob nicht einmal ein August Müller irgendwo ſtiehlt, und ich an ſeiner ſtatt gehangen werde! denn in Akten, hab' ich gehört, wird Alles buchſtäblich genau genommen, und August Miller hat alſo dergleichen nicht zu fürchten. — Die Sache ſollte, wie geſagt, anders kommen, — aber ſchlimmer!

Wie es bei Nachbarsſöhnen und Fürſten geht, ſo war nicht immer Krieg, ſondern öfters beſchloſſen ſie einen ewigen Frieden. So hatte eines Tages August Müller von ſechs Aepfeln ſeinem Namens-Concurrenten einen concedirt, und nun war die Freundſchaft ſehr groß, ja unauflöslich. Als ſie wie Pylades und Oreſtes mit einander untergefaßt vor's Thor ſchlenderten, trafen ſie auf eine alte braune Bettlerin, die freilich nicht ſchön ausſah, ſondern im Gegentheil wie eine halbe Hexe und Zigeunerin. Sie ſprach die Knaben an, doch da ſie nichts zu geben hatten, gingen ſie vorüber. Aber August Müller, der überhaupt gutmüthig war, fiel es plötzlich ein, daß er einen Kreuzer beſitze; er griff in die Taſche und holte ihn heraus. Weil gerade Freundſchaftstag war, gab er ihn an August Miller, und ſprach: „da, bring' ihn der Alten nach." — Dieſer ſprang hin und verdiente ſich das freundlichſte Gotteslohn, ſagte aber nicht, daß er nur der Ueberbringer, nicht der Geber ſei. Der letztere hatte inzwiſchen

ſeinen vierten Apfel verzehrt, und wollte den fünften anbeißen. Da dachte er: „Ei was, du haſt genug, gieb ihn an Auguſt Miller.“ „Fang'!“ rief er ihm zu, und warf, aber wie Knaben pflegen, mehr um ihm das Fangen zu erſchweren als zu erleichtern, nämlich mit voller Gewalt. Das Geſchoß ſauſte durch die Lüfte und wie der Speer Achill's über Hektor's Haupt, ſo über Auguſt Miller's hinweg, fuhr aber der Alten, die inzwiſchen weiter ſchlich, gerade in den Nacken, und ſo heftig, daß die braune Hexenmutter vorn überſtürzte, und lang darniederfiel. Auguſt Müller erſchrak, und wollte hinzueilen ihr aufzuhelfen. Doch ſie war rüſtiger auf den Füßen als man geglaubt hätte. Heftig ſprang ſie auf und herum, erhob ihren Stab gegen den herbeilaufenden Knaben, und ſchrie wüthend: „Du Range! Du Teufelsei! Du Drachenbrut! Das ſoll Dich gereuen!“ Der arme Auguſt Müller ſtand vor Schrecken über das wüthende Weib ſprachlos ſtill. Sie aber fuhr mit einer Art von prophetiſchem Ton, ſtolz aufgerichtet, und mit drohendem Stab, fort: „Du ſollſt erfahren, wie belohnt und beſtraft wird, Du Kuckucksei! Was dieſer hier (dabei zeigte ſie auf Auguſt Miller), der wie dein Bruder ausſieht, auch Schlimmes thut, Du ſollſt den Lohn davon haben, und was Du Gutes thuſt — es wird freilich wenig genug ſein — das ſoll ihm zu ſtatten kommen! Und ſo ſoll es Dir ergehen bis zum

Sarge! Und nun lauf, daß Du fortkommst, sonst tanzt Dir meine Krücke auf dem Schädel, Du Schlangenbrut!"

August Müller war wie vom Donner gerührt! Doch als die Alte gleich einer wüthenden Megäre auf ihn zustürzte, lief er davon, blind querfeld ein, bis ihm der Athem ausging.

Zweites Kapitel.

Ich bin gar nicht abergläubig, und aus den vor mir liegenden Akten der Geſchichte geht auch gar kein direkter Beweis hervor, daß die Alte eine Hexe war, inzwiſchen denke ich das Meinige, und jeder Leſer gewiß das Seinige. Es bleibt jedenfalls eine gute praktiſche Lebensregel, dergleichen alten verdächtigen Bettlerinnen aus dem Wege zu gehen; denn daß ſie einem etwas *geben*, iſt ſchwer zu vermuthen, alſo was iſt dabei zu gewinnen? Ich denke hier ungefähr ſo wie beim geſelligen Kartenſpiel, wenn jemand aus Zerſtreuung in meine Markenſchachtel greift, was ich mir ſtets mit der höflichen Wendung verbitte: „Bleiben ſie mir aus den Marken! Der Ehrlichſte *legt nichts zu!*“ — Was man aber durch eine ſolche Hexenbekanntſchaft *zuſetzen* kann, davon giebt Auguſt *Müller* einen ſchlagenden Beweis. Mit dem einen Apfelwurf hatte er ſein Glück auf Jahre lang verſchleudert; man wird's gleich ſehen. — Was haben Aepfel nicht ſchon für ein Unglück angerichtet! Der Apfel im Paradies — der Apfel des Paris, — die Granatäpfel, welche Proſerpina naſchte, — die

goldenen Aepfel der Atalante, — die Aepfel jenes perſiſchen Bauers, der an den Hof damit ging, — der Apfel nach dem Tell ſchoß, — der Reichsapfel, — die ſauren Aepfel, in die wir Alle ſchon beißen mußten — und endlich Auguſt Müller's Apfel, der vielleicht der ſauerſte für die Leſer wird! — Wahrhaftig, man ſollte Apfelzucht wie Unzucht ſtrafen, an jedem Zweig des ſechstauſendjährigen Baumes der Weltgeſchichte hängt irgend ſo ein Unglücksapfel, und wer weiß denn wie viele noch reif werden?

Während ich dieſe Betrachtungen anſtellte, iſt Auguſt Müller ſehr weit gelaufen, ſo weit, daß er ſich endlich von ſeinem Schreck erholte und nach Hauſe zuging. Zwar ſah er ſich noch ein wenig ſcheu rechts und links um, ob die Krücke der Alten nicht irgendwoher wie ein Blitzſtrahl aus heiterer Höhe auf ihn herabfallen könne, indeſſen er verlor dieſe Furcht bald, und dachte nun ruhig über den Fluch nach, den ſie über ihn ausgeſprochen.

Anfangs vermehrten ſeine Betrachtungen ſeinen Trübſinn über den Unglücksnamen ſehr, doch ſpäter gewann er mehr philoſophiſchen Gleichmuth und rief endlich aus: „Je nun! Iſt mir's denn bisher anders gegangen? Habe ich nicht alle Suppen mit auseſſen müſſen, die mir Auguſt Miller eingebrockt hatte? Nur das wäre freilich ärgerlich, wenn ich allein Alles verſchlucken

müßte, was er einrührt! Wenigſtens wollte ich ihm dann das Fell dafür gerben!" —

Armer Auguſt Müller, du wußteſt nicht, daß die Suppe ſchon in vollem Kochen war, die dir Auguſt Miller am Feuer des Fluchs der Alten aufgeſetzt hatte! Ich erzähle es aber beſſer ohne Umſchweife noch Seufzer.

Auguſt Miller war bei dem böſen Handel vorm Thor um den Apfel gekommen, den ihm ſein Namensfac simile zugedacht hatte. Er beſchloß, dieſe Ungerechtigkeit des Schickſals wieder gut zu machen, und ſtieg deshalb über einen niedrigen Gartenzaun, innerhalb deſſen er mehrere Apfelbäume mit den ſchönſten Früchten wahrnahm. Dieſe Entdeckung ſah er für eine auf ihn girirte rechtsgültige Anweiſung zu einer billigen Entſchädigung an, und machte Anſtalt, ſie einzucaſſiren. Doch kaum hatte er ſich auf einen Aſt geſchwungen, und langte nach den ſchönſten rothen Wangen — der Borsdorfer, als ein paar andere rothe Wangen, faſt noch röther, aus dem Fenſterchen eines Gartenhäuschens herausguckten. Sie gehörten der Hausbeſitzerin. Als ſie die überzählige Frucht auf dem Baum erblickte, welche nicht dort gewachſen war, trachtete ſie ſofort, ſie herabzuſchütteln. Ein Zephyr ihrer Lippen, der einige zarte Laute darüber hinwehte, ſchien ihr das Zweckmäßigſte dazu: „Teufelsjunge" hauchte ſie vielleicht etwas unzart, „Satansbraten, Spitzbube!

Plagt Dich der Lebendige! Willſt Du vom Apfelbaum herunter!" — Sie hatte richtig gerechnet. — Der Apfeljäger fiel, als würde der Baum vom Sturm geſchüttelt, wie ein Kürbiß, der vom Stengel bricht, in das Kartoffelkraut unter ihm. Doch er blieb nicht liegen wie ein Kürbiß, ſondern ſprang auf wie eine geſcheuchte Katze, und war ſo raſch wie ſie über den Zaun. Da erſt erkannte die Hauswirthin, daß es Auguſt Miller, das liebe Stadtkind ſei, der an ihren Aepfeln mehr Geſchmack fand, als an ihr. Ich halte es daher blos für eine Folge gekränkter Eitelkeit, daß ſie jetzt ihrem achtzehnjährigen, im Hofe die Gaule ausſpannenden Sohne zurief: „Jürgen, greif die Peitſche, Auguſt Miller, der Höllenbrand, hat uns einen Scheffel Aepfel gefreſſen; ſpring gleich in die Hausthür, ſo kannſt Du ihn erwiſchen."

Jürgen war gerecht wie Ariſtides; deshalb erquickte ein ſolcher Auftrag der Rechtspflege ſeine innerſte Seele. Er hatte die Peitſche mit einem Griff, die Hausthürklinke mit dem andern weg, und ſchnellte ſich wie ein Bolzen auf die Gaſſe. Auguſt Miller war aber ſchon vorbei geſauſ't, und hatte im Laufen ſeinen Kameraden Auguſt Müller, der ganz argles daher ging, faſt übergerannt. Als dieſer erſtaunt nach der Urſach des Stoßes gegen ſeine Schulter forſchte, der ſeinen rechten Flügel plötzlich durch ein unwillkührliches „Kehrt" in

ſeinen linken verwandelte, ſah er erſt, daß es der unreine Reim auf ſeinen Namen war, der ihn ſo aus dem Rhythmus geſchnellt hatte. Erfreut, wieder mit ihm zuſammenzutreffen, rief und lief er ihm nach: „He, Auguſt, was läufſt Du denn wie eine Spinne!“ August Miller ſchoß aber eben um die Ecke einer Gaſſe, als Jürgen, der Peitſchenführer, aus der Hausthür debouchirte. Dieſer ſah alſo nur den laufenden August Müller, und da ſein Ohr ſo wenig wie die Ausſprache ſeiner Mutter, einen ſubtilen, höchſt unnützen Unterſchied zwiſchen i und ü machte, ſo galt's ihm für ſo ſicher wie der elfte Grundſatz des Euklides, daß August Müller die Peitſchenhiebe haben müſſe. — Keine Exekution ohne Urtheilsſpruch, war ſein höchſt gerechter Grundſatz. Er ſchickte ſich daher an, dem laufenden Delinquenten das Urtheil von hinten her vorzuleſen, zwar nicht in der ſtrengſten Rechtsform, aber doch gründlich gefaßt, ungefähr ſo: „Du Cujon, lauf Du nur,“ — Nein halt, das wäre ja ganz falſch, der Name des Maleſicanten mußte ja im Urtheil ſtehn! Er fing daher ſo an: „August Müller, Du Cujon! Lauf Du nur mit Deinen Spillerbeinen, Du Galgenvogel! Ich hole Dich doch ein, und dann ſollſt Du ſo viel Dutzend Peitſchenhiebe haben als Du Aepfel gefreſſen haſt, Du Hallunke!“ —

Zweierlei Dinge in dem Urtheilsſpruch mußte der laufende August Müller trotz des beſten Gewiſſens für

wahr erkennen, erſtlich daß er ſo heiße, zweitens daß er Aepfel gegeſſen, und zwar vier, mithin auf richtige 48 Peitſchenhiebe zählen konnte. Den logiſchen und richtigen Zuſammenhang zwiſchen ſeinem Aepfeleſſen und dieſer Bußübung konnte er zwar in der Schnelligkeit nicht einſehen: ſo viel aber rechnete er heraus, und rechnete richtig, er werde, wenn ihn Jürgen erwiſche, das ſtipulirte Averſionalquantum zweifelsohne erhalten. Obwohl ihm daher eine dunkle Ahnung aufdämmerte, daß die Hiebe beſſer auf Auguſt Miller's Rücken paſſen würden, als auf den ſeinigen, ſo fühlte er doch, daß dieſer Verſuch, den man mit ihm anſtellen wollte, nur durch einen gehindert werden könne, den er ſelbſt anſtellte, nämlich den, ob er mit ſeinen langen Spillerbeinen — wie Jürgen ſie ohne alle Rückſicht auf die etwalge Injurie vorhin genannt hatte — der Peitſchenlänge entlaufen könne. — Er verordnete ſich daher ein piu stretto, dann ein Presto, ein Prestissimo — und erreichte glücklich die Ecke früher als Jürgen ihn.

Sein unreiner Reim lief dicht vor ihm; als dieſer den ſeinigen hinter ſich hörte, fing er auch ein piu mosso an, und blieb im accelerando. Jürgen fluchte und keuchte; noch zwanzig Schritte ſo konnten die Flüchtenden ihre Hausthüren erreichen und ſie dem Verfolger vor der Naſe zuwerfen, womit wenigſtens Zeit gewonnen war. Da aber wurde das Schickſal, ich darf's

wohl aussprechen, recht malziös. Es legte sich in Gestalt eines großen, zottigen Pudels quer über den Bürgersteig, und streckte den Schwanz weit hinter sich bis dicht an August Miller's Hausthür. Dieser schlug dort einen Haken wie ein Hase, um sich links ab in's Thor seiner Festung, und dieses zuzuwerfen, bevor der Feind ihm über die niedergelassene Zugbrücke nachkäme. Dazu aber mußte er seinen linken Fuß zum Pivot machen, und hatte kein anderes Terrain dazu, als den schwarzen Pudelschwanz. Diesen klemmte er nun zwischen seine Sohle und das Steinpflaster, so fest wie Paganini die Saite zwischen Finger und Griffbrett. Allein für Phylax (des Pudels Familienname) war der Schwanz eine sehr zarte Saite, die, wenn sie unzart berührt wurde, nicht nur einen höchst gellenden Ton angab, sondern das Nervensystem Phylaxens (man ist mit dem Genitiv dieses Wortes wahrhaftig recht in Verlegenheit,) überhaupt sehr irritirte, so daß er sich alteritirte bis zum Beißen. So geschah's, er heulte und bellte auf, that einen Angstsprung hoch in die Luft und schoß dann herum wie ein umspringender Geigenwirbel, um den Spielmann, der das unberufene Piccicato-Solo auf seinem Schwanz executirt hatte, seine wahre Meinung darüber unverholen auszudrücken, durch Zubeißen, ganz Recensentenhaft.

Es war aber nicht Zufall, sondern Resultat des

genaueſten mechaniſchen Calcüls, daß die Bewegungen dreier Körper hier folgendermaßen in einander griffen. Während Auguſt Miller ſich um den Angel ſeines linken Beines drehte, und links in's Haus pirouettirte, hatte ſich Phylax auf dem rechten Hinterbein rechts herumgeſchwenkt, und indem der Spielmann die Thür zudonnerte, hatte das Saiteninſtrument Phylax ſeinen Luftſprung executirt. Gerade in dieſem Moment zog der Planet oder Schweifſtern (von πλανάομαι umherſchweifen) Auguſt Müller ſeine elliptiſche Bahn genau durch den Punkt aus dem Phylax und Miller ihre Schwenkungskreiſe beſchrieben hatten, und ſo mußte, wie geſagt, nicht zufällig, ſondern nach mathematiſcher Nothwendigkeit Auguſt Müller's Wade ſich in des Pudels Schnauze genau einfügen, ſo daß dieſer ein paar regelrechte Secanten und Coſſecanten mit ſeinem Gebiß durch den Wadenkreis zog, oder beſſer einige Kegelſchnitte in dem Wadenkegel beſchrieb. Wahrhaftig, der arme Auguſt Müller konnte binnen zwei Sekunden Parabel, Hyperbel und Ellipſe aufweiſen, und hätte ſein Bein als Demonſtrirkegel an eine mathematiſche Claſſe ablaſſen können.

Grauſam war es freilich, allein nicht minder mathematiſch unvermeidlich, daß Jürgen gerade auf dieſen vielfältigen Kreuzpunkt complicirter geometriſcher Conſtructionen einen Perpendikel fällte, nämlich ſeinen

Veilchenſtock, mit dem er auf's Schleunigſte verſchiedene Ebenen durch die Luftſäule legte, die er alle perpendikulair in Auguſt's Rücken einſchneiden ließ. — Hm!

Bei ſolchen mathematiſch genauen Fügungen und Zuſammenfügungen wäre es lächerlich, an Hexerei zu denken, und ganz unphiloſophiſch, ſich nur darüber zu beklagen. Doch kann ich's (denn Wahrheitsliebe iſt die erſte Erzählerpflicht) dem Leſer nicht verſchweigen, daß Auguſt Müller beide Fehler beging, wiewohl einen nach dem andern, und letzten zuerſt, indem er ſich auf ordentlich rohe Weiſe ſchreiend und jammernd gegen ſein doch ſo richtig berechnetes Verhängniß ſträubte. Zu dem andern nahm er ſich erſt nachher Zeit, als er windelweich geprügelt, ſich nach Hauſe ſchleppte, und dabei nicht allein dachte, ſondern es überlaut herausheulte: „Daran iſt gewiß die Höllenhexe ſchuld!"

In dieſem Augenblick ſah er die braune Alte dicht an ſich vorüber hinken; und im Vorbeiſtreichen grinſte ſie ihn hohnlachend an, und ſprach heiſer: „Guten Abend, Auguſt Müller!"

Da aber ſeine Augen ſo voll Thränen ſtanden, daß er wie durch einen Nebel ſah, und ſeine Seele eben ſo voll Schreckenbilder, ſo kann ſich der Leſer, der wie ich

nun einmal an die Hexerei nicht glauben will, auch denken, dies ſei ein Spiel der Phantaſie des armen gepfügelten Auguſt geweſen. — Inzwiſchen blieb das wahr und wirklich, die Hiebe hatte er für ſeines Halbnamensvetters Aerielmauſereien glücklich weg.

Drittes Kapitel.

Ich hätte jetzt ein herrliches Feld für das Wunderbare, und könnte meine Geſchichte ungemein ſchauerlich machen, wenn ich Datum und Stunde der erſten Hexenerſcheinung recht genau angegeben hätte, und nun meinen Freund Auguſt Müller, immer an demſelben Tage, und in derſelben Minute, wo ihn die Hexe verflucht hatte, recht teufelmäßig durchprügeln ließe, daß es ihm braun und blau über den Rücken liefe und dem Leſer eiskalt. Wie geſagt, es wäre ſchauerlich ſchrecklich. Aber die Wahrheit iſt, däucht mir, noch ſchrecklicher, daß Auguſt Müller nicht an dem Jahrestage, in der eminenſen Stunde, ſondern alle Tage des Jahres und zu jeder Stunde, bald Hiebe fing, bald anderes Elend ausſtehn mußte, was eigentlich auf Auguſt Miller's Conto buch gehörte. Ueberdies liegen die Akten vor mir, und falsa könnten mir übel bekommen, wenn etwa ein Recenſent in die Regiſtratur liefe, und mir öffentlich nachwieſe, daß ich Erfindung gehabt hätte. Ich müßte aber einen Folianten ſchreiben, wenn ich alles

genau erzählen wollte, und die Novelle iſt nur auf zwei bis drittehalb Bogen beſtellt, ſo daß ich mich am Ende nicht bloß durch ihre Langweiligkeit mit dem Leſer, ſondern auch durch ihre Länge mit dem Verleger erzürnte. Ich will alſo hier nur einen kleinen Auszug von den Unfällen machen, die meinem miſerablen Helden begegneten, und alle weitläuftig in den Akten beſchrieben ſind. Doch ich darf nicht mehr als das Regiſter geben; nur das, was von entſcheidendem Einfluß auf Auguſt's Schickſal geworden iſt, erzähle ich nachher mit Pathos und Accurateſſe.

Hier aber das Regiſter.

A. (Vide August. Müll. rer. gest. et advers. Index fol. VII.)

Auguſt Miller ſchlägt einem Knaben das Butterbrot aus der Hand. Der Teufel (oder die Hexe) läßt's gegen Auguſt Müller's neue Weſte fliegen. Sein Vater centrebalancirt die Fettflecke auf der Bruſt durch blaue auf dem Rücken.

B. (Vide Index fol. XIV.)

Auguſt Miller läßt einen Schiebkarren in der halbdunkeln Hausthür ſtehen; ſein Namens-Halbzwilling ſtolpert darüber, zerſchlägt ſich die Schienbeine, ſeinem Vater die Meerſchaumpfeife und dieſer ihm alle Knochen.

C. (Conf. Index fol. XXIII.)

August Miller mahlt den Conrektor mit seiner großen Nase an die Wand, und setzt darunter A. M. fecit. Die boshaften Schüler explicirten dem erbosten Conrektor den Lapidarstil der Inschrift, und erklären das A. M. nicht durch Ancus Martius oder Aulus Manlius, sondern durch „August Müller" und der Conrektor rächt sich durch eine Hieroglyphenschrift auf auf den unschuldigen Müllerrücken, die so viel Kreuz- und Querstriche zeigte, als die Inschrift einer chinesischen Theebüchse.

D. (Vide Index fol. XXX.)

Demselben Conrektor gräbt August Miller vor dessen Gartenthür eine tiefe Fallgrube, die er unten weich (aber weder sauber noch wohlriechend) auspolstert; oben mit dünnen Holzstäbchen, Stroh und Erde bedeckt. August Müller geht mit dem Conrektor arglos in den Garten, und weigert sich aus schuldigem Respekt voran in die Thür zu treten. Doch der Conrektor ist guter Laune und sagt: „Spring' Er voran, Bursche, mach' er nur keine Umstände." August Müller hält es jetzt für den feinsten Ton, deste mehr zu machen, bis ihn der Conrektor endlich halb gewaltsam voranschiebt. Da plumpt der arme Augustin bis an den Hals in die Fallgrube und in den Dr....., und der Conrektor bringt's, scharfsinnig wie Thales, in einer halben

Secunde heraus, daß der Schalk die Grube ſelbſt gegraben hat, und nur deshalb nicht zuerſt durch die Thür wollte. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß er ihn bei den Haaren herauszauſt, und das ſpaniſche Rohr in ſo verwünſchten, ängſtigenden Zauberkreiſen über ihm ſchwingt, daß Auguſt das weiche Gruben-Polſter beinahe noch aus eignen Mitteln vermehrt hätte.

E. (Conf. Index fol. LX. sqq.)

Auguſt Miller verliebt ſich in eine hübſche dreizehnjährige Nachbarstochter, und ſchreibt ihr die zärtlichſten Liebesbriefe. Eine Depeſche wird aber vom Vater des Mädchens aufgefangen, der den ewig getreuen Auguſt Miller unter den holdſeligen Zeilen, in der Wuth aus Eil für einen ewig getreuen Auguſt Müller hält. Das Stelldichein, was der Brief fordert, ſoll um vier Uhr (nach der Schule) im Garten ſtatt finden. Der Vater paßt in der Hausthür auf, und da Auguſt Müller Schlag vier Uhr langſam, völlig arglos am Hauſe vorbei ſchlendert, und den ſchuldloſeſten Blick hineinwirft den jemals ein Tertianer ſich in einen offenen Thorweg, hinter dem ein Garten mit Obſtbäumen grünt, geſtattet hat, greift plötzlich die grimmige Hand des Schickſals (die diesmal an dem Arm des erboſten Schwiegervaters ſaß) aus dem Höllenthor heraus, und ballt ſich zur Fauſt, aber erſt nachdem ſie vorher ein anſehnliches Quantum

Haar des Tertianers mit gerichtlichem Beſchlag belegt hat. Wie ein armer geangelter Gründling zappelt er an dem Enterhaken der väterlichen Hand, die ihn in ein tiefes Burgverließ hinunterſchleudert, nämlich in den Keller, wo er ſeine Liebe abkühlen ſoll. Wahrlich ein Jammer wenn man nichts abzukühlen hat, als den durchgewammſeten Leib, und ein noch größerer, wenn man durch's Kellerloch den Unheilsvogel Auguſt Miller mit ſeinem Liebchen ganz ungeſtört im Garten ſpazieren und ſelig ſein ſieht, weil der Vater jetzt eher den Teufel im Hauſe vermuthet, als den Liebhaber der Tochter außerhalb des Kellers!

F. (Conf. Index Fol. LXX. seqq.)

Der allergrößte Jammer aber war der, daß Müller in der Stille ein Nebenbuhler Millers war, wiewohl nur ganz heimlich. Doch wollte er's einmal mit herculiſchem Aufſchwung zu Etwas treiben, und pflückte einen halben Centner Vergißmeinnicht auf der ſumpfigen Wieſe hinter dem Stadtgraben. Als er aber die ſchönſten langen will, um den Strauß zu vollenden, den ſeine Geliebte auch als Laube hätte brauchen können, zieht ihm die Hexe (denn wie wäre es ſonſt möglich geweſen) beide Beine tückiſch unten weg, und er fährt damit in den Sumpfgraben hinein, bis über den Heſenlatz. Während er ſich mühſam herausarbeitet, und dabei den Strauß aus der Hand legt, kommt ſein

überſeliger Halbſchatten (Miller heißt er in den Akten) über die Wieſe, ſieht den Vergißmeinnichtleſer, und ruft: „Auguſt, den Strauß muß ich haben, nachher helfe ich Dir aus dem Graben!“ Damit iſt er wie der Wind davon, und bringt den Strauß dem angebeteten Backfiſch, während der geprellte Nebenbuhler lieber im Grabe ſteckte als im Graben. — Die Halbtrauer ſeiner ſchwarzen moorigen untern Körperhälfte drückte den Zuſtand ſeines Gemüths wahrlich nur halb aus, als er in dieſem Aufzuge vor dem Liebespaar vorbei mußte, und ſie ihm nachſprottete: „O du armer ſchwarzer Peter!“

* * *

Jetzt glaube ich doch beinahe ſelbſt an die Hexe. — Es iſt ein Glück, daß das Kapitel hier aus iſt, (ich könnte aus dem Regiſter noch ſieben Alphabete Unheil excerpiren,) denn noch drei ſolcher Fatalitäten, und ich glaube ich forderte jeden auf Piſtolen, der noch einen Zweifel hegen könnte, daß hier übernatürliche Mächte ihr Spiel treiben, — vielleicht gar der Schwarze ſelber!

Viertes Kapitel.

Es ist nichts weniger als lustig, geschweige komisch, aber höchst wichtig. Die ganze Geschichte ist aber, hoffe ich zur Ehre meiner Leser, oder ich müßte ihr Herz ganz verkennen, nichts weniger als belustigend, sondern ächt rührend und tragisch. Es müßte einer ja gar keinen Rücken und was daran hängt haben, wenn er sich nicht in August Müllers Lage denken könnte. Recht systematisch martert ihn aber die Hexe! Erst lauter Körperschmerz, dann immer stärkere Dosen Seelenschmerz, als Pfeffer und Salz des Elends, und jetzt, man wird's gleich lesen, die ausgesuchtesten Seelenqualen.

Der Henker lese die Akten ohne zu weinen, vollends soll sie einer excerpiren. Ich setze einen Kieselsteinernen Kerl hierher an meinen Arbeitstisch, und wette, binnen fünf Minuten schmilzt er wie Märzschnee.

Ein ganzes Vierteljahr hatte die Hexe, denn ich glaube jetzt so fest an sie wie einer, den armen August in Ruhe gelassen; er kam ordentlich zu Athem und heiler Rückenhaut, und setzte beinahe etwas Fleisch an

auf ſeine mageren Glieder, ſo erquickte ihn die Hoffnung daß der verfluchte Spuk nun zu Ende ſei. Der arme Schelm wußte nichts von Windſtille vor Gewittern und Sonnenuntergang. Die Ruhe gab ihm einen geiſtigen Aufſchwung zu einem — kalligraphiſchen Werk. Er ſetzte ſich in einer Woche hin und malte zum Geburtstag des verſöhnten Conrektor einen Raphael der Schreibekunſt, einen Glückwunſch in Fraktur nämlich, wie ihn ſeit Erbauung der Stadt (wo er wohnte, nicht Rems; ſeine Vaterſtadt war aber dem Ausſehn nach, älter) kein Conrektor bekommen hatte. Darunter ſetzte er mit kleiner demüthig beſcheidner Schrift die Worte: Auguſt Müller scripsit. Auf dieſes scripsit, was (wiewohl er richtiger pinxit ſchreiben ſollte), auch ſeine Stärke in der Latinität bewies, war er beſonders ſtolz. — Der Conrektor war gerührt, er weinte Thränen, ja er bat ihn zum Kaffee. Auguſt Müllers Glück kannte keine Grenzen; aber es wurde doch noch höher getrieben, denn der Conrektor beſchloß den Glückwunſch gewiſſermaßen in den Adelſtand zu erheben, d. h. ihn unter Glas und Rahmen bringen und in der Claſſe aufhängen zu laſſen, als ein exemplum imitandum, wie ein Schüler ſich erſtlich der Schreibkunſt, zweitens der Liebe zu ſeinem Lehrer befleißigen ſolle. Auguſt Müller ging jetzt mit einer Glorie herum, die durch das ganze Städtchen ſtrahlte;

der Ruhm war doch wenigſtens ein Glück welches ihm der Fluch der Zigeunerin nicht entriß, um es Auguſt Müllern in den Schooß zu werfen. — Den Ruhm ſelber nicht, freilich, aber die Früchte davon. Man wirds gleich ſehn.

Die Kneifzange, deren ſich der Schwarze bediente, um den Unglücksſohn Auguſt zu zwicken, war der Buchbinder loci. Er hatte den geſchriebenen Raphael in Rahmen zu bringen. An einigen Orten richtet man Glas und Rahmen nach dem Bilde oder Kupferſtich ein, nicht ſo in unſerm Städtchen, wo ſich das Bild nach dem Glaſe richten mußte. Der Buchbinder hatte nämlich noch eine Glasſcheibe liegen, die vielleicht bis an den jüngſten Tag gelegen hätte, — dieſe mußte alſo dem Glückwunſch angepaßt werden. Der Wunſch hatte auch vortrefflich Platz darunter, nur der Wünſchende nicht, nämlich Auguſt Müller und ſein Scripsit. Dies ſchnitt die Buchbinderſcheere alſo kaltblütig weg, und damit alles Immergrün des Lorbeerzweiges der ſich um Auguſts Haupt winden ſollte. Wahrlich es war um ſeine Unſterblichkeit geſchehn, wenn er jetzt zufällig ſtarb, bevor er zum zweitenmal auf eine Namens-Verewigung Sturm laufen konnte. Und wie ſelten glückt das! Wir wiſſen das, wir Autoren!

Von Auguſts Schmerz, als er ſo, nicht ſowohl um ſeinen guten als um ſeinen berühmten Namen

gekommen war, und anonym in Tertia aufgehangen wurde, ſage ich der Welt nichts; ich verhülle ihn wie der athenienſiſche Seydelmann, der den Agamemnon hinterm Schleier ſpielte, weil er der Phantaſie der Athenienſer mehr Kraft als ſich ſelber zutraute, ſich den Schmerz vorzuſtellen. Ganz dieſes feine Compliment mache ich hier meinen Leſern. Die Geſchichte verlangt aber (nach den Akten Folio 197) daß ich's hier anmelde, wie wenige Wochen nach dieſer Kataſtrophe eine zweite eintrat, nämlich der Superintendent in die Schulſtube, der zugleich Schulrath war. Es wurde ein examen rigorosum und tentamen quasi diabolicum mit allen Schülern angeſtellt, die nicht ſowohl ihre Vorzüge als die ihrer Lehrer ins rechte Licht ſtellen ſollten, wozu man die Funken mit manchem Nixenſtoß aus ihnen ſchlug. Das Schulrathsgange ergötzte ſich auch an der Bildergallerie der Schule, das heißt dem einzigen Stück derſelben, Auguſts kalligraphiſchem Raphael. „Hm Hm!" ſagte der Superintendent auf lateiniſch oder gar auf griechiſch zum Conrektor, „ein opusculum welches Fleiß und ingenium gewiſſermaßen andeuten zu wollen ſcheinet möchte!*) Et nomen auctoris?" —

*) Ich merke hiermit muthmaßlich an, daß er keine ſchwere Phraſe bilden konnte, um den Accuſativus cum Infinitivus fein anzuwenden.

„August Müller" flüsterte der Conrektor.

Jetzt entsteht eine äußerst schwierige Frage über die ich wohl die Scholasten des Mittelalters consultiren möchte. Wirkte die Verwünschung der mehrgedachten und jetzt ganz unzweifelhaften Hexe auf die Zunge des Conrektors, daß er das ü wie ein i sprach (war er ein Berliner, was aus den Akten aber nicht zu ersehen, so bedürfte es dazu gar keiner Hexerei) oder reagirte sie auf das Ohr des Schulraths, daß er Miller für Müller hörte.

Eine dritte Annahme nehme ich deshalb nicht an, weil sie zu prosaisch ist, und viel zu nahe liegt. Nämlich die, daß der Schulrath sich darum auf den Namen Miller festsetzte, weil er bei August Millers Vater der (wie gleich Anfangs aktenmäßig bescheinigt worden,) einen kleinen Kramladen hatte, kurz vorher eine Prise Schnupftabak kaufen wollte, sie aber geschenkt bekam, wobei der Vater seines Söhnchens als eines wohlbegabten Schülers väterlich rührend gedachte, und unter andern sagte: „Wahrhaftig Ew. Hochehrwürden, das ist ein Junge wie ein Haus, er deklinirt Ihnen seine Verbum Klipp Klapp wie die Wassermühle, und conjugirt Tage lang cornu das Horn, cornu des Hornes u. s. w., und macht im ganzen Singularis auch nicht einen einzigen Fehler." (Uf! Ich muß erst Athem holen wegen des langen Satzes!) „Tabel schreibt Ihnen

der Teufelsjunge eine Klaue, mit Verlaub, beinahe besser wie meine eigene, und ich könnte ihn alle Tage als Buchführer im Comptoir anstellen! Wahrhaftig das könnte ich!"

Dieser Umstand, und daß der Tabackshändler dem Herrn Superintendenten ein Päckchen extra feine Cöllnische Carotten mitgab, auf dessen Etikette seine Firma August Miller stand, und S. Ehrwürden deshalb den Nahmen mit dieser Ortographie so fest ins Gedächtniß prägten; diesen Umstand bringe ich, wie gesagt, gar nicht in Anschlag, weil er zu gewöhnlich und gar nichts wunderbares dabei wäre.

Doch die Sache hatte ihre höchst wichtigen Folgen, selbst wenn sie unentschieden bleibt. — Der Conrektor mußte etwas davon geahnt und gewittert haben, denn er sagte einmal zu August Müller: „Gieb wohl Achtung mein Söhnchen! Du warst zwar ehedem ein Galgenstrick (er dachte an die Fallgrube) aber Du hast Dich zum Guten gewendet. Es wird belohnt werden; gieb Achtung, ehestens kommt ein Brief vom Schulcollegium aus der Residenz an, der bringt etwas Neues von Wichtigkeit." August horchte auf! — Ein anderes mal ließ der Conrektor ein Wort von einer Freistelle im Gymnasium fallen. August zitterte vor Wonne.

Des Conrektors Ahnungen oder Weissagungen gingen in Erfüllung. — Vierzehn Tage nach der Durchreise

des Superintendenten, kam wirklich ein Brief an die Schulanſtalt an, mit der Anzeige: „Daß der durch ſeinen Fleiß und ſeine Talente ausgezeichnete Schüler Auguſt Miller durch Gegenwärtiges eine Freiſtelle als Alumnus auf dem Gymnaſium der Reſidenz, und bei fortgeſetztem Fleiß eine Anwartſchaft auf ein dreijähriges Stipendium für die Univerſität erhalte.“

Auguſt Miller fiel aus den Wolken, Auguſt Müller aus dem Himmel, der Conrektor beinahe vom Katheder — bei der Nachricht. Es blieb aber dabei, denn, geſchrieben Wort gültig Wort; Auguſt Miller ſchnürte ſein Bündel, zog aufs Gymnaſium, und

Das fünfte Kapitel

ſpielte daſelbſt. Auguſt Müller war nämlich ein halbes Jahr ſpäter, nachdem der Conrektor eine Amtsreiſe in die Reſidenz gemacht und ſich amicabiliter mit dem Superintendenten verſtändiget hatte, nachgekommen.

Das halte ich für den Meiſterſtreich der Zigeunerin! Denn nachdem ihre Verwünſchung ſo gewirkt hatte, daß die Unglücks-Verwechslung gar nicht mehr möglich war, iſt es ein wahrhaft geſchicktes Manövre dieſer Hexe, dem armen Schlucker ein Glück zu gönnen, blos damit ſie ihm noch recht viel Unglück auf den Pelz ſchicken könne.

Sie fing es aber ſo an. Ein volles Luſtrum ließ ſie ihn ganz in Ruhe. Im vierten Jahre aber ſpielte ſie ihm nach Folio 289 der Akten einen fatalen Streich. Miller und Müller waren mit Hülfe der Zeit Primaner geworden, und ſollten mit den nächſten Oſtern das Abiturienten-Examen machen. Dabei wurde ihnen zugleich eine Preisaufgabe geſtellt, „Ueber den Nutzen der Prügel bei der Erziehung“ von deren Löſung der Genuß eines dreijährigen Stipendiums während der

Univerſitätszeit, abhängig gemacht wurde. Auguſt Müller hatte die Aufgabe bis in ſein jetzt angetretenes neunzehntes Jahr eigentlich immerfort praktiſch gelöſt. Er kam daher auf eine ſeltſame aber ſcharfſinnige Eintheilung ſeiner Diſſertation, (natürlich wurde ſie lateiniſch geſchrieben) und handelte im erſten Theil: Von dem Nutzen der Prügel die man verdientermaßen bekommt, und im zweiten, von dem noch größeren derjenigen, die man unverdienter Weiſe bekommt."

Auguſt Müller hatte von der letzten Gattung ſo viel erwiſcht, daß niemand beſſer über den Nutzen derſelben urtheilen konnte, als er. Und in der That wurde ſeine Abhandlung ein Meiſterſtück. Recht weh thut es mir daher, daß ich dem geneigten Leſer nicht einige Excerpte daraus mittheilen kann, obgleich die ganze Diſſertation in die Akten geheftet iſt, und vor mir liegt. Aber ich darf's nicht, denn ſonſt wird dieſe Geſchichte, die mir noch einen unermeßlichen Stoff darbietet, wahrhaftig zu lang. Ich darf's aber den Leſern verſichern, die Abhandlung iſt ſo ſchön, daß niemand der ſie lieſt ſicher iſt, ſich nicht ſofort ſelbſt einige Trachten unverdienter Hiebe recht gefliſſentlich zu verſchaffen, weil einem die Segnungen derſelben gar zu anſchaulich gemacht werden. Deshalb iſts bedenklich den Traktat zu leſen. —

Ich breche mir's gewaltſam ab, daß ich ihn nicht

mittheile: das verdient aber wahrhaftig eine Belohnung, und die verſchaffe ich mir mit einer ganz kleinen Abſchweifung über die Gefahren dieſes Traktats. Wird nicht, frage ich, bei dem allgemein verbreiteten Triebe Gutes zu thun, die Welt wenn ſie Auguſt Müllers beredte Abhandlung geleſen hat, ganz des Teufels ſein vor Begierde Andern nützlich und wohlthätig zu werden, durch unverdientes Ausprügeln? Ich beſorge der Drang zum Guten, iſt nur zu lebhaft in Vielen! Doch mache ich einſtweilen den Vorſchlag ſich ad interim mit dem erſten Theil der Abhandlung zu begnügen, worin der geringere Nutzen verdienter Prügel nachgewieſen wird, und vorläufig alle diejenigen zu befriedigen, die gerechte Anſprüche auf Prügel haben, zuverläſſig Anſprüche, die ſo groß ſind, daß ſie ſchwerer zu befriedigen ſein werden, als die Gläubiger der ſpaniſchen Regierung. Wenn alle verdienten Hiebe ausgetheilt ſind, und niemand mehr gerechter Weiſe auch nur auf eine Ohrfeige Anſpruch machen kann (ich fürchte nur das dauert lang) dann iſts wohl Zeit an die unverdienten Prügel zu gehn deren Ertheilung mehr eine Wohlthat als Erfüllung eines Rechtsanſpruchs iſt. Und die Regel lautet ja: „Erſt tilge deine Schulden, dann ſchenke!“

Ich beſorge faſt, ich habe durch dieſe Abſchweifung das Schuldkapital was die Welt an verdienten Streichen abzutragen hat (die wahre Nationalſchuld der

Menſchheit) noch um ein Beträchtliches vergrößert. Ich kehre alſo zur Geſchichte zurück:

Wie geſagt, Auguſt Müllers Abhandlung war ein Meiſterſtück, ein claſſiſches Werk. Kalligraphiſch und ortographiſch makellos, vollends was andere Kleinigkeiten anlangt. Sie wurde im consilio aller Lehrer geleſen und bewundert. Gern hätte in der erſten Begeiſterung ein College dem andern ſogleich hundert unverdiente Hiebe aufgezählt, aber es war gar nicht zu machen, weil jeder noch viel mehr verdient hätte. Der Rektor der erſt ganz neu zur Schule gekommen war, und ſeine anvertraute Heerde noch nicht kannte glühte ordentlich vor Entzücken über dieſen ächten Merino den er in der Schaar ſehr ordinairer Schaafe die er geiſtig (nicht geiſtlich) weidete, ſo unvermuthet vorfand. „Ein Kapital-Menſch dieſer Auguſt — wie heißt er doch gleich?“ „Müller“ half man ihm ein — ja dieſer Auguſt Müller! Ein wahrer primarius aller Primaner; er ſollte primus omnium aller Schüler des Continents ſein! Ja Küſſe verdiente dieſes lumen gymnasii für ſeine unverdienten Streiche! — (Er freute ſich des Wortſcherzes).

Wahrhaftig meine Herren Collegen er muß das große Praemium — nam honor praemium virtutis — und das Stipendium dazu haben. „Wie votiren Sie Herr Collega Conrektor?“

„Ganz wie der Herr Rektor!“ —

Hierauf votirten Alle, und Alle gleich.

August Müller war ſomit ein gemachter Mann, und ich ſage es wahrhaftig nicht, wie die Hexe ihm hier noch einen Querſtrich machen will. — Blos durch einen Querſtrich! —

Der Rektor notirte ſich die Namen derjenigen, die das Examen beſtanden hatten, Prämien erhalten ſollten, u. ſ. w., auf ein beſonderes Blatt. Er war noch ſo Neuling im Gymnaſio, daß er nicht einmal die Primaner kannte, geſchweige die Sextaner. August Müller war der erſte Name den er ſauber mit lateiniſchen Lettern aufſchrieb, dann folgten die andern nach. Nun kam der Querſtrich den ihm die Hexe machte; ſie ſtieß ihm nämlich da er mit der Feder an den Namen hinauf tippte, um ſie noch einmal rückwärts, von unten auf zu zählen, ob ſie auch richtig ſeien, mit berechneter Bosheit gegen die Hand, als er eben am letzten war, nämlich am erſten, an August Müller. Die Feder fuhr ihm, ohne daß er's beachtete, quer durch das mit zwei Tüpfelchen verſehene ü und machte durch dieſes unwillkührliche delcatur der zweiten Hälfte des ü, ein klares i daraus.

Ich müßte es dem Leſer, wie ich's dem Herrn Setzer auf dem Manuſcript gethan, eigentlich abmalen und in einer lithographirten Beilage mitgeben, damit

er's recht faßte; allein da ich ihm zutraue, daß er ein X für ein U machen kann, darf ich ihm auch wohl zutrauen, ein i für ein ü zu machen.)

Philiſter, unpoetiſche Strohköpfe, Recenſenten, kurz wahre Haſenfüße werden mir hier wieder mit der allertrivialſten Auslegung des Wunders kommen (ich habe ſo die Rationaliſten nie leiden können) und behaupten, dem Rektor ſei einfach die Feder ausgeglitten, und das Wunder beſtehe eigentlich nur darin daß kein Dintenkleks auf Auguſt Müllers Namen gefallen ſei. Doch in der That es wäre zu natürlich und abgeſchmackt. Auch kann ich's aus den Akten beweiſen, daß einer der Lehrer zu Protokoll gegeben hat, er habe eine alte braune Hexe in einer Art Nebelwolke, wie die alten Götter ſich einhüllten, hinter dem Rektor ſtehn ſehn. Eine Erſcheinung worauf er indeſſen nicht viel gab, da es ihm ſogar begegnet war, den Rektor ſelbſt für ein altes Weib zu halten.

Der Leſer iſt aber, hoffe ich, äußerſt geſpannt auf den Verlauf der Sache. Er war ſo. Der Rektor ließ den Namenzettel durch einen gewandten Quartaner (ſeinen Leibſekretair) mundiren. Dieſer konnte ſich nachmals durch das Originalmanuſcript völlig rechtfertigen, daß er Auguſt Miller ſchrieb, wo Auguſt Müller geſtanden hatte. So ging der Rektor andern Morgens mit dem Verzeichniß in den Hörſaal, und der Aktus

begann, vor dem ganzen Publiko und allen hohen Gönnern und Patronen des Gymnaſii.

Ich könnte die Schulfeierlichkeit herrlich beſchreiben, — wie zuerſt die Sextaner gehudelt wurden, — dann die Quintaner gepeinigt, — hiernächſt die Quartaner ſehr moleſtirt, — dann die Tertianer wahrhaft torturirt, — die Sekundaner beinahe ſtrangulirt — und zuletzt die Primaner decimirt aber nicht zum Erſchießen, ſondern um gekrönt zu werden, mit Schullorbeeren — wahrhaftig ich könnte das Alles, durch die doppelten Flügeldecken der Jugenderinnerung und Phantaſie getragen, im höchſten Grade zu meiner Luſt ſchildern, aber ich verſage mir Alles um zur Hauptſache zu kommen. Der kurzſichtige Rektor konnte ſich zwar das Verzeichniß der Laureaten ſo dicht an die Naſe halten, daß er jeden Namen richtig las, aber doch nicht die Laureaten ſelber, ſo, daß er ſie erkannt hätte falls er ſie als homo novus auch gekannt haben ſollte. Er fing alſo mit den Sextanern an, — denn in Gymnaſien und bei votirenden Richtercollegien wird ſtets von unten auf gerädert — und gab jedem ſeinen richtigen Sermon und ſein Prämium. Endlich ſchloß er mit dem Gipfel aller Primaner, mit — Auguſt Miller, den er laut hervorrief. Dieſer trat, von Ueberraſchung ſtrahlend, vor die Front. Im Rücken hatte er, wie längſt aus den Akten bekannt, die größte Aehnlichkeit

mit August Müller (weshalb beider Rücken auch so oft ihre Sofas Streiche gegen einander gespielt hatten) und daher hielten ihn auch jetzt alle hinter der Front aufmarschirten Lehrer für diesen, und zollten der begeisterten Rede des Rektors Beifall. Dieser überreichte ihm am Schluß derselben das Praemium — eine Prachtausgabe des corpus juris weil hier gerade ein Akt der Gerechtigkeit vollzogen wurde, — und die Anweisung auf das dreijährige Stipendium. Beides stimmte vortrefflich denn der gedachte gebildete Quartaner-Geheimsekretair — hatte nach völlig richtiger Analogie des Verzeichnisses auch in das Buch und die Stipendien-Anweisung den Namen August Miller eingetragen. Genug Miller hatte Prämium und Stipendium weg.

August Müller fiel vor Schreck in Ohnmacht; vielleicht auch nur statt August Miller's, der's hätte vor Freuden thun sollen.

Mehr als zwanzig Augenzeugen haben in diesem Moment die Hexe auf einem Besen quer über des Rektors Perrücke und das Katheder hinweg in den Kaminschlott fahren sehn. Conf. Acta Fol. 304.)

Sechſtes Kapitel.

Ich bin nun gerade ſo weit gekommen, daß der Leſer ſich auf äußerſt erſchütternde Dinge vorbereiten kann. Viel wird geſchehen, ſo viel weiß ich — was, das iſt mir noch nicht ſo ganz klar. Ich ſehe aber in den Wolken der Zukunft Liebesſcenen, Todesqual Duelle, Gefahren, Hohn, Verachtung, Geſpött, blinkende Degen, Duelle, Glückstöpfe, Särge, und zwiſchen Allem die braune Hexe auf dem Beſen hin- und herreitend und ihn tummelnd wie ein Adjutant ſeinen neuen Gaul beim erſten Manöver! Den Teufel, meine Leſer, es iſt keine Kleinigkeit, aus dem Höllenſpektakel und Larventanz von Geſtalten und Erſcheinungen die ächten und rechten geſchickt herauszugreifen, ſie in hiſtoriſches Reihe und Glied zu ſtellen, und den Geſchichtsfaden klar abzuſpinnen! Die Sache will bearbeitet ſein, behaupte ich, aus dem koloſſalen Stoff heraus. — —

Die Univerſitätsjahre ſind nämlich in voſtem Gange, Maulefel, Fuchs, Brandfuchs, ſind Stufen der akademiſchen Würde die Müller und Miller längſt hinter ſich haben. Als alte Burſche ſteriren und renommiren

ſie bedeutend. Nur daß Auguſt Müller ſtets bei ſehr ſchmächtigem Geldbeutel war, und mithin oft eine klägliche Nebenrolle ſpielen mußte, während, Dank ſei es der Hexe, Auguſt Miller bei ſeinem fetten Stipendium den beſten Taback rauchen konnte und überhaupt leben wie ein engliſcher Lord.

Auf der Univerſität — da zu viel noch lebende Perſonen mithandeln, und in den Akten vorkommen, darf ich die Stadt nicht bei dem Namen nennen der auf der Landkarte ſteht, ſondern taufe ſie, (den romantiſchen Namen kann man mir zu Gute halten) Löwenburg — auf der Univerſität Löwenburg alſo, gab es ſehr ſchöne Löwinnen, wollt' ich ſagen Löwenburgerinnen, für die manches Studentenherz ſchlug. Die beiden Auguſt's die ſich ſchon auf Liebespfaden gekreuzt hatten, thaten's hier wieder, und liebten, — der Zufall nimmt ſich ordentlich komiſch aus in den Akten — eine Auguſte. Müller oder Miller hätte ſie noch heißen ſollen um den Spaß vollkommener und die Akten noch verworrener zu machen; ſie hieß aber Schulze. Auguſte Schulze war ein himmliſches Weſen; ſiebzehn Jahr alt, goldlockig, (faſt etwas zu rothgülden würde ich ſagen, wenn Rothgüldenerz nicht ein Silbererz wäre), ſehr wenige Sommerſproſſen, ein Frühlingshimmelauge (nur etwas grau bezogen, was ja auch dann und wann im Lenz vorkommt) und äußerſt gebildet

und beleben. Sie machte ſehr raſch Filet, häkelte Börten, buk (ich brauche das irregulaire Imperfektum gern) vorzügliche Spritzkuchen, kurz, war das Weib wie es ſein ſollte.

Doch zwiſchen Müllers und Millers Liebe zu dieſer Hulda war ein Unterſchied; Müller liebte unerhört, da er ſeine Liebe nicht geſtanden hatte, Miller ſchien der begünſtigteſte Muſenſohn der ganzen Univerſität. Voll Eiferſucht und Gram ſchlich der arme beherzte Auguſt (jetzt nenne ich ihn gewiß mit Recht ſo, da zwei Zauberinnen ſich über ſein biedres Lebensglück hergemacht hatten), bald an den Fenſtern der Geliebten bald am Gartenzaun vorbei und blinzte durch die Spalten, um ſie irgendwo zu erſpähen. So lag er eines Tages und viſirte durch ein Aſtloch, als ſich ihm urplötzlich ein blauer Rücken oder Frack vor das Objektiv ſeines Sehrohrs ſchob. Müller hatte eine Art ſympathetiſchen Schauders auf ſeinem eigenen Rücken, beim Anblick dieſes Fremden, den er ſich nicht erklären konnte. Jetzt aber ſage mir jemand noch ein Wort gegen Ahnungen, denn es war Auguſt Millers Rücken, deſſen magnetiſche Influenz und unheilvolle Conſtellation unſer armer Auguſt zu oft empfunden hatte. Schon fühlte er, wie Heinrich IV. Ravaillac's Meſſer, das Geſpenſt irgend eines ſpaniſchen Rohrs auf ſeiner Rückgrat-

wirbelſäule und klapperte vor Schauer. — Das Alles empfand er wie die Akten ergeben, ohne den Rücken-Inhaber zu erkennen, da derſelbe ihm auch nicht das Sechszehntheil-Profil des Antlitzes zuwendete. Jetzt beugte ſich der blaue Rücken langſam immer tiefer und tiefer nieder, und plötzlich ging hinter ihm wie hinter einem Bergrücken, eine Sonne auf, — Auguſte Schulzen's Antlitz.' Die Sonne ſtieg höher, Hals und Bruſt wurden ſichtbar, der Rücken krümmte ſich wie eine Schlange, und jetzt — Auguſt biß vor eiferſüchtigem Liebesſchmerz die Zähne zuſammen, — drückte der unſichtbare Mund, der am unſichtbaren Kopf des ſichtbaren Rückens ſitzen mußte, einen glühenden Kuß auf die Hand der Schulzin. „Au! Sakrament! Donnerwetter!" ſchrie Auguſt Müller in der ſeltſamſten Skala der Affekte von Schmerz zu Wuth in dieſem Augenblick auf, nicht über den Handkuß, ſondern weil er, in dem nämlichen Moment, wo der unerkannte Miller die Lippe auf die Hand des Mädchens preßte, als ſchnelle derſelbe eine Springfeder damit los, einen dermaßenen Hieb über den hinterwärts am weiteſten hervorragenden Theil ſeines zum Viſiren durchs Aſtloch gekrümmten Körpers erhielt, daß er aufprallte und einen Luftſprung that, wie ein ſchnalzender Karpfen im Teich: „Cujon" hörte man's nach dieſem Blitzſtrahl donnern, während Müller in der Luft zappelte, „Spitzbube, Galgenvo-

ge!' Was spionirt Er hier! Ist Er's der uns Nacht's die Weintrauben stiehlt?"

Es war der Gärtner der diese schöne demosthenische Anrede hielt, und sein Rednerpoerter, eine Haselstaude, so energisch schwang wie Odysseus gegen Thersites. Zu allem braucht der Mensch etwas Zeit, sogar um wüthend zu werden. Müller brauchte drei Sekunden um seinen Zustand zu begreifen, drei um darüber in die höchste Wuth zu gerathen, und drei um sich zu entschließen, wie er seine Wuth auslassen wolle. Eben war er mit sich auf's Reine gekommen, daß er den Gärtner packen, zu Boden werfen, und ihm seinerseits mit dem Haselsteck den Rücken ausmessen wollte, als der Kerl ihm diesen schon zeigte, aber bereits zehn Schritt entfernt, und mit dem Ausruf: „Noch ein Schinkube! Dich soll ja das Kreuzdonnerwetter regieren!" August Müller sah dem Windstrich dieses Fluchs nach, und entdeckte den unerkannten blauen Rücken seines Nebenbuhlers und Unglücksterns, der eben in einem schönen Bogen über dem Gartenzaun ansaing, nämlich sich hinüberzuschwang, um Reißaus zu nehmen.

Müllers und des Gärtners Duett hinterm Zaun, hatte das Liebespaar, das im Garten verbotene Früchte, wenn auch mehr unter als von den Bäumen naschte, aufgeschreckt, und August Müller der über den Zaun gekommen war, pünktete denselben Weg

zurück, während Auguste durch den Laubengang nach dem Hause zu entflatterte. August Müller außerhalb des Gartens empfand bei der ganzen Geschichte vorläufig nichts, als den Ingrimm, daß der Gärtner schen weiter von ihm weg war, als seine Faust langen konnte. Mit ächt spartanischer Tapferkeit verlängerte er seine kurze Waffe dadurch, daß er dem Feinde näher rückte, d. h. nachfolgte, wie ein Windhund einem Hasen. Wer niemals im Herbst quer durch einen Sturzacker Wette gelaufen ist, kann über eine solche Rennbahn meines Erachtens nur ein schiefes Urtheil haben, und mag es der Hexe zuschreiben (die ich aber nach Lage der Akten für unschuldig halte) daß August Müller nach richtigen mechanischen Gesetzen des Stoßes und Widerstandes bei Bewegung der Körper sich in einen Winkel zur Erdachse stellte, wobei seine Schwerpunkts-Verticale außerhalb der Grundfläche seiner Stiefelsohlen in den Fußboden schnitt. Dies hatte nach eben so richtigen Grundsätzen die Folge, daß eine Sekunde darauf sein Schwerpunkt vortrefflich unterstützt wurde, aber durch seine Bauchfläche und in unmittelbarem Contakt mit dem Sturzacker auf dem er arbeitete. — Kurz und gut, unwissenschaftlich ausgedrückt, fiel er so lang er war in den nassen Lehmboden und sprengte sich beide — Hosenträger. Wenn schon Soldaten einen triftigen Grund haben den Feind nicht weiter zu verfolgen, weil ihre

Schuhe nicht mehr halten wollen, so hat ein Studiosus meines Erachtens einen eben so guten, wenn er seine Hosen nicht halten kann, außer mit den Händen. Ich brauche kaum hinzuzusetzen, daß August Müller jetzt in die Stadt zurückging. — denn daß er in solcher Lage eine Landpartbie gemacht habe, wird niemand vermuthen. —

Hier ist noch in marginem ad acta vermerkt, daß August Miller und der Gärtner hinter der Zaunecke verschwanden, ohne daß Jemand etwas Näheres von ihrem beiderseitigen Schicksal erfuhr. — Ich dächte das Kapitel könnte gar nicht besser schließen.

Siebentes Kapitel.

August Müller saß am andern Vormittage nachdenkend und trübselig auf einem dreibeinigen Lehnsessel, dem Prachtsopha seiner Studierstube, und sah, wie Gretchen im Faust, die Wolken ziehn, nämlich die Tabackswolken die er vor sich hin blies. Es klopfte.

„Herein!"

Eine weibliche Gestalt trat ein. August Müller mußte dadurch lebhaft an die braune Schicksalsgöttin seiner Knabenjahre die ihn noch immer mit ihren bösen Sternen verfolgte, erinnert werden, denn er fuhr auf und zurück.

„Was giebts, was soll's, was ist's, was bringt man, was will man, was hat man?" fragte er ein wenig zu rasch und zu viel wie mich dünkt.

„Sind Sie der Herr Studiosus August Müller?" fragte die Papagena (vor der Verwandlung.)

„Ja freilich, leider!" seufzte August.

„Ich habe hier ein Briefchen an Sie!"

„Von wem? Unglückliche von wem? deklamirte Müller in tragischer Spannung.

„Ei, wie ſich die Herren ſtellen? Habe ich Sie nicht ſelbſt oft genug unter den Fenſtern der Mamſell Schulz vorbeiſpuntern und ſiebenmal in einem Nachmittag grüßen ſehn? (Müller war wirklich in ſeiner Liebesblödigkeit ſo ein Narr geweſen) Nun, die Mamſell ſcheint das nicht ungern geſehn zu haben'"

In Müllers Seele gingen mehrere Sonnen der Hoffnung auf. Er nahm den Brief, ſchenkte der Alten einen Zwanzigkreuzer (ſeinen letzten wovon er noch dreimal Abendbrod eſſen wollte) durchflog die Zeilen, wurde blaß, roth, erſtarrte, taumelte, ſprang deckenhoch, pfiff, ſang, fluchte, jubelte, — kurz wurde völlig verrückt. Endlich trieb er die Alte zur Stube hinaus mit den Worten: „Geht nur, geht, geht, geht! Es iſt alles gut, es bedarf keiner Antwort."

Die Alte war fort. Jetzt las er den Brief noch einmal.

„„Ich erkannte Ihre ſtille Liebe längſt! Schüchternheit gewinnt das Herz der Jungfrau! Wie tief bedaure ich die Schändlichkeit die Ihnen geſtern vor unſerm Gartenzaun widerfuhr. Ohne dieſe Abſcheulichkeit wären wir einander näher gekommen! O ich hatte Sie längſt geſehen! Vorübergehend am Hauſe, die Mauer unſichtbleibend, durch die Spalten lauſchend. Sie Böſer iſt das recht? Darf man ſchüchterner Jungfräulichkeit ſolche Gefahren bereiten? Aber wir müſſen den verlo-

renen Augenblick wieder gewinnen. Diesen Nachmittag um drei Uhr gehe ich mit einer verschwiegenen Freundin in den Erbsengarten*); im Gartenhäuschen trinken wir den Kaffee — wenn Sie zufällig dorthin kämen! O August!"" —

Ihre Auguste Schulze.

Jetzt fiel es August Müller wie Schuppen von den Augen. Er war der Geliebte! Wahrhaftig sie hatte ihn mehrmals vom Fenster aus gegrüßt, wenn auch nicht alle sieben mal wo er den Hut abzog. Aber der Kerl gestern im Garten? Nun wer wird's gewesen sein? Irgend einer der im Hause Zutritt hat und frech genug ist, einer Huldgöttin mir nichts Dir nichts die Hand zu küssen. Aber ich, ich bin der Auserwählte. O Schwerenoth! daß ich meinen schwarzen Frack versetzt habe! Ich miserabler Pickelhering, ich Jammermann! Aber es sei darum! Sie sieht auf's Herz nicht auf die lumpige Jacke! O Auguste Schulze! Mein Ideal! Ich gehe im Flaus! Der Geier hole die Bedenklichkeit!" —

Er ging wirklich.

Unterweges memorirte er eine ganze Reihe Zärtlichkeits-Phrasen und galanter Wendungen die er an-

*) Ein Lustort. Das Tivoli, das Vauxhall von H..... der Teufel, beinahe hätte ich die Universität wirklich genannt.

bringen wollte. — Ich habe es früher zu bemerken vergeſſen, kann's aber hier geſchickt nachholen, daß mein Held die Gewohnheit hatte, ſeine Gedanken, wenn ſie lebhaft wurden laut werden zu laſſen. Das that er auch hier zu ſeinem Unglück. Denn der Teufel führte ihm zwei Brüder Studioſos, fixele Kerle, in grünem und gelben Flaus nach, die ihn anfangs einholen und anreden wollten, aber plötzlich ganz ſtill und auf den Zehen hinter ihm drein ſchlichen, als ſie ihn deklamiren und geſticuliren ſahen und einzelne Reden vernahmen, wie: „Angebetete Seele! — Stern meines Lebens! — Wie erfüllt mich die Sonne trunkener Seligkeit.“

„Auf Cerevis!“ betheuerte Torfholm, ſo hieß der eine, grünflauſige Student leiſe, „dieſes Kameel hat eine Peuſſade auf dem Zug! Das müſſen wir näher unterſuchen!“

„Ich verwette meinen Meerſchaumkopf gegen eine abgebrochene Rappirklinge, Du haſt Recht, Herr Bruder!“ antwortete Splüchteritz, der gelbflauſige und ſchlug mit dem Zigenhainer an ſeine Kanonen.

„Donner das giebt eine Hauptſuite,“ rief Torfholm, „Aber ſei nicht ſo laut Splüchteritz! Wir müſſen den Kerl obſerviren!“

„Wenn das ſtille Waſſer tief wäre, und wir würfen das Senkblei hinein!“ flüſterte Splüchteritz, „ich

ſetze auf Ehre ein Dutzend Flaſchen Champagner, falls ſie der Kneipier pumpen will, verſteht ſich."

„Heraus haben müſſen wir's, was er vor hat, darauf gebe ich mein Cervis! Laß uns leiſe nachſchleichen!"

(Ich will kein Schriftſteller von Fach ſein, wenn das verdammte Hexenweib hier nicht wieder im Spiel iſt, und in einem oder dem andern Flausrock ſteckt. Ich bin ordentlich gierig auf die Akten. —)

Vorläufig aber läßt ſich nicht mehr ermitteln als daß Jerſhelm und Splüchterig ſich an Auguſt Müllers Sohlen hefteten, und, als er zwei junge Mädchen, die am Fenſter des Gartenhäuschens im Erbſengarten Kaffee tranken, ſüßblickend grüßte, geſchwind in die nächſte Hecke fuhren, um das Theater, wo vermuthlich jetzt das Schauſpiel beginnen ſollte, ruhig im Auge haben zu können.

Wirklich ſaß die holdſelige Auguſte Schulze mit dem Strickſtrumpf am Gartenhausfenſter, und ließ häufige Maſchen fallen, weil ſie immer die Augen nach der Straße von der Stadt her hatte. Auguſt konſtruirte eine Kometenbahn; er zog in einer langen Ellipſe von weitem heran, um dann ſcharf an ſeiner Sonne vorüber zu ſtreifen. Es gelang; er grüßte, wie er hoffte, mit Anſtand und Liebesblick; der Gruß ward lächelnd erwiedert. Auguſt erklärte das lächelnd wie zulächelnd, und plätſcherte in Seligkeit. — Jetzt ſtand er ſtill und

überlegte! Hm! Sollst du es denn wagen in's Gartenhaus zu treten? Einen Wink könnte man dir doch geben! Einen Wink! Esel! Hast du nicht einen schriftlichen Befehl, einen wahren Ministerialpaß, einen ordentlichen Ferman? Und du Tropf verlangst noch Winke!" — Nach dieser feurigen Anrede an sich selbst ging er, doch nur schon, in einer endlosen Spirallinie um das Gartenhaus herum, und suchte sich unvermerkt näher heranzuspinnen.

Torfholm und Splüchteritz lugten aus der Gartenhecke hervor. „Der Kerl hat die beiden Florbesen auf der Fährte! Eine miserable Poussade auf Cerevis," flüsterte Splüchteritz.

„Wer sind sie denn?" fragte Torfholm.

„Kennst Du denn den Philister Schulze nicht?" erwiederte Splüchteritz. „Den Band- und Rosinenkrämer? Ein Kerl bei dem Du nicht einmal einen Pump von drei Gulden riskiren kannst! Seine fade morgenrothblonde, sommergezeichnete, strickstrumpfende, Eierkuchenbackende Tochter, ein Mädchen wie ungezukkerter Eierschaum so nüchtern, auf Cerevis" —

„Halt Herr Bruder!" unterbrach ihn Torfholm. „Ich besinne mich jetzt, Du bist aus dem Hause abgeschnappt wegen eines etwas eichenholzenen Pumps beim Alten — Du mußt mir auf die arme Philistäerin nicht zu viel sagen! — Aber laß uns aufpassen. Sieh un-

ſer Müller zieht ſich, wie eine Aſymptote zu der Parabel, der Gartenhausthür, immer näher, und doch kommt er nicht heran! — Der Schlüſſel ſteckt von außen! Weißt Du was? So wie der Haſenfuß hinein iſt, dreh'n wir den Schlüſſel um und zieh'n ab — dann muß das Liebespaar zum Fenſter hinaus!"

„Bon, auf Cerevis!" bekräftigte Splüchterich.

Sie ſchlichen hinter der Hecke hervor. Auguſt hatte inzwiſchen einen kühnen Entſchluß gefaßt; er wollte ſich wie ein Curtius in den offenen Schlund der Abenteuer ſtürzen. Daher klopfte er leiſe an die Thür.

Ich müßte wirklich ein Cretin ſein und den Leſer dafür halten, wenn ich's hier erſt lange erklären wollte, wie Alles zuſammenhing, daß Auguſte Schulze an Auguſt Miller, der geſtern auch mit dem Gärtner jenſeit des Zauns handgemein geworden war, geſchrieben hatte, in ihrer Frauenorthographie aber gar nicht darauf kam, ihn anders als Müller zu buchſtabiren, daß ſie den wahren Auguſt Müller nur von Anſehn kannte, nur über ſein ewiges Grüßen gelacht und geſpöttelt hatte; daß ſie aus demſelben Grunde, auch zuvor lächelte, und ihr gar keine Ahnung kam, dieſer blöde, eckige, verlegene Adonis werde ſich zu ihr in's Gartenhaus wagen; daß ſie endlich noch jetzt beim Anklopfen dachte: „Es iſt der rechte; er hat discret und vorſichtig den Fußpfad hinten um den Garten herum gewählt. Sie

rief alſo ſo ſilbern und zärtlich als ſie vermochte: „Herein!“

Auguſt Müller's Herz hing ſüß verblutend am Angelhaken als er dieſe Stimme hörte; ſein Kopf ſchwindelte, er drehte zagend die Thür auf, und gelangte mit einer ſo tiefen ehrfurchtsvollen Verbeugung hinein, daß er anfangs gar nicht ſah, wer darin war. Die beiden lauernden Schnappbähne ſchoſſen aber heran wie Stoßvögel, als er in die Mausfalle guckte; mit einem leiſen, raſchen Zug ſchloſſen ſie die Thür hinter ihm (Müller hielt's für Zugwind) und in einer Achtelsterzie war auch der Schlüſſel umgedreht. —

„Je nun,“ denkt der Leſer, „wem bei einem ſolchen Abenteuer der Rückzug abgeſchnitten wird, der braucht nicht über ſeinen Unſtern zu klagen. Der Feind iſt in der Feſtung, ſie muß kapituliren! — Gut, erſtlich darnach der Feind iſt; und zweitens: Wenn ihm nun auch der Marſch vorwärts durch einen unvermutheten Verhack geſperrt iſt? Wenn er gewiſſermaßen zwiſchen Wall und Graben, oder eigentlich im Graben ſteckt, wie Auguſt Müller? — Mich verſteht keiner, ich muß deutlicher werden.“

„Was zum Geier,“ rief Sylüchterich, als die Thür zu und der Schlüſſel in ſeiner Taſche war, „iſt das ein Eſelsohr?“ Er zeigte auf einen leeren Zipfel, der in der Thür ſteckte und herausguckte. „Ich glaube auf Cerevis, wir haben der Katze den Schwanz in die

Falle geklemmt, und ſie zappelt drinnen erbärmlich und kann keinen Schritt vorwärts!“

Torfhelm beguckte und befühlte das grüne Dreieck, und erklärte es nach langer chemiſcher Analyſe für den Müller'ſchen Klausreckzipfel, denn es enthielt im richtigſten Miſchungsverhältniß 0,10 Klausſtoff, 0,30 Staub, 0,30 Fett, 0,30 Dinte, — mithin ein Studentenklauszipfel ohne Widerrede.

Beide lachten jetzt eine lange Cadenz und ſchwuren, der Spaß ſei himmliſch, und der Zufall der beſte Luſtſpieldichter. „Hier meinen Zigenhainer gäbe ich für einen Spiegel, in dem ich das Kameel da drinnen ſeine Geſichter ſchneiden ſähe!“ rief Sylvesterich.

„Ei was,“ jubelte Torfhelm, „laß uns vorn an die Fenſterlege treten, haben wir den Brei ſo weit eingerührt, müſſen wir auch den Zucker nicht daran ſparen. Was kann denn daraus entſtehen? Höchſtens eine Paukerei! Ich kann das Müller-Kameel ſo nicht ausſtehn; man zieht ihm eine Quarte über den Schnabel und damit Punktum.“

Die beiden Raubmörder an Müller's Liebe gingen im Sturmſchritt um's Luſthaus, um von vorn hineinzugucken.

Ich erzähle jetzt erſt wie es darin ausſah. Der Liebende, wie geſagt, trat mit einer Verbeugung ein, die ſeinen Kopf der Erde faſt ſo nahe brachte, als ſein

Herz sich vom Himmel fühlte. Auguste und ihre Cousine, die Tugendwächterin, standen erstaunt, halb lachend, halb verlegen auf, und betrachteten den Gekrümmten. Er erhob sich schon, verbeugte sich wieder, suchte Worte, fand keine, gab statt dessen noch einige Verbeugungen, und trieb endlich den Muth so weit, leise zu husten, und einen Fuß unmerklich vorwärts zu schieben.

„Um Vergebung, mein Herr," fragte endlich die Tugendwächterin, „was stände zu Ihren Diensten?"

Müller hatte sich eigentlich folgende Rede ausgedacht. Er wollte den Einladungsbrief hervorziehn, ihn wie eine Einlaßkarte überreichen, und gefühlvoll sagen: „O Auguste Schulze!" — Das andere hätte sich gefunden. Es war jetzt fatal für ihn, daß ihn nicht diese, sondern ihre Begleiterin anredete. Inzwischen verlor er den Kopf nicht so, daß er nicht einen kühnen Schritt von sechs Zollen vorwärts gewagt hätte. Da fühlte er sich von hinten her gehalten; Alles, was ihm in seinem Leben in den Rücken gekommen war, hatte ihm Unheil gebracht, deshalb lief auch jetzt bei diesem hinterrücks Festhalten ein Fieberfrost durch sein Rückenmark. Er ruckte und zuckte; die unsichtbare Hand hielt ihn fest; sein Blut wurde Eis, dann glühendes Eisen, dann wieder Eis, und so deklinirte es immerfort Eis Eisen, Eis Eisen, als wäre eins der Genitiv des

andern. Seine Knie wankten, ihm war zu Muthe wie jenem Verwegenen, der um Mitternacht ein Meſſer in einen Sargdeckel zu ſtechen verſprochen hatte, zum Zeichen, daß er den Muth gehabt, in's Gewölbe zu ſteigen, aber im Geſpenſtergrauſen ſeinen eigenen Rockſchooß anſpießte und ſich nun von dem Todten feſtgehalten glaubte. — Der Angſtſchweiß trat auf Müller's Stirn — er wollte ſich aufrichten, um zu ſeufzen, und, vermochte er's, etwan zu lächeln, — doch er verbeugte ſich geſchwind wieder vor Schaamgluth — er zerrte und zupfte wie ein mit dem Schwanz an die Bracke gebundenes Pferd — der Zipfel hielt feſt, als wär' er von Eiſen — eine Anſtrengung muß helfen, dacht' er entſchloſſen und ruckte gewaltſam, — er hörte etwas reißen — Himmel, wenn ihm gar der rechte Flügel abriſſe, und der Lappen lächerlich in der Thür hängen bliebe, und er ſelbſt noch lächerlicher daſtände mit einem Rock, dem ein Viertel ausgebauen wäre, wie eine Kalbskeule — und vollends ſein Aufzug beim Umdrehen denn er mußte doch wieder hinaus — nein, es war gar nicht zu machen — alſo Geduld haben, bis an den jüngſten Tag. — O Auguſt Müller, Unglücksſohn, wäreſt du nie geboren! — Dieſe Gedanken jagten ſich durch ſein Gehirn wie Sterne in der Milchſtraße vor Herſchels Teleskop, tauſende in einer Sekunde — er drückte ſeit einer Ewigkeit mit der linken Hand

rückwärts heimlich auf die Klinke, um den gefangenen Zirkel aus dem Arreſt zu ſchaffen, doch vergeblich, die Thür klemmte ſich, ſo glaubte er, noch feſter als das Meckehr — ſieben Höllen empfand er in einer Minute — der Mund wäſſerte ihm nach der Geliebten nur das Schickſal hielt ihn ſo nichtswürdig beshaft am Scherf und Zerf zurück, — Tantalus war ein Glücksvil; gegen ihn, denn er machte ſich doch nicht lächerlich in ſeiner Qual — er wünſchte ſich hundert Stockprügel als Ablöſungsquantum, — „ſteckte wenigſtens ein Bein mit zerſchlagenem Knochen im Fuchseiſen," flehte er ingrimmig, „daß es der Mühe werth wäre, mich zu bemitleiden, — oder helfe mich doch nur auf der Stelle der Henker, — oder hinge ich, ſtatt in der Thür, am Galgen, ich wäre ja ſelig! — oder wollte wenigſtens das Gartenhaus abbrennen," —!!!

Aber es geſchah nichts: ſondern nur die beiden Mädchen gingen ruhig folgende Gemüthszuſtände durch: Verwunderung, Aerger, größere Verwunderung, daß der Gebückte ſich nicht aufrichtete, noch größere Verlegenheit, heimliches Lachen, heftigeres, Verlegenheit darüber, kitzelnde Schadenfreude, noch ein Grad Lachluſt, durchſickerndes Kichern, ſtärkerer Durchbruch des Gelächters, Exploſion deſſelben, — plötzlicher Schreck und Erſtarren, denn Leibhelm und Splüchterin traten ans Fenſter und in-

toniren im Paßregiſter: „Ergebener Diener meine Damen, wie geht's Ihnen — ei wer ſteckt denn da hinten im Gartenhauſe? Am Ende ein Liebhaber!“

Jetzt riß alles zugleich an Müller, der Lebensfaden, der Hoffnungsfaden, der Geduldsfaden, der Flausrock. Durch einen verzweifelten Ruck war er frei und wollte nun zur Thür hinausſtürmen in's nächſte Waſſer. — Da fühlte er, daß ſie verſchloſſen war!! —

Ich könnte noch Vieles aus den Akten über die nachfolgenden Zuſtände und Vorfälle referiren, aber der Kapitelsfaden muß doch auch einmal abreißen

Achtes Kapitel.

den Hinterkopf darf nicht springen. Ich will daher alle wichtigen Momente, die sich inzwischen ereigneten zusammendrängen. Die Studenten ließen die beiden Mädchen, kleu zum Spaß, zum Fenster hinausbügeln; August Müller setzte nach langer Pause hinterher; es verdroß ihn nur, daß es par terre war, nicht vom Straßburger Münster herab. Da er jetzt herausgewittert hatte, daß man ihm einen Streich gespielt, sprach er ein kokes Wort von „dummen Jungen." Dies führte ihn zwar nicht auf den Rabenstein, aber doch auf die Mensur, und zu einer Schmarre durch die Oberlippe und rechte Backe. —

Nach drei Wochen war die Wunde auf der Backe zugenäht und zugeheilt; nur die im Herzen klaffte noch furchtbar. — Ich muß es aber sagen, das Abenteuer hatte ihn etwas interessant für Auguste Schulze gemacht, und sie hatte sogar ein klein wenig Mitleid mit ihm, um so mehr als August Müller nach der Gartenaction ziemlich kühl und ferne blieb. Die Interven-

tion des Gärtners in ſeine Liebe war ihm, weil ſie ſo hinterrücks geſchah, äußerſt zuwider geweſen.

In Löwenburg hatte aber die Sache einiges Aufſehn gemacht, und die Stadt ſprach viel von den Liebhabern der Jungfrau Schulze, warf jedoch Miller und Müller ſo untereinander, daß die Einwohner bald ſo weit waren, wie vielleicht die meiſten meiner Leſer, nämlich gar nicht mehr recht wußten, wer der rechte ſei. Der größte Theil hielt ſogar dafür, es gäbe nur einen, Müller nämlich, und daß man bald den mit dem i, bald den mit dem ü für dieſen Einen hielt. — Dies diente, wie man gleich ſehen wird, der Here, die, man mag ſagen was man will, aus dem Hintergrunde doch die ganze Maſchine lenkt, zu den verwickeltſten Streichen.

Der Kaufmann Schulze, der Vater der Huldgöttin aus dem Gartenhauſe, beſaß einen Freund, Spürvogel genannt, der eigentlich das, was man einen Allerweltsfreund nennt, war, d. h. aller Welt, die ihn einlud, mit der er über Land fuhr, wo er zu Mittag oder Abend aß, ein Glas Wein, oder auch (denn beſcheiden war er) wenn's nicht anders ging, ein Glas Bier trank, — kurz, ein Freund der ganzen gebildeten Welt. Spürvogel (ſeinen Namen führte er nicht ganz mit Unrecht, denn er hatte ſeinen Charakter danach eingerichtet), Spürvogel, wollte ich erzählen, reiſte

nach der Reſidenz, etwa funfzehn Meilen weit. Es wurde nämlich mit nächſtem dort das Lotto gezogen, und er dachte, es hülfe ihm, wenn er dabei wäre. Ein großer Lotterie-Collekteur daſelbſt hatte einen kleinen Juden, Hirſch heißt er in den Akten, zum Agenten, der die Landſtädte bereiſte, und auch nach Löwenburg zu kommen pflegte, um den Studenten Looſe zu verkaufen. Mit dieſem ſchloß Spürvogel eine innige Freundſchaft, denn er dachte: Gemmerionen helfen überall, warum nicht zum großen Looſe? — Die Ziehungstage begannen; zweien Ziehungen wohnte Spürvogel ſelbſt bei, am dritten Tage aber war er's müde, in der Hitze des Saales zu ſtehen und doch nicht zu gewinnen. Er blieb aber beim obgedachten Collekteur auf dem Anſtande, um gleich nach dem Schluß der Ziehung das Wichtigſte zu erfahren. Plötzlich, bevor ſie noch halb vorbei ſein konnte, kam der Jude Hirſch ſchneller wie ein Hirſch die Gaſſe herabgeſetzt. Ueber das höchſte Jagdnetz wäre er geſprungen, ſolche Bogenſchüſſe that er mit ſich ſelber. „Das bedeutet etwas," rief der Collekteur ahnungsvoll, „das bedeutet etwas," rief Spürvogel noch ahnungsvoller nach, und nahm ſich ſogleich vor, nicht ohnmächtig zu werden, falls er das große Loos gewonnen hätte; aber noch ehe er ſeinen Verluſt recht feſt in's Auge faſſen konnte, war Hirſch ſchon im Laden. Er lachte, glühte, zitterte, flog —

„Uff" — rief er, „Herr Collekteur! Wohs hab' ich gesagt? S' grauße Loos is gfallen zu uns, s'is gfallen ßu mir, s' is gfallen ßu Löwenburg" — (hier wollte Spürvogel sein Gelübde brechen und sich ohnmächtig auf den Ladentisch werfen), s'is gfallen ßu 'n Studenten, er heißt Herr Miller!" Hier brach Spürvogel wirklich sein Gelübde, und fiel in Ohnmacht, aber nicht auf den Ladentisch.

„Gott's Wunder, Herr Spürvogel," rief Hirsch, „wohs fall'n Sie in de Omacht? Se hoben's nich nöthig, Se hob'n ja nichts gewonnen!"

Spürvogel fand eben deshalb seine Ohnmacht nöthig, und blieb mit gutem Gewissen wohl noch zwanzig Secunden ohnmächtig, weil ihm die reservatio mentalis einfiel, daß er ja dadurch sein Gelübde gar nicht breche, indem er sich nur vorgenommen, nicht in Ohnmacht zu fallen, wenn er gewonnen hätte.

Er schnappte Luft; er that fünfundzwanzig Fragen in einem Satz ohne Komma und Punktum, ja ohne Fragezeichen. Alles resumirte sich endlich auf folgendes Bulletin, welches Hirsch ausgab.

„Die Nr. 24,523 hat gewonnen die 100,000 Gulden Conventionsgeld! Sie gehört Herrn August Miller! Gott's Wunder! Herr Spürvogel Se müssen 'n kennen! Der Liebhaber von unsren Handelsfreind, wollt ich sogen, von de Tochter, de Mamsell Schulze! Der

Papa hat nich gewollt wissen von de Sache, jetzt wird er fingreifen mit beide Händche fin de Sache, Gott's Wunder!"

„Aber Freund Hirsch, Häschen, Goldmann," rief Spürvogel halb weinend vor Aerger, halb glückselig, daß er eine so wichtige Neuigkeit zuerst erfuhr, — „weiter wissen Sie denn, daß der —"

„Daß der Herr Müller hat g'wonnen s' graufe Loos? Au waih! Was denkt der Herr Spürvogel? Werd' ich nischt haben meine Papiere im Kopf? Hat der Herr Spürvogel nicht die Nummer 62,722?

„Leider ja, zum Teufel, hab' ich nicht die rechte," rief Spürvogel und balancirte sehr über eine neue Obmacht.

„Alle meine Kunden weiß ich auswendig per coeur, was se haben vor an Nummer. Herr Collecteur, Gott's Wunder, wollen wir nicht gleich schreiben ein Brief, oder schicken 'ne Stafette?"

„Einen Brief," sprach der Collecteur, und sah nach der Uhr, dazu ist's schon zu spät, die Post geht in einer Viertelstunde ab. Eine Stafette? Nein, dazu müssen wir die Listen abwarten, und die erscheinen erst Morgen Mittag. Sie könnten sich verhört haben, Herr Hirsch."

„Ich, verhört? Gott's Wunder, ich will meinen

Kerl verwetten, ich habe mich nicht verhört," rief Hirsch.

Inzwischen bekam Spürvogel einen köstlichen Einfall, den er aber keinem Menschen vertraute. — „Ich bin zu alterirt," rief er plötzlich aus, „ich muß etwas Luft schöpfen!"

Damit lief er zum Laden hinaus und stracks auf die Post. Sie war eben abgefahren. Er bestellte sogleich Extrapost, fuhr bis auf die nächste Station nach, holte die Schnellpost ein, fuhr damit auf den Punkt, wo die Seitenpost nach Löwenburg abgeht (denn es liegt nicht an der Hauptstraße), nahm wieder Extrapost und war um Mitternacht dort. Sein ganzer Plan war, sich von August Miller, wenn er ihm die Braut verschaffte, einen guten Kuppelpelz und eine Art quota litis vom großen Loos zu bedingen. — Um Mitternacht war das indessen ohne Aufsehen nicht möglich. Die Stafette mit den Listen konnte vor Morgen Abends nicht ankommen, also bezähmte sich Spürvogel bis zum andern Morgen.

Ich muß hier aus den Akten anführen, daß er nur einen Liebhaber Augustens kannte, und zwar August Miller, mithin zu der Majorität der Löwenbürger gehörte, die die ganze Gartenhaus- und Liebesgeschichte auf eine Person übertrugen und zwar auf die falsche. Das war natürlich, denn er hatte nur August Mil-

ler, der etliche Mal Zutritt im Schulze'ſchen Hauſe gehabt, dort geſehen. Auch hatte der Jude ihm ja dieſen **Miller** deutlich genannt.

Um 6 Uhr Morgens ſtand Spürvogel in Auguſt Miller's Zimmer und ſchreckte dieſen ſo plötzlich aus dem Bett, daß er im Hemd aufſprang.

„Herr Miller," hub er an, „ich bin Ihr wahrer Freund! Sie lieben die Mamſell Auguſte Schulze, es iſt mir bekannt (Miller fuhr in den Schlafrock). Der Vater iſt mein Freund, aber er iſt ein Filz, er will ſie einem ſo charmanten jungen Manne nicht geben (Miller ſtamyfte ſich in ein Paar Morgenſtiefeln). Was geben Sie mir, wenn ich Ihnen heut noch das Jawort verſchaffe, und **20,000** Gulden Mitgift? He, geben Sie mir die Hälfte ab? (Miller ſtranguliirte ſich eben beinahe mit der Halsbinde.) Sagen Sie, Herr Miller, wie?"

„Mit tauſend Freuden" ſchrie Miller und ſprang beid in die Luft. „Heut das Jawort? Und die Einwilligung des Vaters?"

„Beides!" rief Spürvogel ſtolz. „Aber eine Zeile ſchriftlich, Herr Miller!"

„Von Herzen gern." Er ſetzte ſich an den Schreibtiſch und verpflichtete ſich ſchriftlich. Mit dieſem Primawechſel am Hochzeittage zahlbar, reiſte Spürvogel

liefert mit Courierpferden ab, aber nur bis vor Schulzes Hausthür.

Ganz kurz geb' ich's nun aus den Akten, daß er sich von diesem auch **10,000** Gulden verschreiben ließ, wenn er ihm einen Schwiegersohn schaffe mit **100,000.** Auch stipulirte er August's Mitgift auf **30,000**, wodurch sein Guthaben bei August **Miller** um **5,000** wuchs.

„Heut Vormittag noch haben Sie den Gidam, Herr Schulze," rief Spürvogel glücklich wie ein König.

„Nun, zum Teufel, Herr, so packen Sie sich doch, und schaffen Sie den Kerl gleich her — wer ist er denn?" antwortete Schulze mehr grob als dankbar.

Spürvogel nannte ihn. Papa Schulze zog sein Gesicht in ein Oblongum von unendlich schmaler Breite und unendlich langer Länge. „Was? Der unbefiederte Bruder Studio? Den Theologen von Habenichts wollen Sie mir aufschwatzen?

„Pst, pst!" zischte Spürvogel und legte geheimnißvoll beide Finger auf die Lippen; „reinen Mund, auf Ehrenwort, Herr Schulze, ich will Ihnen das Geheimniß lösen, aber schwören Sie mir Verschwiegenheit bis morgen früh!"

Schulze schwur!

Der Theologe von Habenichts hat etwas, ein

Lotterie-Loos, und zwar das große!“ raunte er ihm in's Ohr.

Schulze hätte Spürvogeln faſt zermalmt vor Freude; ich glaube er hielte ihn noch in den Armen, wenn ich hier nicht das Kapitel mit Gewalt ſchlöſſe.

Neuntes Kapitel.

Inzwiſchen war Hirſch auch nicht unthätig geweſen. Er dachte, ein Brief mit dichter Zeile iſt bald geſchrieben, und vielleicht ſchafft du ihn noch fort; für eine ſolche Nachricht giebt jedermann ein Douceurchen, vollends ein Student. Er ſprang alſo, um es den Collekteur nicht wiſſen zu laſſen, unter dem Vorwande, daß er in's Lotto zurück wolle, zum Nachbar, richtete den Brief an Herrn Studioſus Auguſt Müller (denn ſo ſtand der Name in ſeiner Briefſtaſche obgleich er jüdiſch Miller ſprach,) ſchrieb die Nummer dazu und lief nicht auf die Poſt, ſondern vor's Thor, wodurch er eine Viertelſtunde erſparte. Daher traf er den Wagen noch, und der Conducteur verſprach ihm, gegen ein Trinkgeld, den wichtigen Brief ſelbſt mitzunehmen, und wo die Seitenpoſt nach Löwenburg abgehe, ihn auf's Büreau zu geben. Dann, rechnete Hirſch aus, war er wenigſtens am andern Vormittag dort, aber die Staffette mit den Liſten konnte erſt Abends eintreffen. Er war zu ſicher, ſich nicht verhört zu haben, denn eine Zahl, und hätte ſie ſo viele Ziffern gehabt, wie ſie in

einer Zeile Platz haben, behielt er sieben Jahre auswendig, wenn er sie nur einmal gehört hatte. Es ist das eine ziemlich allgemeine hebräische Eigenschaft.

Das war Hinsichts Mitwirkungen in der jetzt wahrlich äußerst verwickelten Geschichte. Wir müssen uns aber um Spürvogel und August Miller bekümmern; jener lief zu diesem, unmittelbar von Schulze, dem Erzeuger der holdlächelnden Auguste. — August Miller war von einem Garderobestück in's andere gesprungen, aus den Morgenstiefeln in Abendschuh, aus der Morgenhose in die Festhose, aus dem Schlafrock in den Bratenrock. Er wußte zwar eigentlich nicht, warum, allein seine Ahnungen sagten ihm doch, wenn Spürvogel ihm die Braut auch verschaffe, so werde er sie ihm doch nicht bringen, sondern er müsse hingehn. So wurde es auch; die Thür schnellte auf, und Spürvogel mit einem pas de Zephyr herein. „Alles ist richtig, Theurer!" rief er aus. „Der Schwiegerpapa brennt vor Begierde, Sie an's Herz zu drücken."

„Und ich vor Begierde, die Tochter zu umarmen!" rief August feurig, aber sagen sie mir nur, wie war es möglich!"

„Dort, dort, dort" rief Spürvogel begeistert, „sollen Sie Alles erfahren;" damit zog er ihn fort und marschirte im Sturmschritt mit ihm zu Schulze hinaus.

Daß er ihm vom großen Loose nichts sagte, hatte

seinen guten Grund. Der arme Studiosus, dachte er, greift mit beiden Händen nach Schulzens Gustchen mit 30,000 Gulden; aber der reiche Rentier mit 100,000 könnte wohl zurückziehen, besonders wenn es ohne allen Skandal anginge. Also erst Verlobung, dann Eröffnung der geheimen Depesche.

In Schulzens Hause harrte schon Alles gespannt auf den Bräutigam. [illegible] die schwarzen Armscheeren um den Hals und küßte ihn väterlich — dann wurde er in Mama Schulze's Arm wie in einen warmen Backofen geschoben und mußte einen mütterlichen Kuß aushalten nebst manchen Thränen, dann — etwa in die Arme der Tochter? Nun, das würde sich schicken! Es war ja nicht heimlich im Garten! O nein, Auguste stand sittig wie eine Nonne im tiefsten Hintergrunde, und that alles, was sie vermochte, um beim Niederschlagen der Augen roth zu werden. Nun der Himmel nimmt den Willen für die That, und August Miller fragte wenig danach, sondern rief emphatisch: „O Mamsell!!" Das andere war wie bei jeder Liebeserklärung.

Jetzt rückte Spürvogel mit der schweren Artillerie vor, mit dem 100,000 Pfünder, und feuerte ihn im Kernschuß auf Miller's Herz ab. Den will ich sehen, der von einem solchen Knall nicht betäubt wird.

Miller wurde es; der Fußboden wankte unter ihm,

die Decke drehte ſich, er fiel in Ohnmacht, das heißt Auguſte Schulze fürchtete es und fing ihn in ihren Armen auf. — Unbeſchreiblicher Augenblick!

Halt! Ich habe eine Stelle in den Akten überſehen, ohne die das Folgende unverſtändlich wäre. Spürvogel hatte nämlich mit Papa verabredet, daß dieſer ſich eben ſo überraſcht ſtellen ſolle, als Miller war. Wo blieb ich doch ſtehen? Ja ſo: Unbeſchreiblicher Augenblick! Er wird aber doch beſchrieben. Pater familias Schulze rief nämlich wankend aus: „Spürvogel! Ernſt oder Scherz! Nicht dieſes Höllenſpiel mit mir geſpielt!“ Mater familias Schulze hatte es leicht; ſie brauchte blos ohnmächtig zu werden, weshalb ſie ſich auch ſchon vorher auf dem Kanapee dazu zurecht geſetzt hatte, filia familias (ich kümmre mich den Henker um die Philologen, die mir den Ausdruck tadeln) mußte in Liebe ſchmelzen und dem Geliebten ſo am Halſe hängen, daß er an nichts anderes denken konnte, als an ſie. Nur Spürvogel hatte es ſchlimm. Er mußte unter Thränen mit gebrochener Stimme eine Rede halten. Ich exzerpire ſie wörtlich aus den Akten: „Freude — Kinder — Geliebte — (jeder Gedankenſtrich bedeutet einen Seufzer und künſtliches Schluchzen) — Ihr ſeid gerührt! Ich bin es auch; — Ihr ſchmelzt in Thränen! Verzeiht das Spiel, das ich getrieben — Miller, edler Freund — — — (er ſchluchzt dreimal) — ich gewann dieſes

Ehrenmannes uneigennütziges Herz für Sie, weil ich ihm schon längst von Ihrer Tugend und von ihrer treuen Liebe (er deutete auf Augusten) erzählte!" (Die Mutter stieß sie heimlich mit der Faust in die Seite und rief flüsternd: „Werde roth, — weine!" — „Ich sagte ihm nur (fuhr Spürvogel fort) Sie hätten jetzt ihr Auskommen, eine Pfarre." „Ja, und [illegible] sich nach dem Spruch[illegible] Quarre," [illegible] Schulze aus der Ohnmacht, die ihr zu lange dauerte. „So sagte ich auch, und Ja und Amen, und dabei bleibt's" fiel Papa Schulze ein. „Aber wo ist Ihr Loos, welche Nummer haben Sie denn?"

„Wetter Element," fluchte Spürvogel, „die Nummer habe ich vergessen! Aber Sie wissen sie auswendig, nicht wahr Freundchen?"

„Nein, wahrhaftig nicht," antwortete Miller, „aber es thut nichts, ich kann gleich nachsehen."

„Haben Sie das Loos bei sich, Goldsohn?" fragte Schulze.

„Das nicht, theurer Schwiegervater, aber" —

Und jetzt merke man darauf, auf welch einem feinen Wendepunkt des Schicksals die Ereignisse sich hier drehen. Bei einem Haar hätte es Miller unwillkührlich verrathen, daß er das große Loos, natürlich nicht gewonnen hätte (denn für so bornirt halte ich keinen meiner Leser, daß er es etwa geglaubt hätte), indem er

sagen wollte: „Ich kann gleich nachsehen, denn ich habe ein Loos zwei Häuser von hier beim Kaufmann Hinze*) genommen, und der muß es in den Büchern haben.“ Allein die Thür that sich rascher auf, als sein Mund und die Hausgenossen, bei denen das Ereigniß (die Verlobung, nicht das große Loos) ruchtbar geworden war, drängten sich jubelnd, glückwünschend, lärmend herein.

Kurz die Sache wurde mit einemmale publik.

---

*) Kommen nicht recht schöne, romantische Namen in se einer Aktengeschichte vor, wo der Hauptheld Müller heißt?

Zehntes Kapitel.

Das vorige war sehr kurz; dies kann [illegible] noch kürzer ausfallen, denn die Akten werden [illegible] auffallend dünner und klarer. Nun bin ich auf die Entwickelung recht begierig. — Aha! Hier stoße ich auf etwas.

August Müller war an diesem Tage zum erstenmal nach seinem trübseligen Gartenhaus-Abenteuer vor dem Hause seiner Auguste vorübergegangen und hatte schwer geseufzt. Plötzlich erscholl Jubel und Lärmen auf der Hausflur, im Laden, auf der Straße. Die Sache war auffallend, er fragte: „Nun was giebt's denn Leute?" „Ei," rief eine alte Kinderwärterin, „uns're Mamsell ist Braut!"

„Braut?" rief August mit erblassender Lippe — „Braut, — und wessen?"

Man sieht er fragte im Pathos recht in classischem Stil. Die Alte antwortete: „Mit einem scharmanten jungen Mann, mit einem Mann der das große Loos gewonnen hat, mit einem Studenten, mit Herrn August Miller!"

Da war es als öffne ſich der Schlund der Erde vor unſerm trübſeligen Auguſt, und als ſtarre er in eine bodenloſe Tiefe. Unten aber grinſte das Angeſicht der Hexe die ihn verflucht hatte, und ihm mit gellender Stimme zurief: „He, Herr Auguſt Müller? Habe ich Wort gehalten? Du wirſt bald am Sarge ſein!“

Den armen Schelm ſchwindelte es; es ward ihm finſter vor den Augen — er ſtürzte ſinnlos fort, und rannte wie toll und blind durch die Straßen. Immer ſchallte ihm der höhniſche Ruf der Hexe in's Ohr, „aha Herr Auguſt Müller!“ Es war zum wahnſinnig werden! Eine halbe Stunde mochte er gelaufen ſein, und die ſchrecklichen Phantaſien ſeiner Seele fingen an ſich matt abzudämpfen, als er plötzlich wieder den höhniſchen Ruf hörte: „He, Herr Auguſt Müller!“ Diesmal war's mehr als Phantaſie! Die grauſen Worte tönen ihm von hinten her, durch das Straßen-Getümmel in die Ohren. Es war als packe ihn eine eiskalte Hand im Schopf — ſein Haar ſträubte ſich — die Backen wurden ihm lang und ſchwer — er machte Schritte wie Pierrot — beim Himmel es war keine Täuſchung, da rief es wieder näher und fürchterlicher. „He Herr Müller!“ — Jetzt verlor er die Faſſung, nahm die Rockſchöße unter den Arm, und fing an die Beine zu bewegen wie der Vogel Strauß. Je mehr er aber lief, je eiliger raſſelte und ſchrie das

Ungethüm hinter ihm her: „Herr Auguſt Müller, Herr Müller, Herr Müller!“ — Er lief wie beſeſſen.

Seit der Sündfluth, dieſe Theſis ſtelle ich zur öffentlichen Vertheidigung hin, iſt niemals ein Menſch dem man die Nachricht bringen wollte, daß er das große Loos gewonnen habe, ſo davor gelaufen, wie Auguſt Müller, hinter den niemand anders als der Briefträger herlief und ſchrie, um ihm Hirſch's Brief mit citissimo darauf einzuhändigen. Müller lief, wie geſagt, mörderiſch; doch der ſpechtbeinige Poſtmeiſter konnte es von Amtswegen noch beſſer, und hakte ihm endlich mit dem krummen Stockgriff in den Kragen und rief: „So hören Sie doch Herr, zum Schw.....) und ſtehen Sie! Glauben Sie daß meine Lunge ſechs Flügel hat? Hier iſt ein Brief citissimo an Sie.“ — Müller brach beinahe zuſammen vor Mattigkeit und Angſtſchweiß, allein er hatte doch noch ſo viel Kräfte übrig, zu fühlen, daß ihm ein Mühlſtein vom Herzen gerollt war. Er gab ein Achtgroſchenſtück für das Porto, und öffnete den Brief, während der Briefträger Geld hervorſuchte um ihm herauszugeben. — „Herr ſind Sie ganz verrückt“ ſchrie der Poſtbote plötzlich und ſprang ſechs Ellen weit zurück, weil ihm Müller um den Hals fallen wollte. Aber er konnte es doch nicht hindern, ſondern mußte ſich halb erwürgen und halb auffreſſen laſſen, mit Küſſen. „Briefträger, goldner

Mann, — Engel, — Einziger, — ganz Unaussprech-
licher — diesen Brief hast Du mir gebracht! O ich
Glückskind, ich Crösus — ich" —

„Verrückter Tollwurm," coupirte ihm der Briefträ-
er den Redefaden äußerst unhöflich, warf ihm die
Kreuzer die er herausgeben sollte in's Gesicht, und
hoß davon wie der Wind.

August Müller kehrte sich an nichts; er umarmte
en nächsten der vorüber kam, einen Packträger, han-
lte aber einen Schaafskopf dafür ein, und zum Aglo
nen Rippenstoß, der ihm doch wieder etwas Besin-
ung brachte.

Das große Loos hatte er weg, das war richtig.
er plötzlich überlief es ihn eiskalt. „Himmel und
de! Wenn es wieder eine Verwechslung ein Streich
Hexe wäre!" Hatte ihm denn nicht eben die alte
nderfrau — vielleicht war es gar die Hexe gewesen, —
agt, August Miller habe das große Loos und die
aut dazu? mit fliegenden Händen öffnete er seinen
ief noch einmal, und verglich die Nummer. N. 24523,
tig! Es war die seinige! Er trug das Loos in der
eftasche bei sich, holte es heraus, collationirte es,
— 2, 4 — 4, 5 — 5, 2 — 2, 3 — 3, ja es
richtig und Müller selig. Endlich einmal war
Verwechslung (denn eine solche mußte doch obwal-
zum Nachtheil August Miller's ausgefallen.

Daß dieser die Braut nur wegen des muthmaßlichen großen Looses erhalten hatte, war klarer als die Sonne die über Löwenburg leuchtete; noch klarer also war es, daß August Müller sofort zu Vater Schulze lief, um entweder mit ihm und seinem falschen Namenszwilling über's Schnupftuch ein Paar Kugeln, oder mit seiner Auguste den Verlobungsring zu wechseln. [illegible]

Ein wahres Glück muß man's nennen, [illegible] wäre zu den heftigsten Scenen gekommen, — daß in Schulze's Haus niemand zu Haus war, weil Spürvogel der jedes Freudenereigniß auch fröhlich begangen wissen wollte, darauf gedrungen hatte, daß man sofort mit einem halben Dutzend Flaschen Champagner bewaffnet über Land führe. — Den Wagen hatte er geholt, weggefahren war Alles, doch niemand wußte wohin, und August Müller rasete, halb selig rechts (wo sein Geldbeutel steckte) halb in Verzweiflung links, (wo sein Herz saß) für sich in aller Stille umher.

Mir ist es redlich gestanden recht angenehm, weil ich durchaus jetzt einen Abstecher nach der Residenz machen muß, wo das wichtigste vorgeht, Druck und Ausgabe der Ziehungslisten. Hirsch erwischte die erste, die aus der Druckerei kam; er riß sie auseinander und — fiel zusammen. Denn da stand's, er hatte sich dennoch verhört. Nicht 24523 sondern 24522 [illegible] das große Loos gewonnen! — Hirsch lag [illegible]

Minute wahrhaft wie ein Hirsch, d. h. ein geschosse-
er, leblos auf der Schwelle der Druckerei. Endlich
affte er sich wieder empor, lief zum Collekteur und
estand was er gestern gethan. „Daß Dich das Wet-
r! Dachte ich's nicht?" rief dieser. „Jetzt kann der
Mann wahnsinnig werden vor Aerger und Schreck!
nd mich sieht man am Ende für die Sache an. O
irsch — o anderes Vieh mit Hörnern hätte ich hei-
h gesagt! — Hier bleibt nichts übrig, wir müssen
f der Stelle eine Stafette schicken — aber auf Seine
esten Hirsch, — um den Fehler so rasch als möglich
verbessern."

Aus den Akten ersehe ich daß dies geschah. —
mer August Müller! — Du hast's nun der ganzen
adt erzählt, daß Du das große Loos gewonnen, —
r der halben, denn der andern Hälfte erzählten
hulzens Hausleute daß August Miller es gewon-
, — und Du hattest nichts, — und er nichts, als
Braut.

Endlich kamen die Verlobten nebst Zubehör, von
e und Champagner selig, nach Hause. Da schlug
mer ein! — Wie so? — Weil Papa Schulze ein
et von August Müller verfand, welches ihm die
rechslung notificirte die vorgegangen war. Im
n Augenblick schrie und wüthete der Alte wie beses-
und rief: Ich bin verloren, ich bin massakrirt!"

„Doch als er noch einen Blick in den Brief gethan, und am Schluß sah, daß der wahre Gewinner der 100,000 sich noch eine Null daran hängen wollte, seine Tochter nämlich (die Wendung ist nicht ungalant meine Damen, er wollte sein hunderttausendfaches Glück zu einem millionfältigen erheben), da wurde Papa wieder ganz heiter und rief: „Gottlob Kinder, es ist Nichts! Nur aus Euter Heirath wird nichts, und Sie mein Herr sind und bleiben der Theologe von Habenichts, und können sich zum Teufel scheeren, und Sie hintendrein Herr Spürvogel, denn Sie haben falsch gespürt, und aus Ihren 10000 Gulden wird so viel wie aus des Herrn Vermögen, nämlich ein Quark, das will sagen, gar nichts, verstehen Sie mich beide, und nun gute Nacht!" —

Mit dieser moralischen Betrachtung schob Herr Schulze die beiden erstarrten corpora zur Thür hinaus, und die Sache hatte ein Ende. Aber nicht das Kapitel. Sondern Papa lief stracks hinter beiden drein, doch nicht um sie ein- sondern um sie zu überholen, damit er auf's schleunigste zu August Müller komme. — Er kam auch in der That eine Sekunde früher an, als eine blasende Stafette, die von einem schaumbedeckten Postklepper und die Treppe hinauf sprang, um Herrn August Müller eine Depesche einzuhändigen. Schade, der wohl wußte, daß nur an hunderttausendgulden

Männer nicht an arme Schlucker von Studenten Staffetten kommen, hatte jetzt eine mit eichenen Wurzeln festgeklammerte Ueberzeugung im Herzen, daß August Müller der ächte Gewinner und Schwiegersohn sei. Daher ließ er's auch nicht zu, daß dieser vor Freude taumelnde Liebende, dem Hirsch's Brief schon die Staffette mit der offiziellen Bestätigung angemeldet hatte, die Depesche eher aufriß, als bis er (Schulze) ihn an's Herz gerissen und dreimal Goldsohn und Schwiegersohn genannt hatte.

Jetzt erst öffneten sie die Depesche und fanden — den aufgeklärten Irrthum.

Wäre der Postillon in Ohnmacht gefallen, so hätten sie alle in Ohnmacht gelegen, (es kommen überhaupt jetzt schrecklich viel Ohnmachten in den Akten vor,) denn unter solchen Umständen hört freilich alles auf, sogar ein Kapitel.

Eilftes Kapitel.

Fällt aus, damit die Geſchichte ſich beſſer abrundet und mit dem vollen Dutzend alſo mit dem

Zwölften Kapitel

regelmäßig und kunſtgerecht ſchließt. Denn eine Geſchichte in eilf Kapiteln wäre wahrhaftig etwas Miſerables, ein Staatswagen mit ſieben Pferden beſpannt, eine Balltoilette und Pantoffeln an den Füßen, ein Reiter dem ein Sporn, ein Pferd dem ein Huf oder gar ein Bein fehlte, kurz ein lahmes, ſchiefes, jammervolles Ding. So aber, wie jetzt, mit zwölf Kapiteln, nimmt ſich die Hiſtorie ordentlich klaſſiſch und recht charmant aus.

Ich gehe wieder an meine Akten. Diesmal habe ich die Hexe wahrlich in Verdacht, daß ſie ihren Grund-Irrthum Auguſt Müller's Unſchuld an dem Apfelwurf im erſten Kapitel eingeſehen hat, aber, wie alle eigenſinnigen Alten, ihn nicht eingeſtehn will, ſondern jetzt lieber beide quält als zu einem ſagt: „Ich bitte um Verzeihung."

Denn daß Auguſt Miller auch nicht auf Roſen lag, nachdem ihm das Schickſal die Maske abgeriſſen, unter der er Liebe und Reichthum zu beſitzen wähnte, kann man ſich vorſtellen. Er war wie vom Schlage gerührt; denn die Champagner- und Liebesglut hatte ſich auf's Gehirn geworfen. Es wurde nach einem Arzt geſchickt, der verordnete ſogleich Aderläſſe und verſchrieb ihm — doch ich kann ja das Rezept aus den Akten copiren. Hier ſteht's:

℞ Colloquint. Drachmas sex
Jalap. a . a
Gumm. gutt. Uncias septem
Aloes, Drachmas octo
Aquae purae Unc. quatuor
M. D. S. (Alle halbe Stunden drei Eßlöffel.)

Auguſt Müller ſeiner Seits litt an umgekehrten Zuſtänden, nämlich an der völligſten Ausſpannung aller ſeiner Nerven und Muskeln, — er war ein ſchmelzender Schneemann. — Ihm verſchrieb der Doctor ſogleich eine Stärkung des ganzen Menſchen, nämlich:

℞ Tinctur. aromat. 2 ℳ.
Tinct. aurant. compos. 3 „
Liquor. Hofmann. 1 „
Aether. acet. 1 „
Decoct. Chinae — 2 „
Aquae purae destill. 3 „
M. D. S. (Alle Stunden ein Vierglasvoll zu trinken.)

Ich überlasse es einem Medizinalcollegio die Wirksamkeit dieser Rezepte zu prüfen.

Die meisten Leser werden es lächerlich finden, allein ich kann einmal nichts wider die Aktenmäßige Wahrheit, und diese spricht sonnenklar dafür, daß die Hexe jetzo nicht nur in die Apotheke lief und den Provisor vom Teufel reiten ließ, daß er die Etiketten verschrieb und Müllers Medizin an Miller expedirte; (jeder Arzt kann sich die Folgen denken) sondern daß sie (die Hexe; die Perioden sind lang, mit bloßen Fürwörtern langt man da nicht aus) auch den Vater irre führte der mit dem Schnepper zu Müller statt zu Miller ging, um dem armen Schlucker noch das letzte Bischen Blut abzuzapfen. — Doch ich muß das weitläuftiger erzählen.

Ganz kurz mache ich's inzwischen mit August Miller ab. (Ich verwette meinen Kopf ein Leser der nicht hinter den Vorhang der letzten Seiten gesehn hat, ist hier noch ohne alle Ahnung vom Schluß der Geschichte. Er findet ihn vielleicht sehr abgeschmackt; ich auch, aber er ist aktenmäßig.)

Ich bin bei August Miller. Wenn einer den der Schlag schon rühren will das Rezept verschluckt was Doktor Saul (so hieß er) für August Müller verschrieben hat, so muß er — ich fordere alle Aerzte zu Zeugen auf; — falls er nicht eine Katzennatur hat, daran erwürgen. — Das that denn Miller auch; er

verlor alle Beſinnung und lag todt und erſtarrt da. — Die Geſchichte bekommt hier einen ſchwarzen tragiſchen Flecken den ich nicht auswaſchen kann. — Da es überdies Sommer war, und der vollblütige Körper ſchon vor dem Tode blau und grün genug ausſah, ſo lief ſeine Wirthin auf der Stelle in's Sargmagazin und beſtellte den Sarg für den andern Morgen.

Auguſt Müller inzwiſchen hatte es ungleich ſchlimmer. Er ſchluckte einen Eßlöffel von Saul's Wundertrank, und hoffte dadurch auf die Beine zu kommen, — doch wie erging's ihm! In den Akten iſt's ausführlich beſchrieben (und hat dort beinah ſo viel Papier gekoſtet als in der Wirklichkeit,) aber hier darf ich's aus Gründen nicht ausmalen. Mehr ſage ich nicht, als daß Müller zu der Ueberzeugung kam, die Seele könne den Leib auf jedem Wege verlaſſen, der aber, den die ſeinige nehmen wollte, war faſt zu unangenehm. Da kam der Vater der nach Herrn Studioſus Miller gefragt hatte, und zu dem abſterbenden Müller gewieſen war. Hätte der unſelige Menſch nur ein einziges Kapitel vom Blutlaſſen geleſen, ſtatt nur auf Befehl Blut zu laßen, ſo würde er es hier, an einem halben Leichnam unmöglich noch gethan haben. So aber blieb er beim Handwerk, und handelte nach Vorſchrift. Viel war indeſſen nicht verloren, ſondern er that nur der armen Müllerſeele noch einen andern Ausweg

mit dem Schnepper auf, wo ſie im Grunde bequemer und ſchicklicher aus dem Körper kommen konnte als durch den Sphincter ani. Eben war's ſo weit, als — der Henker hole aber die Wiederholungen in den Akten die zu den unäſthetiſchſten Wiederholungen in der Geſchichte zwingen — wiederum eine Stafette vor Müllers Thür blies und hielt. — Um's kurz zu machen brachte ſie folgende Depeſche:

„Mein Herr!"

„Nicht wir hatten uns geirrt, nicht der wackre Hirſch ſich verhört, ſondern nur der Setzer in der Druckerei ſich vergriffen und eine 2 ſtatt einer 3 aus dem Zahlenkaſten genommen. Wirklich hat Nummer 24523, Ihr Loos, nicht Nr. 24522, das große Loos gewonnen. Die erſten Abzüge der Liſten waren fehlerhaft, aber der Irrthum wurde ſogleich entdeckt, in den andern Exemplaren verbeſſert, und wird überdies durch alle Zeitungen angekündigt werden. In der Eil vermögen wir nichts, als Ihnen von Herzen Glück zu wünſchen. Wir verharren u. ſ. w."

Ich wette nochmals, wenn ein ehrlicher Leſer mein Buch vor der Naſe hat, daß er auf dieſen Ausgang nicht gerechnet hatte. Ich auch nicht, überhaupt niemand, und Auguſt Müller am wenigſten, denn er rief jämmerlich:

„Nun habe ich 's große Loos doch gewonnen, und nun muß ich ſterben!“ Wirklich fühlte er ſich unter dem hinſtrömenden Blut ſeines Arms wie ein Sterbender.

In dem Augenblick pochte es an, und eine derbe Stimme fragte: „Iſt's hier recht bei Herrn Auguſt Müller?“

„Ja“ antwortete der Barbier.

„Dann vorwärts Kinder, nur herein!“ — Und herein getragen wurde ein Sarg, der, den Auguſt Millers Wirthin für dieſen beſtellt hatte. Es iſt ordentlich teufliſch von der Zigeunerbrude auch jetzt noch ſolchen Spuk zu treiben! Pfui! Alles was Recht iſt, aber das iſt zu viel! So urtheilte auch der Kranke. „Was?“ rief er, „ſoll ich lebendig begraben werden?“

„Um Vergebung“ fragte der Tiſchlermeiſter, ſind Sie Herr Auguſt Müller?“

„Ja freilich!“

„Nun ſo iſt der Sarg für Sie! Ein charmantes Stück Arbeit!“

„Ich will ihn aber nicht“ ſchrie Müller und gewann vor Wuth Kräfte. „Ich bin ja nicht todt!“

„Was Herr?“ rief der getäuſchte Tiſchlermeiſter, „Sie wollen ihn nicht? Sie wollen jetzt nicht todt ſein, nun es an's Bezahlen geht? Oho mein Herr, der Polizeikomiſſär hat Sie ſogar als todt angemeldet, folglich, ſind Sie von Amtswegen todt!“

„Der Henker iſt todt“ rief Müller und wurde immer geſunder vor Wuth, „Scheer er ſich auf den Rabenſtein, er Winkelmaaßphilliſter, er Hobelknecht, er Leimtiegel!“

„Donner!“ explodirte der Sargmacher! „Das ſoll ich mir gefallen laſſen Herr? Sie ſind todt, und ſollen todt ſein, und der Sarg iſt für Sie, und dabei bleibt es! Glauben Sie, Herr ich wäre ein Schaaf? Seht doch! Ich bin nicht todt! So könnte jeder ſagen der bezahlen ſoll! Hier Jungens, der Sarg für den Herrn hier herein, Marſch! Todt oder lebendig, iſt mir ganz gleich: Sein iſt der Sarg und ihm gehört er zu!“

Eben war die Aderlaßbinde angelegt, und Müller konnte ſich regen. Jetzt hätte er, obgleich faſt eine Leiche, geradezu mit dem Sargmacher einen Zweikampf angefangen, wenn nicht die Thür aufgeriſſen worden und eine Weibsperſon mit einer Trompetenſtimme eingetreten wäre. Sie trompetete aber ſo:

„Meiſter, Er hat ſich geirrt! Der Sarg war nicht für Herr Müller, ſondern für Herrn Miller hier gegenüber von mir beſtellt. Der kann ihn aber auch nicht brauchen, denn er iſt ſchon wieder lebendig geworden, es war blos eine Ohnmacht.“

„Was!“ rief der Tiſchler „Keiner will den Sarg haben! Das wollen wir ſeh'n! Einer muß hinein, und wenn ich einen dazu todt ſchlagen ſoll!“

„So hängt Euch ſelber an den Galgen mit dem Sarg," ſchrie die Schöne, „denn wir wollen ihn nicht! Mein Herr Miller hat zehntauſend Gulden in der Lotterie gewonnen. Eben war der Collekteur bei ihm und hat's ihm geſagt. Darauf iſt er lebendig geworden, denn von ſo etwas ſtirbt man nicht!"

„Nein," ſchrie Müller, „das ſage ich auch, denn ich habe hunderttauſend gewonnen!"

„Hunderttauſend?" ſtieß Millers Wirthin in die Trompete. „Das große Loos? Und das weiß noch niemand! — Ach Du gerechter — — —"

Weiter hörte man nichts, denn ihre Trompetenſtöße verhallten auf der Treppe.

Da pochte es leiſe an der Thür. Eine krumme graue Alte trat ein, und bat demüthig: „Ach Herr, eben hör' ich an der Treppe Ihr habt das große Loos gewonnen; erbarmt Euch einer alten kranken Frau." —

Müller ward zu Marmor, zu Eis — zu einem gefrornen Schauder — diesmal war's keine Täuſchung, die Hexe ſtand lebendig vor ihm!

„Weib, nimm alles Geld was ich habe" rief er, und warf ihr ſeinen Beutel zu, „aber hebe Dich weg, und löſe den Fluch!"

„Ach mein charmanter junger Herr," ſprach die Alte mit zitternder Stimme, „die Freude macht Euch wohl verwirrt, ach ich danke Euch für Eure Gabe!" —

Es wäre aber mehr als langweilig, wenn ich hier ganz am Rande und äußersten Horizonte der Geschichte die Akten noch lang und breit exerpirend und erzählen wollte, wie sich August Müller mit der Alten endlich erkannte und verständigte. Der Schluß war aber, daß das Mütterchen sagte: „Freilich ich war damals heftig; aber Alter und Kummer machen zahm! Also unschuldig waret Ihr, — nun mein junger Herr, wenn ich Euch auch verflucht habe bis zum Sarge, hier steht ja der Sarg, und nun hätte es ein Ende. —

„Ja, hier steht der Sarg, und nun muß es ein Ende haben, das will sagen, ich mein Geld" fiel der Tischlermeister ein, „denn der Sarg ist bestellt, und tot oder lebendig bleibt mir einerlei."

„Ihr sollt Euer Geld haben," sprach Müller, „und den Sarg schenke ich hier der Alten, damit sie sich daran erinnere, daß ihr Fluch nun ein Ende hat. Dafür will ich sie auch verpflegen, bis an ihr Ende." —

Alle jauchzten; am meisten der Leser, dem das Wort Ende schon mehrmals lieblich in's Ohr gelautet hat. Es ist aber noch nicht ganz so weit.

Denn zuerst muß Schulze, der Brautvater, eintreten, und seine holde Auguste mit sich führen, die er (er hatte die Trompetenstimme der Wirthin Millers vernommen) nach so aufgeklärten Mißverständnissen, trotz ihrer jungfräulichen Verschämtheit (sie war

ganz verſchleiert) dem ſelber zuführe der ſie begehrt habe.

„Aber nicht mehr begehrt," erwiderte Müller, deſſen Liebe entweder durch die Medizin, oder durch das Blutlaſſen, oder durch die Liebes- und Trennungsgeſchichte mit ſeinem Namenshalbvetter, die er inzwiſchen ausführlich vernommen hatte, merklich abgekühlt war.

„Wie? Warum?" ſtotterte Schulze mit zitterndem Grimme.

„Das will ich Ihnen erklären, Veſter" ſprach Müller kalt. „Auf mir laſtet ein Fluch, der, daß ich immer zu meinem Nachtheil mit meinem Landsmann, Herrn Auguſt Miller verwechſelt werde, wovon Sie ja ſelbſt ein ſchlagendes Beiſpiel vor Augen gehabt haben. Nun ſoll zwar der Fluch gehoben ſein, aber ich bin doch noch nicht ganz gewiß. Und da Mademoiſelle Schulze, mich ſchon jetzt ſo auffallend nicht nur mit ihm verwechſelt, ſondern auch uns beide ſo raſch gewechſelt hat, ſo beſorge ich, der Fluch könnte doch noch nachwirken. Und ich geſtehe, eine Fortſetzung mit mir und Herrn Miller oder ſonſt wem, nach der Hochzeit würde mir zu ſchmerzlich ſein. Ueberdies, der Henker traue den Hexen, wer weiß ob es nicht gerade der ſchlimmſte Streich wäre, den der Fluch mir

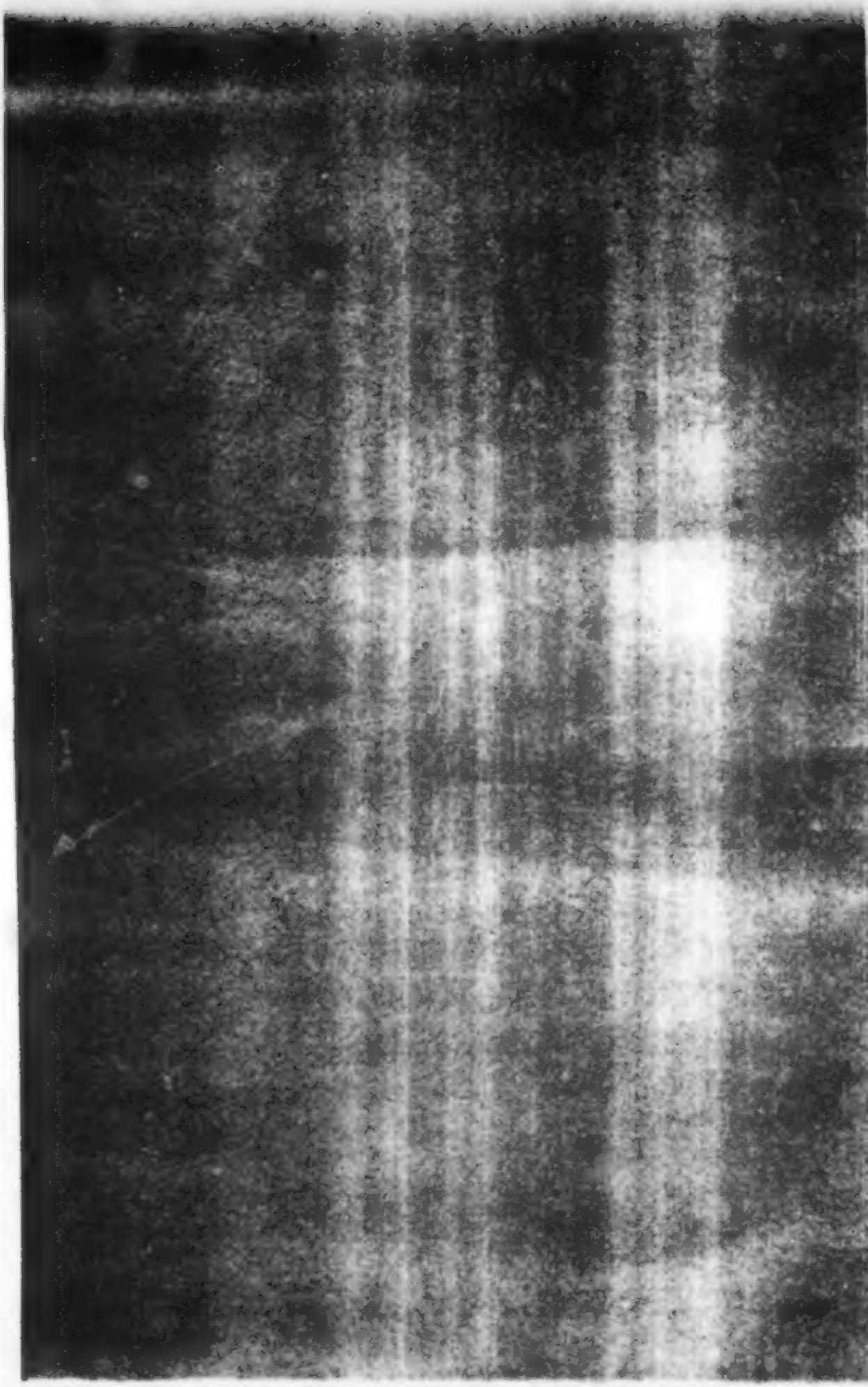
ſpielte, daß ich die Frau bekäme die mein Namensgeſpons ſich ausgeſucht hatte.“ —

Hierauf folgte eine ſtumme Verbeugung; das Zimmer wurde leer, Vater Schulze und ſeine Auguſte zogen zuerſt ab, ohne zu grüßen, der Tiſchler mit ſeinem Sarg und der dazu paſſenden Alten auch, — und Auguſt Müller blieb allein übrig.

So mag es ihm denn auch allein überlaſſen bleiben, der Welt ſeine fernere Geſchichte, ſeine Anwendung des großen Looſes, und die etwanigen Nachwirkungen des Fluch's zu erzählen.

Ich aber halte ihn für ſo gut gelöſt als meine Aufgabe: wie gut das iſt, entſcheide der Leſer — aber freundlich.

Druck von Bernh. Tauchnitz jun.



1917 c 324

Sommerblumensträuße

den

holden Frauen

gewidmet

von

L. Rellstab.

Zweiter Theil.

Königl. Bibliothek Berlin

Leipzig,
Verlag von K. F. Köhler.
1842.

Inhalt.

1) Elvira . . . . . Seite 1

2) Die Kameraden 219

3) Aus Heinrich's Denkwürdigkeiten . 321

Elvira.

Erſtes Kapitel.

„Laß das Feuer nicht ausgehen, Xaveria, das Schießen hört auf; ehe eine halbe Stunde vergeht, ſind ſie hier, darauf will ich wetten. Sie werden hungerig ſein, alſo Feuer unter den Keſſel! — Nachher kannſt du mir den Arm wieder verbinden.“ —

Dieſe Worte ſprach ein alter Krieger, Nunnez, der mit verbundenem Kopf und Arm auf einer Schütte Reisſtroh neben dem Bivouacfeuer lag, innerlich ergrimmt, daß ſeine Wunden ihn hinderten, an dem Kampfe Theil zu nehmen, zu dem ſeine Kameraden, lauter tapfere Spanier einer navareſiſchen Guerilla, ausgezogen waren. — Xaveria, eine ſpaniſche Matrone, die aber alle Beſchwerden des Kampfes für die Freiheit ihres Vaterlandes mit den Männern theilte, gehorchte ſeiner Ermahnung und ſteckte neue Holzſtücke unter den Keſſel, daß das Feuer höher aufflackerte und die Wände der Felsſchlucht mit rothem Widerſchein beleuchtete. — Dieſe Flamme war aber nicht die einzige: weithin in allen Einſprüngen der Felswand, wo

ſich Schutz vor dem Winde fand, glühten die Wachtfeuer, die von Verwundeten, Greiſen, Kindern, Krüppeln, Frauen und Mädchen unterhalten wurden, welche für die Männer ſorgten, während dieſe für ſie fochten.

„Bei St. Jago, das Schießen wird wieder heftiger!“ rief Nunnez nach einigen Minuten aus. „Gewiß haben die Schufte die Brücke noch einmal anzugriffen verſucht! Und daß ich hier liegen muß! raſch, Xaveria, verbinde mir den Arm! Es geht nicht vorwärts mit der Heilung!“

Xaveria ſchüttelte den Kopf und ſprach mißbilligend: „Faſt ſiebenzig Jahre alt, Nunnez, und noch ſo ungeduldig! Es ſind gute Kräuterſäfte auf deine Wunde gedrückt! Kein Arzt, und hätte er zu Salamanca ſtudirt, könnte dich beſſer heilen als Xaveria! — Laß denn ſehen! — Der Verband iſt gut; ich rühre ihn mit keinem Finger an.“

„Es werden drei Wochen vergehen,“ murrte Nunnez unwillig, „bevor ich nur wieder den Hahn meiner Büchſe ſpannen kann. Indeſſen hätte meine Kugel ſich dreißig franzöſiſche Offizierhüte mitten aus dem Staub und Rauch herausgelangt, vielleicht ſogar einen Marſchallshut dabei!“

„Alter Schwätzer und Prahler!“ erwiderte Xaveria, „Spanien hat mehr Männer und die friſcher auf den Füßen ſind als du! Sie werden deine Arbeit

ſchon mit thun! Halte dich ruhig, ſonſt wird es nicht drei Wochen, ſondern drei Monate dauern, bevor du wieder hinterm Buſch kauern und anlegen kannſt. — Aber horch! das waren Schüſſe diesſeits der Berge!"

„So ſind es Freudenſchüſſe, die uns ihre Rückkehr melden," rief Nunnez, „denn daß ſie keinen franzöſiſchen Gewehrlauf diesſeits der Berge laden laſſen, dafür ſteh ich."

Das Schießen nahm zu. Die Berge und Wälder hallten es weithin wieder. Es folgte jedem Knall ein langes Brauſen und Dröhnen, dem fernen Zuge des Sturmwindes durch hohe Baumwipfel gleich. — Wie Nunnez richtig vermuthete, waren es die Freudenſalven einer zurückkehrenden, ſiegreichen Schar. „Spart doch Euer Pulver!" rief er, den jetzt Alles verdroß, weil er nicht Theil daran hatte, voller Unmuth aus. „Als ob nicht genug Franzoſenköpfe ſich in Spanien auf den Schultern herumdrehten. Bei St. Jago, jeder unnütze Knall rettet einem das Leben! Carrache!

„Schweig und läſtre nicht!" verwies Xaveria, „bete lieber einen Roſenkranz und thue unſrer lieben Frau ein Gelübde, du Gottloſer!"

„Pah! Ein niedergeſtreckter Franzoſe iſt beſſer als ein Gelübde! Und das gelobe ich, der erſte Schuß, den ich aus dieſer meiner Büchſe abfeuere, ſoll eine dreifarbige Kokarde überflüſſig machen!"

„Haſt du nie fehl geſchoſſen Nunnez?“ fragte Xaveria lächelnd.

„O ja! Auf hundert Schritte fehlte ich unter dreimal einmal die Kaſtanie, um deren Stiel eine Schleife gebunden war, wenn wir zur Luſt danach ſchoſſen! — Den Feind nimmt der alte Nunnez aber ſicherer auf das Korn, denn er tritt ihm ſo nahe, daß er nicht fehlen kann!“ Bei dieſen Worten warf er das Haupt ſtolz empor und blickte mit dem Selbſtgefühl des Spaniers umher.

Indeſſen war der Zug näher gekommen. Auf den engen Bergpfaden, die aus der Waldung den Fels hinabliefen, wurde es lebendig. Man ſah hier und da Fackeln ſchimmern und bei ihrem Schein einzelne Reiter auf Maulthieren zwiſchen dem zahlreichen Fußvolk; eine wehende Fahne, blitzende Waffen, Federbüſche. — Das ganze Thal war in Aufregung. Die Kinder und Mädchen liefen den Ankommenden entgegen und kletterten halb die Berge hinan, um zuerſt die Ihrigen zu begrüßen oder ihr Schickſal zu erfahren. — Bald erhob ſich ein lauter, immer wachſender Jubel, in den von Zeit zu Zeit noch einzelne Flintenſchüſſe ſchallten. Das Gefecht war ſehr glücklich geweſen. Die in einer Felsſchlucht, dicht bei der Brücke eines Gebirgsfluſſes, über welchen die große Straße von Bayonne nach Pampelona führt, verborgenen Söhne des Gebirgs hatten ein

franzöſiſches Regiment, von dem die Kundſchafter Nachricht gebracht, auf dem Marſche überfallen und nach einem mörderiſchen Feuer aus den Felslöchern und hinter Baumſtämmen hervor, wobei jeder Schuß ſeinen Mann traf, daſſelbe zum Weichen gebracht. Eine Anzahl Gefangener und eine große Beute an Waffen und anderem Kriegsbedarf belohnte die Sieger.

Die Gefangenen, bleich von Nachtfroſt, denn ſie waren halb nackt, blutig — der franzöſiſche Soldat ergab ſich nicht unverwundet — ſchleppten ſich mühſam zwiſchen den bewaffneten Männern hin. Einige waren muthlos, denn ſie dachten an den martervollen Tod, der ihrer harre, andere behielten den Grundzug des franzöſiſchen Charakters und bewahrten einen trotzig kecken Leichtſinn; die meiſten waren ernſt, aber gefaßt, denn ſie fühlten ſich von jener Begeiſterung durchdrungen und gehalten, die die Krieger des ruhmgekrönten Kaiſers erfüllen mußte. — Unter den letztern war einer, deſſen edles männliches Anſehn unwillkührlich zur Ehrfurcht zwang, wiewol man ihm die Hände ſchmachvoll auf den Rücken gebunden hatte, und er, vom Blutverluſt geſchwächt, bleich und ſchwankend einherging. Er war Offizier, Capitain der erſten Compagnie des Regiments, welche den Zug eröffnet hatte, und durch den Ueberfall der Spanier, die das Défilé plötzlich ſperrten, abgeſchnitten worden war. Von allen Seiten

umringt, ohne Hoffnung zu ſiegen, hatte er ſich doch mit ſeinen Leuten aufs tapferſte vertheidigt, bis die meiſten durch die Büchſenſchützen hinter Buſch und Fels niedergeſtreckt waren und nur wenige Verwundete am Leben blieben, die als Gefangene in die Hände des an Zahl weit überlegenen Feindes fielen. Allein wie zuvor im Gefecht, ſo gab Capitain St. Val auch noch jetzt ſeinen Leuten das Beiſpiel der Faſſung und Unerſchrockenheit, und ſie blickten auf ihn als auf ihren letzten Troſt, ihre letzte Zuverſicht. Das Vertrauen zu dem Führer war ſo groß, daß ſie ſich noch nicht ganz verloren glaubten, ſo lange er für ſie ſprechen und handeln konnte. „Laßt jetzt den Scherz," verwies St. Val ſanft, aber ernſt Denjenigen, die ihre Verzweiflung in dieſe Form hüllen wollten; „Keinem iſt Gefangenſchaft und Martertod eine Ehre oder ein Glück; der Beſchränkteſte ſieht das ein und glaubt daher eurer Rede nicht, ſondern durchſchaut es, daß ſie nur euer Verzagen mit trügeriſchem Schein bedecken ſoll. — Ihr aber," hatte er ſich zu Denen gewandt, die ihre Verzweiflung zur Schau trugen, „ihr, die ihr den Muth verlieren wollt, bedenkt, daß ſich zu dem Haß eurer Feinde auch Verachtung fügen wird. Der echte Mann, der wahrhaft Tapfere trägt ein unglückliches Schickſal mit Ernſt, gibt ſich aber bis zum letzten Augenblick nicht ganz verloren, ſondern ſpäht umher, wo

ſich noch ein Weg zur Rettung aufthut. Und gibt es keinen, ſo ſteht euch doch der der Ehre offen, männlich zu dulden und zu ſterben.“ —

Die Gefangenen bedurften dieſes Zuſpruchs, der ihnen freilich nicht in hochtönender, zuſammenhängender Rede, ſondern in leiſeren Worten ihrer Mutterſprache wurde, wenn gerade der höhnende Jubel ihrer Begleiter ſich wilder anließ und ſich mit den ſchrecklichſten Drohungen, ja ſelbſt Mißhandlungen miſchte. Zum Glück verſtanden die Bejammernswerthen meiſtens nicht, was ihre erbitterten Feinde in der Mundart des Landes theils ihnen, um ſie zu ſchmähen, theils ſich ſelber untereinander zuriefen, um ihren Ingrimm noch mehr zu reizen. —

„Seht ihr die Feuer dort? ihr franzöſiſchen Blutſauger; bald ſollen ſie euch wärmen, daß euch die Haut zuſammenrunzelt und ihr aufheult wie angeſchoſſene Wölfe! Jacquino! den magern Habichtshals wollen wir für uns nehmen! Der Kerl ſieht aus wie ein lebendiges Gerippe, ich will ihm aber doch noch Fett ausröſten! — Nur Holz ins Feuer, daß wir nicht Mangel an Kohlen haben und ſie langſam braten können! — Ihr ſchneidet jetzt Geſichter, weil ihr das Barfußgehn nicht gewohnt ſeid und euch nun die ſcharfen Steine in die Fußſohlen ritzen! Wartet nur, wenn ich euch meinen Namen mit dieſem Meſſer in die Sohlen ſchneiden

werde! Gil iſt ein kurzer Name, aber er ſoll euch vorkommen, als ſtecke neunmal das ganze Alphabet darin! — Pedro, ſieh dir den Hauptmann an! So ſah Der aus, der deine Braut entehrt hat! Die arme Zerlinetta! Weißt du noch, wie ſie bleich mit zerriſſenem Haar vor dem Muttergottesbilde kniete und ſich die Brüſte ſchlug? Aber die Heilige hat ihr Gebet erhört! — Die Rache iſt da!"

„Sprich nicht länger davon, Joſe, mein Blut kocht. Ich ſtürze ſonſt wie ein Tiger über dieſen Franceſado her und zerfleiſche ihm das Herz mit den Zähnen! Aber er ſoll langſam büßen, daß die Sonne ſiebenmal über ſeinem Angſtgeheul untergeht!" —

Und nicht die Männer allein freuten ſich dieſer fanatiſchen Grauſamkeit, die ein langer, alle Rechte der Menſchen verhöhnender Druck, ein Verachten und Mißhandeln des Heiligſten, was ein Volk kennt, erzeugt hatte; auch die Frauen waren, und meiſtens noch in einem viel höheren Grade davon erfüllt. Matronen, junge Mädchen, zarte Kinder umſchwärmten den Zug und ihre ſprühenden ſchwarzen Augen blickten begierig nach den Opfern. Sie waren ſo ſchön, ſo lieblich; die lichten braunen oder reichen ſchwarzen Locken ſpielten ihnen um Hals und Nacken, ſie trugen ſich leicht geſchürzt, ihre Stirn war frei und ſchuldlos — und doch erfüllte gährendes Gift des Haſſes ihre Bruſt! Sie

waren Tauben mit Geierblicken und Krallen. „Nicht wahr, mein Pedro,“ bat ein ſchwarzäugiges baskiſches Mädchen ihren Geliebten ſchmeichelnd, indem ſie die Mantilla ganz zurückſchlug, um ihm recht liebevoll und freundlich ins Auge zu ſehen, „nicht wahr, Alonzo, dieſen Gefangenen bringſt du mir mit. Ich will Spaniens Jungfrauen an ihm rächen, ich will meine arme geopferte Schweſter Joquierda rächen!“

„Das ſollſt du, Guitteria,“ erwiderte ein junger Spanier mit ſtolzem Gang und feurigem Auge. „Du ſollſt das Herz dieſes Gotteslästerers mit glühenden Zangen aus ſeiner Bruſt reißen, wenn du willſt!“ — Dabei ballte er die Fauſt und ſchlug betheuernd an ſeine eigene, freie, ſonnenverbrannte Bruſt, die einige noch friſche Narben zeigte. Guitteria ſprang ihm liebend an den Hals und küßte ihn für das jammervolle Geſchenk, als habe er ihr die ſchönſten goldenen Armſpangen und den feinſten Baſthut aus Pampelona mitgebracht. Doch miſchte ſich in ihre Freude ein edler Ausdruck des Schmerzes und des Zorns; der Haß entſtellte ſie nicht, denn in jener Zeit war der ſtärkſte Haß gegen den Feind eins mit der glühendſten Liebe zum Vaterlande, und die echte Spanierin war eben ſo ſtolz auf ihre Erbitterung gegen die Söhne Frankreichs, als ſorgſam in der Bewahrung ihrer weiblichen Ehre. Der Prieſter ſelbſt, der geweihte Mann des Friedens

entflammte in glühender, gotteingegebener Rede den Zorn gegen die Verächter und Zerstörer der kirchlichen Heiligthümer! Wie die Vertilgung der Ungläubigen im Zeitalter der Kreuzzüge die höchste christliche Pflicht war, so war die Vertilgung der Franzosen jetzt des Spaniers höchste, christliche und vaterländische Pflicht zugleich, und darum hieß der erste Satz seines Glaubens: „Haß gegen Frankreich!“ und erst der zweite: „liebe deinen Nächsten als dich selbst.“ Denn zu den Schergen des Eroberers, der den jungen angestammten König verrätherisch gefangen hielt, dem Volke einen andern, verachteten aufdrang und jedes Recht der Völker mit ehernem Fuß zertrat, zu den Sklaven seines Gebots, die jedem Wink seines frevelhaften Begehrs mit frecher Bereitwilligkeit gehorchten, gab es für den Spanier keine christliche Gemeinschaft, keine Liebe, noch Nächstenpflicht. Die seine Klöster räuberisch plünderten, die Heiligthümer entweihten, die Jungfrauen Spaniens entehrten, selbst derer nicht schonten, welche sich am Altar des Herrn zu himmlischen Bräuten gelobt hatten, — sie waren ihm nur Diener der Hölle, und die Priester bezeichneten sie als Verruchte, Verworfene, ihren Führer aber als den Verworfensten von Allen. Daher war ihre Vertilgung, ihre Peinigung ein frommes Werk, das den Eingang zum Himmel öffnete. Darum ergriff selbst der Mönch die Waffe

und ſchwang ſich zu Roß; die Stimme, die ſich bisher nur zum frommen Gebet am Altar des Herrn erhoben, ertheilte jetzt mächtig ſchallend kriegeriſche Befehle mitten im Getümmel der Schlacht, und auf ihren Ruf ſtürzte der Spanier freudig in den Tod.

Erbarmen war das Wort, welches Niemand kannte in dieſem Kriege des Völkerhaſſes; ja ſelbſt in der Frauenbruſt war es ein fremder, unverſtandener Laut geworden, der wirkungslos verhallte.

Darum konnte Guitteria, ein holdes, liebes Kind, das ihre Täubchen, ihre Kanarienvögel zärtlich liebte und hegte, es dennoch als ein Liebesgeſchenk erbitten, einen blutenden Gefangenen zu Tode zu martern, um ſich die Gnade der Kirche damit zu verdienen. —

Der Zug war nunmehr von den Bergen herab ins Thal gekommen, wo Raum genug blieb, die Scharen zu verſammeln. Der Führer der Guerilla, ein Mann in rüſtigen Jahren, Don Malleros, ein Edler der Nachbarſchaft, ließ einen Kreis ſchließen und die Gefangenen in die Mitte deſſelben treten.

„Wer mit eigener Hand einen Gefangenen gemacht hat, trete hervor," hub Malleros an. Maſetto und einige Andere traten aus den Reihen in den Kreis.

„Nehmt die, welchen ihr die Waffen im Kampfe abgenommen habt, mit euch," ſprach Malleros, „ſie ſind euer rechtmäßiges Eigenthum; ſchaltet damit, wie

ihr möget. — Die Andern sind gemeinschaftliches Gut und sollen vor Aller Augen einen qualvollen Tod sterben."

St. Val verstand die Landessprache. Er hörte, was der Führer sagte, und fühlte die Pflicht, wie vergeblich das Unternehmen ihm auch scheinen mochte, die Rettung der ihm anvertrauten Krieger zu versuchen. Er richtete sich so stolz und kräftig auf, als seine Wunde und Erschöpfung es zuließen, und sprach:

„Wir sind Kriegsgefangene! Das Völkerrecht nimmt unser Leben in Schutz; ich darf erwarten Tenner, daß Ihr eben so wenig Gefangene ermorden werdet, wie dies von französischer Seite geschieht!"

Malleros blickte St. Val mit tiefer Verachtung an und schwieg.

„Der Krieg hat Schrecken und Jammer genug," fuhr St. Val fort; „die Pflicht fordert es leider zu oft, daß wir Blut vergießen, aber um so freudiger folgt ihr der Mann von Ehre, wenn sie ihm Schonung gebietet."

„Schonung! Euch!" lachte Malleros ingrimmig auf.

„Der Krieg ist ehrend für die Völker," erwiderte St. Val mit Selbstgefühl, „denn er führt Tapfere gegen Tapfere, Waffen gegen Waffen, und Sieg oder Tod ist sein Ziel. Mit dem Besiegten, dem Wehrlosen dem Gefangenen aber gibt es keinen Krieg."

„Auch nicht mit Räubern und Verräthern," brach Malleros wüthend los. „Als Verräther hat euer Kaiſer unſern jungen König ins Garn gelockt, als Räuber ſeid ihr in dieſes Land gefallen! Fort, euer Loos iſt entſchieden, fort!"

„Auch wir haben Gefangene!" rief St. Val entrüſtet. „Brecht ihr die ſchaudervolle Bahn des Mords, wohl denn, ſo fordert ihr die Vergeltung heraus! Man wird unſern Tod erfahren und blutig rächen!"

„Heil dem Sohne Spaniens, der den Märtyrertod für ſeinen König und ſeinen Glauben ſtirbt!" rief Malleros mit erhobener Stimme aus. „Spanier, wie denket ihr?"

„Heil dem Märtyrer für König und Glauben!" riefen tauſend Stimmen zugleich, und in glühender Begeiſterung warfen ſich die Tapfern auf die Kniee und erhoben die Arme gläubig und betend zum Himmel.

„Da ſeht, wie eure Drohungen uns ſchrecken," rief Malleros mit Stolz, indem er das Haupt emporwarf und mit der Hand rings im Kreiſe deutete. „Fort zum Tode mit ihnen!"

Und auf dieſes Wort ſtürzten die Spanier wuthentbrannt auf die Unglücklichen ein. Wer einen eigenen Gefangenen hatte, ſchleppte ihn mit Hülfe einiger Kameraden hinweg; die Andern wurden mit Blitzesſchnelle in die einzelnen Häufchen, wie ſie zu jedem

Wachtfeuer gehörten, vertheilt und bei den Füßen und Haaren hinweggeſchleift, um der grauſen Opferwuth zu dienen.

Ein tiefer Schmerz tobte in St. Val's Bruſt, als er die tapfern Gefährten, mit denen er in ſo mancher heißen Schlacht den Sieg erfochten, von der wilden Menge zu unwürdiger Schmach, in Qual und Tod hinweggeriſſen ſah. Nicht das ehrwürdige Alter des Greiſes, nicht die kaum erblühte Jugend fand Mitleid. Der Grimm ſtachelte ſich nur noch mehr daran auf, denn das Alter traf der Vorwurf, ſeine Würde ſchon lange durch Mißhandlung der Völker befleckt zu haben, die Jugend der, ſchon ſo früh durch das Verbrechen verführt zu ſein. —

St. Val wurde zu dem Feuer hingeſchleppt, wo der alte Nunnez lag, denn Malleros hatte hier ſeine Lagerſtätte, und ihm, als Führer der Schar, kam der letzte Gefangene zu.

Nunnez's verdrießenes Geſicht erheiterte ſich, als er das Opfer erblickte. Mit Freuden half er St. Val an einen nahe beim Feuer ſtehenden Baum binden, von wo der Unglückliche die Zubereitungen zu ſeinen Martern anzuſchauen gezwungen war, wenn er das Auge nicht gewaltſam ſchloß. — Man riß ihm die Oberkleider ab und zwängte ihm die nackten Arme rückwärts um den Baumſtamm. Ein ſtarkes Baſtſeil wurde ihm

feſt über die Bruſt geſchnürt. In dieſer qualvollen Stellung ließ man ihn und eilte dem Feuer zu, das ihm den ſchrecklichen Tod bereiten ſollte. Es war in dieſem Kriege leider das gewöhnliche Loos der Gefangenen, die in die rohen Hände einzelner Guerillas geriethen, daß ſie das Schickſal des heiligen Laurentius, den der Spanier als einen ſeiner höchſten Schutzpatrone und den Beſchirmer der königlichen Gruft des Escurials verehrt, erdulden mußten.

„Ein Glück iſt bei dieſem ſchmachvollen Unheil,“ ſagte es in St. Val's Bruſt, während man die empörenden Zubereitungen traf, „ich ſehe wenigſtens den Jammer meiner Gefährten nicht. Mir ſoll der Wille Kraft geben, die Marter ſtolz zu ertragen und zu verachten. Möge das Gefühl des Männerſtolzes und der Waffenehre meinen Gefährten gleichfalls die hinreichende Stärke geben, um dieſe Tiger nicht durch der Anblick des unterliegenden Jammers zu erquicken!“ — An dieſen Gedanken fand der von Ruhm begeiſterte, in Beſchwerden und Mühen geſtählte Krieger, dem Gefahr und Tod vertraute Nachbarn geworden waren, eine Stütze, und es blieb ihm Kraft genug, ſein entſetzliches Schickſal männlich auszudulden.

Zweites Kapitel.

Das Feuer flammte hoch auf; etwa dreißig spanische Soldaten und einige Frauen hatten sich um dasselbe gelagert. Die Glut strahlte von den Felswänden zurück und färbte die übergewölbten Zweige der alten Kastanie mit röthlichem Schein. Trotz des Kummers, der St. Val's Brust erfüllte, blieb die romantische Schönheit dieses Anblicks doch nicht ohne Wirkung auf ihn. Der Baum, an den man ihn gebunden, stand auf einer kleinen Anhöhe, so daß er von dort den ganzen Lagerplatz zum größten Theil überblicken konnte. Im nächsten Vordergrunde saß der alte silberhaarige Nunnez; er öffnete den Weinschlauch, der zur Feier des Sieges angebrochen werden sollte, und machte den Schenken für seine Kameraden, die die ernstere Arbeit des Gefechts gethan hatten. Diese lagen in malerischen Gruppen, mit der dem Spanier so eigenen, leichten und doch stolzen Grazie, auf dem Rasen umher. Dieser putzte seine Büchse und freute sich, wie die Flamme sich auf dem blanken Lauf zurückspiegelte; jener dort hatte die Mandoline ergriffen und sang einen

fröhlichen Boleros, wobei eine ihm zur Seite gelagerte artige Kleine mit ſchwarzem Haar und Augen; helltönend mit einſtimmte. Ein Jüngling, dem die dunkeln Locken in langen Ringen über den Nacken fielen, hatte das ſonnverbrannte Antlitz finſter in die Hand geſtützt und ſtarrte mit ſeinen tiefſchwarzen Augen wild unter den buſchigen Brauen hervor in die Flamme. Ihr voller Widerſchein fiel auf ſein Antlitz; es war der edelſte Kopf, den man ſehen konnte. Als er ihn einen Augenblick erhob, glänzte ein feuchter Blitz in ſeinen Augen und rann in einen purpurgoldnen Tropfen zuſammen. Es war eine Thräne, die gewaltſam hervordrang, ſich an die langen Wimpern hing, im Feuerglanz ſtrahlte und dann erlöſchend niedertropfte auf die Wange. Der Jüngling verwiſchte ſie heftig mit der Hand, bevor einer der Kameraden ſie ſehen möchte.

St. Val betrachtete ihn mit einem Antheil, der ihn auf Augenblicke ſeine eigene Lage vergeſſen ließ. Und doch war es gerade dieſer Jüngling deſſen Schickſal das ſeinige unwiderruflich machte. Denn wenige Tage zuvor war ein Trupp ſtreifender Franzoſen bis zu ſeiner Hütte ins Gebirge vorgedrungen, hatte ſie überfallen, geplündert, in Brand geſteckt, den alten Vater erſchlagen und die beiden Schweſtern des Jünglings mitgeſchleppt, um der wüthenden Luſt einer Stunde das ganze Lebensglück und Heil der Unglücklichen,

vergeblich um Erbarmen Flehenden aufzuopfern. Als bleiche Jammergestalten, mit erloschenen Augen, wildem Haar, zerrissenen Kleidern, wahnsinnig vor Angst und Schmerz waren sie zurück geflüchtet in die Gebirgsschluchten, um den Bruder aufzusuchen, der die Waffen ergriffen hatte. Ihr Bild stand jetzt vor ihm, darum arbeitete Zorn und Schmerz in seiner Seele, und Keiner, bei dessen Geburt Frankreichs Sonne geleuchtet hatte, durfte auf Alonzo's Erbarmen hoffen.

Doch der Boleros ertönte fröhlich; die andern Krieger mischten ihren Gesang darein. Eins der Mädchen tanzte den Fandango, und der Reiz ihrer Bewegungen, wie sie, angestrahlt vom Purpurhauch der Flamme, über den Rasen hin und her schwebte, war unbeschreiblich selbst für Den, dem die ernste Stimme der Gewißheit zurief: du siehst dies zum letztenmale.

Eben so lebhaft ging es bei den übrigen Feuern zu; die Gestalten waren jedoch nur unbestimmt, im Halbdunkel sichtbar, ausgenommen wenn sich eine einmal nicht im vollen Feuerglanz zeigte. Ein röthlicher Rauch, mit Funken gemischt, zog über die Gruppen hin, an den Felshöhen hinauf, und verlor sich in die Zweige, oder schwebte in dünnen Schleiern über den tiefblauen südlichen Nachthimmel dahin, daß die Sterne nur einzeln und bleicher hindurch glänzten. Wandte der Blick sich ihnen zu, so empfand die Brust die hehre Stille

der Nacht, die heilige Nähe der großen, ewigen Natur. Auf der Erde aber miſchten ſich die Bilder des Lebens bunt durcheinander. Männer zu Fuß und zu Roß, ſtehend, Waffen prüfend, an Feuern gelagert, trinkend, tanzend, mit der Zither im Arm; gezäumte Maulthiere, Waffentrophäen, Kriegsgeräth, das im Widerſchein der Flamme leuchtete; Frauengeſtalten, die anmuthig, verſöhnend, verſüßend durch das rauhe Kriegsgetümmel ſchwebten; das kriegeriſche Signalhorn auf der Spitze der Höhen, das die fernen Wachen benachrichtigte, Klang der Caſtagnetten, der Mandoline, der Geſänge, ein Trommelwirbel, einzelne Schüſſe. — Plötzlich drang ein Angſtruf, deſſen Ton das Herz zerriß, mitten durch die ſchwirrende Unruhe und alles horchte auf. St. Val richtete ſeinen Blick nach der Gegend, woher der Laut kam, und ſah — das Entſetzen erſtarrte ſeine Bruſt — den blutenden Körper eines halbnackten Jünglings, der, von vier wilden Spaniern gepackt, an einer alten Kaſtanie emporgehoben wurde, während zwei andere ſeine übereinander gebundenen Hände mit einem eiſernen Bolzen an den Stamm des Baumes nagelten.

„Ihr verhöhnet den Gekreuzigten," erhob ein Prieſter ſeine Stimme, indem er ein Crucifix emporhielt, „ſo ſollt ihr ſeine Martern dulden."

Jetzt ließen die Henker den Unglückſeligen los, denn er hing an dem Eiſenbolzen und ſein Körper wand

ſich in krampfhaften Zuckungen. Die Menge ringsumher fiel auf die Knie und ſtimmte, nach dem Vorbilde des fanatiſchen Mönchs, einen Lobgeſang an. —

„Grauenvoll, entſetzlich!“ — rief St. Val aus; und er wußte ſelbſt kaum, ob das Bild des Gemarterten oder ſein eigenes Loos, welches er in dieſem furchtbaren Spiegel erblickte, oder endlich der fanatiſche Wahnſinn, der den Gott der Gnade und des Erbarmens auf das entſetzlichſte läſterte, indem er ihn zu verherrlichen wähnte, — ihm die Bruſt krampfhaft zuſammenpreßte. Es zuckte ihm unwillkürlich in den Händen, um ſich das Geſicht damit zu bedecken; da fühlte er ſich von ſeinen Banden gehemmt, und dieſe körperliche Erinnerung ſtellte ihm ſeine eigene Lage und die furchtbare Zukunft, die ihn vielleicht in der nächſten Minute ereilte, mit erneuten Schrecken vor die Seele. Er fühlte, daß ſein männlicher Entſchluß wankte; feſt drückte er die Augen zu, um die qualvollen Zuckungen des gefolterten Kameraden nicht zu ſehen; doch die Jammertöne ſeines Angſtgeſchreies drangen in ſeine Seele und das entſetzliche Bild blieb vor ſeinem innern Auge ſtehen. So riß es ihm gewaltſam die Blicke wieder nach dem Ort des Schreckens hin; doch ſchon hatte man dem Gepeinigten neue Martern bereitet, denn man ſtellte nun ein eiſernes Becken mit glühenden Kohlen unter ſeine Fußſohlen, daß er die gebundenen Füße

krampfhaft aufwärts zog, um der langſam verſengenden Hitze zu entgehen, die ſeine Sohlen verbrannte. — Jetzt aber wich der Schrecken aus St. Val's Bruſt und ein wilder Grimm bemächtigte ſich ſeiner; er gab ihm die männliche Kraft zurück. Knirſchend erhob er das Haupt gen Himmel und ſein Gebet war ein Ruf zum Allmächtigen um Rache.

Ein laut aufſchallendes Jubelgeſchrei drang plötzlich an ſein Ohr Er ſah die Mannſchaften aller Feuer in Bewegung; ſie verließen dieſelben und ſtrömten der Mitte des Lagerplatzes zu, wo ſich die Menge zuſammendrängte. Auch von der ihm zunächſt gelegenen Feuerſtätte eilte Alles dahin, und Malleros ſelbſt flog raſch von ſeinem Sitze auf und ſuchte ſich dem Strom voranzudrängen. — St. Val konnte nur einige dunkle Geſtalten zu Roß erkennen, die in der Mitte des Volkes hielten; zufällig fielen gerade dichte Baumſchatten auf dieſe Stelle. Doch hörte er den oft erneuten Ruf: „La Sennora! La Sennora! Viva la Sennora!“ Bald wurde ihm deutlich, wem dieſer Ausruf galt; denn die zu Pferd Sitzenden bewegten ſich im Gedränge langſam vorwärts, und plötzlich beſtrahlte ſie ein heller Feuerſchein. Da ſah er zwiſchen zwei Reitern auf einem prächtig gezäumten Maulthier eine hohe Frauengeſtalt, deren ganze kriegeriſche Kleidung und Haltung verriethen, daß ſie zu den muthigen

Spanierinnen gehörte, die begeiſtert für die Sache des Glaubens und des Vaterlandes, alle Gefahren und Beſchwerden mit den Männern theilten. Ein helmartiger Hut, mit weißen Federn geſchmückt, zierte ihr Haupt; ſchwarzes Haar ringelte ſich in reichen Locken darunter hervor und fiel ihr in den Nacken herab, halb von dem breiten ſpaniſchen Kragen gehalten, deſſen weiße Falten den Rand eines dunkeln Reitkleides begrenzten.

Züge des Antlitzes konnte St. Val wegen der Entfernung und der unſichern Beleuchtung durch Feuerglanz noch nicht unterſcheiden, entſprachen ſie jedoch nur irgend dem Adel der Geſtalt, der Majeſtät und Anmuth des ſchlanken Nacken und Halſes, deſſen Weiße ſich blendend durch das dunkle Haar hob, ſo mußte ſie von hinreißender Schönheit ſein.

Dieſe Erſcheinung mitten unter der wilden Horde glich einem Wunder. Es war St. Val zu Muthe, als ſei plötzlich eine Göttin unter die Barbaren getreten und werde ſie mit edlerem Wiſſen erleuchten, durch ſanftere Gefühle bezwingen. Es ſchien ihm unmöglich, daß in der Gegenwart, in der Nähe einer ſo herrlichen Geſtalt die fanatiſche Barbarei ihre Abſcheulichkeiten ausüben dürfe. Der Schwung ſeiner jugendlichen Phantaſie ließ ihn in dieſer Unbekannten einen Engel der Rettung ſehen, und ſeine Bruſt erfüllte ſich, je

mehr er ſich in ihren Anblick verlor, mit unnennbaren Gefühlen ſeliger Beklommenheit und Hoffnung.

Langſam ritt die kriegeriſche Schöne zwiſchen ihren Begleitern näher; jetzt wurde ſie wieder von dem Schatten einer uralten Kaſtanie bedeckt, ſo daß kaum die Umriſſe der Geſtalt zu erkennen waren. Aber nun mußte ſie gleich in den hellen Lichtkreis des nächſten Wachtfeuers gelangen und dann auch ihr Antlitz völlig ſichtbar ſein. Zwei Momente und die Nacht, welche ſie umgab, zerfloß und ein röthlich ſchimmerndes Licht umſtrahlte ſie. — Welch eine milde Hoheit des Antlitzes! Augen ſchwärmeriſch düſter, die unter langen dunkeln Wimpern glänzten, eine hohe Minervenſtirn, Kinn und Wangen von zarter Wellenlinie der Jugend umgrenzt, tiefer Purpur der Lippen, die zwar ernſt geſchloſſen, doch durch einen wehmüthigen Zug ſanft zitternd umſpielt wurden.

Sie hielt an; Malleros war ritterlich ſchnell bei der Hand, um ihr den Zügel zu halten und ihr aus dem Sattel zu helfen. Doch ſie blieb ſitzen, obgleich ihre Begleiter abſtiegen. Es ſchien St. Val, als heftete ſie ihre Blicke mit ſtummer Aufmerkſamkeit auf ihn. Da war es ihm, als müſſe er jetzt ſprechen, als ſende ihm der Himmel in dieſem hehren und doch ſo milden Weſen einen Engel der Rettung, wenn er nur Kühnheit genug habe, das göttliche Zeichen zu verſtehen und

nach seiner Deutung zu handeln. Ein muthiger Entschluß gehörte dazu, denn wenngleich die Gefahr seiner Lage sich für St. Val nicht vermehren konnte, so muß der Mann von Ehrgefühl und Hochsinn dennoch einen schweren Kampf in sich bestehen, um ein Wort der Bitte zu wagen, wo es mit Hohn zurückgewiesen werden, als ein Bekenntniß der Verzagtheit erscheinen kann. Doch das Gefühl der Pflicht, für seine Gefährten zu handeln, und ein festes Vertrauen zu der edeln Gestalt vor seinen Augen überwanden die Scheu und er begann mit ernstem sanften Ton der Stimme: „Edle Sennora! Ihr erscheint wie das Bild der ewigen Gnade vor meinen Augen; Euer Wort muß Jedem, der es vernimmt, ein Gebot sein. Erfüllet den Beruf des Segens, den Eure holdselige Gestalt verheißt, und rettet meine unglücklichen Gefährten von einem Schicksal, das kein Mensch dem Menschen zu bereiten ein Recht hat."

Staunend, aber schweigend richtete die Unbekannte ihre Blicke auf St. Val und ließ sie dann im Kreise umherschweifen; plötzlich schauderte sie zusammen, die Zügel entsanken ihr und sie bedeckte das Antlitz mit beiden Händen. Der Anblick des Bejammernswerthen erschütterte sie so, der am nächsten Wachtfeuer jene furchtbaren Qualen erlitt, dessen Jammergeschrei sich aus Erschöpfung schon in ein leichtes, hinsterbendes

Aechzen verwandelt hatte. Doch der Körper wand ſich, von der ſteigenden Folter des Brandes gemartert, noch in gewaltſamen Zuckungen hin und her!

„Heilige Jungfrau!“ brach die Unbekannte mit lautem Ruf aus, und der Ton klang wie ein Schrei aus zerriſſener Bruſt, — „heilige Jungfrau! Dieſes Entſetzen muß ich ſehen!“ — Dann richtete ſie ſich ſtolz empor und rief wie Jemand, der Rechenſchaft fordern darf: „Warum habt ihr ſie nicht getödtet!“

Der Kreis der Männer rings umher ſtand ſchweigend, es malte ſich Verwirrung und Beſtürzung in ihren Zügen.

St. Val ſah dieſem Auftritt mit einer nicht zu ſchildernden Spannung entgegen; er wußte nicht, ob er ihn hoffend oder fürchtend deuten ſolle.

„Malleres! Weshalb habt Ihr“ —

„Donna Elvira! Ihr fordert das Unmögliche! Die Rache des Spaniers läßt ſich nicht durch ein Wort bändigen. Die Feinde verbrennen ſeine Hütte, tödten ſeine greiſen Aeltern, entehren ſeine Töchter — das fordert Rache! Ich kann ſie nicht hemmen!“

„So ſeid denn verworfen vor meinem Angeſicht!“ rief Elvira mit edelm Zorn. — „Eure eigene verruchte Grauſamkeit könnt Ihr nicht bezwingen, und letzt Euch wie der Tiger an langſam ausgeſogenem Blut! Die Grauſamkeit iſt feig! Den feigen Spanier verachte ich!“

Malleros bezwang den Ingrimm ſeiner Bruſt, der finſtre Schatten über ſeine Stirn warf, und erwiderte: „Schöne Elvira, Ihr ſeid ſehr ungerecht! Ihr wißt nicht, wie weit die Macht des Führers reicht!“

„Vollends unwürdig,“ ſprach Elvira zürnend, „daß Ihr euch ſelbſt den Vorwurf feiger Schwäche aufbürdet, um dem der Grauſamkeit zu entgehen! Ihr vermögt dieſe Greuel nicht zu hindern? Wohl denn, ſo verſinkt vor Scham, denn ich vermag es, ich, ein Weib!“

Bei dieſen Worten hatte ſie die Zügel ihres Maulthieres mit der Linken wieder ergriffen und zog mit der Rechten einen Dolch aus dem Gürtel. „Spanier!“ rief ſie und deutete auf St. Val, „bindet den Gefangenen los! Sterben ſoll er, ſterben müſſen ſie alle — aber nicht wie der Cannibale mordet. Bindet ihn los!“

Alle ſchwiegen; keiner wollte ungehorſam ſein, aber auch keiner zuerſt gehorchen. Der Jüngling Alonzo aber ſprang auf. Seine Augen funkelten wie zwei Sterne; er bebte vor innerer Bewegung. Zitternd trat er vor Elvira hin, blickte zu ihr auf, erhob drohend ſeinen Dolch, ließ ihn ſinken, erhob ihn wieder — und bebte ſtärker. — Endlich brachte er mühſam die Worte hervor: „Semnora, meine beiden Schweſtern — — Rache!“

„Gehorcht mir jetzt, augenblicklich,“ rief Elvira, „oder dieſer Dolch durchbohrt mich vor Euern Augen!“

Sie erhob dabei die im Widerſchein blitzende Waffe mit ſo entſchiedenem Willen gegen die Bruſt, daß Niemand zweifeln konnte, ſie werde ihren Entſchluß ausführen. St. Val, der ſeine eigene Lage in der Spannung über dieſe wunderbare Erſcheinung vergaß, rief unwillkürlich: „o Himmel!“

Doch eben ſo ſchnell hatte ſich Alonzo der Heldenjungfrau zu Füßen geworfen und rief: „Ich gehorche dir! Und wenn meine Bruſt zerreißen ſoll!“ Dabei küßte er inbrünſtig den Saum ihrer herabhängenden Gewänder, ſprang dann blitzſchnell auf St. Val zu, zerſchnitt in einem Augenblick deſſen Bande mit ſeinem Dolch, ſo daß der Gefangene frei daſtand, und dann rief er in einer, einem fanatiſchen Wahnſinn ähnlichen Begeiſterung aus: „Viva la nuestra Sennora!“

„Viva, viva!“ erhob der ganze Kreis die Stimmen, und Elvira blickte ſtolz, mit leuchtenden Augen über die Männer hin.

„Spanier! Brüder!“ rief ſie, „ich trage Eure Fahne voran in der Schlacht! Dieſe Bruſt ſei die erſte, die ſich den feindlichen Kugeln entgegenwirft!“

Die Spanier wollten fortſtürzen, um auch die übrigen Gefangenen zu entfeſſeln und ihre Martern zu hindern. Doch als habe Elvira's begeiſtertes Wort die Erfüllung deſſelben ſofort herbeigerufen, ertönte plötzlich ein dröhnendes Krachen von den Spitzen der

Berge, als brächen die Felſen zuſammen. Es waren Kanonenſchüſſe, deren Donner im Wiederhall der Felsſchluchten betäubend fortrollte. Alles ſtarrte umher; in den Lüften ziſchte es wie tauſend Schlangen, die Zweige der alten Kaſtanien ſchlugen ſchmetternd gegen den Boden, Staub wirbelte in hohen Wolken auf und ein Schreckensruf niederſtürzender Krieger theilte die Lüfte.

„Wir ſind überfallen," rief Malleros, „Verrath! Auf, Brüder, gegen den Feind!"

„Mir folgt!" gebot Elvira, „Mir! Jetzt will ich euch danken!"

Mit dieſem Wort ſprengte ſie gegen eine Pyramide zuſammengeſtellter Büchſen und Waffen heran, in deren Mitte eine Fahne mit dem Bilde der Mutter Gottes ſtand. Dieſe ergriff ſie, ſchwang ſie hoch über das Haupt und rief: „Mir nach! Ich trage ſie euch voran!"

Ein unermeßlicher Jubelruf erhob ſich. Eine zweite Lage ſchmetternder Kartätſchen wurde von den begeiſterten Kämpfern kaum beachtet. Sie ergriffen ihre Büchſen, ihre Schwerter und ſtürzten ſich dem Angriff des Feindes entgegen. Die Trompeten ertönten, Trommeln wirbelten; in einer Minute war das ganze Lager in Bewegung und erſchallte vom Kriegsgetümmel und dem begeiſterten Vaterlandsgeſang der Spanier.

St. Val ſah Alles vor ſich geſchehen wie ein

Wunder. Doch der kampfgewohnte Krieger konnte nur einen Augenblick lang über dieſe Ereigniſſe die Beſonnenheit verlieren, deren er bedurfte, um ſie zu nutzen. Er warf ſein ſpähendes Auge umher und ſah, daß im erſten Augenblick der Begeiſterung und Beſtürzung Alle der Heldenjungfrau folgten. Seiner Bande war er entledigt — hinter ihm Gebüſch und tiefes Schattendunkel — ein Sprung und er konnte gerettet ſein. Der verwundete Nunnez hatte im Aufſpringen den Mantel liegen laſſen; und ſeine Büchſe, die er nicht führen konnte, lehnte an dem Stamm der Kaſtanie. Beides ergriff St. Val und verſchwand in dem Dunkel des Gebüſches. Dort hüllte er ſich in den ſpaniſchen Mantel ein, unterſuchte die Büchſe, fand ſie geladen, ſpannte den Hahn und beſchloß nun ſein Schickſal ſelbſt zu bilden und zu beherrſchen, ſo weit es die Umſtände zuließen.

Drittes Kapitel.

Das Regiment, zu welchem St. Val gehörte und welches dem Ueberfall der Guerilla im ersten Augenblick weichen mußte, weil der ungünstige Terrain und die durch die Nacht erhöhte Verwirrung dem Feind zu Hülfe kamen, hatte sich schnell wiedergesammelt. Der Oberst fühlte, daß er die Schmach rächen müßte, oder seine und des Regiments kriegerische Ehre verloren sei. Er beschloß daher einen Angriff auf die Guerilla in ihren Gebirgsschlupfwinkeln, so unzugänglich dieselben auch zu sein pflegten. Der Zufall führte ihm eine Verstärkung durch einige Geschütze zu, die, von einer Abtheilung leichter Truppen gedeckt, ebenfalls den Weg nach Pampelona nahmen. Unter den Soldaten befand sich einer, der lange Zeit als Schleichhändler mit den baskischen Provinzen verkehrt hatte; er erbot sich zum Führer in die Gebirgsthäler, wohin sich allem Vermuthen nach die Guerilla zurückgezogen haben würde. Der Oberst versprach ihm eine glänzende Belohnung. Der Zug begann. Das Glück war günstig, man traf die rechte Spur. Es gelang, zwei ausgestellte Vorposten

ſo zu beſchleichen, daß man ſie niederſtoßen konnte, bevor ſie den Feind ahneten. Man ſchaffte jetzt zwei Kanonen mit großer Mühe auf einen Felsvorſprung, der das Thal beherrſchte, in welchem die Guerilla ihr Lager aufgeſchlagen hatte. Indeſſen beſetzten die Franzoſen, durch den Schleichhändler aufs vortrefflichſte angeleitet, jeden Ausgang, und nun begann auf ein gegebenes Zeichen das mörderiſche Kartätſchenfeuer, welches die, wie in einem Netz gefangenen Spanier furchtbar aufrieb und ſie nach allen Seiten den beſetzten Ausgängen entgegentrieb, auf denen die Franzoſen jetzt mit Getümmel verdrangen und die Vorpoſten überall angriffen und warfen.

St. Val hatte kriegeriſchen Ueberblick genug, um den ungefähren Zuſammenhang der Dinge zu vermuthen. Er ſuchte daher eine Gegend des Thales zu erreichen, wo er hoffen durfte, bald auf die Angreifer zu ſtoßen. Dies wäre ihm leicht geworden, doch trieb ihn auf der andern Seite ein unwiderſtehlicher Zug, das Schickſal der Heldenjungfrau, der er die Rettung ſeines Lebens verdankte, im Auge zu behalten. Er ſah die von ihr hoch geſchwungene Fahne mitten im Thal im Glanz der widerſtrahlenden Wachtfeuer wehen und den Hauptſtrom der Menge ſich um ſie ſammeln, mit ihr vordringen; einige minder Tapfre und die Scharen der Frauen und Alten warfen ſich nach andern Richtungen,

um Auswege zu ſuchen. Sie wußten nicht, daß ſie umringt waren und ihnen keine Rettung blieb, als mit ganzer Macht auf einem Punkte durchzubrechen.

Zwiſchen Felſenklippen, immer tief im Buſchwerk, ſtieg St. Val einen mühſamen Pfad hinan, der ihn verbarg, ohne ihm den Ueberblick zu rauben. — Plötzlich raſſelte es über ihm wie Steingeröll, ein Schuß krachte dicht über ſeinem Haupt und zugleich glitt ein Menſch halb fallend, halb ſpringend zwiſchen dem Felſen herab. St. Val ergriff die Büchſe und legte an; da erkannte er im dämmernden Glanz der entfernten Feuer die franzöſiſche Uniform. Doch bevor er ein Erkennungswort ausſprechen konnte, hatte der kühne Landsmann ihn ſchon unterlaufen, packte ihn und wollte ihn vom Felſen ſtürzen. Es wäre ihm gelungen, doch er glitt ſelbſt aus und St. Val hatte alle Mühe, ihn zu halten.

„Sacre Dieu!“ rief der Soldat ingrimmig, indem er auf die Kniee niederſtürzte.

„Kamerad!“ redete ihn St. Val an. „Du irrſt dich, ich bin kein Spanier!“

Er hatte aber kaum dieſes Wort ausgeſprochen, als er ſich noch heftiger umſchlungen fühlte als vorher. Aber diesmal war es der Ungeſtüm der Freundſchaft und der Freude, denn es war ein junger Sergeant ſeiner eigenen Compagnie, Verginois, auf den er geſtoßen

war, und der ihn beinahe mit seiner Umarmung erdrückte und in der Wallung der unvermutheten Freude die Worte: „Mein Capitain! Mein theurer Capitain! Und gerettet!“ kaum herausstoßen konnte.

„Aber Verginois, wie kommst du hierher?“

„Ah diable! Ich konnte die Zeit nicht erwarten. Ich weiß, wie es die Spanier machen! — Mußte ich nicht eilen, wenn ich Euch noch ungebraten treffen wollte! Ma foi! Ich kam nicht, um mit zu essen an Euch!“ —

„Doch weshalb schossest du?“

„Das war eben der Teufel! Der Spaziergang von von dort oben herunter ist fast so steil wie die Hauptfronte von Nôtre-Dame zu Paris; ich glitt aus, mein Gewehr ging los, ich fiel Euch fast auf den Kopf und dachte, das ist einer vom Berge*).“

„Nein, nein, Verginois, du weißt, ich bin eine Girondist!“

„Hol der Teufel den Berg und die Gironde, Ihr seid mein Capitain, und es fehlten nicht zwei Fuß breit, so hätte ich Euch hier den Sprung abwärts machen lassen! — Aber was nun?“ —

---

*) De la montagne, die bekannte blutdürstige Partei im Nationalconvent; die Guerillas wurden wegen ihrer Grausamkeit und ihrer Schlupfwinkel in den Bergen eben so bezeichnet.

St. Val fragte, Verginois desgleichen; in einer halben Minute wußte Jeder vom Andern, was nöthig war, und St. Val stieg mit Verginois wieder aufwärts, um einem Trupp von Landsleuten zu begegnen, der auf einem zwar schmalen und steilen Gebirgspfade, aber doch nicht auf einem so halsbrechenden Nebenweg, als Verginois gewählt hatte, herabkam. Kaum waren sie hundert Fuß aufwärts geklimmt, als sie schießen hörten. Die Vorposten waren handgemein geworden. — Verginois hatte wieder geladen und gab auch St. Val Patronen. —

„Hier stehn wir auf dem Anstand! Wenn sie herunterkommen — hier wenigstens soll weder ein Haſe, noch ein Eber durchgehn," murmelte der Sergeant leiſe und schärfte den Stein an seinem Hahn.

„Aufgepaßt," winkte St. Val, „sie kommen!" Man hörte das Felsgeröll in dem engen Pfade raſſeln und rasche Schritte.

„Ich nehme den Ersten, mein Capitain" flüsterte Verginois. Ein navareſiſcher Spitzhut wurde sichtbar, Verginois drückte ab, der Spanier stürzte.

„Heilige Jungfrau Maria!" rief er aus, sank in die Kniee, kreuzte die Arme über die Brust und fiel, ohne einen Laut weiter zu sprechen, auf das Angesicht nieder. Die Unze Blei ist bezahlt, triumphirte Verginois, war aber sogleich wieder beim Laden. St. Val

blieb im Anſchlage, war jedoch vorſichtig, weil er nach der Stärke, wie die Spanier ihre Poſten auszuſtellen pflegten, nicht vermuthete, daß noch einer den Felspfad herabkommen werde. Er hatte ſich nicht geirrt, denn gleich darauf ſah man franzöſiſche Czakos, und Verginois gab ein Freudenſignal durch den Ausruf: „Vive l'empereur! Jubelnd begrüßten die Soldaten von St. Val's Regiment ihren verloren geglaubten Capitain und fragten nach dem Schickſal ihrer Kameraden. St. Val gab ihnen die Hoffnung, daß die meiſten noch gerettet werden könnten. Zugleich warf er Nunnez's Mantel ab und ließ ſich mit Waffen und Kleidungsſtücken aushelfen. Ein junger Offizier gab ihm den Ueberrock, den er über der Uniform trug, und den Degen erhielt er von einem Andern, der, in der Hand verwundet, ihn nicht führen konnte.

Inzwiſchen hatten ſich die auf dem engen Pfade einzeln Herabklimmenden zu einer anſehnlichen Schar geſammelt und St. Val führte ſie hinab ins Thal, um die Spanier, die ſich auf dem jenſeitigen Ende durchzuſchlagen verſuchten, im Rücken anzugreifen.

Zuerſt blickte St. Val umher, ob er von den gefangenen Kameraden Niemand entdeckte; allein ſie mußten alle entweder getödet ſein, oder ſich verborgen haben, denn die ſämmtlichen Feuerſtellen waren verlaſſen und auch die ſpaniſchen Frauen und Greiſe geflüchtet. Nur

Links an der uralten Kaſtanie ſah er aus der Ferne noch den Körper des Unglücklichen in erlöſchendem Glut ſchimmern, der dort die grauſenvollen Martern erduldet hatte. — Er befahl Verginois leiſe, mit einigen Leuten hinüberzueilen, um den Gequälten wo möglich noch zu retten. — Es war zu ſpät, die Qual hatte ihn getödtet. Die erſtarrten Glieder hingen unförmlich herab; Blut aus der Wunde, wo man ihm den Bolzen durch die Arme geſchlagen hatte, ſtrömte ihm über Angeſicht, Bruſt und Leib; das Fleiſch um die Füße war verbrannt, verkohlt blutig, die Haut weit hinauf geborſten und zuſammengerollt. Ein grauſenvoller Anblick! —

„Sacre dieu!“ rief Verginois und biß ſich in die Lippen, „alſo das iſt Kriegsrecht in Navarra?“

Die Kameraden wollten den Leichnam abnehmen.

„Rührt ihn nicht an!“ rief Verginois wild. „Er ſoll hier hängen als unſer Altarbild. Wir werden den Platz wohl behaupten, denke ich, und nicht alle dieſe fahlhäutigen, braungelben Zigeuner aus Navarra werden ehrliche Kugeln in den Wanſt bekommen. Die mir lebendig fangen, ſollen hier vor Gericht geſtellt werden! Laßt ihn hängen, ſage ich! — Jetzt fort zum Capitain!“

M. Val rückte mit den Seinigen im Sturmſchritt an; ſie kamen der hochfliegenden Fahne der Spanier die ſie beim Blitz der Musketen von Zeit zu Zeit aus

dem Dunkel leuchten ſahen, immer näher. Der Kampf war ſchon lebhaft, die tapfern Navareſen wähnten nicht, daß ſie von allen Seiten umringt ſeien, und hielten ſich ſtark genug, um den Angriff von der einen Seite ſiegreich zurückzuweiſen. — Am wenigſten ahnten ſie aber, daß bereits dicht in ihrem Rücken eine Feindesſchar anrücke.

St. Val's Herz ſchlug, von einem unausſprechlichen Gefühl bewegt, bei dem Gedanken an die Heldin, die das Banner trug. — Er ging zum erſten Mal mit Furcht dem Kampf entgegen. Wie ſollte er es möglich machen, die heldenmüthige Retterin zu erretten, die ihre Bruſt ſo kühn den Gefahren entgegenwarf!

Jetzt war man dem Feindestrupp auf bequeme Schußweite nachgerückt. Der Angriff mußte nun geſchehen; auch Verginois war eben wieder eingetroffen und rief halblaut: „Gut, ich komme eben noch recht zum Anfang des Contretanzes! Capitain, was habe ich geſehen! Die Navareſen ſind ja boshaftere Teufel als die Mamelucken! Die Geier in den Pyrenäen ſind Lämmer dagegen! Aber jetzt laßt uns den Fandango aufſpielen! Ihr ſollt franzöſiſche Caſtagnetten kennen lernen!“

„In Zügen rechts marſchirt auf!“ ließ St. Val das Commando von Glied zu Glied gehen, und die Bewegung vollführte ſich ſchnell und ſtill, und ſo

möglich, als es in der Nacht und bei dem unebenen Terrain möglich war. — Die Front war hergestellt. „Laßt tief anschlagen, ließ er den Wink durch die Glieder murmeln, „damit ihr nicht über die Köpfe des Feindes hinwegschießt und gar die Unsrigen trefft.“ — Der Befehl war wol gut, doch St. Val's Hoffnung dabei eigentlich die, daß die hochsitzende Fahnenträgerin möglich verschont bleiben möge. — Jetzt war der Augenblick da!

„Feuer!“

Die Salve krachte durch die Nacht.

„Tambour! Sturmschritt geschlagen!“

Der Trommelwirbel rollte, daß er betäubend in den Bergen wiederhallte. St. Val flog mit gezogenem Degen voran, die muthigen, erbitterten Krieger ihm nach, als ob eine Koppel Jagdhunde losgelassen ins Feld brauste.

Der unvermuthete Angriff hatte Schrecken in die Reihen der Spanier gebracht. Dem Feinde vor ihnen gingen sie trotzig entgegen, um sich Stirn an Stirn mit ihm zu messen. Als sie ihn aber hinter sich spürten, und so, daß seine erste Salve gleich von der furchtbarsten Wirkung war, da vergrößerten Nacht und Ungewißheit über die Gefahr die Schrecken derselben, und sie standen bestürzt, fassungslos, wußten nicht, wohin sie sich wenden sollten. Ehe sie zu einem Entschluß

kommen konnten, wurde er ihnen aufgezwungen. Denn St. Val brach mit ſeinen Tapfern in die verworrenen Reihen ein und das wilde Handgemenge zwang jeden Einzelnen zum Kampfe oder zur Flucht.

„Nach der Fahne, nach der Fahne!“ rief St. Val den Seinigen zu und drang, nicht rechts nicht links den Feind beachtend, gegen dieſe vor. Verginois war ihm zunächſt mit einigen Verwegenen. Die entſchloſſenen Navareſen umringten ihre Heldenführerin und machten die Bruſt zu ihrer Mauer. Nur einige Schüſſe krachten noch, wie Blitze aus einer Gewitterwolke, aus der Menge, da Niemand mehr Zeit zum Laden hatte; der flammende Lichtglanz beleuchtete auf Augenblicke Elvira's Geſtalt und das hoch von ihr geſchwungene Banner. St. Val's glühende Blicke verfolgten ihr erhabenes Bild, das ihm, von dem Pulverrauch halb umzogen, wie eine zürnende Schutzheilige in Gewitterwolken erſchien. Jetzt dachte er ſich zu ihr hinzukämpfen. Da plötzlich warf ſich ihm ein Jüngling wie ein junger Löwe entgegen und drang mit gezücktem Dolch auf ihn ein. St. Val packte ihn mit ſeiner Linken in das Handgelenk; doch daſſelbe that der Jüngling ihm und hemmte ſo den Streich ſeines Degens. Beide Kämpfer fühlten, daß die Waffe ihnen jetzt nur ein Hinderniß ſei, und ließen ſie gleichzeitig fallen, um mit einander zu ringen. Erſt jetzt erkannte St. Val ſeinen

Gegner: es war der ſchöne, düſtre Alonzo, der vor wenigen Minuten mit dem Dolch ſeine Bande zerſchnitten hatte. Die geſtählten Muskelkräfte des rauhen Gebirgsſohnes, den noch keine Wunde verletzt, wurden durch fanatiſchen Ingrimm verdreifacht; St. Val war durch Wunden, Blutverluſt und Pein der Seele erſchöpft. Er hätte ihm nicht Widerſtand geleiſtet, obgleich ſein brennendes Verlangen, ſich zu Elviren hinzuzukämpfen, auch ihm eine doppelte Gewalt lieh, wenn nicht Berginois mit einem Kolbenſchlag auf Nacken und Schultern Alonzo's dieſen plötzlich ſo getroffen hätte, daß er wankte und taumelte. Jetzt wollte St. Val auf Elviren eindringen und ſie hinab in ſeine Arme reißen. Da krachten einige Schüſſe dicht in der Nähe Beider, Elvira that einen Schrei, das Banner ſank aus ihrer Hand, ihr Maultthier bäumte ſich hoch auf. Dichter Pulverdampf hüllte ſie und St. Val ein; er konnte nicht ſehen, nicht athmen. Da fiel es aus der grauen Nacht mit niederdrückender Schwere wie ein Kolbß auf ihn; er ſtürzte, von der Maſſe erdrückt, zu Boden und der ſchmetternde, dumpf dröhnende Fall raubte ihm völlig die Beſinnung.

Viertes Kapitel.

„Gott sei Dank, mein Capitain, daß ihr endlich die Augen wieder aufschlagt!“ rief Verginois und hielt dem wie aus einer andern Welt erwachenden und staunend um sich blickenden St. Val eine Flasche mit Wein entgegen. „Trinkt, trinkt einen Schluck und ihr werdet Eure Kräfte wiederhaben. Ich wußte es ja gleich, daß das nicht der Tod war, sondern nur die Betäubung von dem Höllenschlage den Bergabsatz hinunter und das Maulthier über Euch hin!“

St. Val blickte umher. Er sah sich an einem Wachtfeuer im Kreise seiner Kameraden. Verginois und ein Wundarzt waren um ihn beschäftigt; sein Oberst trat freundlich auf ihn zu und redete ihn an:

„Nun, Capitain St. Val! Wie gehts? Es freut mich, daß wir Sie nicht verlieren in diesem heißen Gefecht! — Parbleu! Die Navareſen sind Leute von Stahl und Eisen! Was ließe sich mit denen nicht anfangen! Den Mond wollte ich erobern mit solchen Teufeln! — Kaum zwanzig Gefangene, alle andern ließen

sich in Stücke hauen. Nur etliche sind, wie die Gemsen, zwischen den Felsspalten verschwunden. — Ja ja, St. Val, sehen Sie mich nur verwundert an. Das Feld ist unser, die Guerilla so gut wie vernichtet, und hauptsächlich durch Ihren geschickten Angriff. Das heißt eine Scharte auswetzen! Nicht wahr! Nun, Sie freuen sich doch?"

Der Oberst sprach in einem fort, weil er glaubte, den noch erschöpften und betäubten St. Val durch die Siegesnachrichten kräftigen und ermuntern zu müssen. Dieser hatte sich indessen in seinen Zustand hineingefunden und blickte nur ängstlich besorgt umher, ob er Elviren entdeckte.

„Wie komme ich hierher, was ist mit mir geschehen?" fragte er endlich.

„Wie ich schon sagte, Capitain," fiel Vergineis ein, das Maulthier der Fahnenträgerin überschlug sich und stürzte mit ihr und Euch den steilen Abhang hinunter.

„Wo ist sie, lebt sie," — rief St. Val heftig.

„Noch lebt sie und ihr ist kein Haar gekrümmt; doch sie muß mit den Andern daran. Wir wollten nur abwarten, daß Euch Eure fünf Sinne zurückgekehrt wären, um —

„Was wollt ihr thun?" fragte St. Val und der Schrecken gab ihm Kraft aufzuspringen. Er blickte

wild umher — ſein Auge fiel zuerſt auf den gemiß-handelten Kameraden, deſſen Leichnam als eine furcht-bare Aufforderung zur Rache noch an der Kaſtanie hing; doch hatte man zwei Ehrenwachen neben ihm geſtellt und die Fahne des Regiments davor aufge-pflanzt. Daneben ſtanden die unglücklichen Gefange-nen, keiner ohne Wunde; unter ihnen Elvira mit einigen anderen Frauen. Sie war bleich, doch ſchien ſie uner-ſchrocken, im Getümmel des Kampfes hatte ſie die Kopfbedeckung verloren, das Haar ſich aufgelöſt; in langen herrlichen Locken floß es über die Schultern herab.

Als ſie St. Val herantreten ſah, maß ſie ihn mit einem unbeſchreiblichen Blicke, als wolle ſie ſagen: „Es iſt nicht lange her, daß du ſo vor mir ſtandeſt, wie ich jetzt vor dir.“

Er näherte ſich ihr und ſprach leiſe ſpaniſch:

„Fürchtet nichts, ſchöne Donna! Ich verbürge Euch Leben und Freiheit!“

Sie erwiderte raſch, daß es alle ihre Mitgefange-nen hörten: „Ich fürchte Nichts für mich, nur für die Meinigen; ich theile ihr Schickſal!“

„Und ich das Eurige,“ rief St. Val plötzlich ent-ſchloſſen und feurig. —

„Mein Oberſt! Kameraden! Was habt ihr über

diese Gefangenen bestimmt?" fragte er mit erhobener Stimme. —

„Den Tod, nieder mit ihnen!" riefen hundert Stimmen zugleich.

„Sie werden sämmtlich zur Sühne dieses Gemarterten zu seinen Füßen erschossen werden," sprach der Oberst mit fester Stimme, als der Tumult sich gelegt hatte.

„So macht mit mir den Anfang! Kameraden!" rief St. Val laut, „denn ich betheure euch, ich werde diese nicht überleben!"

Alle standen erstaunt und aufhorchend.

„Kriegsgefährten, ihr seid Franzosen!" fuhr er mit erhobener Stimme fort. „Ihr wißt, was Großmuth, was ein Vaterland, was Dankbarkeit ist! Auf Großmuth dürfen die gefangenen Frauen und Greise zählen, auf Achtung Die, welche für ihr Vaterland fechten, auf Dankbarkeit unsre Retterin. — Seht diese Jungfrau; ihrem kühnen Gebot, welches der Wuth aller Spanier trotzte, danken ich und Alle, die ihr von den Unsrigen wiedergefunden, Leben und Freiheit. Wollt ihr sie jetzt dafür erschießen? Wohl! Aber ihr fangt mit mir an! Capitain St. Val gibt euch sein Ehrenwort, das er noch nie gebrochen, er tritt vor die Brust Desjenigen hin, auf den ihr zuerst anlegt." —

Die ganze Schar brach in einen jubelnden Enthusiasmus aus. „Nein! Nein!“ riefen in brausender Verworrenheit tausend Stimmen. „Sie sollen leben! Laßt sie frei! — Unser Capitain hat den Sieg gewonnen! Es sind seine Gefangenen! Auf, laßt sie frei!“

St. Val umarmte Verginois, der zuerst den Jubelruf der Gnade erhoben hatte; er schüttelte Einzelnen die Hände, drückte Andere ans Herz, endlich drängte er sich zu dem Obersten heran und rief: „Mein Oberst! Habe ich zur Entscheidung des Gefechtes beigetragen, so sei das meine Belohnung, daß Sie meine Bitte gewähren!“

„Das Regiment hat schon entschieden,“ entgegnete der Oberst freudig gerührt! „Beim Teufel! Es that mir selbst leid um diese schöne Jeanne d'Arc! Ihr waret ihr Gefangener, Capitain; nehmt Euch in Acht, daß Ihr's nicht zum zweitenmale werdet,“ setzte er lächelnd hinzu. —

St. Val eilte zu den Gefangenen, die den Vorgang nur halb begriffen und in angstvoller Spannung, über Das, was diese Bewegung bedeuten sollte, die Entscheidung ihres Schicksals erwartet hatten.

„Ihr seid frei, meine edle, muthige Retterin,“ sprach St. Val zu Elviren. Durch dieses Wort schien sie plötzlich wieder Jungfrau geworden; sie bebte, ihr

Blick glänzte feucht und ein seelenvolles Lächeln schwebte um ihre Lippen.

„Frei?“ fragte sie kaum hörbar, „frei? und die Meinigen?“

„Sie theilen das Loos ihrer Führerin!“ —

Jetzt brach sie in einen Strom von Thränen aus. Sie ergriff St. Val's Hand und hielt sie mit heftigem Druck fest in der ihrigen; nur mit Mühe sprach sie die abgebrochenen Worte: „und ich — wollte Sie — tödten lassen!“ Dann wandte sie sich rasch zur Seite, warf sich einem finsterblickenden Greise ans Herz und rief: „O Vater — dein Leben ist gerettet!“ —

Die Trommeln des Regiments wirbelten. Die Soldaten traten ins Gewehr. Das enge Thal war nicht der Ort, um ein Lager aufzuschlagen; auch mußte Pampelona erreicht werden.

Der Oberst bestimmte, um dem in der Begeisterung durch die Krieger gefaßten großmüthigen Entschluß Form und Sicherheit zu geben, daß die Gefangenen unter Bedeckung bis Pampelona mitgeführt werden sollten. Dort wollte er sie entlassen, die kampffähigen Männer gegen das Versprechen, die Waffen nicht wiederzuergreifen. — Elvira erhielt ihr Maulthier wieder, das, obgleich durch einen Schuß verwundet, doch noch brauchbar war. Ein anderes bestieg St. Val, dessen Wunde und Erschöpfung diese Fürsorge für ihn nöthig

machten. Er befehligte die Bedeckung der Gefangenen und blieb daher an Elvirens Seite. Diese ritt inmitten der Übrigen, die traurig, mit düsterm Blick, ja einige noch immer mit dem Ausdruck des Grimmes in den Zügen, den mühsamen Gebirgspfad wandelten. Unter diesen befanden sich der alte Nunnez und der Jüngling Alonzo. Die Züge des Letztern drückten außer dem mühsam gebändigten Zorn gegen die Feinde noch eine heftige, blitzartig in ihnen zuckende Leidenschaft aus, die sich besonders in seinen bald irr umherschweifenden, bald starr auf Elviren gehefteten Blicken aussprach. Wenn der Schein der Fackeln, welche die Führer trugen, leuchtend auf seine Züge fiel, trugen sie fast den Ausdruck des Wahnsinns. St. Val, der Zeuge des Einflusses gewesen war, welchen Elvira auf den Jüngling übte, gab seinen Blicken eine ahnungsvolle Deutung, in der er nicht zu irren schien. Sie bestätigte sich auch dadurch, daß zwischen ihm und Alonzo ohne Worte noch Thaten ein gegenseitiges Gefühl des Hasses feste Wurzeln schlug, das sich in St. Val nur deswegen minder klar aussprach, weil er gegen den gefangenen, armen Jüngling in zu mächtigem Uebergewicht stand.

Fünftes Kapitel.

Don Pedro Ballardos besaß in der Nähe von Pampelona ein im Gebirge etwa eine Stunde abseit von der Straße nach Vittoria romantisch gelegenes Schloß. Dorthin hatte er sich auf das gegebene Wort, die Waffen nicht aufs Neue zu ergreifen, mit seiner edeln Tochter Elvira zurückgezogen. Er war ein fast siebenzigjähriger Greis, allein noch körperlich rüstig, und stand im höchsten Ansehen in der Umgegend. Sein Beispiel vorzüglich hatte die Spanier in Waffen gerufen; so lange er ruhig auf seinem Schloß blieb, durfte man hoffen, daß die Landleute der Gegend sich ebenfalls friedlich verhalten würden. Dieser Theil Spaniens war dem französischen Heere wegen der Verbindung, die es stets mit Frankreich unterhalten mußte, ungemein wichtig. Er wurde daher stark mit Truppen besetzt und außerdem hatten sowol der Kaiser, als der König Joseph von Madrid aus befohlen, alle Mittel anzuwenden, um eine wohlwollende Stimmung der Einwohner zu erregen. Man hoffte so den erst

beginnenden Aufstand in Spanien durch Milde im Fortgange zu hemmen, und in diesem Sinne waren die Maßregeln in Betreff der Gefangenen aus jenem Guerillagefecht getroffen und höhererseits gebilligt worden. Dennoch konnte man sich bei dem unbeugsamen Sinn der meisten Spanier, und bei dem Einfluß der Mönche, die von jedem noch so heilig gegebenen Versprechen entbanden, für jeden Frevel der entsetzlichsten Art Absolution ertheilten, durchaus nicht auf Diejenigen verlassen, welche die Waffen niedergelegt und sie nicht wieder zu ergreifen versprochen hatten. So war denn auch der alte Don Pedro Vallardos höchst verdächtig, daß er, wenn er auch aus einem altritterlichen Gefühl für die Heiligkeit eines Ehrenwortes die Waffen nicht selbst wiederergriff, doch jede Unternehmung der Art begünstigen möchte. — Sein Schloß im Gebirge konnte den Guerillas ein zu willkommener Stützpunkt in vielfacher Hinsicht sein. Entweder begünstigte es unter dem Vorwande gastlichen Besuchs geheime Zusammenkünfte, wo gemeinschaftlich Plane entworfen wurden; oder es diente Versprengten zum Zufluchtsort, oder bot Räume genug dar, um Waffen und sonstige Vorräthe aufzubewahren. Ja, es konnte im Nothfall sogar ein hartnäckiger Punkt der Vertheidigung werden, da es aus der ritterlichen Zeit Navarras her noch Befestigungswerke besaß, die man in der Eil hinlänglich in

Tode und allen Martern, durch welche die Unglücklichen, die in die Hände ihrer haßentflammten Landsleute fielen, ihr Dasein endeten. Ihr edles Herz war dankbar, um wie viel heißer aber mußte ihr Dank werden, wenn eine tiefere Empfindung sich ihr unter dieser Hülle verbarg? Elvira liebte; sie war glücklich, es nicht zu wissen, denn den Feind ihres Vaterlandes durfte sie nicht lieben. Aber dankbar durfte sie gegen ihren Retter sein; und so überließ sie sich diesem edeln Gefühl mit ganzer Hingebung, in dem Wahne, nur davon erfüllt zu sein. Ihr Herz unterlag, ehe sie eine Gefahr, die Möglichkeit eines Kampfes ahnete! — Das ist die schöne Seele des Weibes! Pflicht und Gefühl mischen sich darin so, daß sie Eins werden, und bilden die innigste Versöhnung des Willens mit dem Beruf. —

Vallardos zeigte sich seinem, ihm durch die Umstände aufgezwungenen Gast nur bei der Tafel. Dann zog er sich zur Siesta zurück und Abends sah ihn St. Val nicht anders wieder, als wenn er, wie er bisweilen pflegte, über die Terrasse spazieren ging. Hier saß Elvira, die sich aus einer kriegerischen Minerva in eine häusliche Penelope oder Nausikaa verwandelt hatte, gemeiniglich am Stickrahmen. St. Val las ihr dabei abwechselnd spanische oder französische Dichterwerke vor, damit er ihre Sprache durch sie, sie die seinige

durch ihn erlerne. — Am liebſten war ihnen der Cid in der dichteriſchen Behandlung beider Nationen geworden, und bald las St. Val die edeln ſpaniſchen Romanzen, bald Corneille's Schauſpiel mit gleicher Begeiſterung. Der Stoff dieſer Dichtungen mußte in Beider Herzen den mächtigſten Anklang finden, denn in der Liebe Ximenens zu dem Feinde, der ihren eigenen Vater erſchlug, fand Elvira halb unbewußt eine Erklärung und Entſchuldigung ihres eigenen Gefühls, und St. Val ſchöpfte aus dem kühnen Werben und Gelingen des ritterlichen Cid Muth und Hoffnung für ſeine unausgeſprochenen, aber mit jedem Tage mächtiger werdenden Wünſche.

Die Liebe Beider mußte durch tauſend Umſtände wachſen. Ihr erſtes Begegnen unter ſo wunderbaren Verhältniſſen, wo Grauen und Entſetzen dicht an die Seligkeit der erſten Liebesahnung hinſtreifte; die Erinnerung an dieſe Augenblicke, die ihnen, je ferner ſie in den Hintergrund rückten, ein deſto reizenderes Licht verlieh; die tiefe Stille und Einſamkeit des jetzigen ländlichen Aufenthalts im Gegenſatz zu den wilden Kriegsſtürmen, die umher tobten und jeden Tag neu hereinbrechen konnten; der Reiz dieſer reichen Natur, des vollen Frühlings, der duftenden Blütenmeere, der lauen, wehenden Lüfte, des Schattendunkels unter hohen Bäumen während der heißen Tageszeit — und ere

zauberischen Spiels, das der Mond in den milden Nächten mit Blüten und Blättern trieb, — welches Herz hätte so vielen sanft auflösenden Mächten der Schönheit widerstanden! — Ja, selbst der Widerstand, den die finstere Zeit den süßen Täuschungen, Träumen und Hoffnungen entgegensetzte, war nur ein dunkler Hintergrund, auf dem diese seligen Zustände sich als vorüberschwebende Himmelsgestalten mit desto holderem Reiz malten. — —

Die Sonne hatte sich eben hinter den Rand des Gebirges gesenkt, so daß die tief ausgezackte Mauerkrone, mit der es den Horizont umzog, sich in dunklerem Blau färbte und goldene Ränder am Saum der Höhen und Wolken sichtbar wurden. Die Schneegipfel der Pyrenäen glühten purpurn; davor lagerten sich grüne dunklere Waldberge. Von der Terrasse, auf der St. Val neben Elviren saß, überblickte man die anmuthige Windung des Thales, das, von blühenden Höhen umgeben, den Lauf eines Gebirgsflusses begrenzte, der in schlängelnden Krümmungen, bald dunkelblau, ruhig, den Himmel abspiegelnd, bald silberweiß über Felsblöcke schäumend, die reichsten Triften durchschnitt, in deren hohem, blumenreichem Grase die Heerden lagerten. Dies reizende Bild war in den Rahmen zwei hochstämmiger Kastanien gefaßt, die ihre Zweige schattig über der Terrasse kreuzten und zur gothischen

Wölbung gegeneinander beugten. Abwärts von hier, auf hügeligen Wellen bis zum Fluß nieder, ſenkte ſich der Garten, ein phantaſtiſches Gemiſch hoher Gruppen uralter Bäume, ſchattiger Laubgänge und Umbüſchungen, und der üppigſten ſüdlichen Blumenflor. Hier erhoben ſich dunkle Pinien, alte Kaſtanien, flüſternde Pappeln in mannichfaltiger Schattirung des Grüns; dort erblickte man einen Hain von Lorbern, Myrthen und Orangen, einer dunkeln Inſel gleich, auf dem friſch grünen Raſenplan, den Beete von Roſen, Lilien, Narziſſen, Jonquillen in tauſendfältigen Farben einfaßten und die Luft mit ſüßbetäubendem Duft erfüllten. Blumengelände umkleideten die alten Gartenmauern und wölbten Bogengänge, von einer Baumgruppe, von einem buſchigen Wäldchen zum andern, ſo daß man den ganzen Garten durchſtreifen konnte, ohne ſich dem glühenden Strahl der Sonne preiszugeben. Breitäſtige Ulmen bedeckten mit ihren ſchützenden Zweigen abgerundete Blumenfelder, die des leichteren Schattens bedurften.

Ueber dieſen ganzen ſchwelgeriſchen Reichthum, den Natur und pflegende Hand des Menſchen erzeugt hatten, ſchaute das alterthümliche, in mauriſchem Styl erbaute Schloß mit grauen Zinnen und Thürmen hinweg und gab dem Bilde auflöſender Weichheit und Ueppigkeit, welches der Garten und die Landſchaft darboten, die dunkleren kräftigen Grundſtriche des Ernſtes.

Die ſtarken Mauern mit allen Anſtalten zur kriegeriſchen Vertheidigung waren gewiſſermaßen Bürgen und Zeugen von der männlichen Kraft, die ſich die Bewohner mitten in dieſem verführeriſch-ſchwelgeriſchen Paradieſe, das jede Arbeit, jede Mühe hinwegzulächeln ſchien, erhalten hatten.

St. Val war durch den ſüdlichen Abend, durch die einhauchenden Düfte, durch das Spiel des Lichts und der Farben in einen ſelig träumeriſchen Zuſtand eingewiegt; und alle dieſe ſüßanregenden Reize umfloſſen und umſpielten Elvira's milde, hohe Schönheit, als wollten ſie ſich huldigend vor ihr beugen. Sie ſaß, ernſt betrachtend, den Blick gegen die dunkeln Laubwölbungen über ihr erhoben, die Bruſt von Wehmuth und Glück im Innerſten bewegt. Plötzlich glänzte es feucht ſilbern aus ihren dunkeln Augen, ſie legte raſch die Hand bedeckend darüber und St. Val ſah einen ſchmerzlichen Zug um den tiefen Purpur ihrer Lippen ſpielen; als ſie die Hand ſinken ließ, hatte er ſich in einen mild lächelnden verwandelt und ihr Auge blickte wieder heiterer.

„Und was bewegt die ſchöne Elvira?“ fragte er, indem er ihre Hand ergriff.

„Das Geſchick der Völker,“ erwiderte ſie ernſt; „ſo ſchön, wie es hier vor unſern Blicken liegt, iſt Spanien faſt überall — an vielen Punkten noch viel

ſchöner. Welch eines edeln Glücks vermöchten wir zu genießen, und jetzt — o St. Val, dieſe ſchöne Landſchaft iſt nur eine täuſchende Hülle! In allen dieſen lieblichen Hütten wohnt jetzt die Trauer, der Schmerz, der Haß, der Ingrimm, die Verzweiflung — und das, St. Val, thatet Ihr uns an!“

Bewegt ſtand ſie auf und ging einige Male auf und nieder. „Und wie iſt es möglich,“ fuhr ſie nach einigen Minuten fort; „ich ſehe doch, daß Frankreich auch tapfre, großſinnige Männer erzeugt, und gewiß ſind, Haupt für Haupt gezählt, Eure Landsleute ſo edel als die Bewohner Spaniens. Kein Einzelner haßt den andern — warum denn fügen Alle Allen ſo namenloſes Elend und Unheil zu?“

„Weil die Zeit noch nicht da iſt, wo die Völker ihre Geſchicke ſelbſt führen;“ erwiderte St. Val. — „Es ſind Könige, die wider Könige fechten und den Wahn des Volkes für und wider ſich haben. Der Einſichtigen ſind zu wenige, um den Strom zu hindern, ſo ſchließen ſie ſich ihm an, und jeder ſucht beim allgemeinen Unheil wenigſtens den einzelnen Vortheil zu retten.“ —

„Und meinet Ihr, daß die Zeit jemals kommen werde, — wie ſagtet Ihr?“

„Wo die Völker ihr Geſchicke ſelbſt führen?“

„Ob ſie kommen wird? So ſicher wie die Sonne

nach der Nacht. Aber nicht ohne furchtbare Kämpfe. Frankreich war dem Ziele nah, aber es vermochte ſich nicht durch die Brandung in den Hafen zu arbeiten.“

„Und weshalb nicht? Wo der Vortheil ſo klar vor Augen lag, wie Ihr meint,“ fragte Elvira zweifelnd und bitter.

„Weil das einzelne Volk nichts vermag; auch der Nachbar muß Vernünftiges wollen, wenn der Friede in und außer dem Hauſe herrſchen ſoll.“ —

„So trügen wir am Ende noch die Schuld!“ ſprach Elvira ſtolz im Gefühl des Unwillens. —

„Nicht Spanien, aber Europa.“

„So wolltet Ihr wol, die Völker, in denen noch ein Herz der Treue, der Hingebung ſchlug, hätten Eure Blutribunale anerkennen, ſie jauchzend bei ſich aufnehmen ſollen? — Wolltet ihr die Verruchtheit durch alle Länder und Nationen verpflanzt wiſſen? — Hattet Ihr ſelbſt nicht genug daran zu tragen?“

„Auch dieſer Fluch, denn es war ein ſolcher für Frankreich, ward uns durch wahnſinnigen Widerſtand gegen Vernunft und Recht aufgedrungen, Elvira! Er hat ſich ſchwer an uns gerächt, die wir die minder Schuldigen waren; jetzt rächt er ſich an Denen, die die größte Schuld dabei trugen — das geſammte Europa büßt nun.“ —

Elvira ſtand abermals betäubt auf; ihre Thränen

ſtoſſen. Ihr Herz wehrte ſich mit eingewohnten Gefühlen gegen die Kraft einer neuen Wahrheit. —

„Doch, Elvira, warum ſollen wir, die Einzelnen, uns immer wieder die Schuld vorwerfen, der, ſie liege, auf welcher Seite ſie wolle, keiner von uns entgehen konnte? — Iſt es nicht unſre Pflicht, durch Milde und Verſöhnlichkeit die einzelnen Tropfen, die uns aus dem herben Becher des Schickſals gereicht werden, zu verſüßen? Ein edler Trieb lehrte es Euch unwillkürlich ſo: ich ſäße nicht an Eurer Seite, wärt Ihr ihm nicht gefolgt. — Und Ihr? Wie ſich Euer Loos —"

„Laßt es, St. Val, Ihr habt Recht" — unterbrach ihn Elvira weich und bittend. „Ich will auch nicht wieder auf dieſes unſelige Geſpräch zurück! Mein Herz blutet zu tief dabei — und doch zieht mich's ſo oft mit unwiderſtehlicher, dämoniſcher Macht, die eigene Wunde aufzureißen!" —

St. Val trat zu der hohen trauernden Geſtalt; ſie blickte ihn groß — wehmüthig an — da zog es ihn mit unwiderſtehlicher Macht, — er ergriff ihre Hand, preßte ſie gegen ſeine Lippen und ſprach mit einem Ton, der das ganze Innere ſeines Herzens ohne Worte offenbarte: „Elvira."

Sie ließ ihm die Hand und erwiderte nichts; ein ſüß mächtiges Schauern durchbebte ſie. Ihre Seele vernahm halb erwachend den erſten Wunderklang der

zitternden Saiten, die die Liebe in der Bruſt ausſpannt. Es war halb Wiſſen, halb Träumen, halb Ahnen — Schuld und Seligkeit — Wonne und Schrecken —.

Plötzlich zog ſie die Hand zurück; ſie ſah die finſtre Geſtalt ihres Vaters aus den Gebüſchen treten und an ſeiner Seite ging Malleros.

Es durchzuckte ſie wie die unvermuthete Berührung einer kalten Schlange; mit einſchnürenden Ringen legte ſie ſich um ihr Herz. Malleros war ihr verhaßt; Vallardos ſchätzte ſeine Vaterlandsliebe, ſeinen unverlöſchlichen Haß gegen die Feinde Spaniens, ſeine kühne Tapferkeit.

Doch Elvira ſah zu deutlich, daß er nicht von edeln Trieben geleitet würde, ſondern nur die Hoffnung ihn ſtachelte, durch den Beſitz ihrer Hand der Erbe des reichen Vallardos zu werden und ſo eine durch Geiſt und Schönheit ausgezeichnete Braut und ein unermeßliches Vermögen zugleich zu gewinnen. Er liebte Elviren nicht; nur ſinnlich entzündete ihn die ſchöne Jungfrau; zwiſchen ihren Seelen war kein Einklang denkbar, denn Malleros wurde von allen Leidenſchaften kleiner Seelen, gemeinem Stolz, Eigennutz, Rachſucht beherrſcht, während Elvira groß fühlte und ſelbſt den Haß in ihrer Bruſt adelte.

Sie wußte, daß Malleros ſich im Schloß befand, daß er in der Nacht zuvor heimlich eingetroffen

war. — Sie hatte darüber geſchwiegen, obgleich ihre Bruſt von unruhigen Vermuthungen erfüllt war; auch fühlte ſie ſich beleidigt dadurch, daß man ihr das Vertrauen entzog. Jetzt war es, als entferne eine höhere Hand plötzlich den Schleier von ihrem Auge; ſie warf einen Blick auf die Kommenden, auf St. Val — und blitzend leuchtete es vor ihr her, daß ſie die dunkeln Wege der Nacht erkannte. St. Val war bedroht, ſchwebte in Gefahr. —

Darum zuckte ſie plötzlich erkältet zuſammen und trat fremd zurück; St. Val, der die Herannahenden nicht ſah, wähnte, es ſei die Regung ihres alten Völkerhaſſes, die ſein warmes Annähern unwillig zurückweiſe. Er wollte den Weg zum Siege verfolgen, glühender in ſie dringen. Da flüſterte Elvira: „Mein Vater kommt" — und dieſes Wort bannte die ausbrechende Glut der Liebe in die verſchloſſene Bruſt zurück.

Elvira ging den Kommenden entgegen. St. Val folgte ihr. Man begrüßte ſich ſtumm. Der Spanier iſt ſchon ſchweigſam an ſich, vollends wo unterdrückter Haß und Stolz ihn erfüllen.

„Wir werden dieſen Abend einige Gäſte bei der Tafel haben; Seynor Malleros einer davon;" begann endlich Ballardos, indem er einen leichten Wink mit

die Hand gegen den Gast hin gab und auf diese Weise ihn vorstellte.

„Wir haben uns schon kennen gelernt“ erwiderte St. Val und gab sich Mühe, heiter dabei zu scheinen; doch mußte ihn ein innerlicher Zorn erfüllen, wenn er daran dachte, wie Malleros sein und seiner Gefährten Schicksal in jener Nacht bestimmte. Er war überdies nicht unter den Gefangenen gewesen, mit denen man durch den Act der Gnade eine Art Verzeihung geschlossen hatte; ihm war es gelungen, sich in die Schlupfwinkel des Gebirges zu flüchten und zu entkommen. Er war also kein Feind, der die Waffen niedergelegt hatte, und St. Val hatte ein Recht zu zürnen, daß Vallardes diesen Mann als Gast in das Haus führte. Einen Augenblick schwankte er, ob er nicht als Offizier des Heeres auftreten und den feindselig Gesinnten verhaften solle; doch der Gedanke an Elviren entfernte diesen vorübergehenden Beschluß wieder, und er nahm sich vor, gegen den einzelnen Unschädlichen das Geschehene zu vergessen.

Malleros jedoch war der Charakter nicht, welcher einen großmüthigen Zug des Herzens zu schätzen wußte; er mißdeutete St. Vals Lächeln, indem er es als ein höhnisches auffaßte, weil der Sieg zuletzt den Franzosen geblieben war. — Seine Antwort war kurz, kalt. — Elvira duldete in stiller Qual. — Mehr und mehr

kam ihr eigenes Herz und damit ihr düstres Schicksal ihr zum Bewußtsein. —

Man ging noch einige Male die Terrasse auf und nieder; das Gespräch blieb vereinzelt, abgebrochen. Endlich entfernte sich Vallardos mit seinem Gast, und Elvira, die längst die Sehnsucht nach einer einsamen Stunde empfunden, ergriff diese Gelegenheit, sich in ihr Zimmer zurückzuziehen.

Sechstes Kapitel.

St. Val ging nachdenkend auf und nieder. Er war ſchnell auflodernd, leicht unternehmend, wie die Franzoſen überhaupt; Elvira's Bild erfüllte ſein Herz, ſeine Wünſche: die Beſiegung ihres Nationalſtolzes hielt er nicht für unmöglich, — und liebte ſie ihn, ſo ſchreckte ihn ein ſtolzer, haſſender Vater noch weniger. So beſchäftigte er ſich mit Entwürfen, wie er dieſes wunderbare hohe Weſen für ſich gewinnen könne. Er ſah in ſeinem leichten Sinn nicht, daß er ihr zwar einen Augenblick lang ein täuſchendes Glück bereiten konnte, doch auf die Dauer, bei den Verhältniſſen, welche die übermächtige Hand der Zeit gefügt hatte, das Heil ihres Lebens im Innerſten zerſtören und mit einem ewigen, düſtern Schleier der Trauer, der Reue, des Zwieſpalts verhüllen würde, wenn er ſie zu der Seinigen machte.

Das ſah er nicht, ſondern machte leichtſinnig kecke, ja frevelhafte Entwürfe, wobei eine überraſchende Entführung, die ihr den Rücktritt unmöglich machte, der Hauptgedanke war.

In dieſen Betrachtungen wurde er durch Verginois unterbrochen.

„Mein Capitain!“

„Was gibts, Verginois?“

„Sehn Sie da drüben den ſteilen Fels mit der Fichte auf der Spitze?“

„Und?“

„Da kommt, wie mir Sanchetta, die kleine Gärtnerstochter, erzählt hat, ein Fußpfad vom Gebirge herab.“

„Weiter, weiter!“

„Auf dem Felſen habe ich zwei Kerle mit rothen Kappen und Büchſen geſehen.“

„Unerhört, Verginois! Da werden wir wol auf den Rückzug denken müſſen!“

„Parbleu mein Capitain! Daran denke der Teufel, nicht Verginois! Die Kerle verſchwanden wieder in dem dichten Hollundergebüſch, aus dem ſie gekommen waren; doch wo zwei herauskommen und wieder verſchwinden, da können auch zwanzig, können hundert herauskommen und wieder unſichtbar werden.“

„Du haſt Recht. Wir wollen doppelte Wachtpoſten ausſtellen.“ —

„Hier im Schloß iſts auch nicht recht geheuer — es ſtecken mehr Gäſte darin, als man glaubt. Sehn Sie dort den alten Thurm? er hat eine kleine Thür,

die faſt ganz mit Epheu überwachſen iſt. Durch dieſes Pförtchen wurden geſtern um Mitternacht drei ſchwarz vermummte Spitzbuben eingelaſſen!"

„Hm! — woher haſt du das erfahren?"

„Im Vertrauen, — doch, mein Capitain, Ihr Ehrenwort, daß Sie ſchweigen, denn plaudern hieße meine Dame verrathen, — und das thut kein Franzoſe —"

St. Val nickte und gab die Hand.

„Nun denn, die kleine Sanchetta, das hübſche ſchwarzäugige Kind, hat keinen ſo ſtarken Nationalhaß wie die andern Spanier — wenigſtens nicht gegen mich. Nachts, wenn ihre Baſe zu Bett gegangen iſt, haben wir uns auf dieſer Terraſſe einigemal geſprochen; und noch geſtern Abend ſaß ich mit ihr dort unter jener Kaſtanie!"

„Verginois! das iſt eine ſehr dunkle Stelle des Gartens!"

„Eben darum, mein Capitain! Uns ſah kein Menſch, — aber ich ſah hinter Sanchetta's Rücken, wenn ich der kleinen Spröden einen Kuß raubte, das ganze Schloß und auch jenen Thurm. Drei vermummte Leute kamen, pochten leiſe an, es wurde ihnen eben ſo leiſe aufgethan, — dann ſah ich einen Lichtſchein dort in den ſchrägen Fenſtern, an welchen muthmaßlich eine Wendeltreppe hinaufführt — dann wurde es

dunkel! — Dazu führen die Bedienten im Schloſſe zuweilen wunderliche Reden, ſehen einander an, winken ſich zu, ſehen mich oder irgend einen unſerer Leute an, lächeln höhniſch und murmeln ein Carracho zwiſchen den Zähnen!“ —

„Ich habe das auch ſchon bemerkt, war aber argwöhniſch gegen meinen Argwohn. — Du haſt die Augen offen gehabt, haſt gut berichtet, Verginois! Hier, — Botenlohn!“ —.

„Ach, mein Capitain!“ rief Verginois halb erfreut, halb ablehnend, „zu viel Güte!“

„Ich verlange auch Arbeit. — Verſprich deiner Sanchetta goldene Berge, wenn ſie dir heut Nacht wieder ein Rendezvous geben will — frage ſie geſchickt aus, — beobachte dabei das Schloß. Ihr Großvater iſt der alte Verwalter Nunnez, ein ſpaniſcher Eiſenfreſſer; iſt einer mit im Complot, ſo muß er's ſein und ſeine Enkelin etwas wiſſen. Auch ihre Baſe, die braune Zigeunerin Xaveria, ſteckt gewiß mit darunter; denn alle dieſe Leute gehörten ja mit zur Guerilla. Kurz, Sanchetta weiß gewiß etwas, wenn ſie es auch nur zufällig erfahren hat, denn großes Vertrauen wird man ihr, die freundlich mit dir und Andern von uns umgeht, nicht ſchenken. — Nun, ſei geſchickt! Und morgen früh rapportirſt du!“

St. Val ging. Verginois grüßte mit militäriſcher

Haltung. Als der Capitain im Schloß war, drehte er ſich luſtig auf einem Beine herum und ſprang dann mit einem Entrechat in die Höhe. „Das heiße ich doch noch einen Auftrag! Eine nächtliche Schleichpatrouille mit einem hübſchen Mädchen! — Luſtig, Verginois! Deine Bäume blühen — wer weiß, was für ſüße Früchte bald daran reif werden!“ —

Er eilte davon.

St. Val war ins Schloß gegangen, um wo möglich Elviren aufzuſuchen; es mißlang ihm. Die Zeit der Abendtafel kam heran, ohne daß er ſie geſprochen hätte.

Als er in den Gartenſaal trat, wo man zu ſpeiſen pflegte, fand er den Tiſch für ſechs Perſonen gedeckt. Gleich darauf öffnete ſich das Nebenzimmer und Vallardos trat mit drei Begleitern, in ſpaniſcher Weiſe ganz ſchwarz gekleidet, ein; unter ihnen befand ſich Malleros. Die beiden Andern ſtellte Vallardos nur als zwei Freunde des Hauſes vor, ohne ſie zu nennen; doch wollte es St. Val ſcheinen, als habe er ſie ſchon ſonſt geſehen. — Er dachte an Verginois' Bericht — drei Fremde durch die Thurmpforte — drei Gäſte — und ſie und der Wirth zeigten gleich finſtre, kalte Mienen.

St. Val verſprach ſich wenig Freude von dieſer Abendmahlzeit und wartete nur mit Ungeduld darauf,

daß Elvira eintreten ſollte. — Endlich kam ſie; doch welch eine Veränderung war mit ihr vorgegangen! Sie glich einem Marmorbilde; ihr Gang war unſicher; ſie hielt den Blick meiſt zur Erde gerichtet, die Spuren einer heftigen Gemüthsbewegung drückten ſich in jedem Zuge aus. Verſchwunden war das liebliche Lächeln ihrer Lippen, die Anmuth ihres Blicks, ihrer Bewegungen; Alles düſter, ſtarr, gewiſſermaßen erſtorben. Nicht in jener Nacht, wo St. Val ſie zuerſt als eine zürnende Kriegsgöttin geſehen, war ſie ihm ſo ernſt, in dieſer ſtrengen Entäußerung alles weiblich Milden erſchienen. Doch ſah ſie jetzt nicht feindſelig aus, wie damals, ſondern nur verödet an Freude und Glück, verſteinert durch einen, jede warme Herzensregung tödtenden Schmerz.

Ihr Vater warf zwei flammende Blicke auf ſie; es ſchien ein Nachblitzen des Zorns zu ſein. Hier aber regte ſich Elvirens ſelbſtändige Kraft; ſie wies dieſe ſtumme Beſchuldigung oder Beſtrafung durch eine würdevolle Haltung und Aufrichtung ſchweigend aber ſiegreich, ja mit einem königlichen Uebergewicht zurück.

Sie winkte; man ſetzte ſich. — St. Val bot ihr, wie ſonſt, wenn er allein mit ihr und ihrem Vater zu Tiſch ging, den Arm und ſetzte ſich zu ihr, mit dem Gefühle und in dem Sinne, als habe er hier mehr zu herrſchen als zu gehorchen und wolle deshalb dieſen

Ehrenplatz, auf den die andern Gäste, und vor Allen Ballardos in ihrem Namen, Anspruch zu machen schienen, nicht aufgeben. Das stumme, trotzige Wesen dieser Spanier, welches sichtlich zunahm, je mehr St. Val ihre Lage als Nation mit freundlicher Gesinnung schonte, hatte ihn in diesem Augenblicke entrüstet; denn außer dem Gefühle eigener Verletzung leitete ihn dabei eine dunkle Ahnung, als habe Elvira irgend eine tiefe Kränkung erfahren.

Man befand sich im Frühling des Jahres 1808; jener Zeit, welche die übelste war, um persönliche Verhältnisse zwischen Spaniern und Franzosen ungereizt durch die öffentlichen zu erhalten.

Seit langer Zeit hatten die Parteien in Spanien in stiller Gährung einander gegenüber gestanden. Der allgemein gehaßte Günstling des Königs Karl IV. und noch mehr der Königin, Emanuel Godoy, der Friedensfürst genannt, hatte zuerst die Spanier in zwei Hauptparteien gespalten, deren eine dem Könige Karl IV., die andere seinem Sohne Ferdinand VII., von dessen jugendlicher Kraft man sich eine neue glückliche Zeit versprach, anhing. Die ersten waren zugleich Anhänger der Franzosen, weil Napoleon scheinbar die Rechte des Vaters gegen die Ansprüche des Sohnes in Schutz nahm; eine dritte Partei, welche zwischen beiden stand,

wurde aus der damals noch geringen Zahl der Einsichtigen gebildet, welche, von den großen Gedanken, die der Schluß des vorigen Jahrhunderts entwickelt hatte, begeistert, die streitigen Fragen nicht als persönliche betrachteten, die zwischen zwei zur Krone Berechtigten schwebten, sondern Das für Spanien wünschten, was es sich jetzt unter schweren Kämpfen endlich zu erringen scheint, einen gesetzlichen Zustand der Staatsverwaltung, der jeder Willkür für immer das Thor sperrte.

Eine Zeitlang hatte Napoleon die Anhänger Karl IV. getäuscht und zu den seinigen gemacht. Plötzlich aber war er mit seinen geheimen Plänen, Spanien zu einer Provinz Frankreichs unter dem Scheinkönig Joseph zu machen, hervorgerückt. Der alte, schwache König hatte zu Gunsten desselben heimlich abdanken müssen. Ferdinand VII. half es wenig, daß er sich in den Schutz des Kaisers gestellt und diesen zum Richter bei den Streitigkeiten zwischen ihm und seinen Aeltern gemacht hatte. Er befand sich jetzt in Bayonne, wo ihm nur die Wahl zwischen Tod und Abdankung gelassen wurde. Noch waren diese Ereignisse, diese Resultate der Zusammenkunft in Bayonne nicht allgemein bekannt; nur unter der Hand hatte Ferdinand durch seine Vertrauten Nachrichten an seine Anhänger gelangen lassen, wie seine Sache stehe. — Die Gährung brach in dem von

Ahnungen und Befürchtungen geängſtigten Volke aus, als die letzten Mitglieder und Verwandten der alten Königsfamilie, die Königin von Etrurien und die Infanten Franzisco di Paula und Antonio die Hauptſtadt verließen. Am 2ten Mai hatte das Volk in Madrid gegen ſeine Unterdrücker zuerſt die Waffen ergriffen und mit fürchterlicher Wuth lang zurückgehaltenem Grimm Luft gemacht. Funfzehnhundert Feinde, unter ihnen ſechsundachtzig Offiziere, hatten ihr Leben dabei gelaſſen; Tauſende wären verwundet. Doch dieſen Triumph eines Augenblicks rächte der nur überraſchte, aber noch mächtigere Feind furchtbar. Das Pflaſter von Madrid wurde mit Leichen bedeckt. Das Blut, das in den Gaſſen der Hauptſtadt emporrauchte, gab das Feuerzeichen des Aufſtandes durch ganz Spanien. Zuerſt brachen die Flammen in Aſturien unter der Aſche hervor, dann leuchteten ſie in Sevilla, Badajoz, Aragonien und in den gebirgigen Provinzen, die daran grenzen.

Die zuvor geſpaltenen Parteien ſchmolzen in den glühenden Haß gegen Frankreich zu einer einzigen zuſammen; das ſpaniſche Volk wurde der Feind des franzöſiſchen Kaiſers. Zehen Millionen Herzen füllten ſich mit Muth und Erbitterung gegen ihn an; eine Nation war geſchändet, mit Füßen getreten, in eherne Bande geſchmiedet. Nationen ſind feſt ſchlafende

Rieſen; ſie laſſen ſich treten, ſtacheln, peinigen, bevor ſie aus der ſchweren Ruhe erwachen. Regen ſie aber erſt die Glieder, erheben ſie den gebeugten Nacken, — dann gibt es keine Kette, ihre gigantiſche Kraft zu feſſeln.

Hätte der Cäſar jener Zeit dieſe Lehre eingeſehen, ihm wäre eine härtere erſpart worden! Sähen die Fürſten des Heut ſie in voller Klarheit ein, ſie würden ihren Enkeln ein beſſeres Erbe einſammeln, als ſie jetzt für ſie ſparen.

Spanien alſo erhob überall die Waffen, wo die franzöſiſchen Heere nicht mit der Uebermacht gegenwärtig waren. Da, wo dieſe herrſchten, zeigte ſich der Aufſtand freilich nicht öffentlich, aber er ſprach aus jeder Miene, deutete ſich durch kecke Reden an. Wenn unter ſolchen Umſtänden Franzoſen und Spanier bei einander waren, lag der Zündſtoff der Zwietracht zu nahe, in zu gewaltigen Maſſen umher gehäuft, als daß nicht der leichteſte Funke ihn in helle Flammen ſetzen ſollte. Zumal aber an Vallardos' Tafel, wo der Wirth mit ſeinen drei finſtern Gäſten einzig darauf zu ſinnen ſchien, dem gegenwärtigen Offizier des Kaiſers den mit Verachtung gepaarten Haß fühlbar zu machen, den alle Spanier in ihrer Bruſt trugen. —

„Was habt Ihr Neues mitgebracht aus Caſtilien,

Don Garcia," wandte er ſich zu dem Aelteſten der Gäſte; „denkt man dort wie hier?"

„In ganz Spanien, das wißt Ihr, Senner, lebt nur ein Gedanke."

„So wären alſo auch wol dort neue Bewegungen zu vermuthen?" fragte Ballardos weiter.

„Sie ſind zu hoffen, ſie ſind gewiß," entgegnete Garcia. Malleres erhob darauf das Glas, ſtieß mit ihm an und rief: „den tapfern Spaniern!"

St. Val warf einen unerſchrockenen, zürnenden Blick auf die vier Männer, die mit ihm zu Tiſche ſaßen; ſie blickten einander höhniſch lächelnd an.

Gloira zitterte; ſie wußte nicht, wie ihr geſchehen war. Noch vor wenigen Wochen hätte ſie als glühende Spanierin die Empfindungen ihrer Landsleute getheilt, — und jetzt? — — So ändert ſelbſt unbewußte Liebe das weibliche Herz!

„In unſrer nächſten Nähe," begann jetzt der dritte Gaſt, Don Antonio, der bisher völlig geſchwiegen hatte, „in unſrer nächſten Nähe geſchieht jetzt das Wichtigſte. — Ihr habt doch die Nachrichten aus Saragoſſa gehört?" —

„Nein," rief Ballardos, „was gibt es dort?"

„General Guillermi, der Commandant der Stadt, iſt abgeſetzt, ein Gefangener, vielleicht ſchon hingerichtet!" —

„Guillermi, wie das? Ein verdienter alter Krieger.“ —

„Pah! — ein Anhänger der —“ hier wandte er ſich mit einer verächtlichen Geberde zur Seite; die Andern lächelten höhniſch freudig; St. Val's Blut kochte.

„Das Volk hat ihn gerichtet; man ſchleppte ihn nach dem Schloſſe Alhaferia; General Riego übernahm das Commando.“ —

„Wie, der Italiener?“ fragte Mallero.

„Nicht lange; denn unſer König Ferdinand der Siebente —“

„Euer König heißt Karl IV., Senor!“ erwiderte St. Val feſt; „oder auch vielleicht nicht mehr ſo, wenn ſich beſtätigt, daß er zu Gunſten des Bruders unſeres großen Kaiſers der Krone entſagt hat; alsdann hieße Euer König Joſeph.“

„Wenn Karl der Vierte dem Thron entſagt hat, was er in ſeiner Schwäche längſt hätte thun ſollen, ſo iſt Ferdinand der Siebente König, nach allem göttlichen Recht,“ entgegneten die Spanier eben ſo feſt.

„Er iſt als Thronräuber, der ſeinen eigenen Vater entehren wollte, enterbt und der königlichen Würde für verluſtig erklärt. Ueberdies ſagt man, daß er ſich in Bayonne bereits den Folgen ſeiner Handlungen gefügt und die Abdankungsakte unterzeichnet habe.“

„Die Unterzeichnung ward ihm erpreßt," rief Don Vallardos heftig, „ſie hat keine Gültigkeit für uns."

„Ob er aus Feigheit oder freiem Willen unterzeichnet hat, weiß ich freilich nicht," entgegnete St. Val erbittert.

Vallardos fuhr auf, von ſeinem Sitz empor, Elvira bebte zuſammen.

„Laſſen wir dieſen Streit jetzt, Senor," unterbrach Antonio und nahm begütigend Vallardos' Hand, indem er ihn zugleich mit einem bedeutenderen Blicke anſah, „hört lieber meine Nachrichten."

„Unſer König Ferdinand der Siebente hat den Brigadier Palafox mit dem Oberbefehl in Saragoſſa beauftragt; ja, man ſagt ſogar, daß der geliebte Monarch zu Alfranca, dem Landhauſe des tapfern Palafox, eine Viertelſtunde von Saragoſſa, verborgen ſei."

St. Val lächelte: „Der Prinz von Aſturien befindet ſich, während wir ſprechen, bereits in Frankreich zu Valençay auf dem Schloſſe des Fürſten Talleyrand."

„So wäre er ein Gefangener?" rief Vallardos heftig aus.

St. Val ſchwieg einen Augenblick, dann erwiderte er: „Ich weiß nichts, als daß er ſich dort aufhält; ob mit ſeinem Willen oder nicht, iſt mir völlig gleichgültig."

„Aber den Spaniern nicht," entgegnete Vallardos mit Stolz; „ſie werden ihren angebornen Fürſten zu ſchützen wiſſen."

„Wir dagegen werden die Befehle unſers Kaiſers ausführen," ſprach St. Val kaltblütig.

„Einem Volk von zehn Millionen Menſchen befiehlt ſichs nicht ſo leicht!"

„Entſchloſſener Wille macht viel möglich!" erwiderte St. Val kaltblütig.

Elvira blieb während dieſes Geſprächs ſtumm und bleich wie ein Marmorbild. St. Val warf einen Blick auf ſie und beſchloß zu ſchweigen, da er ſah, wie ſie ſich beunruhigte; doch Vallardos, der ſeine Tochter anders beurtheilte oder kein Mitleiden mit ihr hatte, fuhr fort: „Es wird ſich zeigen, weſſen Kopf härter, weſſen Wille entſchloſſener iſt. Wißt Ihr, mein Herr, wie man die Beharrlichkeit des Biskayers darſtellt? Indem man ihn abbildet, wie er einen Nagel mit ſeinem Kopfe in die Wand treibt! Und alle übrigen Spanier gleichen ihm an eiſerner Willensdauer."

„Dieſe Art von Willenskraft möge er nur in Ausübung bringen; ſie wird uns eher förderlich als hinderlich ſein," antwortete St. Val ironiſch.

„Ihr haltet Euch an die buchſtäbliche Auslegung des Bildes und ſuchet darin einen ſchwachen Troſt. Wie wenig wir aber dergleichen ſcheuen, mögt Ihr

daran bemerken, daß ich Euch ſelbſt die Waffen zum Spott noch bequemer in die Hand gebe, wenn ich Euch erzähle, wie ſich der Aragonier abbilden läßt, um den Biskayer zu überbieten. Er drückt die Stirn gegen einen Nagel, deſſen Spitze ihm zugewandt iſt. Und ich bin ein Aragonier!" Bei dieſen Worten richtete er ſich ſtolz empor.

St. Val wollte eben erwidern, als Verginois die Thür öffnete und mit einem Briefe eintrat. „Mein Capitain, eine Ordonnanz zu Pferd aus Pampelona hat dieſen Brief überbracht." St. Val erbrach und las ihn ſofort. An ſeinen Zügen merkte man, daß er wichtige Nachrichten enthalte. Er zog ſeine Brieftaſche heraus, nahm ein Blatt, ſchrieb einige Worte mit Bleiſtift darauf, faltete den Zettel zuſammen und gab ihn Verginois mit den Worten: „Der Empfangſchein für die Ordonnanz, daß ich die Depeſche richtig erhalten." — Verginois wollte gehen, doch St. Val rief ihm zu: „Halt, Freund! Das Wichtigſte! Wir marſchiren morgen früh! Beſtellt ſofort den Tambour, daß er Generalmarſch ſchlage, weil ich erſt die Leute verſammeln will."

„Sehr wohl, mein Capitain," ſprach Verginois. Doch blieb er zögernd ſtehn und ſchien noch etwas ſagen zu wollen. St. Val verſtand ſeine Abſicht und ſagte mit einem bedeutſamen Wink: „Das Uebrige

bleibt bei meinen Bestimmungen.“ Jetzt erst machte Verginois Kehrt und ging.

Die Nachricht, daß St. Val mit seinen Leuten am nächsten Morgen marschiren werde, hatte einen tiefen, wiewol ganz verschiedenen Eindruck auf alle Anwesenden gemacht, den seltsamerweise Alle zu verbergen bemüht waren. St. Val selbst dachte an seine Trennung von Elviren, die ihm, da sie ihn so plötzlich überraschte, fast unerträglich schien. Doch besaß er so viel militairisches Ehrgefühl, daß er einer Marschordre keine andere sichtbare Wirkung auf sich gestatten wollte als die, welcher jeder dienstliche Befehl auf ihn gehabt haben würde, nämlich ernstliche, aber ruhig kalte Sorge für die Ausführung derselben. In seiner tiefsten Brust aber fürchtete er sich durch die Folgen, die sich an diese Aenderung seiner Lage knüpften, beunruhigt, und um so mehr, als in dem ihm zugegangenen Schreiben die Nachrichten, welche Cenner Antonio über Saragossa gegeben hatte, auf eine Weise bestätigt wurden, die es ihm nöthig und nothwendig erscheinen ließ, französische Truppen dahin zu senden. Daher hatte General Lefebvre-Desnouettes den Aufbruch des Armeecorps von Pamplona über Tudela nach Saragossa befohlen und St. Val sollte sich mit dem nächsten Morgen seinem Regiment von Vallardos' Schloß aus anschließen, welches die Straße nach Tudela schon eingeschlagen hatte.

Der Krieg wurde alſo allgemeiner, der Widerſtand ernſtlicher, der Bruch zwiſchen Spaniern und Franzoſen bis zur völligſten Unheilbarkeit erweitert.

Für Elvira wurde durch dieſe Nachricht plötzlich der Schleier zerriſſen, der ihr das eigene Innere verhüllte. Bisher hatte ſie St. Val neben ſich geſehen, ihn zwar mit dem Verſtande als einen Feind des Vaterlandes betrachten müſſen, allein in ihrem Gefühl mußte die vertraute, friedliche Nähe dieſen Begriff mehr und mehr verwiſchen. Jetzt ſollte dies Verhältniß ſich löſen, eine herbe Trennung an die Stelle ihrer nahen Gemeinſchaftlichkeit treten und der Freund ihres Herzens wieder nur als der Feind ihres Vaterlandes vor ihr ſtehn. Durch die unermeßliche Ferne, in die er dadurch von ihr geſchleudert wurde, fühlte ſie zum erſtenmal beſtimmt, was ſeine Nähe für ſie war. Sie erſchrak, ſie ſchauderte vor dem verbrecheriſchen Gedanken, durch den ſie ihr Vaterland ſchon verrathen zu haben glaubte; doch da drang wieder das ſüße Wunder der Liebe ſo mächtig in ihr Herz ein, daß ein bebendes Entzücken ſie ſchauernd durchſtrömte. Die ganze Macht ſpaniſchen Stolzes, ſcheuer Jungfräulichkeit und töchterlich fürchtenden Gehorſams mußte ſie aufbieten, um die Empfindung ihrer Bruſt zu beherrſchen. Zugleich durchſchlich ſie ein grauendes Ahnen, das ſie aus den

finſtern, bedeutſamen Blicken ſchöpfte, welche ihr Vater mit ſeinen Gäſten wechſelte.

In der That ſahen dieſe einander fragend an, als St. Val die Worte: „Morgen marſchiren wir," ausſprach, und es malte ſich eine unverkennbare Bewegung in ihren Geſichtszügen, aus der ſich ſchließen ließ, daß die Nachricht eine große Wichtigkeit für ſie habe. St. Val bemerkte es, doch erklärte er ſich die Wirkung aus der Urſache des Befehls, die er zwar nicht angegeben hatte, aber in dem Augenblicke vorausſetzte; wenigſtens konnte es den von den Vorfällen in Saragoſſa unterrichteten Spaniern nicht ſchwer fallen, dieſelbe zu deuten. Doch zu ſehr mit ſich ſelbſt und dem Beſtreben beſchäftigt, den Eindruck zu verbergen, den der Befehl auf ihn machte, achtete er nicht ſonderlich auf Vallardos' und ſeiner Gäſte Benehmen. Deſto ängſtlicher beobachtete es Elvira, zumal da ſie auch einige raſch und leiſe gemurmelte ſpaniſche Worte verſtand, die mit beziehenden Blicken begleitet waren: „Alſo Morgen?" „So haben wir hohe Zeit." „Still, geht, — thut keine Frage, rührt keine Miene. Nachher!" — Allein die Männer befolgten dieſe einander gegebenen Winke nicht, ſondern blickten ſich ſo auffallend ſcharf an, als wollte Jeder in den Zügen des Andern ſeine Geſinnung leſen, und Malleros konnte ſogar die mit ſcheinbarer Gleichgültigkeit, aber doch haſtig herausgeſtoßene Frage

nicht unterdrücken: „Morgen alſo brecht Ihr von hier auf? Und um welche Stunde und wohin?“

St. Val hatte zwar keinen beſtimmten Grund, dieſe Fragen nicht zu beantworten, allein theils fiel ihm die Art, wie ſie geſchahen, auf, theils leitete ihn die Stimmung des Haſſes, die müßige Neugier des Fragers, der ſich noch eben zuvor ſo beleidigend gegen ihn geäußert hatte, nicht zu befriedigen; theils fiel ihm aber ganz plötzlich, als er ſchon entſchloſſen war, nicht zu antworten, Verginois' Rapport und zugleich der Gedanke ein, dieſe Nacht könne wol zur Ausführung einer Unternehmung gegen ihn und die Seinigen beſtimmt ſein. So entgegnete er denn kurz: „Es iſt nicht Gebrauch, daß ein franzöſiſcher Offizier über ſeine Ordres ſpricht.“

„Der Wirth des Hauſes erfährt alſo nicht, wann ein Gaſt es verläßt;“ entgegnete Vallardos gereizt.

St. Val wollte ebenſo antworten, doch ein Blick auf Elvira's geſpannte, ängſtliche Züge beſtimmte ihn anders, und er entgegnete: „Was Euch und Euer Haus betrifft, Senner, ſo erſuche ich Euch, dieſen Abend als die Stunde des Abſchieds zu betrachten.“

Elvira bebte zuſammen. So nah war die Trennung — ſie geſchah vielleicht in dieſer Minute für das Leben! — Dankend empfand ſie es, daß ſie ſaß, denn ſie fühlte, ſie würde wanken und ſich nicht aufrecht

zu erhalten vermögen, ſo ſchwer ſank es ihr in die Kniee.

Vallardes und ſeine Gäſte maßen einander ſtumm mit den Augen. „So dächte ich, höben wir die Tafel auf," ſprach er nach einigen Sekunden laſtend ängſtlichen Schweigens, „Ihr werdet Zeit zur Anordnung Eurer Angelegenheiten bedürfen." Damit ſtand er auf, in der ſtolzen Gewohnheit, in ſeinem eigenen Hauſe die Geſetze der Geſelligkeit zu geben. Alles folgte ihm; Elvira mit Mühe. Sie mußte ſich, ſcheinbar nachläſſig, aber aus innerer Entkräftung an den Seſſel halten. Man verbeugte ſich ſtumm gegen einander. — Die Sitte wollte, daß die Frau das Gemach zuerſt verlaſſe; ſo neigte ſich denn Elvira gegen die Männer, ſprach ein halblautes „Gute Nacht" und ging zitternd hinaus, ungewiß, ob ſie St. Val jetzt zum letztenmal ſehe oder nicht. Doch ihre Beklemmung, die Angſt, ihr Innerſtes zu verrathen, die finſtere Gegenwart ihres Vaters und der übrigen Spanier raubten ihr den Muth, auch nur ein einziges Wort zu erwidern.

St. Val ſah ſie gehn; ihr ſtummes Entfernen machte ihn ebenſo beſtürzt. Wären ſie allein geweſen, er hätte ihre Hand ergriffen, ſie zurückgehalten; ſo durfte er nicht. Die Möglichkeit, daß dieſer Augenblick der letzte ſei, konnte er ſo ſchnell kaum faſſen; erſt als ſich die Thüre hinter Elvira geſchloſſen hatte, fiel der

Gedanke faßt mit erdrückender Gewalt auf ſein Herz. Aber es war der letzte Moment geweſen! Denn die Schranken der ſpaniſchen Sitte machten es zu einer Unmöglichkeit für ihn, Elvira in ihren Zimmern aufzuſuchen, zumal in dieſer ſpäten Stunde, — und mit dem früheſten Morgen mußte er aufbrechen, um zu rechter Zeit an dem Punkte zu erſcheinen, wo er mit ſeinen Leuten eintreffen ſollte. Er ſelbſt hatte dieſen Abend als den des Abſchieds bezeichnet — er ſollte ſich alſo von ihr trennen, ohne ihr aus innerſter Seele ein Lebewohl zu ſagen? — An dieſem Gedanken fand er ebenſo wie Elvira erſt das Maß ſeiner Liebe, und der Sturm der dadurch in ſeiner Bruſt aufgeregten Empfindungen überwältigte ihn faſt. Es drängte ihn fort aus der Nähe dieſer verhaßten Männer, die ihm plötzlich zwiefach feindſelig erſchienen, da er in ihnen die entſchiedenſten Gegner ſeiner Hoffnungen erkannte. Raſch abbrechend, empfahl er ſich Vallardos und man ſchied mit kalten Verbeugungen. —

Siebentes Kapitel.

„Habt ihr gehört," rief Malleros mit gedämpfter Stimme, als St. Val hinaus war und die Diener ſich entfernt hatten; „morgen früh iſt es zu ſpät! — Heut muß der Streich ausgeführt werden!"

„Verdammt!" ſtampfte Antonio mit dem Fuße auf, „es iſt noch Alles zu unvorbereitet. Erſt morgen treffen meine Leute ein." —

Vallardos ſtand finſter und ſah auf den Boden. „Was meint Ihr, Don Garcia!"

„Im Kriege herrſcht der Augenblick," begann der Greis, „morgen hätten wir das Unternehmen mit größerem Erfolg ausgeführt, heut wird es gewagter, — aber es muß ſein." —

Vallardos kämpfte einige Sekunden mit ſich ſelbſt, dann ſprach er entſchloſſen: „Ihr habt Recht, es muß ſein. Warteten wir bis morgen, ſo wäre mein Schloß zwar eine ſtarke Feſte der Freiheit geworden, — beginnen wir heut, ſo kann es vielleicht ein flammendes Feuerzeichen werden, daß die Völker ſich mit Macht erheben. Auch das iſt ein Vortheil. Sechshundert

Jahre beſitzen es meine Väter! — Dennoch frage ich nichts danach, ob es zerſtört wird. Alſo heut!"

Der erbitterte Spanier freute ſich faſt dieſes Opfers, weil der Feind immer gehäſſiger, die Sache des Vaterlandes immer gerechter und heiliger wurde, je ſchwerere Prüfungen und Duldungen ſie forderte. Daher ſprach er dieſe Worte mit erhobener Stimme, indem er, die Wahrhaftigkeit ſeiner Geſinnung ſtärker betheuernd, die Hand auf die Bruſt legte und ſtolz umherblickte. —

„Still! Gemach, Senor!" fiel ihm Malleros mit dem Ausdruck der Furcht und Behutſamkeit ins Wort. „Nur nicht ſo laut! Wer weiß, wer uns hört! — Mir däucht, ich hörte die Thür dort leiſe öffnen." Dabei blickte er ſcharf ſpähend in den Hintergrund der tiefen Halle, wo das ſchwache Licht, welches von den im Vordergrunde auf dem Tiſche brennenden Kerzen dahin fiel, Alles in Halbdunkel gehüllt ließ.

„Hier im Schloſſe iſt kein Verräther," ſprach Vallarbos halb unwillig; „die Franzoſen liegen auf dem andern Flügel. Es war Niemand an der Thür!"

„Mir däuchte doch," antwortete Malleros, „jedenfalls kann Vorſicht nicht ſchaden." —

„Nun, ſo wollen wir die Thüre abſchließen," entgegnete Vallarbos, noch empfindlich, daß ſeine begeiſterte Stimmung ſo kleinlich unterbrochen war, „von

den Dienern hat Niemand mehr etwas hier zu thun, und dann gibt es nur diesen Ausgang nach dem Garten." Mit diesen Worten ging er in den Hintergrund und verschloß die Thür.

Doch Malleros hatte sich nicht geirrt, sie war wirklich leise geöffnet gewesen durch Elvira. Von ahnungsvoller Angst getrieben, denn sie hatte die gemurmelten Worte und noch mehr die von Malleros und ihrem Vater über Tische gewechselten Blicke verstanden — war sie aus ihrem Gemach nach dem Saal zurückgekehrt. Als sie sich der nur angelehnten Thür näherte, hörte sie, durch die tiefe Stille des Abends begünstigt, das gedämpfte Sprechen der Männer und schöpfte aus dieser Behutsamkeit neue Ahnungen. Leise öffnete sie die Thür und trat ein in dem Augenblicke, wo Vallardos seinen Entschluß aussprach. Alles überzeugte sie, daß hier eine geheime, furchtbare That im Werke sei, die man ihr, da man ihren entschiedenen Haß gegen alles Meuchlerische und Grausame kannte, verbergen halte. Ein plötzlicher Schrecken ergriff und verwirrte sie; so geschah es beinahe unwillkührlich, daß sie, da Malleros sich umwandte, seitwärts hinter eine der Säulen trat, die im Hintergrunde des Saales drei maurische Schwibbogen trugen, welche als architektonische Verzierungen dienten und mit schweren seidenen Draperien geschmückt waren. In diesem Augenblicke schritt

auch ſchon ihr Vater der Thür zu, um ſie zu ſchließen. So war ſie ungeſehen im Saale eingeſchloſſen, bevor ſie in der Ueberraſchung einen Entſchluß gefaßt hatte. Trat ſie jetzt hervor, ſo erregte ſie den Verdacht, ſchon früher als Lauſcherin gegenwärtig geweſen zu ſein; blieb ſie verborgen, ſo war ihre Lage äußerſt peinlich, bei der Entdeckung beſchämend, vielleicht ſogar gefahrvoll, wenn man ſie für eine ſo entſchiedene Gegnerin der Unternehmung hielt, daß ſie ſich derſelben beſtimmt widerſetzte. Doch es blieb ihr keine Entſcheidung, denn ſie wurde jetzt zu ſchnell mit den Abſichten ihrer Landsleute bekannt und dieſe ließen einer Seele wie die ihrige keine Wahl.

„Nun alſo, wie führen wir's aus?“ ſprach Mallevos, „denn daß es geſchehe, darüber ſind wir einig.“

„Ein ſicherer Bote muß ins Gebirge und die Leute, die in den nahen Felſenhöhlen liegen, ſogleich benachrichtigen. — Bis Mitternacht können ſie hier ſein,“ — ſprach Antonio.

„Gut; dahin kann Nunnez, er iſt alt, aber rüſtig und zuverläſſig,“ entgegnete Vallardos.

„Sobald ſie eintreffen, iſt mein Rath,“ fuhr Mallevos fort, „beſetzen wir die Ausgänge des Schloſſes, damit uns von hier Niemand ins Dorf entkommt. — Wir ſtoßen die Franzoſen auf dem Lager nieder; für den Capitain ſorgt mein Dolch.“

Bei dieſen Worten bebte Elvira zuſammen und ſank faſt in die Kniee. Der ſie erfaſſende Schauder vor der Gräßlichkeit der That und der Schrecken darüber, an wem ſie verübt werden ſollte, preßten ihr einen unwillkürlichen Laut aus, der, wie ſie ihn auch im Entſtehen zurückdrängte, doch hörbar wurde.

„Horch, was war das?“ fuhr Malleros auf und ſah ſich um.

„Ich glaube, Ihr ſeht Geſpenſter;“ rief Vallardes unwillig.

„Ich ſehe ſie nicht, aber mich dünkt, ich hörte ſie!“ entgegnete Malleros und warf ſpähende Blicke rings im Saale umher. — Elvira ſtand regungslos und hielt den Athem an. In ihrer Bruſt wogte der kühne Entſchluß, hervorzutreten und mit der ihr eigenen gebietenden Hoheit zu erklären, daß ſie Alles gehört habe, aber die Meuchelthat nicht dulden werde. Doch ihr Vater entgegnete ungeduldig: „Laßt die Thorheiten und kommt zur Sache. Wenn uns jedes Rauſchen in den Bäumen draußen unterbrechen ſoll, verſtreicht die Zeit und wir kommen nicht zum Zweck.“ —

So wurde die Gefahr der Entdeckung von Elviren wieder abgewandt und ſie beſchloß, nun die äußerſte Nothwendigkeit abzuwarten, bevor ſie zum Aeußerſten der That ſchritte.

„Gut denn,“ fuhr Malleros fort, nachdem er noch

einige unruhig ſpähende Blicke umhergeworfen hatte: „alſo St. Val nehme ich auf mich!“

„In ſeinem Vorzimmer ſchläft ſein Diener!“ wandte Vallardos ein.

„Ich klopfe leiſe; wenn er öffnet, wird er niedergeſtoßen, bevor er einen Laut von ſich geben kann; ebenſo, hoffe ich, wird es mit dem Herrn gelingen. Dann überfallen wir mit dreißig entſchloſſenen Leuten die Franzoſen, welche im Schloſſe liegen, ebenfalls in ihren Zimmern.“

„Es ſtehen zwei Wachtpoſten aus,“ — bemerkte Vallardos.

„Die fallen zuerſt.“

„Und wenn ſie Lärm machen, Feuer geben? Wenn ſo der Allarm ins Dorf kommt?“

„So ſind wir doch noch ſchnell genug dort,“ fiel Walberos ein; „aber es wird nicht geſchehen, darüber ſeid unbeſorgt. Ich hoffe, wir würgen ſie Alle im tiefſten Schlaf und ſie fahren ohne Beichte, ohne einen Gedanken an die Gnade Gottes zur Hölle!“

Elvira ſchauderte zuſammen. Sie kämpfte einen furchtbaren Kampf, — denn ſie mußte ihr Vaterland oder die urſprünglichſten Geſetze der Menſchlichkeit verrathen. Einen Entſchluß zu faſſen vermochte ſie nicht — ſie blieb ſtumm und erwartete bebend, was ferner vorgehen werde.

„Wenn uns das auch im Schloſſe glückt," erwiderte Ballardos, „im Dorfe wird es doch unmöglich ſein. Erſt morgen ſollten die Bewohner unterrichtet werden; heut iſt es zu ſpät, ſie liegen ſchon im Schlaf. Werden ſie nicht glauben, daß man ſie ſelbſt überfällt?"

„Bah! Laßt mich ſorgen! Ich denke, auch aus dem Dorfe ſoll Niemand entkommen. Die Ausgänge beſetzen wir mit ſtarken Abtheilungen; was einzeln flüchten will, wird dort aufgefangen und fällt."

„Starke Abtheilungen!" rief Ballardos ſpöttiſch, „wo habt Ihr denn ſtarke Abtheilungen? Wenn wir im Ganzen funfzig Leute zuſammenbringen, ſo iſt es das Höchſte. Morgen ließe ſich Euer Plan ausführen, denn wir wären dreihundert Mann ſtärker und hätten Artillerie!"

„Wenn wir ihn mit Muth angreifen," verſetzte Malleres, indem er das Wort Muth beleidigend betonte, „ſo gelingt er auch heut!"

„Muth? Muth!" rief Ballardos zweimal ingrimmig und richtete ſich empor wie ein alter Löwe. „Wer zweifelt an Ballardos' Muth?"

„Niemand, bei der heiligen Jungfrau!" entgegnete Malleres im entſchuldigenden Ton; doch Ballardos ſchien ihn nicht zu hören und fuhr fort: „Muth? Ich zähle fünfundſechzig Jahre, und war der Erſte in Navarra, der ſich zu Roß ſchwang und die Waffen ergriff.

Wer hat Vallardos jemals zittern ſehen? Er hat keine Söhne, ſein Name erliſcht mit ihm, dennoch ging er überall voran, wo Männer dem Tode begegneten. Söhne werden ſeinen Namen nicht fortpflanzen, aber die Töchter Vallardos' haben mehr Muth als die Söhne der edelſten Heldengeſchlechter Spaniens! Auch die Töchter des Vallardos zittern nicht, und ich, — Muth? — Muth!"

Vallardos ſprach die Unwahrheit; Elvira bebte bis ins innerſte Herz.

„Wer hat an Euerm Muth gezweifelt?" ſprach der Greis Antonio begütigend.

„Laßt uns die koſtbare Zeit nicht durch einen Zwiſt über Mißverſtändniſſe verlieren. Verfolgen wir unſre Plane weiter!" Malleros ſchwieg, auch Vallardos blieb einige Augenblicke ſtill, dann war er gefaßt und fuhr fort: „Wenn ich Euch Einwürfe mache, ſo geſchieht es nicht aus Muthloſigkeit, ſondern um uns des Erfolges möglichſt zu verſichern; nur ein Thor unternimmt Dinge, deren Wirkung und Ende er nicht abſehen kann. Was wollt Ihr mit funfzig oder ſechzig Leuten im Dorfe ausrichten, wo über zweihundert Mann je zu zwölf und zwanzigen in den großen Gehöften liegen?" Malleros erwiderte: „Ich werde die Mannſchaften theilen, mit der Hälfte die Hauptausgänge beſetzen, mit der andern die Bauerhöfe einzeln nacheinander

umstellen, die Wirthe durch leises Anpochen herausrufen und dann im Schlafe Alles morden lassen."

„So wähnt Ihr," entgegnete Vallardos, „daß die ausgestellten Wachen der Feinde keine Lärmschüsse thun werden, daß nicht beim Ueberfallen der ersten Hütte ein Getümmel entstehen müsse, welches Alles ringsum in Aufruhr setzt! — Und wenn alsdann die Feinde die Uebermacht gewinnen?" —

„Beim unvermutheten nächtlichen Ueberfall sind funfzig eine Uebermacht gegen zweihundert," antwortete Malleros.

„Im freien Felde, im Lager, ja. Hier nicht. Ihr mögt ein Viertel, ein Drittel tödten, dann aber werden die Andern schon zu den Waffen gegriffen haben und sich auf den Allarmplätzen sammeln. Sie werden das Dorf in Brand stecken, und bevor wir uns hier im Schloß verstärken, ist die Nachricht in Pampelona und die Truppen hier. — Das sind die Folgen; ich kenne sie. Allein ich habe Muth genug, sie nicht zu scheuen, wenn Ihr glaubt, daß die Flammen dieses Schlosses das Feuerzeichen zum Völkeraufstande in ganz Navarra werden können. — Wenn nicht, so ist die Ermordung einiger Hundert Mann ein zu unbedeutender Gewinn für das aufs Spiel gesetzte Ganze, und ich rathe lieber dazu, das ganze Vorhaben aufzugeben und eine andere

Gelegenheit zu einem entſchiedenen Schlage abzuwarten. — Nun alſo, was meint Ihr?“ —

„Ganz Navarra wird ſich waffnen, wenn ſolche Heldenthat die Bahn bricht,“ rief Malleros, „Ihr erwerbt Euch unſterblichen Ruhm!“

„Ich will nicht Ruhm, ich will nur Verdienſte um das Vaterland erwerben!“ ſprach Vallardos mit erhabener Geſinnung.

Elvira ſchöpfte Hoffnung: „Allmächtige Jungfrau,“ betete ſie ſtill, „wende ihren Vorſatz!“

Doch Malleros, dem vorzüglich die perſönliche Rache an St. Val, den er halb ahnend auch als ſeinen Nebenbuhler bei Elviren betrachtete, anſpornte, rief mit neuem Eifer zu der That auf. Antonio und Garcia erklärten auch, das Unternehmen ſcheine ihnen heilſam für das Vaterland. So hob denn Vallardos die Rechte feierlich empor und ſprach: „Wohl denn; es iſt beſchloſſen! Bei meinen Vätern ſchwöre ich euch, jetzt auch die äußerſte Kraft ans Werk zu ſetzen und vor keiner That noch Gefahr zurückzubeben. Schwört ihr desgleichen!“ Sie reichten einander die Hände und ſchwuren. „Kein Mitleid, keine Milde! Tod jedem Feinde, Jedem, der es mit dem Feinde meint, jedem Verräther!“

Elvira ſchauderte zuſammen; es wurde Nacht vor ihren Sinnen; ermattet lehnte ſie das Haupt gegen die Säule, hinter der ſie ſtand. —

„So eilt jetzt zur That," befahl Vallardos. „Ich werde Nunnez absenden; verständigt ihr euch mit den Eurigen."

Nach diesen Worten gingen sie durch die Thür nach dem Garten hinaus und zerstreuten sich auf verschiedenen Wegen.

Elvira wankte hervor; ermattet sank sie in einen Sessel. Hier brach sie in brennend strömende Thränen aus, — denn jetzt erkannte sie ihr Herz ganz, jetzt fühlte sie die Uebermacht der Liebe! Wo war die hassende Spanierin? Wo die heldenmüthige Freude über jede kühne Rachethat ihres Volkes? Nur ein Verbrechen, ein schwarzes, abscheuweckendes Verbrechen sah sie in Malleros' Rath und Unternehmen! Unwürdig, feig, verächtlich schien es ihr. Es sollte nicht vollzogen werden! — Doch wie vermag sie es zu hindern, ohne ihren eigenen Vater der Rache preiszugeben? Und wird sie nicht eine Verrätherin an ihrem Vaterlande, wenn sie die Plane zur Vernichtung des Feindes hemmt? — Ach und endlich geschehe die That, geschehe sie nicht, das Eine ist unwiederbringlich wahr, ihr Herz ist zerrissen, zermalmt von der furchtbaren Hand des Geschickes!

Doch die Flügel der Minuten sind pfeilgeschwind, das Verderben bricht urplötzlich, mächtig herein; ihr Entschluß fordert eine schleunige Vollführung.

Elvira eilt in ihr Gemach. Es iſt unmöglich für ſie, St. Val noch zu ſprechen, ohne die Sitte Aufſehen erregend zu verletzen, oder Alles auf ein gefährliches Spiel zu ſetzen. Sie beſchließt ihm zu ſchreiben; haſtig ergreift ſie die Feder:

„Die Mitternacht droht Gefahr. Wachſamkeit entfernt ſie nicht. Der Lohn dieſer Warnung ſei Großmuth. Edler Sinn hindert die That, damit er ſie nicht zu rächen brauche. Dieſe Hoffnung bleibt der einzige Troſt eines im Zwieſpalt der Pflichten kämpfenden, tief zerriſſenen Herzens.“

Sie betrachtete das Blatt lange; es zitterte in ihrer Hand, Thränen umdunkelten ihr den Blick. — „Ja, er wird mich verſtehen, ich kann nicht zweifeln,“ rief ſie aus; er muß errathen, von wem die Warnung kommt! Mehr bedarf es nicht, um ihn zu beſtimmen, durch offenkundige Wachſamkeit das ganze Unternehmen im Vorſatz zu erſticken, ſo daß nur ſeine Rettung, nicht das Verderben irgend eines Andern daraus erfolgt.

Sie wickelte das Blatt um ein kleines Alabaſtertäfelchen und ging nun in den Garten hinab, um es ſelbſt in St. Val's offenes Fenſter zu werfen.

Ein tiefer Schatten bedeckte die Terraſſe; dennoch ſchien es ihr bei dem ſchwachen Sternenſchimmer, der durch die Kronen der uralten Kaſtanien blitzte, als ob zwei dunkle Geſtalten ſich unter den hohen Laub-

gewölben auf und nieder bewegten. Sie täuſchte ſich nicht: es war Verginois mit der artigen Sandetta, der hier luſtwandelte und das leichtſinnige Mädchen mit ſüßem Liebesgeſchwätz zu bethören ſuchte. Elvira meinte, es könne ihr Vater oder Malleros mit einem der andern Freunde ſein, und hielt ſich, um ſich ſelbſt nicht zu verrathen, in verborgener Entfernung. Endlich hatte Verginois das Mädchen beredet, ſie auf einem Spaziergange tiefer in den Garten hinein, wo keine Ueberraſchung ſie ſtören könne, zu begleiten. Sie hatte lange gezaudert, denn ſie fühlte die Schwäche ihres Herzens, den lockenden Worten Verginois' gegenüber, und das Schloß erſchien ihr wie ein ſtummer Wächter und Beſchützer ihrer Ehre, wie ein Zufluchtsort ihrer halb beſiegten Tugend, wenngleich ſie andrerſeits ebenſo fürchtete, daß einer der Bewohner der plötzliche Zeuge und Entdecker ihres Liebeshandels werden könnte. Doch jetzt hatte die glatte franzöſiſche Zunge der Ueberredung ihr bang lüſternes Herz zu ſchmeichelnd umſtrickt; ſie folgte halb unwillkürlich.

Elvira hatte längſt auf die Entfernung beider Geſtalten gebarrt, da ſie ſich nur in der Nähe von St. Val's Fenſtern bewegten, was ihre Vermuthung feindſeliger Abſichten angſtvoll verſtärkte. Scheu umherblickend, doch haſtig, eilte ſie jetzt näher, tief in den dunkeln Schatten der Kaſtanien und der Lorbergebüſche

geſchmiegt. Jetzt ſtand ſie unter St. Val's Fenſter, das in mäßiger Höhe über der Terraſſe lag; es war Licht im Gemach, ſie ſah einen Schatten ſich hin und her bewegen; dann wurde Alles ruhig. Der Zeitpunkt war günſtig. Ein oberer Fenſterflügel ſtand offen; ſie warf den Brief hinein, hörte ihn auf den Boden fallen und eilte nun ſchnell in die Gebüſche zurück.

Achtes Kapitel.

St. Val hatte durch die seltsamen Aeußerungen, Winke und Blicke, die er in Verbindung mit Verginois' Beobachtungen brachte, aufmerksam gemacht, für nöthig gehalten, allgemeine Vorsichtsmaßregeln zu treffen, wiewol er sich gegen nichts Bestimmtes waffnen konnte. Unmittelbar von der Abendtafel war er ins Dorf gegangen, wo er die Leute zusammentreten ließ, ihnen die Marscherore bekannt machte, den schon durch Verginois gesagten Befehl zur Verdoppelung der Posten wiederholte und überdies anordnete, daß in den einzelnen Quartieren immer ein Mann Wache hielte, die Uebrigen sich nicht entkleiden, sondern die Waffen gleich zur Hand haben sollten. Um sich von der Ausführung seiner Befehle zu überzeugen, machte er mit einer Patrouille von etlichen Mann die Runde und untersuchte alle ausgestellten Posten. An einer kleinen Pforte am äußersten Ende des Gartens entließ er die Leute und ging allein durch die düstern Cypressen- und Kastaniengänge zurück. — Er hörte heftige Schritte in der Ferne, ahnend stand er hinter einen Baum

gedrückt still; es gingen drei in schwarze Mäntel gehüllte Männer eilig vor ihm vorüber, die er zwar nicht erkannte, sie jedoch nach den Verhältnissen der Größe und Gestalt für die drei Abendgäste hielt. „Hm, hier hinaus? so spät?" dachte er. — „Das kann nicht ohne Bedeutung sein." Er überlegte noch, ob er ihnen leise nachgehen oder nach dem Schlosse zurückkehren sollte, als abermalige Schritte ihn aufmerksam machten.

Diesmal erkannte er seinen Mann an dem schweren Gang und Athem; es war der alte grimmige Hasser der Franzosen, Nunnez, der, soviel seine Jahre es zuließen, hastig den dunkeln Pfad daher kam. Diesem folgte St. Val in geringer Entfernung; Nunnez ging durch die kleine Gartenpforte, durch welche St. Val eben hereingekommen war, wandte sich aber alsdann nicht nach dem Dorfe, sondern rechts den Bach hinauf, wo der Steg hinüberführte, der zu dem Felsen leitete, auf welchem Verginois am Morgen die navarresischen Rothmützen gesehen hatte.

Es gehörte nur eine geringe kriegerische Combinationsgabe dazu, um aus diesen Anzeichen Vermuthungen zu bilden, die der Wahrheit ziemlich nahe kamen. Kein Zweifel mehr für St. Val, daß ein Ueberfall im Werke war. Dies bestimmte ihn auf der Stelle, noch andere, entschiednere Maßregeln zu treffen. Er kehrte um, ging bis zu dem nächsten Doppelposten und sandte

von dort aus einen Mann mit dem Befehl ins Dorf, daß die Mannſchaften ſogleich antreten und ganz in der Stille vor das Schloß rücken ſollten, wo ſie weiteren Befehl empfangen würden. Jetzt kehrte er raſchen Schrittes zurück, um ſich ſelbſt und die Leute im Schloſſe auf alle Fälle bereit zu machen.

Das drohende Kriegsabenteuer machte dem der Gefahr gewohnten, umſichtigen Führer indeſſen nur eine geringe Sorge gegen die Empfindungen, von denen ſein Herz im Tiefſten erfüllt war. Er dachte nur an Elviren! Die Hälfte ſeines Lebens hätte er darum gegeben, noch eine Stunde mit ihr allein zu ſein, ihr ſein ganzes Herz zu enthüllen. Ja er dachte kühner; denn er wiegte ſich mit der Hoffnung, daß ſeine Liebe ſie beſiegen, daß er ſie zur Seinigen machen werde, mit wie feſten Banden tauſend andere Pflichten ſie umklammerten und von ihm zurückzogen. Es war jene Zeit die des Außerordentlichen; kein Plan erſchien zu kühn, keine Größe unerreichbar. Im großen Würfelſpiel des Krieges konnte Jeder in der nächſten Minute den entſcheidenden Glückswurf thun. St. Val fühlte etwas von dem kühnen Geiſte in ſich, der hoher Ziele im Voraus gewiß iſt, wenn er gleich die Mittel und Pfade, ſie zu erreichen, noch nicht deutlich vor ſich ſieht. — „Dein kann ſie, muß ſie werden," dachte er, „ergreife nur jetzt den Augenblick, ſie an dich zu ziehen,

daß ſie nicht mehr zurückkann! Gewinne, erſtürme ihr Herz zu einem einzigen kühnen Schritt! Und wenn ſie unzählige Bande zerreißen muß — kann es denn lange währen? Dieſer Krieg, der die Kluft zwiſchen uns aufreißt — noch ehe die Ernte dieſes Sommers reift, iſt er beendet und Spanien fügt ſich der Nothwendigkeit. Hat das ganze Land weichend nachgegeben, ſich dem Schickſal gebeugt, wie will dann der Einzelne noch Widerſtand leiſten? Die Flamme des Haſſes wird erlöſchen, ihr dunkler Nachrauch verweht werden im Sturm der Jahre; Ballardos wird der Tochter, deren Pfad er nicht mehr beſtimmen kann, folgen, — Alles wird ſich ausgleichen, fügen, — doch jetzt iſt der Augenblick, das Steuer meines Lebensglückes raſch und entſchloſſen einem kühnen Ziel zuzuwenden."

In dieſem Gedanken ging er vor ſich hin und überlegte, wie er ſeinen Plan ausführen könnte; er dachte an ſtürmende Ueberredung, an Entführung, im äußerſten Fall an gewaltſamen Raub der Tochter als Geißel für die Unternehmungen des Vaters. Doch Alles waren unbeſtimmte, dunkle Pläne ohne feſte Geſtalt, weil ihnen der Boden fehlte, um den Fuß zu einem erſten Schritt feſt aufzuſetzen, die Möglichkeit, Elvira zu ſehen und zuerſt ſich ihres Wollens geiſtig zu bemächtigen.

Da rauſcht es neben ihm, er blickt auf, Elvira ſteht vor ihm.

Beide ſtanden im erſten Augenblick, von Erſtaunen gefeſſelt, ſprachlos einander gegenüber. St. Val faßte ſich zuerſt und ſprach: „Elvira, darf ich meinen Blicken trauen? Sie hier in tiefer Nacht allein? Welche Pfade wandeln Sie?“ Er ergriff bei dieſen Worten ihre Hand und fühlte, daß ſie heftig zitterte.

„Ich ging,“ begann ſie verwirrt, „um noch einige Augenblicke der lauen Sommernacht zu genießen; Alles blüht und duftet ſo überſchwenglich und zittert im magiſchen Sternenlicht.“

„Auch Elvira zittert,“ entgegnete St. Val, indem er ihre Hand ſanft und zärtlich drückte; „iſt meine unvermuthete Begegnung Schuld daran? — O wie ſüß iſt dieſes Zagen, mit welchem Entzücken durchſtrömt es mich! Ich glaubte nicht, daß Elvira, die Heldin, die ich bewunderte, ſo bewegt ſein könne; ſie ſteht bebend vor mir und ich liege beſiegt zu ihren Füßen, als ob die blitzende Waffe über meinem Haupte ſchwebte.“

Elvira fühlte ſich in der Schwäche ihres Geſchlechts; im Kampf hätte ſie, wie vor wenigen Wochen, ohne zu zagen, vor dem Gegner geſtanden, jetzt empfand ſie, daß der Mann Sieger des Weibes wurde. St. Val's anfangs faſt gekünſtelt ſchmeichelnde (weil er ſelbſt überraſcht und nicht ſogleich ſicher war, wie er

handeln wollte), dann ſanft, aber immer tiefer in ihr Herz dringende Worte umwoben ſie mit einem ſüßen, unzerreißbaren Geſpinnſt; ſie ahnte die Gefahr, doch die Kraft, ihr zu entfliehen, verſagte ihr. Ihm dagegen wuchſen, wie er aus dieſem verſtummenden Beben ſeine ſiegende Uebergewalt erkannte, die kühnen Schwingen der Hoffnung und Unternehmung.

„O Elvira," begann er, „es iſt eine gütig leitende Hand des Schickſals, die uns heut noch auf dieſem dunkeln, einſamen Pfade zu einander führt! Sonſt hätten wir uns leicht niemals wiedergeſehen! Der dämmernde Morgen ruft mich von hier hinweg; nicht fern aber doch unerreichbar weit. Und im Kriege wechſeln die Looſe raſch; jeder Tag würfelt um Siegesglück und Todesopfer, wer weiß, was mir zufällt, bevor dieſe Sterne wieder ſo ſanft und klar ſchimmern! Elvira! Eine göttliche Hand webte dieſe heiligen Minuten des Scheidens in den Kreislauf unſers Lebens ein. O, ich erkenne dieſe Wohlthat und würde ſie doppelt fühlen, wenn auch Elvira ſich ihrer freute."

Indem er fort dringend ſprach, im Feuer, welches die Liebe und der günſtige Augenblick anfachten, blieb Elvira ſtumm und ihr Herz verſchloß ſich immer tiefer in ihrer Bruſt. Er hielt ihre Hand in der ſeinigen; da fühlte er, daß heiße Tropfen ihrem Auge entſtrömten. Dieſes ſtumme Geſtändniß war mächtiger als

alle Worte, und ſein kühnes Wünſchen ſchwang ſich plötzlich auf die Gipfel des Gelingens.

„Elvira!“ rief er aus und ſchlang ſeinen Arm um die hohe Geſtalt, „dein banger Schmerz ſoll ſich in ſüße Seligkeit verwandeln; hier iſt die Stelle, wo deine Wunde heilt! Geliebte! Habe nur den Muth, es zu ſein, und unſer Glück iſt unendlich!“

Alle Kräfte ihrer hohen Seele, ihres ſtarken, ſtolzen Sinnes, das edle Gold ihrer Vaterlandsliebe, der reine Diamant ihrer Jungfräulichkeit, — Alles ſchmolz weich und ermattend zuſammen in den Feuerwogen der Liebe, die ihre Bruſt durchwallten. Sie fühlte das Verbrechen ihrer Glut, die Gefahr, das Unrecht des Augenblickes; allein ſie vermochte dem übermächtig drängenden Strom der Gefühle keinen Damm des Entſchluſſes mehr entgegenzuſetzen. St. Val's Flamme war weder ſo gewaltig, noch ſo rein, doch ſtark genug, ihn zu kühneren Entſchlüſſen zu beſtimmen und, auch wider Willen, in einer gefährlichen Bahn fortzureißen. Er preßte die Lippen glühend auf Elvira's bleichen, geſchloſſenen Mund, der ihm nur ein leiſes Ach ſeufzend entgegenhauchte. Sie bebte ſüß ſchauernd in ſeinen Armen, die Kniee ſanken unter ihr ein, er mußte ſie faſt tragend zu einem nahen Raſenſitz an dem Stamm einer breitäſtigen, weithin überſchattenden Kaſtanie leiten. Dort lehnte ſie, neben ihm ſitzend, das Haupt

müde mit seliger Innigkeit an seine Brust, und dort erst fand sie mühsam wenige Worte, um die Tiefe ihres Herzens gegen ihn auszusprechen. „O Theurer,“ begann sie, „wohin reißt mich dein verwegenes Thun! Welche Kluft sprengen die Geschicke der Völker zwischen uns auf! Keine Kraft eines Einzelnen trägt da hinüber!“

„Vergiß sie!“ rief er kühn, „vergiß die Völker, ihre Kriege, die Welt der Feindseligkeiten, — wie ich sie vergessen. Unerschütterlich vertrauend, mit geschlossenem Auge wirf dich mit mir in die gähnende Schlucht, dann wird ein mächtiger Gott uns auf seinen Schwingen hinübertragen!“

Sie schwieg, schmiegte sich aber dem Flammensturm seiner Küsse halb entgegen, als ob sie durch dieses stumme Zeichen das Ja zu seinen Worten sprechen wolle. St. Val deutete es so. — Er zog sie fester und fester an sich; ihr entschwanden die Sinne in dem ersten seligen Rausch der Liebeswonnen; trunken, betäubt hing sie an seinem Arm; und wie er ihren Leib umschloß und trug, so fühlte sie, daß jetzt ihr ganzes Geschick in seiner Hand ruhe und er sie mit sich reiße — ins Paradies oder in den Abgrund. — Sie schloß das äußere Auge wie das innere; nichts zu sehen und zu wissen als seine Liebe, war jetzt ihre einzige Rettung. Vergangenheit und Zukunft verschleierten sich

dicht; es gab nur eine Gegenwart. Sich ihrer unbestimmten Dauer willenlos hinzugeben, mit verhülltem Blick in der Umarmung des Geliebten über dem Abgrund zu ſchweben, ungewiß, ob ſie im nächſten Moment zerſchellt auf dem Grunde liegen werde, oder ob ſanfte Fittige eines wohlwollenden Geſchickes ſie hinübertrügen nach dem jenſeitigen ſchönen Ufer, hinauf zu den Räumen glückſeliger Geſtirne — das war der Traum ihrer Seligkeit!

So hörte ſie es denn nicht, wie der finſtre Todtenfluß des Unheils unter ihren Füßen grollend brauſte und den Boden unterhöhlte. Denn er wühlt ſich durch den engſten Spalt der Schuld ſchnell hindurch und reißt das breite, ſchwarze Thor des Verderbens auf! — —

Elvira empfand es nicht, — ſelbſt St. Val ahnte es nur, — wie ſich die reine Flamme der Liebe düſter und düſtrer färbte, weil die ſchwarze Geſtalt der Verſuchung ſich dahinter verbarg und mit dämoniſcher Freude verdunkelnde Tropfen des ſüßen unheilvollen Giftes in die Glut träufelte.

Sie rollten wie geſchmolzenes Erz durch die Adern und jagten die ſchlummernden Mächte der Sinnenwelt auf! Sie flammten und blitzten, glühten und ſtürmten in Blut und Nerven! — —

Du ſchöner tiefblauer Nachthimmel des Südens,

voll reiner blinkender Sterne — geſchieht denn das Entſetzliche auch unter deinem Gewölbe? — und ziehen nicht warnende, ſchwere Wetter herauf, die mit donnernder Mahnung das Herz emporſchrecken, bevor auf der Rieſenglocke der Schuld das „Zu ſpät" mit zerſchmetterndem Schlag erdröhnt? — Ihr lächelt, o ihr Sterne? Lächelt ihr, weil alle Schuld zu tief unter euch liegt, oder weil die ſchwerſte endlich droben bei euch verſöhnt wird? Oder lächelt ihr höhnend? — Heuchelt ihr wie der laue, blütenſchwere Hauch der Lüfte, der ſich mit einwiegendem Koſen um Bruſt und Wange ſchmiegt, um mit ſeiner ſüßen Lockung zu vergiften? — Nachtigall, Verführerin in dem dunkeln Lorbergebüſch, halt ein mit deinen ſchmelzenden, weich auflöſenden Tönen! — Du einziger holder Warner, freundlicher Mond, reiner Freund des reinen Glücks, weshalb zögerſt du hinter dem ſchwarz aufgethürmten Gebirge? Hebe dein Haupt über die Felſen empor und richte das klare, keuſche Auge auf die Unſelige, — ſie wird erbeben, erkennen — — — —

„Wie heiß — wie glühen mir Stirn und Wangen — wie pocht meine ſchwellende Bruſt!" ſeufzte Elvira erſchöpft auf, „o, nur ein kühles Lüftchen der Erquickung!"

Im Myrthenhain hinter ihnen rauſchte ein Springbrunnen, — Elvira wankte, von St. Val geleitet, dahin.

Ihr Fuß ſchritt auf weichem, ſchwellendem Raſen, — eine dunkle Laubgrotte nahm ſie auf, — tiefſte Stille und Abgeſchiedenheit ringsumher. — Das Waſſer des Springbrunnens ſammelte ſich in einem Marmorbecken; Elvira kniete an dem Rande nieder und netzte ſich mit der eingetauchten Hand die Schläfe und die Wangen!

St. Val hatte den Arm um die Hinübergebeugte geſchlungen und hielt ſie zurück; er ſah ihr Bild einem Schatten gleich in dem dunkeln, ſtillen Spiegel des Waſſerbeckens von den herabflimmernden Sternen umglänzt.

Sehnſüchtig zog er ſie wieder zu ſich empor und drückte ihr neue brennende Küſſe auf die eben erfriſchten Lippen und Wangen. Sie ſchwankte mit ihm weiter, tiefer durch die dunkeln Myrthenwölbungen, wo kaum der Strahl einzelner Sterne ſich durch das dicht verſchlungene Laub ſtahl. Ein ſchwellender Moosteppich ſchmeichelte dem Fuß bei jedem Schritt, Nachtveilen dufteten herauf, immer dichter wob das Dunkel ſeine Schleier, — der Springquell murmelte leiſe hinter ihnen, — ein Nachthauch flüſterte durch die Wipfel und trug neue berauſchende Blumendüfte auf ſeinen Schwingen heran — eine überſelige Beklemmenheit umdrängte die Bruſt — Elvira bebte wie das zitternde, bewegte Laub — plötzlich ſank ſie, überwältigt von den dunkeln Gewalten in ihrer Bruſt, halb ohnmächtig in

die Kniee, — St. Val empfing ſie in ſeinen Armen, — er mußte ſie leiſe auf das weiche Moos gleiten laſſen — er kniete neben ihr nieder — weinend ſchlang ſie beide Arme um ſeinen Nacken, drückte das Antlitz innig gegen ſeine Bruſt — er umfaßte ſie mit unausſprechlichem Gefühl, — ſeine Küſſe trockneten ihre Thränen, ſogen die Seufzer ihrer bebenden Lippen auf — in der ſtummen, unauflöslichen Umarmung ſchwanden ihre Sinne in ſeliger Betäubung! — — —

Neuntes Kapitel.

Virginie hatte die kleine ſchwarzäugige, ſchwarzlockige Sanchetta mit ſüßen flatternden Schmeichelworten und noch ſüßeren Liebkoſungen, die ſie nur verſtohlen duldete und nur ſcheinbar abwehrte, ganz umſponnen. „Parbleu,“ ſchwur er ſich, „dieſe Feſtung mußt du einnehmen! Wie, keine Mauer, kein Wall widerſteht den Söhnen Frankreichs, und ein ſpaniſches Mädchenherz wäre nicht zu erobern? — Pah! Wir wollen ſehen! Wenn ich will, marſchirt die Kleine als Vivandiere mit und geht mit uns bis an den Südpol!“ —

Doch über ſein verliebtes Abenteuer vergaß der Sergeant nicht ſeinen dienſtlichen Auftrag. Er war eben im beſten Zuge, die verliebte Sanchetta, faſt ohne daß ſie es merkte, über Das, was vorgehen ſollte, auszuforſchen, als Elvira's Erſcheinen auf der Terraſſe — um ihr warmendes Blatt in St. Val's Fenſter zu werfen — ihn ſtörte. — Er erkannte ſie, die ſich im hellern Raum bewegte, ſehr gut und zog ſich deshalb mit Sanchetta, die anfangs flüchten wollte, immer tiefer unter das Dunkel der Bäume zurück. Die Kleine

ſah ſich auf dieſe Art immer mehr von ihrer Zuflucht, ihrem Schild, dem bewohnten Schloſſe, abgeſchnitten, konnte es aber nicht mehr hindern. Sie hatte einen unerlaubten Schritt gethan, der zweite wurde ihr aufgedrungen, um den erſten zu verbergen. Selbſt vor ihrer alten ſtrengen Baſe Xaveria, ja vor ihrem Großvater, dem Eiſenkopf Nunnez, hätte ſie ſich nicht ſo geſcheut wie vor der Donna Elvira, deren hohes, jungfräuliches Weſen der Schuldbewußten als ein viel ſtrengerer, unbeſtechlicher Richter erſcheinen mußte wie der äußerliche Zorn, den ſie von der Baſe und dem Großvater zu erwarten hatte. Als Berginois ihr daher zuflüſterte: „Die Sennora — komm, mein holdes Täubchen, laß uns ihr aus dem Wege gehen, denn den ſchlängelnden Gang zwiſchen den Lorbergebüſchen hinab" — da fühlte ſie zwar, wie ſie ihren Fehler vergrößere, die Gefahr vermehre, doch ſie wagte nicht zu widerſtreben, wenngleich ſie ſich jeden Schritt abſchmeicheln und abdringen ließ, indem ſie immer hoffte, Elvira werde ſich entfernen und ſie könne dann in die Nähe des Schloſſes zurückkehren. — Sie umflatterte auf dieſe Weiſe ſchon ſeit mehreren Tagen die verbotene ſüße Frucht der Liebe wie ein Nachtſchmetterling die Flamme, — ſcheu, im Kreiſe, immer fliehend und immer wieder näher kreiſend, bei dem leiſeſten Verbrennen zuckend, dennoch nicht im Stande der mächtigen Gewalt,

den der Schein der Kerze übt, zu widerſtehen — bis der letzte Verſuch das gefährliche Spiel trübſelig endigt.

„Nein, Verginois," flüſterte ſie ängſtlich, als das dunkle Lorbergebüſch ſie umfing und er kühner den Arm um ihren ſchlanken Leib legte, „nein, Verginois, hierher nicht. Hier iſt der Garten ſo finſter, daß ich mich fürchte!" Sie blieb ſtehen.

„Kleines, ſchüchternes Vögelchen," antwortete Verginois und ſuchte ſie mit dem rechten, ſie umfaſſenden Arm weiter zu ziehen, während er ihr mit der linken das Kinn ſtreichelte. „Du fürchteſt dich? Und ich bin bei dir? Du wäreſt nicht ſo ſicher, wenn Sanct Jago an deiner Seite ginge!"

„Heilige Jungfrau! — Verginois! Du läſterſt den Heiligen! — Gleich geh von mir!"

„Ich den Heiligen läſtern? lieber wollte ich glühendes Blei in den Mund nehmen! Alle Ehrfurcht vor St. Jago! Es iſt ja mein Schutzpatron, denn ich heiße auch Jacques — aber ich wollte ihn nur als den tapferſten Heiligen in der Welt bezeichnen! — Nun, fürchteſt du dich noch?" —

Sanoretta ſchwieg. Sie zitterte ein wenig, aber es war nicht Furcht, ſondern eine ſüße Beklommenheit. Und ſie widerſtrebte nicht, daß Verginois den Arm feſter um ſie legte und ſie im Geben auf die

Wange küßte. — So ſtreifte er wol eine Stunde mit ihr im Garten hin und her, bis ſie ſich allmälig weit vom Schloſſe entfernt hatten. — Verginois, der nur auf dem Marſch munter zu Fuß war, im Garten aber lieber mit Sanchetta auf einem ſtillen Plätzchen geſeſſen hätte, ſuchte ſeinen Weg nach einem Sitz zu lenken. Da hörte er den Springbrunnen in ſeiner Nähe und ging darauf zu. —

„Ein artiger Platz! — Hier müſſen wir ein wenig ſitzen, Sanchetta," rief er leiſe und ging auf einen Raſenſitz zu, der ſich an der Felswand hinzog. „Hier ſitzen? Auf dem äußerſten Fleck des Gartens? — Das würde ſich ſchicken," antwortete Sanchetta. „Wenn das die Baſe Xaveria wüßte!"

„Die Baſe Xaveria?" fragte Verginois. „Glaubſt du, daß ſie in ihrer Jugend nicht gern im Mondenſchein auf dem Raſen geſeſſen hat? — Komm, Sanchetta, dein Freund wird müde, er hat nur noch etliche Stunden vor ſich, ſo muß er aufbrechen! Du ſiehſt, er muß ruhen." —

„Gut denn, — laß uns nach dem Schloſſe zurück! — Ich ſchlüpfe hier rechts durch das Gebüſch, du gehſt den großen Weg!" — Dabei wollte ſie ſich aus ſeinen Armen losmachen.

„Mein Täubchen! Könnteſt du ſo grauſam ſein? Nun erſt fällt mir Alles ein, was ich dir zu ſagen

hätte. Es ſind tauſend wichtige Dinge! Setze dich her, Sanchetta! Nur ein Viertelſtündchen — fünf Minuten!“ —

„Nun, eine, aber auch nur eine einzige Minute,“ ſprach Sanchetta zögernd und ließ ſich an die Raſenbank geleiten. —

Vergineis kannte die tauſend kleinen Liſten des Widerſtrebens und der Scheinvertheidigung, mit der die Frauen ſich Das gewaltſam abringen laſſen, was ſie zugeſtanden zu haben durchaus nicht einräumen wollen; ſie handeln dabei aus Naturtrieb, nicht nach Ueberlegung, ſuchen Ausflüchte vor ihrem eigenen Urtheilſpruch. — Sanchetta machte es ſo. Sie wehrte ſich gegen jeden Kuß, den Vergineis ihr, als ſie auf dem Raſen neben ihm ſaß, auf die friſchen Lippen drückte, und doch durchdrang er ſie mit ſo ſüßer Empfindung! — „Ich werde böſe,“ rief ſie mit zitterndem Stimmchen, als er kühner wurde und ſie auf ſeinen Schoos zog. Doch ſie wurde nicht nur nicht böſe, ſondern hingebend zärtlicher; ſie blieb ſitzen und ſchloß unwillkürlich den ſanften Ring ihrer weißen Arme, womit ſie ihn umfangen hatte, immer dichter.

„Süße Geliebte! Holde Braut! Ewig die Meine!“ rief Vergineis, dem die Flamme ſeines Herzens jetzt ſelbſt über den Kopf ſchlug, ſo daß er in dieſem Augenblicke ſelbſt an ſeine Liebesſchwüre, an die Betheurungen

ſeiner unverbrüchlichen Treue feſt glaubte. Er wurde kühner — wurde verwegen! Die tiefe Einſamkeit und dunkle Nacht umher, der laue Hauch der Lüfte, Sanchetta's im Sternenlicht ſchimmerndes, ſchmachtend gebrochenes Auge, die Glut ihrer Küſſe, — wer hätte widerſtanden!

Sanchetta fühlte, daß der Augenblick gekommen ſei, wo ihre Vertheidigung aufhörte und ſie ſich der Gnade des Siegers zu ergeben habe. — Sie flehte mit hinſterbender, zitternder Stimme: „Verginois — Um der heiligen Jungfrau willen! — Laß ab — ich bin verloren!“ —

„Du ſollſt ewig mein, ewig glücklich ſein, einzige Herz!“ rief er aus und umſchlang ſie in heißerer Umarmung.

Sanchetta verlor Kraft, Sprache, Beſinnung; ſie weinte — „Ach, Verginois — Verginois,“ war Alles, was ſie hervorzubringen vermochte; mit dieſen Worten ſank ſie, ſeinem ſtürmenden Drange weichend, kraftlos zurück. —

In dieſem Augenblicke trat der Mond hinter einem Felſengipfel hervor und warf ſeine blaſſen Strahlen auf die Gebüſche hinter ihnen.

Plötzlich rauſchten die Lorberzweige, ſie theilten ſich und mit raſchem Schritt trat eine hohe Geſtalt hervor. Sanchetta that einen lauten Schrei und riß ſich empor.

Verginois ſprang auf. Elvira ſtand vor ihnen. Ihr Blick war ſtarr und irr. Der Schleier hing zerriſſen, flatternd von ihrem Haupt herab; ſie ſchien Verginois und Sanchetta nicht geſehen zu haben, denn auch ſie fuhr vor Beiden erſchreckend zurück. Doch ein flüchtiger Blick lehrte ſie, was hier geſchah. „Unſelige!“ rief ſie gegen Sanchetta gewandt, aus, „flüchte, flüchte, bevor das Verderben dich ereilt.“ Bei dieſen Worten erhob ſie Auge und Arme gen Himmel, rang die Hände wie eine Verzweifelte, drückte ſie gegen die Stirne und eilte dann, ohne eine Frage zu thun, ohne ein Wort ferner zu ſprechen, wie von Entſetzen gejagt, davon.

Sanchetta war bleich, faſt leblos in die Kniee geſunken; ſie bebte heftig am ganzen Körper. Ihre zuvor angſtvoll ſtierenden Augen ſchienen im Schrecken erſtarrt. Selbſt Verginois hatte bei der ungewöhnlichen Erſcheinung die Faſſung verloren und blickte lautlos der flüchtenden Elvira nach, deren Haar aufgelöſt herabhing und ihr, von dem aufrauſchenden Nachtwinde bewegt, um den Nacken flatterte. Doch es blieb ihm nicht lange Zeit, über die Erſcheinung zu grübeln, denn er hörte abermals haſtige Schritte im Gebüſch. Auch Sanchetta bemerkte, daß ſich Jemand nähere, und ſprang, um nicht auf's Neue überraſcht zu werden, plötzlich Kraft und Beſinnung zuſammenraffend, ſchnell

auf und floh dem Schloſſe zu. Verginois eilte ihr nach, doch da ihr jetzt erſt das Bewußtſein der Gefahr, in welcher ſie geſchwebt hatte, gekommen und die ſchwindelnde Betäubung der heftigſten Leidenſchaft entflogen war, flüchtete ſie haſtig, wie ein geſcheuchtes Reh, vor ihm her und hörte weder auf den Ruf: „Sanchetta, Geliebte!“ noch auf den Schwur, daß ſie ganz ungefährdet bleiben ſolle. Verginois mußte alle Kraft aufbieten, um ſie zu erreichen.

Zehntes Kapitel.

Malleros, Antonio und Garcia waren ſo ſchnell als möglich von den verſchiedenen Punkten, wo ſie die Vorpoſten ihrer im Gebirge verborgenen Leute angetroffen und ihnen die nöthigen Befehle gegeben hatten, zurückgekehrt. Sie beriethen ſich jetzt mit dem alten Vallardos über die ſicherſte Ausführung ihres Planes.—

„Zuerſt falle der Führer," ſprach Malleros und Alle ſtimmten ihm bei. — „Ich bin bei ſeinen Fenſtern vorübergeſchlichen und habe ſie völlig dunkel geſehen; ſowol er als ſein Diener müſſen ſchon im Schlaf liegen. — Mein Rath iſt, die That gleich zu vollenden, bevor ein ſtörender Zufall ſie vereitele."

„Gut! Ich bin bereit," ſprach Vallardos. „Die Leute, welche wir im Schloſſe haben, ſind hinreichend, die hier liegende Mannſchaft der Franzoſen zu überwältigen, wenn wir ſie unvermuthet überfallen. Nunnez iſt zurück. Ihm werde ich den Auftrag geben, mit den treuen, geprüften Dienern die Zugänge zu den Gemächern, wo die franzöſiſchen Soldaten ſchlafen, zu beſetzen.

Inzwiſchen übernehmen wir die Arbeit bei St. Val ſelbſt.“ —

„So recht!“ entgegnete Malleros.

„Sind wir alſo einig?“ fragte Vallardos.

„Ja!“ lautete die Antwort Aller.

Nunnez wurde gerufen. Er erhielt Befehl, die zuverläſſigen Diener des Hauſes zu waffnen und herbeizurufen. Bevor eine Viertelſtunde verging, waren ſie beiſammen, zehn, Nunnez der elfte, als ihr Führer. Jeder hatte einen Dolch im Gürtel, trug eine Doppelbüchſe. Lauter Männer, denen der Muth und das brennende Gefühl der Rache aus den Augen blitzten.

„Ihr beſetzt,“ redete Vallardos ſie an, „das Steinthor, welches in das Gebäude führt, wo die Franzoſen lagern. — Zwei von euch ſtellen ſich an die Hinterpforte unter dem Bogengange auf, damit dort Niemand entwiſchen kann, falls es etwa Lärm geben ſollte. — Es wird Niemand ein- und ausgelaſſen! — Sobald ich dir ein Zeichen durch eine im Fenſter über dem Mittelportal des Vorderſchloſſes geſchwungene Fackel gebe,“ wandte ſich Vallardos jetzt zu Nunnez, „dringſt du mit den Leuten in den Corridor, der zu den Schlafzimmern der Franzoſen führt, ein und rochſt leiſe an, als brächteſt du eine Botſchaft. Doch ſowie die Pforte ſich öffnet, dringt ihr gewaltſam ein und ſtoßt Alles nieder. — Es darf kein Mann entkommen, keiner geſchont werden.“

„Seid unbesorgt!“ erwiderte Nunnez. „Des alten Nunnez grauer Kopf bürgt Euch dafür! Werft mich lebendig unsern Jagdhunden zum Fraß vor, wenn ich Einen am Leben lasse, so lange ein Hauch des Lebens in mir ist. — Vorwärts, Kameraden! Kommt!“ —

In entschlossener Haltung verließen die mit dem ingrimmigsten Haß erfüllten Männer das Gemach.

„Nun ist's an uns!“ sprach Vallardos feierlich, als er wieder mit seinen Freunden allein war. — „Hervor die Dolche! — Nur für den äußersten Nothfall die Terzerole gebraucht! — Mir ziemt es, voranzugehn!“

„Ich bin der Jüngste, Kräftigste, mein Arm ist der sicherste,“ fiel Malleros ein, „ich muß voran!“

„Nein! den Ruhm läßt sich ein Vallardos nicht nehmen. Ueberdies, der Erste ist der Gefahr zunächst ausgesetzt und an mir verliert das Vaterland nur einen greisen Arm; Ihr könnt ihm noch nützlicher dienen!“

„Laßt das Loos entscheiden,“ unterbrach der Greis Antonio.

„Ja, das Loos,“ stimmte Garcia ein.

Sie maßen ihre Dolche gegeneinander; wer den kürzesten trug, sollte der Vorderste sein. Es war Malleros.

Er erhob seinen Dolch und rief: „Also Tod, unerbittlicher Tod jedem Feinde, jedem Verräther, Jedem, der feig zurückbebt! Das ist unser Wahlspruch und Schwur!“

„Unſer Schwur!“ riefen Alle und erhoben die gezückten Dolche gen Himmel.

Jetzt gingen ſie leiſe, wie ſchwarze Geſpenſter ſchleichend, den langen, gewölbten Bogengang hinab. — Malleros trug in der Linken eine kleine Blendleuchte, in der Rechten den Dolch. —

Sie ſtanden vor dem Eingange in St. Val's Zimmer. Er pochte an die Thür; der Diener fragte: „Wer da?“

„Eine wichtige Botſchaft, öffnet eilig; Depeſchen!“ rief Malleros halblaut mit verſtellter Stimme. Man hörte den Diener ſich vom Lager aufraffen; er ſchob den Riegel zurück, öffnete und fragte: „Seid Ihr's ſelbſt?“ Doch mit gewaltiger Kraft drängte Malleros die Thür, ſowie ſie halb offen war, zurück und ein feſter Dolchſtoß mitten in die Bruſt war die Antwort, die er dem Diener auf ſeine Frage gab. Mit einem erſtickten Schrei und Seufzer ſtürzte er rücklings nieder und fiel mit dumpfem Krachen auf den Fußboden des hohen, gewölbten Ganges. Malleros ſtieß die Thür vollends auf und ſtampfte dem Unglücklichen mit dem Fuße auf die Bruſt, damit er jede Möglichkeit eines ferneren Lautes verhindere. — Das ſchaudervolle Mittel war ſicher, denn obwol der Getroffene ſich noch zuckend regte, ſo war ihm doch die Bruſt ſo zerſchmettert, daß er nur tonlos ſeufzte und röchelte.

Hierauf ſchritt er vorwärts durch das Vorgemach nach St. Val's Zimmer. Er ließ den Strahl der der Blendleuchte auf die Stelle, wo das Bett ſtand, fallen und ſah es geordnet, die Vorhänge dicht geſchloſſen. Schnell leuchtete er durch das ganze Gemach; zwei Blicke überzeugten ihn, daß St. Val nicht darin war. Er mußte alſo doch im Bett liegen. Wild entſchloſſen ſchritt er darauf zu und theilte die Vorhänge; das Lager war unberührt. —

„Teufel!“ rief er aus und ſtampfte mit dem Fuße auf, indem er ſich nach Vallardos und den Uebrigen umſah, die ihm gefolgt waren. — „Teufel, das Neſt iſt leer!“ —

„Unmöglich!“ rief Vallardos. Alle ſtanden ſie wie verſteinert.

„Iſt das Zufall oder Verrath?“ rief Malleros mit gedämpfter Stimme und mühſam gebändigtem Grimm. „Treffen wir das Haupt der Hyder nicht, ſo iſt ſie nicht zu tödten, ſondern umſchlingt uns mit ihren Ringen. — Fort! Wir müſſen ihn aufſuchen, die Leute ausforſchen.“

Mit dieſen Worten wandte er ſich raſch um, als er mit der Spitze des Fußes auf einen harten Körper, der am Boden lag, trat, ausglitt und auf ein Knie niederfiel. —

„Was iſt Euch?“ fragte Garcia und ſprang hinzu

„Ich trat auf einen Stein oder Scherben," entgegnete Malleros und griff mit der Hand nach dem Gegenſtande, über den ſein Fuß geſtrauchelt war. Er faßte ein zuſammengefaltetes Blatt Papier an einem der emporſtehenden Enden; indem er es aufhob, fiel ein ſchwerer Körper, wie es ſchien ein Stein, heraus. „Ein Brief mit einem Stein darin," rief Malleros erſtaunt, „laßt doch ſehn?"

Die Männer traten geſpannt näher; Malleros beleuchtete das Blatt und las die Aufſchrift: „Dem Hauptmann St. Val!" — „Hm, die Hand ſollte ich kennen!"

Er faltete den Brief auf; es war derſelbe, wodurch Elvira ihren Geliebten gewarnt hatte. Sie hatte ſich nicht unterzeichnet, doch Malleros erkannte ihre Handſchrift. „Bei der Hölle!" rief er wüthend aus, weil zugleich die ganze Flamme ſeiner Eiferſucht lodernd aufſchlug, „bei der Hölle, wir ſind verrathen! Verrathen durch Eure Tochter, Vallardos!"

„Das ſpricht ein lügenzüngiger Rabe!" rief Vallardos wild und riß dem Erbitterten das Blatt aus der Hand. Doch beim erſten Blick auf die Zeilen entfärbte er ſich; er ſtarrte bebend darauf hin, las bis zu Ende, ließ das Blatt fallen, drückte ſich beide Hände vor die Stirn und ſank bewußtlos nieder.

„Heiliger Gott! Welch eine entſetzliche Entdeckung!" rief der Greis Antonio aus, als er ſeinen Herrn, ſter

len Freund ſo zermalmt von dem Gewicht dieſer Kunde zuſammenſinken ſah. —

„Faßt an, Freunde, erweckt ihn, tragt ihn hinab!“ — Garcia bückte ſich mit Antonio zu Vallardos nieder; Malleros dagegen achtete nicht auf die Aufforderung. „Carracho!“ rief er, „unſer Plan iſt verrathen, es iſt ſonnenklar! Der Vogel nicht daheim! Iſt er gewarnt, ſo wird er nicht allein hierher zurückkehren! Laßt uns auf Mittel denken, größerem Unheil vorzubeugen. — Geben wir das Zeichen, daß die Leute unten ihre Arbeit thun und wir wenigſtens das Schloß rein von Feinden haben.“

In dieſem Augenblick ließ ſich ein ſtarker Trommelwirbel vor dem Schloſſe hören. Es war das Zeichen, daß die von St. Val heraufbefehligte Compagnie eingetroffen war und vor dem Portal ſtand.

„Heiliger Jago, was ſoll das bedeuten?“ rief Antonio erblaſſend aus. „Wir ſind völlig verrathen!“

„Daran habt Ihr noch gezweifelt?“ knirſchte Malleros und ſtampfte den am Boden liegenden Brief mit Füßen. „Hahoha! Das nenne ich frommgläubig ſein! — Jetzt iſt bi unſeres Bleibens nicht mehr und Finſterniß der beſte Schild für uns. Gehabt Euch wohl!“ Mit dieſen Worten warf er die Blendleuchte in ſeiner Hand auf den Fußboden und eilte hinaus, um in der Dunkelheit und bei den vielen ſich kreuzenden Gängen

des Schloſſes, die ihm ſämmtlich wohl bekannt waren, einen Weg der Flucht zu ſuchen.

Garcia und Antonio konnten ſich nicht entſchließen, ihren Freund ſo treulos im Augenblick der höchſten Noth zu verlaſſen. — Der ſchwache Strahl des über die Berge heraufkommenden Mondes leuchtete in die Fenſter und gab trotz der erloſchenen Lampe Licht genug. Sie raffften Vallardo's Dolch und Hut, die ihm entfallen waren, auf und den verhängnißvollen Brief, das einzige Zeugniß wider die Verrätherin. Dann verſuchten ſie, ſo raſch ihre Kräfte es vermochten, den ohnmächtigen Greis hinab in ſein Gemach zu tragen. —

Auf halbem Corridor begegnete ihnen Nunnez, der in verſtörter Haſt herbeieilte. „Sennores," rief er aus, als er die Kommenden erkannte, „wir ſind verloren. Die ganze Mannſchaft der Franzoſen ſteht vor dem Schloß. — Iſt das der todte Capitain?"

Nunnez wähnte in der Dunkelheit des nur von einer fernen Ampel her erhellten Corridors, der ohnmächtige Vallardos ſei St. Val's Leiche, die man hinübertrage.

„Es iſt Sennor Vallardos," erwiderte Antonio, „er iſt ohnmächtig geworden, weil wir entdeckten, daß wir verrathen ſind. Der Capitain war gar nicht auf ſeinem Zimmer!"

„Um Chriſti Blut, ſo ſind wir Alle verloren! — Dann weiß man, was geſchehen ſollte, und die Wege zur Flucht ſind geſperrt! — Ich hielt das Anrücken der Mannſchaft nur für einen unglücklichen Zufall und hoffte noch zeitig genug zu kommen, um die That zu hindern; daher habe ich den Dienern befohlen, ſich raſch im Schloß zu zerſtreuen und ihre Waffen zu verbergen, — doch jetzt iſt Alles verloren! — Wenn wir nur den Herrn retten können! — Sennor! Wacht auf! Sennor! Ermuntert Euch!“ — rief der redliche Alte und ſuchte den Ohnmächtigen ins Leben zurückzurufen. — Es war vergeblich. — „Nun denn, noch iſt vielleicht ein Mittel! Folgt mir hier die kleine Treppe hinab, den Corridor links hinunter, dort geht eine Seitenthür aus den Zimmern der Sennora nach dem Park hinaus. Wenn wir nur die nächſten Gebüſche erreichen, wollen wir uns ſchon verbergen.“ — Er faßte mit an und alle Drei trugen den Ohnmächtigen leiſe, doch mit Haſt hinab dem bezeichneten Ausgange zu. — Es ſchien ihnen, als öffneten ſich einige Thüren raſch vor ihnen und ſchlügen ebenſo ſchnell wieder zu. Gleich darauf hörten ſie den Ruf einer franzöſiſchen Schildwache, dann mehre verworrene Stimmen, und plötzlich krachten zwei Schüſſe dicht vor den Fenſtern, ſo daß der Blitz des Pulvers in die Gemächer leuchtete. — Sie blieben ſtehen. Ein verworrenes Gemurmel, wie das des Erſtaunens über ein

unvermuthetes Ereigniß, erhob ſich; der Tumult war gerade vor dem Ausgange, den ſie ſuchten. —

Die Schüſſe hatten Vallardos erweckt. Sowie die körperliche Ohnmacht vorüber war, hatte er auch ſeinen Muth, ſeine Faſſung wieder. — „Freunde," rief er, „Dank euch! Jetzt gilt es Flucht oder entſchloſſenen Tod!"

Er hatte dieſe Worte kaum ausgeſprochen, als die Thür, die vom Park her in das anſtoßende Zimmer führte, ſich öffnete und eine weibliche Geſtalt mit fliegendem Haar und Gewändern hereinſtürzte. „Mein Vater!" rief ſie, „mein Vater! Rettet Euch! — O himmliſche Jungfrau Maria! Rettet Euch!" Unter dieſen Ausrufungen ſtürzte ſie in das Gemach, wo ſich Vallardos und ſeine Freunde befanden, ohne dieſe wahrgenommen zu haben. Doch als der Vater die Tochter erblickte, ſchlug die Flamme eines unbezwinglichen Zornes in ihm auf, eine übermächtige Gewalt riß das Vaterherz aus ſeiner Bruſt und Haß füllte die leere Stelle aus: „Fluchwürdige," rief er und ſtürzte mit geſchwungenem Dolche auf ſie ein, „ſchmachbedeckte Verrätherin, du ſollſt die erſte von meiner Hand ſterben!"

Er wollte auf ſie zuſtürzen, doch Antonio, Garcia und Nunnez fielen ihm in den Arm; Elvira ſank mit einem Schrei des Schreckens nieder, rang die Hände und rief: „Tödte mich! Durchbohre dieſes Herz! Es iſt nicht werth, länger zu ſchlagen! Erbarmen! Tödte mich!"

Alle ſtanden von Staunen gefeſſelt; doch noch bevor die Seele eine erklärende Ahnung dieſes Vorganges faſſen konnte, ſtand St. Val, der ebenfalls vom Garten her eingedrungen war, im Gemach und warf ſich, da er Vallardos' Zorn und ſeinen blinkenden Dolch ſah, mit gezogenem Säbel zwiſchen die Spanier und die Kniende, indem er rief: „Unglückſelige! Zurück! Ihr ſeid verloren, wenn ihr ſie nur mit der Berührung eines Fingers kränkt.“ —

Vallardos rang wie ein gefeſſelter Löwe mit ſeinen Freunden. — Elvira flehte: „Ich will den Tod! Durchbohre mich!“ St. Val beugte ſich mit Schmerz und Liebe zu ihr herab und wollte ſie emporheben: „Elvira,“ ſprach er leiſe, doch mit eindringendem Ton der Stimme, „Elvira! Theures Leben! Faſſe dich!“

„Hinweg von mir!“ rief ſie mit dem Ausdruck des Entſetzens in den Zügen, indem ſie ihm, wie von Abſcheu ergriffen, beide Hände ſtarr entgegenſtreckte. — „Zurück! Berühre mich nicht mit verbrecheriſcher Hand! Rette meinen Vater, damit nicht unablösbarer Fluch mich zermalme!“

„Ja Fluch! Fluch dir!“ rief Vallardos aus und riß ſich aus den Armen ſeiner Freunde. Er ließ den Dolch fallen und hob beide Hände wie beſchwörend gen Himmel. „Fluch dir! Nicht der Tod! Ewiger Fluch der Verrätherin des Vaterlandes!“

Elvira wand ſich, zuſammenſtürzend, mit gerungenen Händen am Boden.

„Elvira! Geliebte! Mein auf ewig!“ rief St. Val und wollte ſie in ſeine Arme ſchließen — doch ſie ſchauderte vor ihm und rief aus: „Hinweg! Hinweg! Ungeheuer — du haſt mich vernichtet!“

Vallardos hielt die ſtarren Blicke rollend auf die Tochter geheftet — als er dieſe Worte hörte, als er St. Val's liebende Bemühung, Elvira's Grauen ſah, durchblitzte ihn eine fürchterliche Ahnung! Als fiele plötzlich ein Schleier von ſeinem Auge, ſah er mit prophetiſchem Blick durch alle Hüllen tief in Nacht verborgener Geheimniſſe hindurch! — Sein Blut erſtarrte! Krampfhaft zuckten ſeine Lippen, — er bebte — flog wie in Fieberfroſt — verſuchte vergeblich zu ſprechen — endlich entrang er ſich die Worte; „Mein Fluch war Segen! — Dreifacher Fluch dir! — Schamentblödete! — Schimpf deines Stammes, — deines Vaterlandes!“ —

Eine grauenvolle Stille verſteinernden Schrecks herrſchte ringsumher während dieſer furchtbaren Worte des erhöhten Vaterfluches. — Nur ein dumpfes Murmeln draußen im Garten vor den Fenſtern, das ſchnell zum brauſenden Getümmel anwuchs, unterbrach das ſtarre Schweigen. — Plötzlich wurde die Thür von außen her aufgeriſſen und mehre Leute drangen eiligen Schrittes ein; es war Verginois, dem einige Kameraden folgten.

„Capitain!“ rief er entrüſtet, „dieſe Spanier ſind bübiſche Verräther! Der Schuſt, den wir vor zwei Minuten niederſchoſſen, war eben der Bandenführer Malleros, der unſre Kameraden vor drei Wochen kreuzigen laſſen wollte. Er ſuchte hier aus dem Schloſſe zu flüchten. In ſeiner Taſche haben wir dieſe Papiere gefunden, aus denen hervorgeht, daß das Schloß voll Waffen ſteckt und man uns in dieſer Nacht überfallen und ermorden wollte. Unſre Leute halten ſchon Nachſuchung!“

„Schweig!“ rief St. Val erblaſſend, „wartet meinen Befehl ab!“

„Es iſt nichts mehr abzuändern! Ich habe nur die Meldung zu machen. Unſre Leute dringen ſchon von allen Seiten ein.“

Bei dieſer Botſchaft richtete Elvira ſich empor. — „Allgütige Mutter Gottes!“ rief ſie aus, „ſo bin ich die Mörderin meines Vaters!“ —

„Das biſt du!“ rief Vallardes mit eiſerner Strenge, Haß und Verachtung in den Zügen. —

Doch Elvira wandte ſich zu St. Val. Sie blieb auf den Knien und erhob die Hände flehend zu ihm. „Ich vergebe dir mein Elend! Rette meinen Vater!“ ſprach ſie und ihre Lippen bebten krampfhaft.

„Ich will mit euch ermordet werden oder euch retten!“ rief St. Val betheuernd aus und ſchritt auf der

Stelle zur That, ohne ſich an Vallardos' Zuruf: „Ich verſchmähe Eure Gnade!" zu kehren.

„Verginois!" ſprach St. Val im Tone des Gebieters, „dieſe edle Spanierin war zweimal unſer rettender Engel!"

„Möge ſie Gott dafür vor ſeinem Antlitz verwerfen!" rief Vallardos unterbrechend dazwiſchen; Elvira ließ Alles ſtumm und verzweifelnd über ſich ergehen; Garcia, Antonio und Nunnez bemühten ſich vergebens, Vallardos' Grimm zu mildern.

St. Val fuhr fort, ohne ſich unterbrechen zu laſſen, im männlich entſchloſſenen Tone ſeine Befehle zu ertheilen: „Du beſetzeſt mit ſechs ausgeſuchten, unerſchütterlich treuen und tapfern Leuten dieſen Ausgang. — Niemand darf ohne meinen Willen ein noch aus. Hörſt du? Niemand! Du haſt den Kopf deines Capitains auf deinem Gewiſſen, Verginois, denn, hier gebe ich dir mein Ehrenwort, wird Einem von Denen, die hier im Gemach ſind, ein Haar verletzt, ſo jage ich mir eine Kugel durch den Kopf!"

Verginois nickte. „Verlaßt Euch auf mich, Capitain!"

„Damit du gewaltſames Eindringen abwendeſt, bringſt du einen Befehl an die Andern, das Schloß zu plündern und in Brand zu ſtecken. Auf den erſten

Trommelwirbel ſammelt ſich Alles wieder auf der Terraſſe."

„Gut, gut! Wird aber kaum noch nöthig ſein!"

Verginois eilte ab. Er rief ſich in der Eile noch einige Kameraden heran, mit denen er die nach dem Park hinausgehende Thür beſetzte. Dann lief er zu den übrigen, die noch in Gruppen auf der Terraſſe ſtanden, und brachte den Befehl des Capitains. „Kameraden, ihr ſollt ins Schloß eilen, plündern und dann anzünden; nur nicht hier unten, denn hier hält der Capitain Kriegsrath über die Rädelsführer. Wenn Generalmarſch geſchlagen wird, verſammelt ihr euch wieder hier; wer fehlt, wird erſchoſſen!"

Jetzt eilte er zurück in die Gemächer, wo St. Val indeſſen mit einigen Leuten die Thür nach dem innern Corridor verrammelt hatte, ſo daß er eine Belagerung von einer halben Stunde aushalten konnte.

Einige ſeiner Mannſchaft verſuchten zwar, ſowol von der Gartenſeite her, als von innen einzudringen; allein da ſie hier durch St. Val's Befehl zurückgewieſen wurden, dort durch Verginois entſchloſſenen Widerſtand fanden, warfen ſie ſich, um keine Zeit beim Plündern zu verlieren, in andere Theile des geräumigen Schloſſes. Nach einer Viertelſtunde war der Ausgang frei, die Flucht möglich.

Elvira hatte indeſſen bewußtlos auf einem Divan gelegen, wohin St. Val und Nunnez ſie getragen hatten; — Vallardos hatte ſich finſter, lautlos wie die Gruft, an einen Tiſch geſetzt und das Haupt verhüllt in die Hand geſtützt. Seine Freunde ſtanden neben ihm.

Als Verginois meldete, daß man den Park ungefährdet erreichen könne, befahl St. Val: „Bewache dieſe Spanier, bis ich zurückkehre.“ Dann nahm er die lebloſe Elvira in ſeine Arme und trug ſie hinaus ins Freie. — Vallardos ſah es, ohne eine Hand zu regen; er blickte ſtarr auf Elvira's Marmorbild hin. Plötzlich lachte er laut auf, — doch riß der entſetzliche Ton eben ſo ſchroff ab, als ob ein Saitenſpiel mitten im Accord zerſchmettert auf den Boden geworfen würde.

Im Freien ſchlug Elvira die Augen auf. St. Val hatte ſie auf einen Ruheſitz unter einer der Kaſtanien auf die Terraſſe getragen. — „Elvira — erkenne mich, ſei die Meine“ — bat er ſanft.

Ein Schauer durchzuckte ſie, als ſie St. Val's Stimme hörte. Sie raffte ihre Kräfte zuſammen, ſtand auf und ſprach mit Hoheit: „Ich haſſe dich, — ich verachte dich!“ —

„Elvira,“ flehte er, „es iſt der einzige Weg, deine Ehre, dein Leben herzuſtellen!“

„Der einzige?“ erwiderte ſie ſtolz. „Ja, der einzige, beides auf ewig unter der Laſt der Schande zu

vernichten! — Hinweg von mir! Eine Tochter Spaniens geht andere Wege!“

„Elvira! Die Deinen haſſen dich, — ſie werden Rache an dir nehmen, dein eigener Vater ſprach den Fluch über dich!“

„Er hatte Recht!“ —

Sie ſtand unerbittlich, bleich wie ein Marmorbild, aber eben ſo feſt und unerſchüttert. Ein Entſchluß war in ihrer Seele reif geworden, ein großer Entſchluß, der ihr Würde und Kraft zu leben zurückgab.

„Thu deine Pflicht!“ gebot ſie ihm ſtolz höhnend. „Zerſtöre jenes Schloß — tödte meinen Vater — erſt dann haſt du den Stamm der Vallardes ganz vernichtet.“

„Elvira!“ rief er ſchmerzlich und wollte ſie an ſein Herz ziehen. Doch ſie trat zurück und ſprach kalt: „Ich will lieber eine Natter ſich um meine Bruſt ringeln ſehen, als daß mich dein Arm jemals umfaſſe! — Elvira rufſt du mich? — Es gibt keine Elvira mehr, du haſt ſie ermordet, vernichtet. Ein fremdes Weib, eine ſtolze Spanierin ſteht vor dir und heißt dich ſie verlaſſen. Geh!

„Iſt das das letzte Wort, womit du das Band unſerer Liebe zerreißeſt? Elvira?“

„Liebe?“ rief ſie aus und es klang wie ein halbunterdrückter Laut des Schmerzes, — doch ſie richtete

ſich ſtolz empor und wiederholte mit feſter Stimme: „Geh — oder laß mich gehen!“

„O Himmel!“ rief St. Val und legte die Hand bedeckend über Auge und Stirn. —

Als er aufblickte, war Elvira verſchwunden. Er ſtarrte halb bewußtlos in die Nacht hinaus. Der Wind erhob ſich; er brauſte in den Kronen der Bäume und verdeckte das Rauſchen ihrer Schritte durch die Gebüſche. — Finſter, die Arme gekreuzt, heftete St. Val das Auge auf den Boden. Wie ſein Kaiſer Spanien erniedrigt hatte und es dadurch beſiegt glaubte, ſo wähnte er, ſich Elvira's Loos durch ihren Fall zu unterwerfen. Das ſtolze Land und ſeine ſtolze Tochter, beide täuſchten ihre Eroberer, denn im Gefühl der Schmach erwachte ihnen das Gefühl der Kraft und ſie richteten ſich empor und ſchwangen die Fackel der Vergeltung. —

Ein flammender Schein zuckte durch die Gebüſche. St. Val fuhr aus ſeiner Betäubung auf. Eine rothe Feuerſäule brach durch die Giebel des Schloßdaches und leuchtete, eine furchtbare Fackel der Kriegsfurien, in die dunkle Nacht hinaus.

Die Aufforderung der Pflicht gab ihm Beſonnenheit wieder; er ging raſchen Schrittes nach dem Schloß zurück. — Verginois kam ihm ſchon auf halbem Wege entgegen.

„Capitain!“ rief er ihn an, „was ſollen wir thun? Der Rauch dringt ſchon ein, wir werden uns nicht länger mehr in unſerer Feſtung halten können!“

„Ich werde ſelbſt die Befehle geben,“ erwiderte St. Val und verdoppelte ſeine Schritte. — Als er in die Gemächer Elvira's trat, drang ihm ſchon der durch den Wind herabgedrückte Qualm entgegen. Es war die höchſte Zeit. — Vallardos ſaß, wie zu Erz erſtarrt, noch immer in derſelben Stellung, auf demſelben Fleck. Die drei andern Gefangenen zeigten Beſorgniß und finſtern Unmuth in ihren Blicken.

„Ihr ſeid frei,“ ſprach St. Val im ſtrenggebietenden Ton, „der Weg iſt offen, ihr könnt den Garten ungehindert verlaſſen. Geht!“ —

Antonio, Garcia, Nunnez ſchienen überraſcht; ſie wollten ſogleich aufbrechen; Vallardos ſaß unbeweglich. —

„Graf Vallardos,“ wandte ſich St. Val zu dieſem, „ich ſage Euch, Ihr ſeid frei. Doch beeilt Euch, denn nach wenigen Minuten vermag ich Euch nicht mehr zu ſchützen.“

Vallardos ſaß wie verſteint. St. Val zitterte; er wußte ſelbſt nicht, ob vor Zorn oder innerſter Erſchütterung. „Verginois!“ rief er endlich, „dir übergebe ich dieſe vier Gefangenen. Du geleiteſt ſie bis an das Ende des Parks.“

Garcia und Antonio näherten ſich ihrem Freunde mit bittenden Mienen. Er blieb regungslos. Nunnez warf ſich ihm zu Füßen. „Um aller Heiligen willen, gnädigſter Herr, folgt uns! Das Schloß brennt, es ſtürzt über uns zuſammen!“

Ein bitteres Lächeln, das ſich krampfhaft um Vallardos' Lippen zog, war ſeine ganze Antwort. —

„Verginois, du vollziehſt meine Befehle!“ rief St. Val heftig und ſtampfte mit dem Fuße. „Sobald der Generalmarſch geſchlagen wird, kehrſt du zurück und übergibſt dieſe ihrem weiteren Schickſal!“

Mit dieſen Worten eilte er hinaus auf die Terraſſe, um den Zuſtand des Schloſſes näher zu betrachten und ſeine Maßregeln darnach zu treffen.

Verginois befahl kaltblütig: „Vorwärts, marſch!“ Da Vallardos ſich nicht regte, wollte er ihn ergreifen laſſen; da ſprang der alte Spanier mit gezücktem Dolch auf, um ſich zur Wehr zu ſetzen. Doch ſeine eigenen Freunde fielen ihm in den Arm und entwanden ihm die Waffe. Jetzt brach ſeine Kraft; er ſank ermattet zuſammen und ließ ſich hinaustragen. Verginois gab ihnen das Geleit bis ans Ende des Parks, wo eine kleine Pforte ins Thal führte. In dieſem Augenblick ertönte der dumpfe Klang der Trommel. St. Val ließ den Generalmarſch ſchlagen, um die Mannſchaften wieder zu vereinigen. Zugleich zuckte ein hellerer Schein

über die Landſchaft und ſtrahlte die hohen Wipfel der alten Pinien und Kaſtanien röthlich an. Alle wandten das Auge nach dem Schloſſe zurück; da ſchlugen die Flammen, die bisher nur an einer Stelle des Daches eine düſterrothe, mit Rauch gemiſchte Feuerſäule gebildet hatten, plötzlich von allen Seiten auf und loderten in den Nachthimmel empor. Die Gewalt des Elements hatte den Druck der Bedachung geſprengt. Die ſchwarze Rauchwolke, die ſich bisher dicht um die Zinne gelagert hatte, war zerriſſen und rothe Flammenzungen leckten hindurch. Die finſtern, wirbelnden Kreiſe wälzten ſich vor die klaren Sterne und zogen an dem Monde vorüber, der ſeine bleichen Strahlen in dies düſtre Gemiſch von Glut und Rauch warf, als wolle er es mit einem flimmernden Silbernebel verhüllen.

„Gewehr auf! Marſch!“ commandirte Verginois; er kehrte nach dem Schloſſe zurück und überließ die Gefangenen ihrem traurigen Sichſelbſt.

Dieſe ſtarrten mit finſtern Blicken der Verzweiflung nach dem Brande hinüber, wo die Flammen mit jedem Moment höher und höher emporloderten und die Rieſenſchlange des Rauchs zuſammengewirbelt, dann aufbäumend ſich hoch in den Himmel emporreckend wie ein bewachender Drache auf der goldenen Glut laſtete.

„Das iſt das Bild unſeres Vaterlandes!“ rief Antonio ſchmerzlich aus; „Flammen wüthen in ſeinem

Innern und ein ſchwarzes Ungethüm der Hölle umſtrickt es mit ſeinen Ringen! Fort, fort, daß uns der Anblick nicht länger martere. Fort! Zu unſern Gefährten ins Gebirge! Sie werden die Genoſſen unſerer Rache werden!" —

„Rache! Rache!" rief Garcia ingrimmig. Nunnez hob die geballte Fauſt drohend empor, während ſeine linke Hand den noch immer bewußtloſen Vallardos umfaßt hielt. „Rache! Unverſöhnliche Rache!" rief er aus. „Bei dem grauen Haar, den bleichen Lippen dieſes edelſten Spaniers, ſchwöre ich es, Rache, unauslöſchliche Rache!"

Die drei Spanier erhoben die Hände zum Schwur über Vallardos' betäubtes Haupt; der Widerſchein der Flamme ſtrahlte ihnen ins Angeſicht, ſo daß ihre ſchwarzen Augen glühend funkelten. Der Nachtwind ſträubte das Haar auf ihrem ehrfurchtsvoll entblößten Haupt, die ſchwarzen Mäntel umflatterten ſie. So glichen ſie finſtern Rachegeſtalten, die das Verderben über die Schuldigen heraufbeſchwören!

Nach dem Schwur ſprach Keiner ein Wort. Ernſt und ſchweigend trugen ſie den noch immer bewußtloſen Vallardos hinaus aus ſeinem Wohnſitz in die wilden Schluchten des Gebirges, die ihnen vor jeder Verfolgung Schutz gewährten; und der in Flammen auflodernde

alte Sitz ſeiner Väter war die Fackel, die ihnen lange auf ihrem Pfade leuchtete. — —

Als Verginois zum Schloß zurückkehrte und eben den Weg durch ein dunkles Gebüſch nahm, ſah er es wie eine weiße Geiſtergeſtalt neben ſich hinſchlüpfen. — „Halt! Wer da?“ rief er der Erſcheinung zu; doch ſie flüchtete ſcheu wie ein Reh ſeitwärts. Verginois, der eine Ahnung hatte, wer es ſein möchte, war wie der Blitz dicht an ihr; ſeine Leute verrannten ihr den Seitenweg. So kam ſie nach wenigen Sekunden in ſeine Gewalt.

„Bei der gebenedeiten Jungfrau, thue mir nichts zu leide, Verginois!“ rief eine weibliche Stimme. Es war Sanchetta. —

„Sanchetta! Du biſt's?“ fragte Verginois halb ſtaunend, halb freudig, daß ſeine Ahnung ſich erfüllt habe. „Wo willſt du in Nacht und Nebel hinaus?“

„Unſere Wohnung ſteht in Flammen, meine Baſe Xaveria iſt erſtochen, der Großvater verſchwunden,“ ſprach Sanchetta zitternd und weinend, „wo ſollt' ich bleiben? — Und ſie glauben im Schloß, ich habe ſie verrathen!“

„Bleib bei mir!“ ſprach Verginois gerührt und ehrlich, „Hier vor Zeugen meine Hand, ich meine es redlich mit dir; ſei mein Weib! Jetzt gleich ſage ich's dem Capitain — Ich kann dich doch nicht allein,

eine Waiſe, ohne Schutz und Schirm in die weite Welt laufen laſſen?"

Sanchetta ſchluchzte und bebte, ſie antwortete nichts. Verginois nahm ihre Hand und zog ſie an ſich. „Nun, Herzchen, willſt du? Faſſe Vertrauen zu mir!"

„Nein, Verginois," ſprach ſie plötzlich entſchloſſen, „es geht nicht. Ihr ſeid die Feinde meines Landes, ihr mordet uns Väter, Mütter, Brüder — ſie hätten Recht, mich zu verfluchen, zu verachten. Verginois — und ich habe ſchwere Sünde abzubüßen — du weißt — Verginois, ich war dir gut — zu gut — die heilige Jungfrau ſandte mir einen Engel — du verſtehſt mich — nun leb wohl — und denke an mich!"

„Sanchetta!" bat Verginois immer unruhiger, „es geht nicht — du kommſt mir zu Schaden in der Nacht, allein — wer weiß, rächen ſich die Deinigen an dir —"

„Ich weiß Beſcheid, laß mich nur fort! Ich laufe in die Gebirge — da treffe ich gewiß auf welche von den Unſrigen und die nehmen mich in Obhut, bis ich die Sennora auffinde; — denn an dem Unheil bin ich ja doch unſchuldig!"

„Die Sennora! Hm!" murmelte Verginois — „Meine Sanchetta, bleib — komm mit mir!"

„So wahr mir meine Heilige helfe!" rief ſie ſchluchzend und erhob flehend die Hände zu ihm, „es iſt unmöglich, Verginois!"

Er blickte finſter zur Erde. Sein leichter, flatternder Sinn war dem Schmerz, der Angſt des Mädchens gegenüber, das er mehr liebte, als er geglaubt hatte, plötzlich gelähmt. Seine Gedanken und Gefühle waren wie von einer bleiernen Decke belaſtet. Er fühlte Unrecht, Unmuth, Kummer. Da tönte der Trommelwirbel von Neuem; der Ruf der Pflicht weckte ſeine Kraft „Nun denn, Sanchetta, ſo leb wohl, möge deine Heilige dich behüten; mußt du dort hinaus — ſo muß ich hier hin, leb wohl!“

Damit küßte er ſie noch einmal auf die friſchen Lippen; dann wandte er ſich rechts ab, commandirte „Marſch“ und ging voran, ohne nur noch einen Blick zurückzuwenden.

Jetzt trat er aus dem Dunkel der Bäume und die volle Glut des brennenden Schloſſes ſtrahlte ihm entgegen. Die Hitze drang ſchon bis ſo weit; daher hatte St. Val ſich auch mit der Compagnie zurückgezogen und er ſah dieſelbe dicht vor ſich.

In militairiſcher Haltung trat er zum Capitain heran und machte ſeinen Rapport.

„Gut, gut!“ erwiderte dieſer finſter. „Und ſahſt du Elvira nicht?“ fragte er, als die dienſtliche Meldung vorüber war.

„Nein, mein Capitain! Die Donnera iſt verſchwunden!“

In St. Val's Zügen war ein Kampf ſichtbar, der ſelbſt Verginois nicht entgehen konnte. „Mein Capitain iſt traurig? — kann ich ihm vielleicht noch einen Wunſch erfüllen?“ —

„Nein, Verginois,“ lautete St. Val's Antwort; „hier in dieſem verteufelten Spanien habe ich keinen andern Wunſch mehr, als daß die nächſte Büchſenkugel eines Guerilleros mich vor den Kopf trifft!“

„Parbleu! Mein Capitain!“ rief Verginois, „ich will auch nicht viel danach fragen. Je nun, morgen wird der Backofen wohl geheizt werden, — wer weiß, wem das Brot gebacken wird.“ —

„Die Zeit wird's lehren. — Auf deinen Poſten, Verginois!“

Verginois trat ein. — St. Val raffte ſich männlich zuſammen. Er trat in feſter, kriegeriſcher Haltung vor ſeine Leute und commandirte: „Gewehr auf! In Sectionen rechts ſchwenkt! Marſch!“ — Die Trommeln wirbelten betäubend; die Krieger nahmen ihren Weg an der brennenden Fronte des Schloſſes hinunter. Rauch und Funken wehten über ſie hin, die Flammen ſauſten und praſſelten; jetzt krachte das Gebälk und das Dach ſtürzte mit donnerndem Getöſe zuſammen.

Ein Schauer fuhr durch St. Val's Bruſt; noch einmal wandte er das Haupt zurück, dann ſchritt er entſchloſſen vorwärts. Bald lag das brennende Schloß

weit hinter ihm und die finſteren Schatten des Thales nahmen den ſchweigenden Zug der Krieger auf. — Da löſte der ſtarre Schmerz ſeiner Bruſt ſich in weiche Wehmuth und das holde, nun zertrümmerte Bild ſchwebte wieder ſanft wie das Mondlicht herauf. Doch ach — er durfte den Blick nicht rein emporheben; in ſeiner Bruſt fühlte er die bittern Gifttropfen der Schuld — und finſtere Geſtalten der Sorge und Reue geleiteten die holde Erſcheinung der Geliebten und bewegten ſich ihr zur Seite in ſeiner tief erſchütterten Seele! —

Elftes Kapitel.

Das ſpaniſche Volk war in Maſſen aufgeſtanden. Der Sommer des Jahres 1808 rief Alles in Waffen; der Erfolg krönte die Anſtrengungen, belohnte die Opfer. — Palafox hatte Saragoſſa von der Mitte des Junius bis zur Mitte des Auguſt vertheidigt; das Beiſpiel ſeines unerſchütterten Muthes und das Vertrauen in den Schutz der wunderthätigen Mutter Gottes del Pilar hatte das Volk zur höchſten Kühnheit, zu den heldenmüthigſten Entſagungen und Opfern entflammt. Die Wälle waren erſtürmt worden, der Feind in die Mauern eingedrungen: man kämpfte mit ihm, Haus für Haus, und begrub ſich zuletzt mit dem Gegner unter den einſtürzenden Trümmern, ehe man ihm den Raum als Sieger überließ. Zehn Tage kämpften die Krieger des Marſchall Lefevre um vier Häuſer! Nicht länger hatte Joſeph Buonaparte ſeine Hauptſtadt Madrid als König behaupten können! — Er war geflüchtet! In ganz Spanien wehten die heiligen Banner des Unabhängigkeitskrieges, welche die Inſchrift führten: „Vencer o morir por patria y por Fer-

nando VII.! *).“ Unter diesen Bannern hatte das Volk die Schlacht bei Baylen am 19ten und 20sten Junius gewonnen; die Franzosen mußten — es waren die ersten Rückzüge des Kaisers — das Heldenland der alten Iberier räumen.

Wo Sagunt und Numantia durch Zerstörung Unvergänglichkeit gewannen, sollte ein dritter heiliger Name tönen: Saragossa. So tapfer wie beide, war es glücklicher; denn Grimm und Kraft der Feinde zerschellten sich an seinen Mauern. Am 14ten August, nach sechzig Tagen blutiger Kämpfe, unermeßlicher Anstrengungen und Entbehrungen, schlug der Stadt die Stunde der

---

*) Letzteres war freilich ein trauriger Zusatz kleiner Verblendung, der die Unreife des spanischen Volks für den großen Gedanken der Zeit bekundete; hätten sie statt Fernando VII. „libertad“ gesetzt, sie wären das große, kühnste Volk der Erde; so waren sie für den denkenden Beobachter nur das vom glühendsten Fanatismus entzündetste. Die Geschichte hat jenem Fürsten seitdem das Urtheil gesprochen; den Spaniern aber bietet sie jetzt Gelegenheit, die echten Kränze des Ruhms und Volksheldenthums zu gewinnen, die sie damals noch, von blindem Wahn umfangen, verschmäheten. — Werden sie aber diese Gelegenheit benutzen? Sind die finstern Nebel, welche ihre Erkenntniß umhüllten, schon zerstreut, die engen Bande und Kerker ihres Geistes schon gesprengt? Wir fürchten — nein! — sondern nur durch einzelne Mauerspalten fällt bis jetzt das klare Licht der Wahrheit in die dumpfen Gefängnisse des Wahns, die dieses mit so herrlichen Anlagen zur Größe und zum Heldenthum begabte Volk umschließen halten.

Anmerk. des Verf. im Junius 1836.

Erlösung. Das französische Heer brach auf, fast in schmachvoller Eil, denn es vermochte nicht einmal alle seine Mund- und Waffenvorräthe fortzuschaffen, sondern sie fielen zu Tudela nebst vielen Gefangenen in die Hände der Spanier.

Doppelt muthig durch Erfolg und Bewußtsein der Tapferkeit, sammelten sich die entschlossenen Söhne des Vaterlandes in großen Scharen, um den Heeren, welche der französische Kaiser rüstete, einen unbesiegbaren Damm entgegenzustellen.

Doch jener erste, mit Recht als riesenmäßig angestaunte Kampf der Helden in Saragossa war nur das Vorspiel des zweiten, größeren, furchtbareren gewesen, wo alle Mühen und Opfer vergeblich blieben und düsterer Fall das Loos der kühnsten Stadt auf spanischem Boden wurde.

Zwar hatte Aragonien ein Heer von fünfunddreißigtausend Mann gesandt und der eherne Held Castannos führte fast eben so viele Tapfere aus dem Herzen Castiliens heran. Dennoch wurden beide große Heere in den letzten Novembertagen durch den Marschall Lannes besiegt und zerstreut.

Nach Saragossa, seiner Hauptstadt, noch strahlend in der Glorie ihres vor wenigen Monden in Blut, Asche und Flammen erkämpften Ruhms, flüchtete der Aragonier. Die Mutter Gottes vom Pfeiler,

deren wunderthätiges Bild in der Kirche Nuestra Senora del Pilar auf einer edeln Jaspisſäule ſtehend, Tauſenden von Betern und Pilgern ſchon Troſt und Hülfe verliehen, und der Held Palafox waren die Schutzgötter, denen er ſich freudig und zuverſichtlich anvertraute.

Aus allen Städten und Dörfern ſtrömte auf die Nachricht von dem anrückenden Feinde das Volk dahin; bald füllten mehr als Hunderttauſend das Innere der Stadt, die ſonſt nicht vierzigtauſend Bewohner zählte. Alle waren ſie bereit, den letzten Tropfen aragoniſchen Blutes an die Vertheidigung der heiligen Stadt — heilig ſeit ſich die Gnade der Mutter Gottes ſo ſichtlich an ihr bewieſen hatte — zu ſetzen.

Am 24ſten Tage des Chriſtmonats, wo ſonſt die Zeit alle Gemüther mit Frieden und Stille erfüllt, zeigten ſich die franzöſiſchen Belagerungsheere vor der Stadt und ſperrten die Zugänge.

Kein ſpaniſches Herz erbebte bei dieſer Nachricht, ſondern es glühte und flammte auf in kriegeriſchem Ungeſtüm. Doch die Tapferkeit hatte der Vorſicht nicht vergeſſen. Palafox war am erſten Tage des Rückzugs der Franzoſen nach der erſten, vergeblichen Belagerung darauf bedacht geweſen, die Feſtungswerke der Stadt aus allen Kräften zu verſtärken und zu vermehren. Der königliche Ebro, gegen fünfhundert Schritte breit,

ſcheidet die Hauptſtadt Saragoſſas von der Vorſtadt. Beide Theile waren nach Möglichkeit der Umſtände durch Verſchanzungen gedeckt. Vor dem oberen Ebrothor, das Sanchothor genannt, liegt (dem Portillothor noch näher) das Schloß von Aljaferia, eine feſte Citadelle für ſich; an dieſe zunächſt ſtößt das Kloſter der barfüßigen Kapuziner. Es war in eine Veſte umgewandelt und die Mönche ſelbſt hatten ihre Schanzen aufgeworfen und ſchloſſen ſich bewaffnet den Vertheidigern auf den Wällen an. Von dort bis zum nächſten Kapuzinerkloſter zog ſich ein langer Wall und tiefer Graben, zu dem dieſes zweite Kloſter ein feſtes Bollwerk bildete. Hier krümmt ſich der Fluß Huerba bis dicht an die Stadt und umfließt dann ihre Mauern, bis er ſich unterhalb derſelben in den Ebro ergießt. Alle ſeine Brücken waren eben ſo viele Veſten geworden und durch Mauern und Gräben zu einer Linie verbunden. Ueberall bildeten die Klöſter mit ihren ſtarken Mauern, und unter ihnen beſonders das mächtige Gebäude des Kloſters Santa Engracia, die Baſteien der langen Befeſtigungslinie. — Jenſeit des Ebro war die Vorſtadt ähnlich geſchützt, und außerdem lag noch auf dem rechten Ufer das Fort Monte Torrero, welches, wenngleich es nur einer kurzen Vertheidigung fähig war, die ſich von der entfernten Stadt nicht unterſtützen ließ, doch dem Feinde anſehnliche Opfer koſten mußte und wirklich koſtete.

Das waren die dem Auge ſichtbaren Schutzmittel; doch unter der Erde bargen ſich in zahlloſen Minengängen furchtbarere Zerſtörungsmittel. Außerdem war Alles, was dem Feinde Schutz gewähren konnte, vernichtet. Der ganze Süden Saragoſſas, in unmerklich ſanften Wellenformen anſteigend, iſt mit Olivenhainen bedeckt. Dieſe ſchönen, ſchattigen Räume waren unerbittlich zerſtört und nur nackte, kurz über der Erde weggehauene Stumpfe ragten, ein unüberſehbares Paliſadenfeld, aus dem Boden hervor. Denn der Krieg iſt rauh und unerbittlich gegen die Schönheit wie gegen Recht und Schwäche.

Dennoch zagte kein aragoniſches Herz; alle ſchlugen ſie voll Kampfluſt.

Das erſte blutige Gefecht fiel am Monte Torrero vor, der durch Sturm gewonnen, aber aufs Tapferſte vertheidigt, in die Hände der Feinde fiel. Am folgenden Tage hatte er auf dem jenſeitigen Ufer in der Vorſtadt mit dem hartnäckigen Muth der Aragonier und Schweizer zu kämpfen. Von beiden Seiten wurde mit äußerſter Erbitterung gefochten; der Kampf koſtete den Angreifern große Opfer und ſie kamen doch nicht näher zum Ziel.

Belehrt, daß gewaltſame Angriffe, Erſtürmungsverſuche, den gewöhnlichen Zweck, die Belagerten in Schrecken zu ſetzen, ſo ganz verfehlten, daß dieſe viel-

mehr um ſo entſchloſſener zum Widerſtande wurden, begannen die Franzoſen jetzt die Belagerung auf regelmäßige Weiſe durch Eröffnung von Laufgräben und Anlegung von Batterien. Sie hatten eine furchtbare Maſſe von Geſchütz zuſammengebracht und verfuhren bei der Anlegung ihrer Belagerungsarbeiten eben ſo ſorgfältig als ſachverſtändig. Die erfahrenſten Ingenieure, unter ihnen der berühmte Obriſt Rogniat, die Artilleriegenerale Devon und Lacoſte, boten Alles auf, was Kriegskunſt und Wiſſenſchaft bei den reichſten Mitteln vermochten. Jeder Tag war Zeuge heldenmüthiger Kämpfe. Die Belagerten machten unermüdlich Ausfälle. Mehrmals drangen ſie bis in die feindlichen Batterien ein und vernagelten dort die Geſchütze; aber jeder Sieg wurde auch mit edeln Heldenhäuptern aufgewogen und zahlloſe Leichen bedeckten das Schlachtfeld, und die Krankenhäuſer in der Stadt füllten ſich mit Verwundeten. Hier begann die Thätigkeit der Frauen, indem ſowol die Bürgerinnen als auch die Kloſterjungfrauen ſich der unermüdlichen Pflege widmeten.

Am zehnten Januar, früh um ſieben Uhr, wurden die Belagerten durch ein donnerndes Krachen erweckt, als ob der feſte Grund des Erdbodens unter ihnen zuſammenbräche. Der Feind hatte acht Batterien mit zweiunddreißig Geſchützen vom ſchwerſten Kaliber errichtet und ſchleuderte ihre zermalmenden Eiſenmaſſen

gegen die Stadt. Er wollte in das Kloſter St. Joſeph, den feſten Brückenkopf an der Huerba, und in die Batterie Palafox Breſche legen. Zugleich trachtete er die Einwohner durch andere Schrecken zu bezwingen, indem er eine große Maſſe ſo gewaltiger Bomben in die Stadt warf, daß oft die ſtärkſten Gewölbe von ihnen zerſchmettert wurden und die in dieſen ſo beſchützten Zufluchtörten Verborgenen unter Schutt und Trümmern begruben oder durch die Stärke der ſpringenden Bomben zerriſſen.

Das Kloſter St. Joſeph, nur von Backſteinen erbaut, vermochte einer ſolchen Gewalt des Angriffs nicht zu trotzen. — Bald ſtürzten die Mauern deſſelben zuſammen; die Vertheidiger konnten den Poſten nicht halten, ſchlugen ſich aber mit unbeſiegbarer Erbitterung noch in den zuſammenbrechenden Trümmern. Ja, ſie verſuchten noch um Mitternacht einen Ausfall. Im gedeckten Wege ſammelte ſich eine Schar von zweihundert Tapfern; urplötzlich ſtürzte ſich dieſelbe auf die erſte Batterie, um ſie mit dem Säbel in der Fauſt zu nehmen. Doch ſie wußten nicht, daß eine Seitenbatterie dieſelbe beſtreichen konnte; unvermuthet brach daher ein Kartätſchenſtrom in ihre Reihen ein und in wenigen Minuten lagen zwei Drittheile dieſer Kühnen zerſchmettert am Boden; der Ueberreſt mußte weichen. —

Jetzt erſt wurde das Kloſter St. Joſeph geräumt; der Feind rückte der Stadt näher und preßte ſie in enger Umſchließung ein.

Von nun an verlor der Krieg ſein ſtolzes triumphirendes Antlitz; er furchte die eherne Stirn jeden Tag finſterer, und bald bot er nur den Anblick einer entſetzenden Schreckensgeſtalt dar. Der Feind hatte die Beſetzung der Wälle mit zahlloſen Opfern ſeiner tapferſten Krieger erkauft. Der ungebeugte Muth der Belagerten verlangte denſelben Preis von ihm für jedes einzelne Haus. In allen Geſtalten tobten die Furien des Verderbens. Sie ſchmetterten koloſſale Eiſenmaſſen herab, durchſtürmten die Gaſſen mit flammender Brandfackel, ja ſie durchwühlten den Boden der heiligen Erde, würgten in unterirdiſcher Finſterniß und brachen ſich dann mit der zerſprengenden Gewalt der Minen die Bahn wieder aufwärts. — Zu dieſen tobenden Ungethümen geſellten ſich die entſetzlichen der Noth, des Hungers, der Seuchen. Wohin du blickteſt, grinſte dir ihr bleiches Antlitz verzerrt entgegen. Aus den hohlen Augen der Verwundeten, die ſich ohne Hülle, ohne Lagerſtroh, in Froſt und Hitze fliegend, am Boden krümmten, ſo verwahrloſt, daß die leichteſten Wunden, am dritten Tage vom Brand ergriffen, zu tödtlichen wurden; aus den geſpenſtiſchen, wankenden Geſtalten der hungernden Armen, aus dem matten Todesblick der hingewelkten

Kranken, die das giftige Fieber ergriffen hatte, welches mit den ungeſunden, ekeln Dünſten die Luft verpeſtete und durch ſie Tauſende dahinraffte!

Alle dieſe laſtenden Drangſale drückten den aragoniſchen Muth, den Stolz des Spaniers, ſein glühendes Gefühl für Vaterland und König nicht nieder. Gleich edeln Flammen brachen dieſe hochherzigen Gefühle durch die niederdrückenden Dunſtgewölke hindurch und leuchteten ſtolz empor in den Himmel des Vaterlandes.

Und an der Spitze Aller ſtand Palafox der Unerſchrockene, Unbeſiegbare, deſſen Muth unter jeder neuen Prüfung nur wuchs. Wer verzagte, war verachtet, war ein Verräther; das Volk zerriß den Feigen, der den ſpaniſchen Namen entehrte. Trotz aller Drangſale, obgleich ſchon vierzigtauſend Leichen flüchtig verſcharrt waren und der Boden für die Todten zu mangeln begann, durfte Niemand von Uebergabe ſprechen. Auf alle Aufforderungen des Marſchall Lannes hatte der heldenmüthige Palafox nur eine Antwort: „Hasta la ultima tapia.“ — bis auf die letzte Lehmwand vertheidige ich den mir anvertrauten Poſten. — Doch, war auch die Seele des Helden unbezwinglich, ſein Körper war es nicht; der großmüthige, offene Kampf verſchonte ihn zwar und keine Kugel wagte ſich an ſein verehrtes, geheiligtes Leben, aber die meuchelmörderiſche Giftmiſcherin, die Seuche, ſchlich ſich in ſeine Adern und

warf ihn zu Boden. Seit Wochen lag er hinsterbend in einem engen Kellergewölbe; und doch wie er mit der Größe der That Allen vorangegangen war, so gab er jetzt auch das Vorbild standhaftesten Duldens, und sein edler, stolzer Geist wurde urch keine Härte des Geschicks gebeugt. — Den Oberbefehl hatte er seinem Freunde, dem General St. Marc, übertragen müssen; doch galt sein Wollen, sein Rath, der aus der tiefen, dunkeln Krankengruft herauf überall gefordert wurde, wie eine göttliche, eine Orakelstimme, und legte stets das mächtige Gewicht der Entscheidung in die Wagschale. — Die tausendfältigen kleinen Pflichten der Aufmerksamkeit, Einsicht, Führung war er nicht mehr im Stande zu erfüllen; die eine, große aber, in welcher sich alle in einer Spitze vereinigten, wo das Lebensmark seines Thuns und Wollens sich zusammendrängte — diese eine hielt er fest, und selbst die bleiche, ersterbende Lippe sprach nur ein unerschütterliches „Nein" zu jedem Vorschlag eines sinkenden Muthes.

So stand es jetzt um das heldenmüthige, unglückselige, aber doch preiswürdige Saragossa.

Zwölftes Kapitel.

„Don Vallardos! Don Vallardos!“ rief Garcia seinem Freunde zu, der im obern Stockwerk eines kleinen steinernen Hauses am Fenster stand, „Don Vallardos! — Der Feind greift die Häuser am Cossо *) an; auf, kommt herab, sie zu vertheidigen!“

Vallardos winkte bejahend und war trotz seiner Jahre im Augenblick unten auf der Gasse, um an dem Kampfe Theil zu nehmen. —

Beide Freunde schritten hastig die Straße Portillo hinab, die sie am nächsten nach dem Cossо führte. Doch als sie die nächste Ecke erreicht hatten, sprach Garcia: „Laßt uns hier einbiegen und dann durch die Straße Misericordia gehen. Dort wohnen noch einige Freunde, die man aufrufen kann! — Es beginnt sehr an Mannschaften zu fehlen.“ —

„Die Kräfte des Kühnsten erschöpfen sich; nicht jeder hofft auf den Tod als seinen Befreier aus den

---

*) Ein länglicher Platz (ähnlich dem Graben in Wien) zu Saragossa, wo der Häuserkrieg am furchtbarsten tobte.

finſtern Banden der Qual — von der Folterbank des Lebens! —

„Vallardos!“ bat Garcia; „überwindet dieſe düſtre Stimmung; es iſt auch ein Raub an dem Vaterlande, wenn Ihr Eure Kraft ſo unterhöhlt. — Rufen Euch dieſe Leichen, die unbegraben auf der Straße liegen, weil der Boden keinen Raum mehr für ſie hat, nicht zum Leben und zur Rache auf?“

„Wo ſahet Ihr jemals, daß meine That zögerte?“ ſprach Vallardos ſtreng: „eben deshalb, weil ich nur Rache, nicht Rettung will, bleibt meine Kraft unerſchöpft!“ —

„Sie iſt es nicht, Ihr täuſcht Euch und uns;“ ſprach Garcia, „mehr Lebenshoffnung würde Euch mehr Lebensfriſche geben.“

„Was bei Euch die Hoffnung thut, thut bei mir der zürnende Schmerz. Oder glaubt Ihr nicht, daß wahnſinnig wilde Kräfte in mir erwachen, wenn ich die tauſend verzerrten Larven des Elends und des Todes um mich ſehe und dabei denke: deine Tochter, aus dem edelſten ſpaniſchen Blut, iſt die Metze eines dieſer Tiger, die ſolche Schmach ſolchen Jammer auf unſer Vaterland häufen! Garcia! Mit dieſen altersſchwachen Händen würge ich Löwen, wenn dieſer Gedanke meine Sehnen und Muskeln mit ingrimmigem Lodern durchflammt!“

„Vallardos, denkt nicht ſo unwürdig von Eurer edeln Tochter!“ —

„Meine edle Tochter! Wollt Ihr mich verhöhnen, Garcia? — Bei St. Jago, ſpaniſches Blut iſt theuer und das Vaterland hat jetzt auf jeden Tropfen ein Recht, aber dennoch —“

Statt der Antwort drückte Garcia ihm ſanft die Hand. — „Ihr wißt beſſer, Freund, wie ich geſinnt bin. — Doch es iſt mein feſter Glaube, daß Ihr Euch mit Wahngebilden foltert. Irren mochte Elvira, einen Fehltritt thun — vielleicht, denn wer weiß es? — aber ſo tief in Schmach ſinken — das vermochte ſie nicht!“

„Und wo bürge ſie ſich, wenn ſie nicht dem Verführer gefolgt wäre? Sie weilt vielleicht im Lager der Franzoſen draußen und verkürzt ſich die Nacht mit ihrem Buhlen, während wir —

„Haltet ein, läſtert nicht!“ unterbrach ihn Garcia ernſt.

„Es wäre doch ſchön,“ fuhr Vallardos heftiger fort, „wenn ich etwa verwundet oder gefangen würde und ſie mich ins Lager ſchleppten — und ich ſähe dabei mein Töchterchen wieder, — auf dem Schoos ihres Verführers, — oder bei Andern, — denn ſie wird wohl den Wechſel lieben. — Sie könnte dann auch vielleicht ein gutes Wort für mich einlegen, wenn

ſie mich mit Neſſeln todtpeitſchen wollten wie die letzten Gefangenen — ſie könnte ſagen: „Hängt ihn doch lieber gleich hier an den Olivenbaum; was wollt ihr den alten Mann quälen!“

Garcia fühlte Schmerz und Unwillen zugleich, — doch er ließ Vallardos ſeiner Qual Worte geben, weil er ſie ſonſt tief im Innern verſchloß und ſie dann deſto ſchärfer an ſeiner Seele nagte! Doch plötzlich unterbrach ein furchtbares Getöſe das Geſpräch. Ein dröhnendes Krachen ſchlug betäubend an das Ohr und zugleich fühlten ſich beide Männer von einem allſeitigen Stoß und Druck erſchüttert und die Bruſt zuſammengepreßt, wie wenn eine haushohe Welle plötzlich über ſie hingeſchlagen wäre; der Erdboden bebte, die Häuſer umher wankten, in einem derſelben, wo ſich Glasſcheiben befanden, borſten ſie und fielen klirrend auf das Pflaſter. „Heilige Jungfrau vom Pfeiler!“ rief Garcia, „verleihe uns deinen Schutz, was war das?“

„Eine Mine;“ ſprach Vallardos, der ſich ſchnell wieder gefaßt hatte; „ſie muß am Coſſo geſprengt ſein. Doch von ſo furchtbarer Kraft war noch keine, ſo lange wir hier fechten. Gebe der Himmel, daß der Schaden zu ertragen ſei!“ —

Sie eilten vorwärts. Aus allen Häuſern ſtürzten die erſchreckten Einwohner heraus, denn alle mußten glauben, daß die Exploſion in ihrer nächſten Nachbar-

ſchaft geſchehen ſei, ſo heftig war ihre Wirkung. Doch nur wenige Männer zeigten ſich vor den Thüren, denn die waffenfähigen waren auf den Wällen; in den Häuſern gab es nur Kranke, Verwundete, Greiſe, Weiber und Kinder. Doch auch die Wenigen waren jetzt nothwendig, denn es ſchien ein entſcheidender Kampf bevorzuſtehen. Vallardos rief alle auf, deren er anſichtig wurde. „Folgt mir! Nach dem Coſſo! Der Feind dringt ein! Helft abwehren!“

So erſchallte ſein Ruf durch die Gaſſen und wurde von Weibern, Greiſen und Verwundeten wie ein Hülfsgeſchrei wiederholt. Wer noch Kräfte hatte, waffnete ſich und ſtürmte herbei, denn die Ungewißheit vergrößerte die Beſorgniß.

Auf dem Coſſo angelangt, war dieſer ganze breite plateauartige Stadttheil in dichten Rauch gehüllt. Ein lebhaftes, aber einzelnes Gewehrfeuer diente den Herbeieilenden zum Richtungspunkt ihrer Schritte. Der Platz war mit aufgeworfenen Querwällen durchſchnitten, hinter denen Geſchütze ſtanden, um im Nothfall dem eindringenden Feinde nachdrücklichen Widerſtand zu leiſten. Die nothwendigſte Mannſchaft ſtand bei den Kanonen, die andern waren vorwärts dem Kampfplatze zugeeilt.

„Wo wird gefochten? Was iſt geſchehen,“ fragten Vallardos und Garcia aus einem Munde.

„Der Feind," antwortete ein auf der Laffette ſitzender alter Krieger, „hat wahrſcheinlich vom Krankenhauſe aus, wo er ſeit drei Tagen in den Kellern einlegirt iſt, eine Mine unter das Franziskanerkloſter getrieben und das ganze Gebäude in die Luft geſprengt!"

„Madonna del Pilar!" rief Garcia, „das hat dein Schutz nicht abgewendet?" Vallardos fuhr ſich mit der Hand durch das weiße Haar; in ſeinen Zügen ſah man den Kampf ſeines Zorns.

„Sind viele Leute verunglückt?" fragte Garcia.

„Die Luft war ſchwarz von aufgeſchleuderten zerriſſenen Leibern und Gliedern und jetzt iſt der Boden damit beſät. — Sie hatten einen Scheinangriff gegen die Straße Engracia gemacht, und als die Unſern dicht geſchart ihnen entgegendrangen, riß ſich plötzlich donnernd und feuerſpeiend der Boden unter ihnen auf und ſchleuderte ſie gegen die Wolken oder verſchlang ſie. — Eine ganze Compagnie vom Regiment Valencia ſtand auf dem Minentrichter. — Jetzt wird um das Kloſter gefochten. Wir warten nur Befehl ab, ſo wollen wir von hier aus noch Kartätſchen in das Getümmel ſenden!" —

„Rache! Rache!" rief Vallardos laut, der mit wuthblaſſem Angeſicht und feſt in die Zähne eingebiſſenen Lippen den Bericht mit angehört hatte. — Sein Ruf fiel zündend wie ein Wetterſtrahl in die Bruſt

der Kämpfer, die ihm folgten; ſie ſtürmten unter der Führung des Heldengreiſes vorwärts dem Getümmel des Kampfes entgegen. Bald waren ſie in den dichten Pulverdampf und den Rauch der flammenden Gebäude eingehüllt; eine erſtickende Glut wehte von allen Seiten, ſelbſt aus der Erde herauf. Der Fuß trat auf heiße Aſche und glimmende Balken und ſtrauchelte oft über zerriſſene menſchliche Körper und einzelne Gliedmaßen, die ſich mit dem grauſen Chaos brennender Trümmer vermiſchten. Es war, als werde die Schlacht in einem ſpeienden Krater geliefert, denn auch die Flammen ſchlugen an vielen Stellen hochlodernd aus dem Boden hervor.

„Wer ſteht hier Freund und Feind!“ rief Garcia.

„Nur näher! Unterſcheiden wir ſie nicht auf Piſtolenſchußweite, ſo doch auf Dolchlänge,“ ertönte Vallardos' Antwort. Und er ſelbſt drang vor, in die Aſchen- und Staubwolken, über Leichname und brennende Balken hinweg.

Jetzt verwehte ein ſtarker Windſtoß die dichten Staub- und Rauchwirbel und geſtattete einen freien Blick. Aber nur ein furchtbareres Schauſpiel bot ſich dem Auge dar. Das Franziskanerkloſter war zwar durch die Mine nicht aufgeſprengt, aber doch ein Teil ſeiner Mauern eingeſtürzt und vor demſelben alle Gebäude in Trümmer zerſchmettert, die halb einen tiefe

Krater füllten, den die Exploſion aufgewühlt hatte. Gegenüber demſelben, jenſeit der Straße Engracia, lag das vom Feinde beſetzte Krankenhaus, von deſſen Kellern aus er ſeine Minengänge getrieben hatte. Hier ertönten jetzt betäubende Trommelwirbel und ein furchtbares Kampfgeſchrei. Es waren die Sapeure mit ihren langen Bärten und blanken Aexten, unter der Führung des Major Valazé, die, vereinigt mit dem 115ten Infanterie-Regiment unter dem tapfern Oberſt Dupéroux, mit wirbelnden Trommeln, fliegenden Fahnen und eingeſenktem Bajonett im Sturmſchritt andrangen, um das Franziskanerkloſter zu nehmen. Doch die Spanier verloren keinen günſtigen Augenblick. Die zuvor müßig zuſchauenden Artilleriſten erhielten durch Zeichen einen Befehl und ſandten nun einen furchtbaren Hagel von Kartätſchen gegen die Anrückenden.

Dieſe, wie ihre Reihen auch gelichtet wurden, brauſten vorwärts und gewannen eine Stelle der Straße Engracia, wo ihnen ein von den Spaniern verlaſſener Querwall Schutz gegen die mörderiſchen Kartätſchenſchüſſe gewährte. Von hier aus drangen ſie mit Ungeſtüm gegen das halbzerſtörte Franziskanerkloſter vor, wo die Spanier ihnen mit einer Hartnäckigkeit Stand hielten, die dem wuthentflammten Angriff nicht nachſtand.

Ballardos und die ihn begleiteten, hatten ſich

seitwärts, außerhalb der Richtung der Geschütze, befanden. Jetzt konnten sie dem Feinde in die Flanken fallen, und Vallardos war der Erste, der durch einen noch glühenden Aschenhaufen vordrang und mit geschwungenem Degen die Seinigen aufforderte, ihm zu folgen. Doch sie waren nicht unbemerkt geblieben. Ein Capitain des Regiments ließ sogleich eine Compagnie Front gegen sie machen und empfing sie mit einer Musketensalve auf funfzig Schritt. Ein Drittheil stürzte zu Boden, aber die Uebrigen nur desto rachbegieriger gegen die Feinde. — Hier begann ein entsetzliches Würgen und Ringen, Mann gegen Mann, Faust gegen Faust. Im wirbelnden Rauch und Staub, auf einem Boden, der selbst schon ein Schlund des Todes war, unter auflodernden Flammen, wurde dieser Kampf der Wuth gekämpft. Dazwischen schmetterte in krachenden Lagen das Kartätschenfeuer der Spanier, die ihre eigenen, an Zahl geringeren Brüder nicht schonen konnten, um dem in Massen andringenden Feind verhältnißmäßig größern Abbruch zu thun. Der Tod schwebte wie ein ungeheurer Raubvogel über der Kampfstätte und bedeckte sie rings mit seinen schwarzen Riesenflügeln; und jeder geschwungene Schlag derselben raffte blühendes Leben hinweg.

Vallardos suchte den Führer; ihn mit dem Dolch niederzustrecken, war seine Absicht. Mit der energi-

ſchen Kraft, die den Greis in begeiſterten Momenten befreite, kämpfte er ſich zu ihm hinan, und eben wollte er ihn, der halb abgewendet ſtand und ſich eines jungen wüthenden Spaniers kraftvoll erwehrte, den Dolch in die Seite ſtoßen, als ſich der Offizier raſch gegen ihn umwandte und ein Piſtol auf ihn abdrückte.

„Heilige Mutter Gottes!“ rief Vallardos aus und taumelte rückwärts; aber nicht von dem Schuß, der ihn in der Schulter getroffen hatte, ſondern von einer unſichtbaren, mächtigen Gewalt erſchüttert. Denn St. Val ſtand vor ihm.

Nur einen Augenblick hatte der Schrecken wirken können; jetzt entzügelte ſich die Wuth deſto gewaltſamer. Mit blitzendem Dolch und den Worten: „Ehrloſer Bube!“ ſtürzte Vallardos auf St. Val ein. Dieſer wich, nicht aus Furcht, ſondern aus höherer Scheu vor dem Greiſe, der plötzlich, nach zehn Monden, wie ein Geiſt der Rache vor ihm unter Qualm und Flammen aus dem Boden ſtieg, zurück.

„Heran, heran, Sennor!“ rief der junge Spanier dem andringenden Vallardos zu, und dieſer erkannte jetzt in ihm jenen fanatiſchen Jüngling Alonzo, der vormals in blinder Ergebenheit gegen Elvira der Erſte war, welcher St. Val's Bande in der Nacht ſeiner Gefangenſchaft durch Malleros löſte und deſſen düſtre Schwermuth um die fürchterlich geopferten Seinigen

ſich jetzt in einen finſter brütenden, dem Wahnſinn nahen Zuſtand verwandelt hatte, in welchem ihm nur Ein Wollen und Denken klar blieb, der unbezwinglichſte Haß gegen die Feinde des Vaterlandes.

„Heran, heran!“ rief er aus und ſein dunkles Auge flammte wie das eines Löwen unter den buſchigen Brauen auf, „wir wollen ihn zerreißen.“ Und wirklich warf er die Waffe, mit der er bisher gefochten hatte, weit von ſich, ſtürzte ſich mit einer Wuth, der nichts zu vergleichen war, auf St. Val und umſchlang ihn mit beiden Armen, um ihn zur Erde zu ringen. Doch in demſelben Augenblicke ſah Vallardos drei Schritt davon ein Gewehr auf den Unglücklichen abfeuern und ihn, da das Band ſeiner Arme plötzlich wie zerſchmettert losließ, rückwärts zu Boden ſtürzen.

Dies Alles war ſo das Werk eines Augenblicks, daß Vallardos bis dahin noch nicht die wenigen Schritte zwiſchen ihm und St. Val zurückgelegt hatte, um ihn mit dem Dolch anzugreifen. St. Val taumelte zwei Schritt zurück, nach dem wüthenden Anfall Alonzo's; doch Vallardos drang ihm nach, packte den Wankenden mit der Linken an der Schulter und mit der Rechten führte er einen furchtbaren Stoß gegen ſein Herz. Doch eben wo ſeine Dolchſpitze Widerſtand in der Bruſt des Gegners fand, fühlte Vallardos einen ſchmetternden Schlag, der ihm durch den ganzen Körper dröhnte,

gleichſam als habe er ſich elektriſch durch die Berührung erzeugt. Er wankte, ſeine Kniee brachen ein, es wurde Nacht um ihn, er ſank und hörte noch im Fallen ein krachendes Donnern dicht an ſeinem Ohr, als ſtürze der Boden praſſelnd unter ihm zuſammen.

In dieſem Augenblicke ertönte ein lautes Kampf- und Siegsgeſchrei; die Franzoſen hatten die Spanier zurückgedrängt und ſtürmten ſiegreich in das Franziskanerkloſter ein. Noch einmal ſandten die ſpaniſchen Kanonen eine doppelte Kartätſchenlage in die kämpfenden Maſſen, daß Rauch, Staub und Aſche hoch in die Lüfte wirbelten, und dann ſchwiegen ſie, weil die eigenen Leute ſie vernageln und flüchten mußten.

Ein Windſtoß drückte ein Gebirge von Rauch auf den Schauplatz des gräßlichen Kampfes herab. Im Augenblick war er allen menſchlichen Blicken entzogen und nur ein dumpfes Wuth- und Wehgeſchrei tönte ſchauerlich aus den ſchwarzen, wolkig ſich wälzenden Wirbeln wie aus einem tiefen, undurchdringlichen Meeresſchlund herauf und erfüllte die Seele mit Schauder und Entſetzen.

Dreizehntes Kapitel.

Als Vallardos von seiner Betäubung erwachte, fand er sich in einem dunkeln Gewölbe auf einer Lagerstätte, so gut die an Allem Mangel leidende Stadt sie schaffen konnte. — Es war ihm, als erwache er aus einem schweren Traume, und es dauerte lange, bis er sich den Verlauf der Ereignisse wieder ins Gedächtniß zurückrief. Er richtete sich empor und blickte forschend um sich. Sein Kopf schmerzte ihn, er fühlte darnach und fand ihn mit einem Tuch verbunden. Auch auf seine, vom Schuß gestreifte Schulter war ein Verband gelegt.

Nach und nach gewöhnte sich sein Auge an das Halbdunkel und er erkannte alle Gegenstände um sich her. Das Gewölbe war groß; mehre Lagerstätten standen neben einander; auf der nächsten erblickte er einen Mann halb aufrecht sitzend, halb zurückgelehnt. Vallardos betrachtete ihn noch, als derselbe ihm das Gesicht zuwandte und ihn mit seltsamem aber rührendem Ton der Stimme fragte: „Nun, Sennor! Seid Ihr auch wieder auferstanden?“ — Es war Alonzo.

„Alonzo!“ rief Vallardos ſtaunend. Doch dieſer legte raſch die Fingerſpitzen auf den Mund und winkte ihm geheimnißvoll und ſchweigend: „Die ſchwarze Madonna ſitzt und ſchläft! Weckt ſie nicht auf, ſie möchte zürnen; und jetzt iſt ſie doch ſo ſanft!“

Vallardos folgte verwundert mit den Augen der Bewegung, die Alonzo mit der Hand machte und gewahrte jetzt, was ihm zuvor entgangen war, in der Ecke des Gemachs, an einem Tiſch ſitzend, auf dem eine mattbrennende Lampe ſtand, eine ganz in ſchwarze Florgewänder gehüllte weibliche Geſtalt, welche das Haupt in die Hand geſtützt hatte und zu ſchlummern ſchien: „Wer iſt das?“ — fragte er leiſe.

„Eine Heilige, die uns pflegt,“ erwiderte Alonzo noch leiſer mit dem Ausdruck der Ehrfurcht — „ich glaube, es iſt die heilige Mutter Gottes vom Pfeiler ſelber, ſo ſüß klingt ihre Stimme und ſo ſanft ſind ihre Hände. Ich wünſchte, ich hätte tauſend Wunden, wenn ſie ſie nur verbinden wollte! Ja, wo ſie die Hand anlegt, ſpürt Ihr es wie Balſam! Ich war ja mitten durchs Herz geſchoſſen, wie hätte ich alſo ohne die Heilige leben können.“ —

Vallardos blickte Alonzo immer befremdeter an. Es wurde ihm mit jedem Augenblick gewiſſer, daß er irre rede, doch wußte er nicht, hatte der verſchloſſene Wahn-

ſinn des Jünglings Sprache gewonnen oder waren es nur Fieberphantaſien, die ihn aufregten.

„Still! Rührt Euch nicht! Sie erwacht! Sie kommt!“ flüſterte Alonzo und legte ſich ſcheu zurück, als ſei es ein Vergehen geweſen, daß er ſich halb emporgerichtet hatte. Vallardos blieb aufrecht. Es nahte ſich dem Lager der Kranken eine hohe Geſtalt, doch in tiefe dunkle Schleier gehüllt. Ihr Schritt war ſchwankend, ſie hielt die Lampe in der Hand; zwar war es bei der Dunkelheit des Gemachs unmöglich, ihre Züge zu erkennen, — aber ein gewiſſes unerklärliches Etwas, ein über die ganze Geſtalt ſich verbreitendes Weſen milder Erhabenheit, gab die Ueberzeugung, daß ſich unter dieſen Hüllen eine wunderbare Schönheit verberge. Ihr beklommenes Athmen, ihr ſchwankender Schritt, die zitternde Bewegung der Hand, in welcher ſie die Lampe trug, ſchien eine tiefe Aufregung des Gemüths zu verrathen. Freilich konnte dieſelbe an dieſem Ort und unter dieſen Verhältniſſen Niemanden auffallen; denn welches weibliche Weſen hätte nicht beben ſollen unter einer ſolchen Zahl ſchwer verwundeter, halb ſterbender Helden, die für das Vaterland bluteten, während draußen ſchon wieder der dumpfe Donner des Geſchützes krachte, weil der Kampf auch in der Nacht fortgeſetzt wurde? In eben dieſem Augenblick rang die unbeſiegbare Kühnheit der Belagerer auf's Neue mit den Feinden um den Beſitz des

Franziskanerkloſters ſo hartnäckig, daß das Würgen und Morden bis in die höchſten Räume des Glockenthurmes hinaufdrang, während unabläſſig, ſelbſt von dem jenſeitigen Ufer des Ebro her, zahlloſe Bomben auf die Stadt geſchleudert wurden, deren dröhnendes Niederſchlagen und Springen man bis in die tiefſten Gewölbe hinab vernahm, wo die Verwundeten gepflegt wurden.

Es war augenſcheinlich, daß die Verſchleierte das Amt der Pflegerin übte; ſie näherte ſich Vallardos' Lager und fragte ihn mit einer kaum hörbaren, bebenden Stimme: „Wie iſt Euch, Sennor, Ihr habt lange betäubt gelegen! Kehren Euch die Kräfte zurück?"

Vallardos fühlte ſich durch den leiſen, zitternden Ton dieſer Stimme wunderbar gerührt; es war eine unbegreifliche Empfindung der Liebe und der Trauer, die ihn überſchlich. Einige Sekunden dauerte es, bevor er antworten konnte: „Ja, dieſe wohlthätige Pflege, die ich hier empfangen, hat mir das Leben zurückgegeben. Allein wo ſind wir hier?" —

„Im Kloſter der Sepulchriner," erwiderte die Pflegerin bebend, „ſie haben den barmherzigen Schweſtern ihre bombenfeſten Gewölbe zur Pflege der Kranken eingeräumt."

„Es iſt aber nicht die Ordenstracht der barmherzigen Schweſtern, in der ich Euch ſehe, fromme Jung-

frau. Gehört Ihr nicht zu dem Orden?“ fragte Vallardes.

Nach einigen Augenblicken entgegnete die Fremde: „Nein, ich bin nur eine Kostgängerin des Klosters; die Bedrängniß des Vaterlandes bestimmte mich, meine Kräfte der Krankenpflege zu widmen.“

„Liegt es in den Regeln des Ordens, daß Ihr Euch so tief verschleiert? Ich möchte Euer Antlitz sehen, denn der Ton Eurer Stimme erweckt mir unbegreifliche Empfindungen.“

„Es ist ein besonderes Gelübde, das mich zwingt, diese Schleier zu tragen, und, vergebt mir, Senor, doch — auch Schweigsamkeit gehört zu meinen Pflichten, und verbietet mir, länger mit Euch zu sprechen, als Euer Zustand es fordert.“

Nach diesen Worten, die sie, sowie die ganze Unterredung, mit unterdrückter, mehr lispelnder als tönender Stimme sprach, trat sie schweigend zurück, um einen Verband für Vallardos' verwundete Stirn zu bereiten. — Während dessen richtete sich Alonzo wie heimlich auf und flüsterte: „Ihr habt die Heilige erzürnt; sie will nicht, daß man viel zu ihr schwatzt; still zu ihr beten müßt Ihr.“

Die Pflegerin kehrte zurück und legte Vallardos schweigend einen kühlenden Umschlag auf die Stirn —

„Vergebt, edle Jungfrau, wenn ich Euer heiliges Gelübde nochmals störe," ſprach dieſer; „allein mir iſt, als ſei ich gar nicht krank oder verwundet. Ich fühle, däucht mir, Kräfte, mich aufzurichten!"

„Eure Wunde iſt nicht gefährlich, Dank ſei es der heiligen Sennora del Pilar;" entgegnete die Jungfrau; „der Hieb iſt nicht tief eingedrungen, doch er muß Euch betäubt haben."

Während ſie dieſe Worte ſprach, öffnete ſich eine Thür im Hintergrunde des Gewölbes und, mit einer Ampel in der Hand, trat eine andere Pflegerin, die ihrer Ordenstracht nach wirklich zu den barmherzigen Schweſtern gehörte, ein. Sie ging auf die Verſchleierte zu und ſprach: „Fromme Frau, es iſt Mitternacht; die Stunde der Ablöſung von Eurer mühſamen Pflicht hat geſchlagen."

Die Unbekannte wollte gehn, doch ſie ſchien in einem heftigen innern Kampf begriffen, der ihr die Kräfte raubte; ſie mußte die Lampe aus der Hand ſetzen und ſchwankte einem Seſſel zu. Jetzt erhob Alonzo, der die Worte der frommen Kloſterſchweſter gehört hatte, ſeine klagende Stimme: „Ach, dunkle Heilige! Geh noch nicht von hier! Du haſt mein Gebet noch nicht erhört! Sage mir, kehrt Donna Elvira nicht wieder, lebt ſie oder iſt ſie eine Heilige wie du?"

Die Unbekannte machte eine zuckende Bewegung und winkte ihm mit der Hand Stille zu.

Vallardos rief heftig: „Donna Elvira? Welche Donna Elvira?“

„Eure Tochter, Senner!“ rief Alonzo, „Sie iſt eine Heilige! Ich habe ſie geſehn, ſie ſtand an meinem Lager, von himmliſchem Glanz umfloſſen, und bot mir die Märtyrerkrone!“

„Schweig, Unglückſeliger!“ rief Vallardos, „dein Fieberwahnſinn läſtert frevelhaft!“

„Ja, es ſind Fieberträume, die Euch foltern, armer Kranker!“ ſprach die barmherzige Schweſter und näherte ſich ihm: „Wir wollen Euch wieder kühlende Arznei reichen.“

Die Verſchleierte, deren innerſte Bewegung nur an ihrem tiefen und beklemmten Athem zu erkennen war, erhob ſich jetzt mit angeſtrengter Kraft, winkte mit der Hand rückwärts zum ſtummen Abſchiede und entfernte ſich aus dem Gemach, ohne das Haupt zurückzuwenden, obwol Alonzo ihr flehend nachrief; „Bleib, dunkle Heilige, bleib!“ —

Die Thür hatte ſich hinter ihr geſchloſſen, Alonzo drückte das Haupt verzweiflungsvoll in ſeine Kiſſen zurück. Vallardos ſaß aufgerichtet ſchweigend und blickte ſtarr vor ſich hin. „Wer iſt dieſe Sennora?“ fragte er

nach einigen Augenblicken die vor ihm ſtehende Kloſterſchweſter.

„Ein räthſelhaftes, aber wunderbar ſchönes und hehres Weſen, ſie nennt ſich die Marquiſe von Santo Vallos, — allein wir haben Urſache zu glauben, daß ſie ihren wahren Namen verbirgt, weil ein ebenſo unglückſeliges als rauhes Schickſal ſie verfolgt. Kurz vor der erſten Belagerung kam ſie in Männertracht nach Saragoſſa, angeblich ein Jüngling aus edelm Hauſe, der ſich den muthigen Vertheidigern des Vaterlandes anſchließen wollte. Niemand ahnte ihr Geſchlecht. Mit Heldenmuth focht ſie in den Reihen der Tapferſten und wich nicht von Palafox' Seite, wo ihm Gefahr drohte. Oftmals ſtürzte ſie ſich mit ſo erbitterter Heftigkeit in die Feinde, daß die eigenen Gefährten ſie zurückhalten mußten. Doch ein Engel Gottes oder vielleicht unſere heilige Jungfrau del Pilar ſelbſt nahm ſie in Schutz, denn keine Wa[illegible] ritzte ihr nur die Haut, keine Kugel erreichte ſie — bis in den letzten Tagen der Belagerung; da ſtreckte ſie ein Schuß zu Boden. Ihre Gefährten trugen ſie bewußtlos aus dem Kampfgetümmel. Doch die Beſinnung war ihr ſchon nach wenigen Minuten zurückgekehrt, und da erflehte ſie es, als die einzige Belohnung ihrer tapfern Thaten, daß man ſie in unſer Kloſter zur Verpflegung bringe. Hier entdeckte ſie ihr Geſchlecht und ihren Stand; ſie wurde darauf

sogleich in meine Zelle gebracht und ich blieb ihre Pflegerin. Wohl darf ich sagen, edler Sennor, daß diese kühne Heldin die sanfteste weibliche Seele besitzt, die ich jemals kennen lernte. Noch als sie die männliche Kleidung trug, hatte Jedermann Theil an der stillen Schwermuth des vermeinten Jünglings genommen und man hieß ihn nur den trauernden Heldenjüngling. Jetzt entdeckte mir die Arme den Grund ihres Kummers und ihres Hasses. Sie war die Gattin eines edeln Spaniers, den die Grausamkeit des einbrechenden Feindes in den ersten Tagen ihrer Verbindung, da er an der Spitze einer Schaar tapferer Vaterlandsvertheidiger stand, erschlug. In ihrem Schmerz gelobte sie jede Kraft ihres Lebens dem Vaterlande und der Rache an den Feinden unseres Landes und unserer heiligen Religion zu widmen. Darum legte sie die weiblichen Gewande ab, ergriff das Schwert und warf sich in Saragossas Mauern. Nachdem die Belagerung vorüber war, fühlte sie sich Mutter, und bat, in der Obhut des Klosters bleiben zu dürfen. So ist sie auch mit uns hier herüber in die Gewölbe der Sepulchrinermönche gezogen, hat vor wenigen Wochen einen holden Knaben geboren und theilt jetzt ihr Leben zwischen Mutterſorge und der Pflege der Verwundeten." —

„Und weshalb hat sie das Gelübde gethan, sich zu verschleiern und zu schweigen?" fragte Vallardos.

„Weil ſie in ihrem Schmerz jeder Freude entſagt hat und nur für ihre Trauer und ihre Rache leben will.“

Vallardos hatte dieſe Erzählung mit einer Theilnahme gehört, deren Stärke ihn ſelbſt überraſchte. Er fragte nach einigen Augenblicken des Schweigens, ob jene unglückliche Frau ſo bemittelt ſei, als ihr Stand es vermuthen laſſe. Die Kloſterſchweſter erwiderte: „Im Anfang ihres Aufenthaltes ſcheine die Fremde durch keine äußere Sorge gedrückt geweſen zu ſein, jetzt aber trete ſichtlich auch dieſe ein und vergrößere ihre Schwermuth.“

„Ihren gefallenen Gatten kann ich ihr nicht zurückgeben,“ ſprach Vallardos, „aber gegen die andern Beſorgniſſe weiß ich, dem Himmel ſei Dank, noch Mittel. Zwar habe ich den größten Theil meiner Beſitzthümer auf den Altar des Vaterlandes niedergelegt, Manches indeſſen wird ſich aus dieſem allgemeinen Schiffbruch doch erretten laſſen. Ich habe keine Erben; eine Tochter hatte ich, — doch ſie iſt todt! Sagt der Unglücklichen, daß es mein Stolz ſein werde, eine ſo edle Tochter Spaniens zur meinigen zu machen und ihr mein Vermögen und ihrem Sohne meinen Namen zu hinterlaſſen.“

„O edler Sennor,“ erwiderte die barmherzige Schweſter gerührt, „Ihr habt durch dieſes Wort gewiß den ſüßeſten Balſam des Troſtes in das Herz dieſer erhabe-

nen Unglücklichen geflößt. Wollt Ihr mir gestatten, daß ich ihr sogleich diese Kunde bringe?"

Vallardos hatte nichts dawider einzuwenden und die Pflegerin ging hinaus, um diese freudige Pflicht zu erfüllen.

Nach wenigen Minuten kehrte sie zurück, begleitet von der Unbekannten, die zitternden, schwankenden Schrittes neben ihr ging und ein schlummerndes Knäblein von wenigen Wochen im Arme trug. Sie blieb verschleiert, kniete stumm an Vallardos' Lager nieder und ergriff seine Hand, die sie mit Küssen und Thränen benetzte. Die barmherzige Schwester sprach: „Eure großmüthige Wohlthat hat diese edle Unglückliche aufs Tiefste gerührt — nur ihr Gelübde, das sie schon zu sehr gebrochen zu haben sich vorwirft, hindert sie, Euch den Dank auszusprechen, den ihr Herz empfindet. Denn da, wo es ihr am schwersten wird, ist es die strengste Pflicht, es zu erfüllen. Sie bittet Euch, diesen Knaben zu segnen."

Die Kniende hielt das Knäblein empor zu Vallardos. Dieser legte ihm segnend die Hand auf das Haupt und sprach: „Du sollst mein Sohn und Erbe sein, sollst den Namen der Vallardos führen; hier beschwöre ichs bei unserm Herrn, dessen Blut für uns geflossen ist."

Die Mutter, welche das Kind emporhielt, wurde durch diese Worte sichtlich so ergriffen, daß ihre Kräfte

ſie verließen. Die barmherzige Schweſter mußte den Knaben zu ſich nehmen, damit er nicht den Händen der Zitternden und Schwankenden entfiele. Jetzt ergriff ſie aber Vallardos' Hand mit ihren beiden und weinte einen Strom ſo heißer Thränen darauf, daß ſelbſt der ſtarre, eherne Greis, von der Gewalt der Wehmuth ergriffen, Thränen über ſeine Wange rollen fühlte. Es waren die erſten wohlthuenden, ſüßſchmerzenden Augenblicke ſeit der ſtarren Erbitterung, von der ſein ganzes Weſen ſeit Elvira's Verbrechen ergriffen war. Worte gab er ſeinen Gefühlen nicht, doch in ſeinem Herzen lebte nur der eine Gedanke: O, hätteſt du eine Tochter, dieſer Goeln gleich, die hier von allen höchſten Pflichten ganz erfüllt und durchdrungen an deinem Lager kniet! Eine heldenmüthige Spanierin, eine keuſche Gattin — welch ein Glück, der Vater einer ſolchen Tochter zu ſein! — Er wollte die Kniende an ſein Herz ziehen, doch ſie widerſtrebte ſanft und wandte auch das Haupt verneinend zurück, als der Greis ihr die Hände auflegte und die Worte ſprach: „Segen, Segen! Jeder milde Vaterſegen über dich!"

Ihre Kräfte zuſammenraffend, ſtand ſie auf und wollte das Kind wieder nehmen und ſich entfernen. In dieſem Augenblicke fühlte ſie ſich von einer fremden Hand heftig berührt; ſie wandte ſich um und der bleiche irrblickende Alonzo ſtand neben ihr und heftete ſeine

rollenden, wahnſinnigen Augen auf ſie: „Dunkle Heilige,“ rief er, „gib mir meine Geliebte, ich laſſe dich nicht los!“ Erſchreckt bebte ſie zurück und ſtieß einen unwillkürlichen Schrei aus. Der Wahnſinnige wollte ſie feſthalten, ergriff aber nur ihren Schleier und riß ihn mit einer heftigen Bewegung herab. Der Zufall wollte, daß grade der Schein der Lampe, welche die Kloſterſchweſter auf einen Seſſel geſetzt hatte, ihr ins Geſicht ſtrahlte, als die Schleier fielen. Alonzo rief laut aus: „Du biſt es, du biſt es!“ und ſtürzte auf ſie zu; ſie aber entfloh ihm, wie außer ſich vor Schrecken, drückte beide Hände vor das gegen ihr Gelübde entſchleierte Antlitz und eilte mit haſtigen Schritten dem Ausgange zu. Der Unglückliche, dem ſchon zuvor nur eine Anſpannung des äußerſten Fieberwahnſinns ſo viel Kräfte verleihen konnte, um ſich von ſeinem Lager zu erheben, taumelte ihr nach. Doch ſchon nach wenigen Schritten ſanken die ermatteten Knie unter ihm ein und er fiel mit dem ſeufzenden Ausruf: „Du biſt es!“ auf den Boden des Gewölbes nieder. Die barmherzige Schweſter eilte ihm zu Hülfe; doch es war zu ſpät, das Leben war von ſeiner bleichen Lippe entflohn.

Aber Vallardos war von dem Vorfall im Tiefſten ſeiner Bruſt erſchüttert; nach einigen Augenblicken ſchauerlicher Todesſtille ſprach er finſter: „Ihm iſt wohl — wäre mir doch ebenſo! — Ich weiß, was den Un-

glückſeligen gequält hat! — Er liebte ein Mädchen, die zu hoch für ihn ſtand — doch ſie erniedrigte ſich ſo, daß ſie viel zu tief unter ihn ſank! Ja — es kam ſoſin!“ —

Trotz der Aufregungen, welche alle dieſe Vorfälle herbeiführen mußten, fühlte er ſich doch wohler, ja gewiſſermaßen beruhigt. Denn das ſtarre Erz ſeines finſtern Brütens war gebrochen und es gab wieder weichere Stellen ſeines Herzens, durch welche die geſegneten Gefühle der Liebe gleich milden Quellen hervorbrachen.

Er verlangte das Lager zu verlaſſen, weil er ſich kräftig genug dazu fühlte. — Nur Eins belaſtete ſein Herz mit ſchweren Gewichten: es war der Gram um das Vaterland; denn leider folgten die niederſchlagenden Nachrichten immer drängender aufeinander. Ballardo verlangte nach ſeinem Freunde Garcia — er war nicht mehr! Er fragte nach dieſem und jenem tapfern Führer — Alle hatte der Tod hinweggerafft, ſo daß er endlich ſchwieg, um nicht durch jede Frage das Maaß der Trauer noch höher zu häufen.

Die Feinde bedrängten die Stadt von Stunde zu Stunde härter. Ein Drittheil der Häuſer hatten ſie im furchtbarſten Einzelnkampf erobert. Jetzt wurde der ganze Coſſo mit Minen unterhöhlt; noch wenige Tage und dieſe unterirdiſchen Arbeiten des Verderbens waren

vollendet. Dann ſtand die Stadt auf einem Krater, der ſich jeden Augenblick furchtbar zu entladen und Alles in Flammen, Schutt und Aſche zu begraben drohte.

Sechzehntauſend Bomben waren auf die Stadt gefallen, vierzigtauſend Spanier hatten ihr Leben für die heilige Sache geopfert, zwanzigtauſend lagen an Wunden und tödtlichen Fiebern darnieder, in verpeſteten Keller- und Mauerhöhlen zuſammengehäuft, ſechstauſend Leichen bedeckten Straßen und Plätze, weil der Raum zur Beerdigung fehlte!! — —

Dazu dieſen unterirdiſchen, gähnenden Schlund des Verderbens! — Es war dahin gekommen, daß längerer Muth zur Vertheidigung nur noch Frevel am Elend wurde, und ſelbſt der eherne Palafox ſtimmte düſter in den Rath Derjenigen ein, die ihr Geſchick der Großmuth des Feindes übergeben wollten, der, ſelbſt tapfer, ſo hohe Tapferkeit achten mußte, wenn er nicht Verachtung verdienen wollte.

So ſtanden die Verhältniſſe. Deshalb beſchloß Vallardos, am nächſten Tage das Kloſter zu verlaſſen und die letzten Schickſale ſeiner Vaterlandsgenoſſen zu theilen, wozu er ſich, obgleich durch die Wunde geſchwächt, doch kräftig genug fühlte.

Ein Schlummer von mehren Stunden ſtärkte ihn vollends. Mit dem anbrechenden Tage erhob er ſich vom Lager und ſchickte ſich, mit noch verbundenem

Haupte, an, es den Gefahren des Kampfes aufs Neue entgegenzugeben.

Er fragte die pflegende Schweſter nach der Unbekannten. Dieſe erwiderte nicht ohne einige Betroffenheit, dieſelbe habe noch geſtern in der Nacht das Kloſter heimlich verlaſſen und ſei bis jetzt noch nicht zurückgekehrt. Dieſen Brief habe man, augenſcheinlich für Ballardos beſtimmt, gefunden. Dabei reichte ſie ihm ein verſiegeltes Blatt. Es führte die Aufſchrift: „Meinem großmüthigen Wohlthäter!“

Ballardos öffnete und las mit Staunen: „Mein unglückliches Kind durfte nur eine Mutter haben, ſo lange es keinen Vater hatte; es hat dieſen gefunden, ſo muß es die Mutter verlieren. Mit verblutendem Schmerz reißt ſie ſich los — doch ihr Weg iſt ein anderer! O liebt, liebt das arme, unglückliche Kind!“

Eine Thräne drängte ſich in das Auge des Greiſes und benetzte die ſichtlich mit bebender Hand geſchriebenen Worte. Er wandte ſich zu der Pflegerin: „Ich bin ein Mann — mich fordert der Krieg — was kann ich für das hülfloſe kleine Weſen thun? Ihr, fromme Schweſter, müßt mir zu Hülfe kommen. Ich laſſe Euch Gold zurück — es gilt freilich jetzt wenig in dieſen Mauern, wo ein edleres Metall, das koſtbare Blut der Spanier, ſo verſchwenderiſch gemünzt wird; doch noch wenige Tage und es wird wieder gelten, mehr als je-

mals zuvor. — Ich muß das Kloſter verlaſſen; gebt mir einen ſicheren Begleiter mit, ſo werde ich Euch ſogleich tauſend Dublonen ſenden, — zur erſten Sicherſtellung der Zukunft dieſes Kindes, wenn der Tod mich hinwegraffte, bevor ich weiter ſorgen kann. Denn jetzt muß man jeden Augenblick auf den letzten gefaßt ſein." — Vallardos ging; ein alter Sepulchrinermönch geleitete ihn nach ſeiner Wohnung und nahm die vorläufig für das Kind beſtimmte Summe mit zurück ins Kloſter. — Er aber war entſchloſſen, aufs Neue die Arbeit ſeiner Gefährten zu theilen.

Vierzehntes Kapitel.

Es war eine rauhe Februarnacht gewesen, die selbst das südliche Klima des schönen Spaniens nicht mildern konnte. Kaum brach der Tag an, und ein röthlicher Streifen zeigte sich am Himmel hinter den mit Obstbäumen bedeckten Höhen, die sich jenseit des Ebro hinzogen. — Saragossa stand finster, grau, von Nebeln umhüllt, in der noch tief umschattenden Morgendämmerung da. Der Anblick machte keinen Eindruck, denn man war es so gewohnt, Staub- und Rauchwolken um die Dächer und Kirchthürme der Stadt ziehn zu sehn, daß jetzt die gelagerten Nebel ebenfalls dafür gelten konnten. — In seinen Mantel gehüllt, die Feldmütze tief ins Gesicht gedrückt, saß ein französischer Capitain, der einen Vorposten des Lagers befehligte, auf einem Baumstamm vor seiner Baracke und zeichnete mit der Säbelscheide gedankenlos, oder besser gedankenvoll, Buchstaben und Kreise in den Sand, während neben ihm ein helles Feuer unter dem Kessel loderte. —

„Guten Morgen, mein Capitain!“ ließ sich eine Stimme vernehmen. Es war Verginois, der St. Val

anredete; dieſer fuhr wie aus tiefen Träumen auf. „Was gibts?“

„Hm! Eben nichts Neues!“ erwiderte Verginois. „Ich ſehe nur zu, wie Ihr dort auf den Erdboden ſchreibt — immer ein großes E — immer wieder, das iſt ſo in Eurer Art!“ —

„Es müßte des Teufels Art ſein, wenn's anders wäre,“ erwiderte St. Val und legte die Hand an die gefurchte Stirn. „Seit dem Anblick von vorgeſtern, wo der finſtere Graukopf plötzlich wie aus der Erde gewachſen vor mir ſtand, kann ich keinen andern Gedanken mehr haben als ihn und ſie — und ſie — und immer nur ſie!“

„Ich dächte, mein Capitain,“ erwiderte Verginois, „Ihr hättet zuvor auch eben nicht viel andre Gedanken gehabt. — Aber es iſt wahr! Wir Franzoſen haben ein zu treues Herz! Ich kann die kleine Sanchetta auch noch nicht vergeſſen.“ —

„Wohin ſie nur geflüchtet ſein mag,“ ſprach St. Val halb mit ſich ſelbſt, halb zu Verginois, und unterbrach deſſen muntern Redefluß — „alle meine Erkundigungen vergeblich — keine Spur von ihr zu entdecken!“

„Ja ja, es iſt ſeltſam genug,“ — fiel Verginois ein, „die Sennora und die kleine Sanchetta — alle Beide ſind verſchwunden! Und wenn man nur wüßte, weshalb ſie uns nicht nachgekommen ſind, wenn ſie ſich

vor ihren Landsleuten so gewaltig zu fürchten haben, weil sie ein wenig schön mit uns thaten! Ich dächte —"

Ein finsterer Blick St. Val's machte dem Geschwätz Verginois' ein Ende; doch was er nicht sagte, dachte er und trällerte sich dabei die Marseillaise. —

„Vaterfluch hat sie getroffen! Der Fluch ihres Landes lastet auf ihr!" sprach St. Val, der aufgestanden war und einsam auf und nieder ging. „Ich hatte so lange gezweifelt! Jetzt, seit ich den ergrimmten Greis vor mir gesehen, weiß ich, daß es Wahrheit ist! O, wer weiß, in welcher tiefen Klostergruft die Unselige begraben ist, um eine Minute zu schwacher Liebe abzubüßen! Um es unter ewigen Folterqualen zu bereuen, daß sie einen Augenblick ganz ein Weib war, ganz liebte, mit unbegrenztem Vertrauen sich dem Geliebten hingab! O, ich war ein Ungeheuer, daß ich in dem Augenblick als ein elender Schwächling unterlag, wo sie sich so groß unterwarf und blind glaubte!"

„Teufel, mein Capitain!" unterbrach ihn Verginois herbeieilend, „habt Ihr gehört?" —

„Die zwei Schüsse? Ist diese Musik dir neu?"

„Bah! Ich weiß sie freilich auswendig! Aber das Stück spielt bei unserm Posten drüben an der Gartenmauer!"

„Nun, was wird's sein! Irgend ein vorwitziger Spanier, der sich unterm Schutz der Dämmerung aus

oder in die Feſtung ſchleichen möchte, wie es täglich geſchieht.“ —

„Wenn er nur nicht wieder entwiſcht, wie vor acht Tagen, als ich den Vorpoſten commandirte. Es war ein Streich zum Raſendwerden!“

„Diesmal wird vielleicht ein geſchickterer Commandeur auf dem Platze ſein,“ ſprach St. Val lächelnd.

„Ach, ſpottet nur, Capitain!“ erwiderte Verginois. „Ihr wißt ſelbſt recht gut, Glück gehört zu Allem. Iſt der Spitzbube heut ſo flink wie der von damals, verſteht er es ebenſo, ſich auf der Erde wegzudrücken und hinter einem welken Grashalm zu verſtecken und dann ſchneller als ein Reh über Feld zu laufen, ſo werden ſie ihn ſchwerlich faſſen. — Aber peste! Da bringen ſie Jemand! Wahrhaftig, — und — alle Teufel — ich will nicht Verginois heißen, oder es iſt dieſelbe Rothmütze, die mir vor acht Tagen entwiſchte.“

„Du ſiehſt nun, wer geſchickter iſt, Verginois,“ ſpottete St. Val, der ſich alle Mühe gab, ſeine düſtre Stimmung wegzuſcherzen. — Verginois drehte ſich unwillig um. —

Drei Mann vom äußerſten Vorpoſten führten einen jungen ſpaniſchen Bauer in brauner, kurzer Jacke und Beinkleidern mit bunten Schnüren beſetzt, eine rothe, netzartige Mütze auf dem Kopfe, heran; er hatte ſich vom Felde hinein in die Feſtung ſchleichen wollen wie

es oftmals zu geſchehen pflegte, da die Spanier immer noch Verbindungen außerhalb hatten, theils um die Landleute aufzuwiegeln und zu allerlei Unternehmungen anzureizen, die dem franzöſiſchen Lager Abbruch thun ſollten, theils um zu erfahren, ob ſich kein glückliches Ereigniß zugetragen habe, das ihnen Hoffnung auf Entſatz gewähren könnte.

Je näher der Gefangene kam, je ſicherer wurde Verginois, daß es derſelbe ſei, der ihm vor acht Tagen entſchlüpfte. „Wart!“ rief er, „diesmal haben wir dich feſt! Laß ſehn, ob du dich vor ſechs Gewehrläufen unſichtbar machen kannſt, wenn Viſir und Korn dir auf der Bruſt ſitzen. — Ein junges Blut! — Schade faſt! Aber die Spanier ſind ein zu tückiſches Geſchlecht, man muß ſie vertilgen wie die Rabenbrut!“

Der junge Menſch wurde näher geführt; er ging zwar feſten Schrittes, aber tief geſenkten Hauptes, ſo daß man ſein Angeſicht nicht recht ſehen konnte. Doch bemerkte Verginois, als er ganz nahe war, daß ihm Thränen über die Wangen rollten, und dieſer Anblick rührte ihn faſt, denn der junge Burſche war kaum den Knabenjahren entwachſen, und man konnte ihm daher dieſes Zeichen der Angſt und des Verzagens wol verzeihen. —

Jetzt ſtand der Gefangene vor dem Capitain; dieſer fragte ihn: „Wer biſt du? In welcher Abſicht kamſt

du durch die Vorpoſten?“ Da der Gefangene ſchwieg und das Haupt immer tiefer ſenkte, hob ihm einer der Soldaten ziemlich unſanft das Kinn in die Höhe und ſprach rauh: „Seht dem Capitain ins Geſicht! Man muß Den anſehen, der da fragt.“

Kaum aber hatte der Knabe das Antlitz erhoben, als er einen lauten Schrei that; in demſelben Augenblick rief auch Verginois aus: „Teufel, das iſt Sanchetta, oder ich bin behext!“

„Sanchetta!“ rief auch St. Val aus und trat betroffen einen Schritt zurück. — Sie war es! — Schweigend räumte ſie es ein und ſah nur ängſtlich bittend bald nach dem Einen, bald nach dem Andern.

„Sanchetta, Unglückskind — wie kommſt du hieher — was willſt du hier?“ rief Verginois und vergaß vollauf ſeine Dienſtpflicht.

St. Val hatte inzwiſchen einen Entſchluß gefaßt und ſprach zu den Soldaten, die den Gefangenen gebracht hatten: „Geht zurück; ich werde das Weitere in dieſer Sache verfügen! Verginois mag bleiben.“ — Als die Soldaten fort waren, that St. Val dieſelben Fragen, wie zuvor Verginois, an Sanchetta. „Ach, Senner,“ erwiderte ſie halb weinend, „laßt mich doch zurück in die Stadt! Ich habe wahrlich nichts Feindſeliges unternommen, — Alles, was ich that, geſchah aus Liebe zu meiner Gebieterin, Donna Elvira“ —

„Elvira!“ rief St. Val, „alſo lebt ſie — und wo? O, entdecke mir!“

„O, Sennor,“ bat Sanchetta, „fordert mich nicht auf, zu reden; ich habe einen Eid geleiſtet, den Aufenthalt meiner unglücklichen Gebieterin nie zu verrathen, nichts von ihrem Schickſal zu entdecken —“

„Iſt ſie unglücklich — Sanchetta — nur das ſage mir!“

Ein Blick gen Himmel und die vollen Thränen, die dem Mädchen ins Auge traten, waren eine hinlängliche Antwort.

„Du willſt in die Stadt! In dieſe Höhle des Entſetzens und des Elends — ſage mir, ich beſchwöre dich, iſt Elvira dort oder kommſt du jetzt von ihr, um ihren Vater aufzuſuchen?“ —

„Ihren Vater!“ rief Sanchetta — „iſt er in Saragoſſa?“ —

„Du weißt es nicht?“ fragte St. Val erſtaunt. — Er blieb einige Augenblicke ſtill. — „Kannſt du mir nichts über Elvira's Schickſal ſagen?“ — nahm er das Wort wieder auf — doch Sanchetta ſchwieg abermals, allein ihre Züge drückten einen heftigen innern Kampf aus, endlich bat ſie von Neuem: „Ach, Sennor, ſeid edelmüthig, laßt mich in die Stadt — es iſt der größte Dienſt, den Ihr meiner unglückſeligen Gebieterin erzeigen könnt!“

„Unglückſelig!“ rief St. Val ſchmerzlich — „O, konnte ich es anders erwarten! Du haſt Recht, Sanchetta, deinem Schwur treu zu ſein, und ich habe die Anſprüche auf Vertrauen verloren. — Geh, Verginois, begleite ſie auf unſern äußerſten Poſten!“ — Er wandte ſich ab und ging mit raſchen Schritten hinweg.

„Nun, Sanchetta,“ ſprach Verginois, „willſt du wirklich fort, in den brennenden Schutthaufen hinein?“

„Ja, Verginois, ich muß.“

„Sei nicht thöricht! Da drin iſt die Peſt, die Hölle, der Teufel, und bald wir auch! Hier im Lager freilich fehlt's an mancherlei — aber es läßt ſich doch noch erträglich leben. Bleib hier!“

Sanchetta ſchüttelte mit dem Kopf.

„Ich gehe auf der Stelle zum Capitain und bitte ihn um die Heirathserlaubniß; er ſoll ſich bei dir für mich verbürgen!“

Das Mädchen weinte. Sie hatte um ihrer leichtſinnigen Liebe willen den Haß aller der Ihrigen auf ſich geladen, denn ihre Zuſammenkunft mit Verginois in jener Schreckensnacht war entdeckt worden und ſie galt für eine Verrätherin. Jetzt war ſie eine Flüchtige, Verſtoßene, wie Elvira. Seit jener Nacht, wo der Zufall die beiden umherirrenden Unglücklichen zuſammenführte, hatten ſie ihr Schickſal nicht mehr von einander

getrennt. Jetzt lockte sie die Versuchung — ach, sie kehrte mit bebendem Herzen in die grauenvolle Stätte des Todes und Jammers zurück, wo sie ihre blühenden Tage begraben sollte! Dennoch, sie erkämpfte den Sieg über sich selbst und sprach sanft, aber fest: „Nein, Verginois, es geht nicht — ich darf nicht — das ist jetzt die Buße meiner Schuld, und so wird die heilige Jungfrau mir vergeben."

Verginois schwieg nunmehr auch und ging traurig neben ihr her. Sie kamen an die eroberten, zerstörten Häuser Saragossas, wo sich die Franzosen verschanzt hatten; ohne sein Geleit wäre es unmöglich für Sanchetta gewesen, in die Festung zurückzukehren. Er durfte jetzt nur sagen: „ich führe dich nicht weiter," so war Sanchetta gezwungen, zu bleiben; doch er hatte den Stolz der Pflicht, seines Hauptmanns Gebot zu vollführen, und dann fühlte er wol, daß in Sanchetta's Entschluß eine Größe lag, die er achten mußte. — Sie kletterten über Schutthaufen, Mauertrümmer, verbrannte Gebeine und Leichen hinweg, mußten an Schanzen und Kanonen vorbei, mitten durch das Getümmel des Kriegs hindurch. Doch Verginois' rasche, feste Antwort auf jeden Anruf: „Ich habe Auftrag, diesen jungen Menschen an die spanischen Vorposten zu führen," dazu sein kriegerisch entschlossenes, finsteres Gesicht und das Kreuz der Ehrenlegion auf der Brust, machte ihnen überall Bahn.

So kamen ſie bis an den Coſſo. Hier ſtanden ſich die erbitterten Kämpfer oft ſo nahe gegenüber, daß Jeder das Weiße im Auge des Gegners erblicken konnte; während der Pauſen des Gefechts maßen ſie einander mit ſtolzen Blicken. — Als Sanchetta die ſpaniſche Uniform ſo nahe ſah, winkte ſie und rief einige ſpaniſche Worte hinüber. Sofort hieß man ſie näher treten. Sie wandte ſich zu Verginois zurück und ſagte leiſe, indem ſie halb ſcheu die Hand ein wenig erhob, um ſie ihm zum Abſchiede zu reichen: „Lebt wohl!“ Verginois nahm die Hand, drückte ſie ans Herz und ſprach: „Sanchetta! Weiß Gott, du biſt ein braves Mädchen! Du ſollteſt eine Franzöſin ſein. Leb wohl! — Vorwärts, Marſch!“

So commandirte er rauh, um ſeine Rührung zu verbergen, wandte ſich dann ſchnell um und ging ins Lager zurück, ohne ihr auch nur mit einem Blick nachzuſehn. — Sanchetta war nach wenigen Minuten bei den befreundeten Ihrigen in Sicherheit, ſoweit die am Abgrund des Untergangs hängende Stadt dieſe überhaupt gewähren konnte.

Verginois hatte St. Val's Feldwacht noch nicht wiedererreicht, als plötzlich von allen Seiten her Trommelwirbel hörbar wurden. „Parbleu! Generalmarſch!“ rief er ſtutzig. „Was ſoll das bedeuten? Gewiß gibt es eine Hauptaffaire! Eile denn, daß du an deinen Poſten kommſt.“ — —

Das ganze Lager wurde lebendig. Es war ein großer Sturm gegen die Hauptgebäude des Coſſo befohlen. Die Truppen wurden verſammelt. Compagnien traten an; Adjutanten ſprengten hin und her, die Trommeln wirbelten, die Kriegsmuſik ließ ſich hören. Die Batterien eröffneten ſchon das vorbereitende Feuer, um den Feind zu erſchüttern. Donner brüllte durch die Lüfte, Rauchwolken zogen über das Feld. —

Verginois fand die Compagnie ſchon verſammelt und St. Val an ihrer Spitze. Er hatte eben nur noch Zeit, ſich den Torniſter von einem Kameraden auf den Rücken werfen zu laſſen und an ſeinen Poſten zu treten. —. „Gewehr auf! Marſch!“ befahl St. Val und marſchirte unter Trommel- und Pfeifenklang ab, um ſich dem Regiment, das zum Sturm beordert war, anzuſchließen. —

Funfzehntes Kapitel.

Sanchetta hatte das Innere der Stadt glücklich erreicht. Das arme Mädchen glaubte die Kämpfe mit ihrem Herzen längst überstanden und in der langen Buße ihre Schuld gesühnt zu haben; jetzt lehrte sie die Erfahrung, wie nahe sie einem Rückfall stand. Doch hatte sich die Gnade ihrer beschützenden Heiligen wunderbar an ihr bewährt; denn nur der göttlichen Fügung und Hülfe konnte sie es zuschreiben, daß sie ihr gefährliches Wagstück, die Stadt heimlich zu verlassen und wieder dahin zurückzukehren, nicht, wie viele Andere, mit dem Tode gebüßt hatte. Und vielleicht würde noch ein schlimmeres Schicksal sie getroffen haben, wenn sie, als verkleidetes Mädchen, in andere Hände als die St. Val's gefallen wäre. In diesem Gefühl der Dankbarkeit war ihr erster Weg der in die Kirche der heiligen Jungfrau vom Pfeiler — la nuestra Sennora del Pilar — wie sie der Spanier nennt, der die erste Rettung Saragossas hauptsächlich der wunderthätigen Beschirmung dieses Heiligenbildes zuschrieb.

Als ſie ſich der Kirche näherte, ſah ſie ſchon vor derſelben, wie ſtets in dieſer Zeit, eine Schar von Frommen verſammelt, die ſich drängten, um vor dem Heiligenbilde ihre Andacht zu verrichten und deſſen Hülfe und Schutz in irgend einer ſchrecklichen Noth, wie ſie in dieſer Zeit Jeden bedrohte, anzuflehen. Denn dem lag ein Bruder, ein Vater an ſchweren Wunden und ſchleichenden Fiebern darnieder, deſſen Rettung er nur noch von der heiligen Jungfrau hoffen konnte; jene Braut flehte für den Bräutigam, der dieſen Tag die Wache auf dem gefährlichſten Poſten hatte, wo von zehn oft kaum einer wiederkehrte; dieſe Mutter wollte das Haupt ihrer Söhne im Kampf von der Allgnadenreichen geſchirmt wiſſen. Und Alle flehten ſie für die Erhaltung der Stadt, um Schutz vor der Wuth des Feindes, wenn keine menſchliche Kraft ihr mehr Grenzen ſetzen konnte, um Rettung vor den Greueln einer Plünderung und Niederbrennung der noch bewohnten Räume. Hunderte von Jungfrauen, Kindern und Greiſen lagen ſich die Kniee wund auf den Stufen vor der Kirche, auf dem Steinboden in derſelben, um durch brünſtige Gebete und Gelübde dieſes entſetzliche Aeußerſte abzuwenden.

Die Soldaten, die weniger an ſich ſelbſt dachten, ſandten auch ihre Bitte um die Herſtellung des kranken Helden Valafor gen Himmel, der von Fieberſchauern

abgezehrt, matt und entkräftet, daß er kaum eine Hand bewegen konnte, doch noch den kühnen Trotz gegen den Feind in der Seele feſthielt und von keinem Leiden ſo gebeugt wurde als von dem, daß er ſah, es wäre fruchtlos, längern Widerſtand zu leiſten, — ja, es wäre frevelhaft, da auch nicht der entfernteſte Schein der Hoffnung dazu aufforderte.

Sanchetta miſchte ſich unter die gedrängten Gläubigen. Mit Mühe erreichte ſie das Portal der Kirche und fand ſich nun in den hohen dunkeln Wölbungen, die das heilige Bild bewahrten. Auf einer koſtbaren Jaspisſäule ſtand es im Hintergrunde des Schiffes in dämmernd beleuchteter Kapelle, umgeben von der höchſten Pracht, dem glänzendſten Reichthum koſtbarer Geſchenke. Geſchmeide, Ketten, Perlen, Demanten, Kleiderſtoffe, Alles hatten fromme Opfernde auf den Altar der Heiligen weihend niedergelegt; und ſelbſt in dieſer Zeit der drängendſten Noth würde keine frevelnde Hand es gewagt haben an dieſe Schätze zu rühren.

Hier wollte Sanchetta, ehe ſie irgend etwas Anderes unternahm, die Dankgebete für ihre Rettung darbringen und neuen Troſt und Kraft für die Kämpfe erflehen, die ſie jetzt wiederum im Innerſten ihrer Bruſt und mit dem Drange der Ereigniſſe zu beſtehen hatte. Denn von allen Seiten kreuzten ſich die Schickungen, um jeden Schritt, jede Hoffnung des Lebens mit dem

ſchwerſten Druck zu belaſten. Und dieſe, in dumpfer Todesſtille angſtvoll knieende Menge, die ſchon den ſchwarzen Fittig der Vernichtung über ſich ausgebreitet ſah, dieſe in Trümmer ſinkende, rauchende Stadt, dieſe finſteren Züge der kühnſten Männer — auch eine ſtärkere Seele hätte an ſich verzweifelt und ſich dem Troſt des Glaubens, des himmliſchen Schutzes in die Arme geworfen.

Im brünſtigen Gebet kniete Sanchetta an den Stufen der Kapelle. Ihr Blick war fromm auf die Madonna gerichtet, — ſie bemerkte nicht, was um ſie her vorging. Verdunkelnde Thränen füllten ihr das Auge und rieſelten auf die gefaltenen Hände nieder; es überkam ſie eine Angſt, eine Beklemmung, als ſolle ſich hier der Kampf des Lebens entſcheiden. Endlich ertrug ſie es nicht länger, ſie mußte hinaus ins Freie; — haſtig ſtand ſie auf. Da ſah ſie zur Seite eine ganz in Trauerflor gehüllte weibliche Geſtalt ſich erheben; der Anblick überraſchte ſie, ſie blieb ſtehen, die Fremde wandte ſich zu ihr um, — es war Elvira. Nur die Heiligkeit des Ortes und die tiefe Stille der Betenden ringsum vermochten es, den gegenſeitigen Ausruf der Freude und des Erſtaunens, als Beide einander erkannten, zu dämpfen. Doch ſchloſſen ſie ſich, von unwiderſtehlichen Gefühlen angetrieben, feſt in die Arme und ihre ſtrömenden Thränen miſchten ſich. Das Volk

umher mochte ſie für ein Geſchwiſterpaar halten; daß die Kleidung einen ſcheinbaren Unterſchied der Geſchlechter erzeugte, hatte in dieſem Augenblick Keine zu bedenken vermocht. „Ach, Sanchetta," flüſterte Elvira, „was habe ich dir zu berichten!" — „Und ich, Sennora — aber laſſen ſie uns aus dem Gedränge eilen." —

Sie kämpften ſich durch die Menge aus der Kirche bis zu einem freieren Platze. Hier rief Elvira, als wälze ſich damit eine ſchwere Laſt von ihrer Bruſt: „Sanchetta, ich habe meinen Vater geſehen, er hat mich anerkannt geſegnet und mein Kind zum Erben ſeines Namens gemacht!" Nach dieſen Worten ſank ſie der treuen Gefährtin erſchöpft in die Arme und konnte ſich nicht faſſen in ihren Thränen. Sanchetta wollte ihr eben erzählen, was ihr begegnet ſei, als ein plötzlicher Donner die Lüfte erſchütterte, daß der Boden dröhnend nachbebte. Die Frauen fuhren empor, ringsum malte ſich der Schrecken und das Staunen in den Zügen Aller, die man auf der Straße erblickte. Es waren die Donner der franzöſiſchen Batterien, die auf Befehl des Marſchall Lannes nach einem verabredeten Zeichen gleichzeitig ihre Eiſen- und Feuermaſſen auf die Stadt ſchleuderten, um den großen Sturm vorzubereiten und zu unterſtützen, der gegen den Coſſo unternommen werden ſollte. Elvira fuhr empor, als dieſes Krachen ihr Ohr traf, aber es war nicht die

Furcht, die ſie aufſchreckte, ſondern ein anderes, erhebendes Gefühl: „Sanchetta,“ rief ſie, „was du mir auch berichten möchteſt, jetzt hab ich nicht Zeit, dich zu vernehmen. Auf, folge mir: jetzt rufen andere Pflichten, ich muß eilen, bevor es zu ſpät wird, ſie zu erfüllen.“ Mit dieſen Worten ergriff ſie Sanchetta's Hand und zog ſie mit ſich fort durch die Gaſſen der Stadt.

Die Bewohner Saragoſſas waren zwar ſeit zwei Monden jede Minute auf Tod und Untergang alles des Ihrigen gefaßt, doch wenn der Kampf einen ſo gewaltigen Anlauf nahm, wie eben jetzt, dann ſpannten ſich auch ihre Kräfte zu neuen außergewöhnlichen Anſtrengungen an. So ſtürzten ſie auch jetzt von allen Seiten aus den Häuſern zuſammen und ringsumher erſchallte der Ruf: Zu den Waffen. Die Führer, ſowol die höhern Offiziere, als diejenigen Männer, welche ein beſonderes Vertrauen genoſſen, ſammelten und ordneten die Scharen und vertheilten ſie auf die wichtigſten Punkte. Die Fieberkranken ſchleppten ſich auf die Wälle und an die Poſten, wo zwar die Schlacht nicht tobte, aber doch Wachen nothwendig waren, und löſten dort ihre geſunden Waffengefährten ab, damit ſie ins Gefecht gehen könnten. Sitzend zu dreien und zu vieren, falls Einen die Ermattung überwältigte, warteten ſie dieſes Dienſtes und Mancher ſtarb, von Erſchöpfung

hinweggerafft, den letzten Athemzug und Blick des Auges dem Vaterlande weihend.

Es war die letzte großartige Anstrengung aller gemeinsamen Kräfte; wie es sich auch Jeder verbarg, so hatte doch Jeder das Gefühl, es sei nunmehr ein Vergebliches, woran man Leben und Blut setzte. — Doch würdig zu fallen, erhebt die Seele heldenmüthiger Naturen noch in edlerer Weise, als der Gedanke, mit Glanz zu siegen. Darum sah man die stolzen, ernsten Gestalten der Spanier, mit dem Strahl einer höheren Weihe im Auge, zum Kampfe herbeieilen. Vor Palafox' Hause, wo er im düstern Keller krank lag und von Sehnsucht gequält wurde, die Kämpfe der Seinigen zu theilen, hatte sich eine dichte Schar gesammelt. Einige Offiziere, unter ihnen der tapfere Caballero und mehrere Volksführer waren hinabgegangen zu dem Kranken, um seinen letzten Rath zu vernehmen. In der Volksmasse herrschte eine ernste Todesstille; nur der immer wechselnde Donner der Kanonen unterbrach sie mit einzelnen furchtbaren Schlägen. Plötzlich aber hörte man ein dumpfes Murmeln, das sich durch die Menge wälzte; es wuchs mächtig und brach endlich in ein lautes Rufen und Jubeln auf, das im unbegreiflichen Gegensatz zu der früheren Stille und dem schweren Ernst des Moments stand. — Begierig drängte sich Alles nach der Gegend hin, wo der Freudenruf,

ſeit zwei Monden ein ungekannter Laut in dieſer Stadt, erſcholl. Da gewahrte man mitten in der Volksmenge einen gewaffneten Jüngling, ſchwarz gekleidet, ein Barett mit Federn auf dem Haupt, die hohe Stirn durch eine ſchwarze Binde tief bedeckt; er hatte Mühe, ſich durch das Gedränge zu kämpfen. Man umringte ihn jubelnd, und rings hörte man verworrene Ausrufungen: „Alvarez iſt erſtanden! Alvarez, der Held der Madonna del Pilar iſt wieder unter uns! Jetzt werden wir ſiegen, denn ihn trifft keine Kugel, kein Schwert! So erſchien er uns in der erſten Belagerung und wir ſiegten! — Schafft ihm Raum, macht ihm Bahn, er will zu Palafox hinab! Er war ſein guter Engel! Er ſtand ihm in der Schlacht zur Seite! Gebet Acht, er wird ihn jetzt durch Wunderkraft von ſeiner Krankheit heilen und ihn geſund vom Lager aufſtehen heißen.“

Unter dieſen Ausrufungen, Betheurungen und Vermuthungen, die von allen Seiten ertönten, war der Jüngling bis an die Pforte des Hauſes gelangt, wo Palafox lag. Jedem, außer den höchſten Führern, war der Zutritt verſagt; ihm wurde er ſogleich gewährt. — Er verſchwand und die erwartungsvolle Menge harrte ungeduldig ſeiner Rückkehr. Da trat einer der obern Offiziere aus dem Hauſe. Er rief: Spanier, unſer großer Befehlshaber Palafox gebietet

Euch jetzt zum Kampfe zu eilen. Auf, nach dem Coſſo! Folgt meiner Führung!“

Die Schar, wiewol getäuſcht, folgte dem edeln Führer, der das Zutrauen des Volks faſt in ſo hohem Grade beſaß als Palafox ſelbſt. Er nahm ſeinen Weg gerade nach dem Coſſo, wo ſchon ſeit ſo langer Zeit mit wüthendſter Erbitterung um jeden Zollbreit Erde gefochten wurde. Hier gab es keinen Quadratſchuh Boden mehr, den nicht ein Spanier mit ſeinem Lebensblut bezahlt hätte; alle Monarchen Europas wären nicht reich genug geweſen, dieſen köſtlichen Boden zu bezahlen! — —

Sechzehntes Capitel.

Der Sepulchrinermönch, welcher Vallardos geleitete und dem er nebſt den tauſend Dublonen auch ſeine wichtigſten Papiere zur Verwahrung mitgegeben hatte, war kaum auf dem Rückwege, als das Feuer der franzöſiſchen Batterien begann und Alles zum Kampf ſtrömte. Der alte getreue Nunnez, der in Vallardos' Wohnung zurückgeblieben und vor wenigen Stunden erſt von einer nächtlichen Wache auf einem der gefährlichſten Poſten heimgekehrt war, lag auf einer Strohmatte am Boden und ſchlief. Er hatte ſeinen Herrn nicht zurückkommen hören, aber der Kanonendonner weckte ihn. Jetzt traute er ſeinen Augen kaum, als er den ſo raſch Geneſenen vor ſich und ſchon wieder bereit ſah, die Gefahren der Schlacht zu theilen. Es war nicht viel Zeit zu Erzählungen übrig, denn ſchon ſtrömten die Bürger von allen Seiten zuſammen; doch erfragte Nunnez, indem Beide ſich waffneten und rüſteten, wenigſtens die Hauptumſtände und Ereigniſſe der verwichenen Nacht.

Als ſie die Gaſſe erreichten, zog der Strom der Menge ſie mit ſich fort; bald befanden ſie ſich am Coſſo.

Hier tobte ein furchtbares Handgemenge; wie wenige Tage zuvor war das Schlachtfeld zwiſchen Flammen und ſtürzenden Trümmern. Die Franzoſen waren mit geſchloſſenen Reihen unter Trommelſchlag bis dicht an den Goſſo gerückt und von hier aus liefen ſie Sturm auf alle Wälle und befeſtigten Häuſer, die den Raum vertheidigten. Ein weißes Haus an einer Ecke war der Schauplatz des erbittertſten Kampfes. Es zählte vier Stockwerke; das unterſte hatten die Franzoſen erobert; im zweiten rangen ſie Mann an Mann mit den Spaniern, die es vertheidigten. Im dritten und vierten waren dieſe noch Herren und ſchoſſen aus den Fenſtern und vom Dache auf die unten Andringenden, oder warfen auf die im untern Geſchoß befindlichen Feinde Handgranaten durch Löcher, die ſie mit Aexten in den Fußboden hieben, hinab. „Dorthin!“ rief Vallardos und deutete auf das Haus, „wir müſſen unſere Brüder wieder befreien!“

Mit dieſen Worten warf er ſich, von Nunnez und etlichen Wenigen gefolgt, in das dichte Getümmel der Franzoſen, welche die untern Seiten des Hauſes umdrängten. Das heroiſche Vorbild gab andern Spaniern die hier die Uebermacht für zu groß gehalten hatten, neuen Muth und auch ſie fielen in die Maſſen ein. Es entſtand ein mörderiſcher Kampf, wo der Einzelne den Einzelnen mit Ingrimm und Wuth zu vernichten

ſtrebte. Jedes Gewehr wurde nur einmal abgefeuert, denn zum Laden war nicht Zeit; alsdann diente es mit dem Bajonett oder Kolben. Dennoch umwirbelte ein dichter Rauch und Staub die Kämpfenden, welche der Wind von den rings in Brand ſtehenden Häuſern und den eingeſtürzten Trümmern und Aſchenhaufen herübertrieb. Die brennenden Häuſer, von deren mit Theer beſtrichenen Wänden ſich ein dicker, erſtickender Qualm über die Fechtenden wälzte, waren von den Spaniern ſelbſt in Flammen geſetzt, weil ſie die Gebäude, die ſie den Franzoſen überlaſſen mußten, vernichten wollten. An drei andern Stellen dicht dabei wurde mit Schießwaffen gekämpft, und einzelne Schüſſe aus den obern Stockwerken fielen in dieſe Maſſen und trafen Freund und Feind gleichzeitig.

Der Greis Vallardos fühlte ſich von Jugendkraft durchglüht; es war ihm dadurch, daß er nach ſeinem Tode für ein edles Weſen Sorge getragen hatte, wie zu einem Glück geworden, zu fallen; denn aus ſeinem Dahinſcheiden blühte ja nur Segen für Andere auf! Deshalb warf er ſich mit Jünglingsmuth und Kraft in die Feinde und wohin er drang, wichen ſie vor ihm. Doch plötzlich rückte eine andere franzöſiſche Schar, von einem Offizier geführt, heran. Dieſer ſtürmte wild, wie ein ergrimmter Löwe in den Kampf; ſein geſchwungener Säbel fällte wie ein zuckender Blitz mit jedem

Hieb einen Spanier; die Maſſen drängten nach, die Aragonier wankten, wichen! Vallardos, außer ſich geſetzt, denn faſt war die Befreiung der Brüder ſchon erreicht geweſen, ſtellte ſich an die Mauer neben den Eingang des weißen Hauſes und rief: „Hier iſt mein Grab, Aragonier!“ „Und meines,“ fiel der tapfre Nunez ein und trat neben ihn; noch eine kleine Schar ähnlich Begeiſterter, bereit, jetzt zu fallen, ſchloß ſich ihnen an. Die Franzoſen drangen mit der Uebermacht vor; die Spanier waren verloren. Da erſcholl plötzlich ein Jubelgeſchrei: „Alvarez! Alvarez! Der Held der Madonna! Sieg, Sieg!“ Der Feind ſtutzte einen Augenblick und Vallardos gewann Zeit, einen Blick nach der Gegend, woher der Ruf kam, zu wenden. Da ſah er jenen Heldenjüngling, ganz in ſchwarzer Kleidung vom ſpaniſchen Mantel umwallt, mit entblößtem, lockigem Haupt, die Stirn, als ſei ſie verwundet, mit einer breiten Binde gedeckt, den Scharen voranſchreiten. In der Linken ſchwang er eine weiße Fahne mit dem Bilde der Madonna del Pilar, in der Rechten ein gehobenes Schwert; dem Engel Michael gleich ſtürmte er daher. Jetzt trieb der Wind eine ſchwarze Rauchwolke über ihn; er war dem Blick entſchwunden, doch hoch über dem wirbelnden Gewölk flatterte das wehende Banner.

Als führe er nur zum Siege, nicht zum Tode, ſtürzten ſich die Spanier begeiſtert ihm nach und in

einem Augenblick war das Schickſal des Kampfes gewendet.

Auch Vallardos hatte neue Kraft aus dieſem Anblick, der in ſeinem flüchtigen Vorübergehen einer Wundererſcheinung glich, geſchöpft. „Vorwärts!“ rief er und warf ſich dem Bajonettenwald der Feinde entgegen, die auf ihn anrückten.

Er packte zwei mit übermächtiger Kraft der Begeiſterung; in einem Augenblick hatte er die Reihen durchbrochen und war mitten im Getümmel; Munnez wich keinen Fuß breit von ſeiner Seite. Vallardos kämpfte ſich zu dem Offizier hinan, der auf den Eingang des Hauſes eindrang, erreichte ihn halb ſeitwärts und führte einen gewaltigen Hieb nach ihm, der das Haupt des Feindes traf, daß ihm der Federhut herabſtürzte. Da wandte ſich der Getroffene ſchnell um gegen den neuen Gegner, und St. Val ſtand vor Vallardos! „Fort, ich will gegen Euch nicht fechten!“ rief er und ſprang zwei Schritt zurück. „Ich aber gegen Euch!“ brach Vallardos entflammt aus und ſchwang den blitzenden Stahl hoch in der Rechten.

„Nun denn,“ rief St. Val, „ſo vertheidigt Euer Haupt — jetzt gilt mir Alles gleich!“ Und entſchloſſen ſprang er auf ihn ein, um ihn zu entwaffnen. Es gelang ſeiner ſchnellen Jugendkraft, das Handgelenk des Greiſes zu faſſen, und jetzt wäre Vallardos verloren.

er wäre St. Val's Gefangener geweſen, hätte nicht Runnez, ſchnell hinzuſpringend, dieſen im Nacken gepackt. Doch auch für St. Val war ein Retter nahe, Verginois, der wie ein Pfeil herzuſprang und mit ſicherem Bajonettſtoß Runnez' Bruſt traf, daß er zurücktaumelnd auf den Boden ſank. Vallardos hatte den Augenblick genutzt und ſeinen Dolch aus dem Gürtel geriſſen, um ihn St. Val ins Herz zu ſtoßen; doch dieſer, der die kaltblütige Entſchloſſenheit im wildeſten Kampfe nicht verlor, hatte auch jede Bewegung ſeines Gegners mit ſicherem Blick verfolgt und wich dem Stoße aus. Verginois aber, der nur die Gefahr, nicht die Rettung ſeines Capitains ſah, rannte im vollen Anlauf mit dem Bajonett gegen Vallardos an. Da tönte ein lauter Schrei und zugleich mit ihm traf ein Schwertſchlag, wie ein Blitz Verginois' Haupt, daß er niedergeſchmettert zu Boden ſank, und wie ein rächender Todesengel ſtand der wunderbare Jüngling mitten unter den Kämpfenden und ſchützte den Greis mit ſeiner Bruſt. Als St. Val den treuſten Gefährten fallen ſah, ergriff ihn Wuth und Schmerz; mit geſchwungenem Säbel ſtürzte er auf den Heldenjüngling ein, entriß ihm mit der Linken die Fahne, ſchlug ihm das Schwert ſplitternd aus der Hand, als habe er es mit einer Cyklopenkeule getroffen, und rannte ihn dann durchbohrend nieder, daß der Strahl des Purpurblutes hoch aus der Bruſt

des Getroffenen aufſprützte und er die Waffe nicht zurückzuziehen vermochte. Im Sturz entfiel dem Jüngling das Barett und die Binde des Hauptes und ein ſchmerzlicher Ausruf entquoll ſeiner Lippe. Kaum hatte St. Val einen Blick auf das enthüllte Antlitz geworfen, als er mit wankenden Knien wie gelähmt und zerſchmettert zurücktaumelte, ſich die Augen mit beiden Händen bedeckte und ausrief: „Elvira!“

Ein Blick auf die Geſunkene und der Laut dieſes Namens verwandelten den wuthentbrannt wieder anbringenden Ballardos, der den Gefallenen rächen wollte, in eine eherne Bildſäule.

Erſtarrt, den Leib vorwärts gebeugt, den Dolch in krampfhaft geſchloſſener Hand, Lippen und Wangen geiſterbleich, ſtand er vor dem ſterbenden Antlitz und wußte nicht, ob das Entſetzen der Wirklichkeit oder ein grauenvoller Traum ihn verſteinerte. — —

In ihrer Erbitterung hatten die Kämpfenden es ſchon längſt überhört, daß von beiden Seiten Signale des Waffenſtillſtandes gegeben wurden. Noch vor Beginn des Gefechts waren nach dem Beſchluß der Junta Parlamentaire ins Lager zum Marſchall Lannes gegangen; und eben jetzt hatte er in ſeinem Zelte die vorläufigen Punkte der Capitulation feſtgeſtellt. Der Kampf mußte augenblicklich gehemmt werden, denn ſonſt war Saragoſſa verloren, weil die furchtbaren Minen, mit welchen

die Franzoſen unter dem Coſſo hindurch die Stadt unterhöhlt hatten, jeden Augenblick zum Sprengen reif ſein konnten, und dann war es zu ſpät zur Uebergabe. Daher plötzlich das Gebot des Stillſtandes von beiden Seiten. Ringsum hatte das Gefecht ſchon aufgehört, der Donner der Feuerröhre war verſtummt; nur dieſe wenigen von den glühendſten Flammen der Leidenſchaft getriebenen Kämpfer hatten den Friedensruf überhört und das Geſchick mußte ſie durch eine andere, jeden Lebenspuls feſſelnde Gewalt bändigen. —

Es war Elvira, die ihre Schuld an Vaterland und Ehre ſo geſühnt hatte. — Schrecken, Mitleid, Kummer hatte die Menge von allen Seiten herangeführt; man hob die blutende Bewußtloſe empor und trug ſie mit den andern auf dieſer Stelle Gefallenen, in denen ſich noch Lebensſpuren regten, in die nächſte Kirche, damit ſie noch das Sacrament empfingen. Vallardos folgte, St. Val ſchwankte nach; ſein Fuß ſtrauchelte; es war Verginois, an den er ſtieß. Der getreue Kamerad blickte noch einmal zu dem Führer auf, dann brach ſein Auge; er hauchte die Worte: „Lebt wohl, Capitain, — — Sandretta," und verſuchte ein Taſchenbuch, was er auf der Bruſt unter der Uniform trug, hervorzuziehen, vermochte es aber nicht mehr. St. Val errieth ihn, trotz ſeiner Betäubung, nahm das Taſchenbuch und ſagte:

„Dein Vermächtniß, Verginois?“ Er winkte nur noch mit dem Auge, dann erloſch ſein Blick.

St. Val gebot einigen Soldaten, die Leiche fortzutragen und wankte dem dunkeln Zuge nach, der Elvira und Nunnez begleitete. —

Sie wurden in die Kirche gebracht; St. Val drang mit dem Volk ein. Am Altar legte man die Sterbenden auf Matten, ſie empfingen die letzte Oelung.

Vallardos war von dunkeln Ahnungen und durch eine mächtige Stimme der Natur, die ſelbſt ſeinen ehernen Zorn bezwang, getrieben, Schritt vor Schritt gefolgt. Jetzt ſtand er finſter vor ihr, deren Auge geſchloſſen war und St. Val ihm zur Seite. Es mußte ſich in den Zügen Beider das Heiligthum eines unnennbaren Wehs ausſprechen, das ſelbſt die rohe Menge in Ehrfurcht hielt; denn dieſe blieb ſcheu zurück, und obwohl St. Val als ein Feind des Vaterlandes kenntlich war, ſo blieben ſeine und Vallardos ſichtlich furchtbare Erſchütterung doch jetzt das Einzige, was der Umgebung Geſetze gab.

Die heilige Handlung war vollendet; Elvira athmete noch; auf Nunnez' greiſen Zügen lagerte ſich der Tod. — St. Val wagte nicht, die dem Tode Entgegenſchlummernde zu berühren; doch in Vallardos' Bruſt hatte Ahnung und Natur jetzt das Eis gebrochen, er nahm die Hand der Sterbenden und ſprach: „Tochter!“ —

Da zuckte es leiſe auf ihren Lippen, ein Lächeln ſchwebte überhin, ſie ſchlug das Auge auf. In des Vaters Blick las ſie ſeine Seele. „Vater, Vergebung,“ lispelte ſie — „du haſt mich dieſe Nacht geſegnet, haſt mein Kind geſegnet — ſegne mich jetzt!“ — Vallardos wußte nun, wer die Verſchleierte war; — Er erkannte Fehl und Buße der Tochter zugleich; eine göttliche Macht hatte ſchon Milde in ſeine Seele geflößt. Er legte die Hand ſegnend auf das Haupt ſeines Kindes und ſprach: „Scheide getröſtet!“

Jetzt bezwang ſich St. Val nicht länger; er warf ſich der Sterbenden zu Füßen und flehte mit zerknirſchter Seele: „Elvira vergib mir — ich bin dein Mörder!“

„Du warſt es an etwas Edlerem als mein Leben!“ ſprach ſie mühſam. „Jetzt warſt du mein Erlöſer und vollzogeſt die Sühne meiner Schuld!“

„Elvira, haſt du mir vergeben?“ bat St. Val noch einmal.

„Ich ſtehe an den Pforten des Todes, — ja!“ ſprach ſie und reichte ihm die Hand. „Doch die Schuld will verſöhnt ſein — dein Sohn iſt ganz ein Spanier — dieſer ſei ſein Vater — nicht du!“ Sie deutete auf Vallardos und ſank matt zurück.

Da drängte ſich eine weibliche Geſtalt durch die Menge und Sanchetta lag mit weinendem Ausruf des Schmerzes zu Elvira's Füßen.

„Vater, ſorge für ſie“ — hauchte Elvira, „ſie iſt reiz, — treu“ — — hier erſtarb ihr das Wort und der letzte Lebenshauch entfloh ihrer Lippe. —

Vallardos warf einen furchtbaren Blick auf St. Val — dann fiel ſein Auge auf Elvira; ein heiliges Lächeln verklärte ihr Antlitz. Da wurden auch ſeine ehernen Züge weich, eine Thräne drang in ſein trocknes Auge, er reichte St. Val halb abgewendet die Hand und ſprach: „Der Tod verſöhnt — doch unſer Weg geht auseinander!“ — So verließ er die Kirche. —

Sanchetta ſchwankte ihm nach, St. Val hielt ſie zurück, er gab ihr Verginois' Taſchenbuch und ſprach: „Er iſt gefallen, das ſein Vermächtniß —“

Da ſtürzten Thränen aus den Augen des erſchütterten Mädchens, ſie hüllte ſich tief in ihre Schleier und eilte hinweg.

St. Val ſtand einige Augenblicke in ſtarres Sinnen verloren, dann kniete er neben der Leiche nieder, drückte einen Kuß auf Elvira's Stirn und ſchwankte hinaus. —

Nach wenigen Wochen las man in den franzöſiſchen Armeeberichten unter den Gebliebenen den Namen: „Capitain St. Val.“ —

Die Kameraden.

(Eine Erzählung im Volkston.)

Erſtes Kapitel.

Es war im Herbſt des Jahres 1745. Der zweite ſchleſiſche Krieg dauerte nun ſchon anderthalb Jahr. Die Kriegsvölker durchſtreiften das Land. Aus vielen Dörfern Schleſiens und Böhmens waren die Einwohner geflüchtet; in anderen herrſchte Noth und Angſt, denn bald wurden ſie von Preußen, bald von Oeſterreichern beſetzt, je nachdem ſich die Heere zogen; und jeder Wechſel der Truppen war mit Bedrückungen, Gewaltthaten, oft mit Plünderung, Brand und Mord verknüpft.

In einem Dorfe an der böhmiſch-ſchleſiſchen Grenze wohnte der Unterförſter Leberecht mit ſeiner jungen Frau, Gertrud, und drei Kindern, zwei Knaben von drei und vier Jahren, und einem Mägdelein, das noch die Bruſt der Mutter trank. Leberecht lebte aber nicht nach ſeinem Namen. Er war ein wilder Geſell. Würfelſpiel und Gelage gingen ihm vor Arbeit und Häuslichkeit, und nur den Kriegszeiten in denen manches mitunter lief, was in Friedenszeiten ſtreng beſtraft

worden wäre, hatte er es zu danken, daß er noch nicht von der Försterei entfernt war. Denn es stand, heimlichen Holz- und Wildprettverkaufs nicht zu gedenken, wie man sagte, auch mit seinen Forstrechnungen sehr schlecht, weil seine wilde Lebensweise mehr aufzehrte, als der kleine Dienst einbrachte.

Gertrud ertrug ihr herbes Loos sanft, still duldend; sie übte die heiligen Pflichten der Gattin und Mutter um so getreuer, da sie eine Schuld, die jetzt schwer auf ihr lastete, zu versöhnen hatte. Sie war wider des alten Vaters Willen, von Liebe zu Leberecht verblendet, mit demselben geflüchtet, und ihr Bund nicht priesterlich eingesegnet. Der Kummer hatte den Greis aufs Krankenlager geworfen, seine erschöpfte Natur unterlag bald. Mit innigsten Bitten hatte sie seitdem Leberecht zu bewegen gesucht, ihre Ehe vor dem Altar einsegnen zu lassen. Anfangs brauchte er Ausflüchte und Vorwände, erst fehlte es ihm an seinem Taufschein, — dann mußte er die Einwilligung seiner Eltern einholen, die, wie er sagte, weit von seinem Geburtsort hinweg, ins Reich hinaus gezogen waren, und die er erst besuchen müsse, — dann brach der Krieg aus, — zuletzt als Gertrud gerade deshalb in ihn drang, ihr und der Kinder Loos für die Zukunft in Ehren zu stellen, tobte er ungottesfürchtig auf die kirchliche Weihe der Ehe, und rief: „Was thut der

Pfarrer dazu! Wenn ich ſage du biſt mein Weib, ſo biſt du's und damit gut!“ —

Gertrud härmte ſich bitter; ſie ſah wohl von Tag zu Tag mehr, wie ſehr ſie ſich in Leberecht getäuſcht hatte, doch ſie trug, ihrer Schuld bewußt, und in Sorge für die Kinder, alle Härten und Unbill des Vaters mit ſtiller Demuth. Um die Erfüllung ihrer Bitte wagte ſie ſchon ſeit Jahr und Tag nicht mehr ihn anzugehen. Denn wie ſich ihres Mannes zügelloſe Leidenſchaften immer mehr entwickelten, mußte ſie gar fürchten, daß er Weib und Kind verlaſſe, wenn wiederholtes Dringen in ihn, ſich unauflöslich an ſie zu binden, ihn erbitterte.

So ſtand ſie an dem dämmernden Herbſtabend, mit dem kleinen Töchterchen an der Bruſt, traurig in der Thür der Hütte, und ſah die ſtille Nacht heraufkommen, die holden Sterne matt blinkend aus den blauen Tiefen des Himmels aufleuchten. Die Knaben ſpielten vor ihr auf dem Raſen; ihr ſchuldloſes Herz ahnte nichts von dem Unheil das über ihnen ſchwebte. Weder der Drang der Zeiten noch die Sorgen der Mutter berührten das Heiligthum ihrer kindlichen Seligkeit! — Alles war ſo ſanft, ſo ſtill wehmüthig in der Natur, Gertrud's Herz löſte ſich in Thränen und Gebet. „Du willſt dir Muth faſſen,“ dachte ſie, „heut willſt du ihn bitten, innig, unterwürfig, mit aller Demuth,

nur das Eine soll er dir gewähren, die Sünde von deinem Lager, die Schmach von den Kindern zu nehmen, — nur das Eine! Ach für alles andere will ich ja selbst sorgen! Arbeiten für die Kinder, Tag und Nacht, sie lehren, pflegen, aufziehn — er soll keine Mühe davon haben, keine Sorge, er soll nicht für sie erwerben und sammeln — nur einen redlichen Namen soll er ihnen lassen, wenn er stirbt!" —

Aus diesen Gedanken schreckte sie plötzlich der entfernte Knall mehrerer Flintenschüsse auf, die fast gleichzeitig fielen. Sie lauschte; das Feuer erneuerte sich wieder lebhaft, dauerte einige Minuten, dann fielen noch einzelne Schüsse, hierauf wurde es still. „Das war ein Gefecht," dachte Gertrud bang, „gestern hörten wir fernen Kanonendonner fast den ganzen Tag, nun kommt es uns näher. Gott bewahre uns vor Unheil!" — „Kommt Kinder," sprach sie freundlich zu den beiden Knaben, „es wird Nacht, ich will Euch zu Bett bringen. Gelt, ihr seid müde! Ach wenn doch der Vater käme!"

Sie nahm die Kleinen an die Hand; doch indem sie über die Schwelle des Hauses trat, fielen neue Schüsse von einer andern Seite. Aengstlich horchend blieb sie stehn. Der Verlauf war wie zuvor, ein kurz abgebrochenes Gefecht, dann tiefe Stille. Da tönte ein Kanonenschuß majestätisch von den Bergen herüber

Selbſt die kleinen Knaben lauſchten betroffen dem machtvollen Schall und hohlen donnerähnlichen Sauſen, das nachhallend durch den Wald zog, und ſahen die erblaſſende Mutter fragend an. „Ach meine Kinder,“ rief Gertrud als ſie ſich an ſie ſchmiegten, „wie ſoll ich euch beſchützen wenn dieſe Schrecken näher dringen!“ — Und überwältigt ſank ſie, bebend, in die Kniee.

In dieſem Augenblick trat Leberecht raſch in die Thür und ſtand unvermuthet vor ihr; ſie erſchreckte; er rief rauh: „Was ſoll das Heulen und Beten! Das wird was helfen! — Der Feind iſt da! Das Neſt wird in Flammen aufgehn! Schnell zuſammengerafft, zuſammengepackt, fort, in den Wald! Fort, fort!“

Gertrud war faſt erſtarrt vor Schrecken; nicht ſowohl über die drohenden Gefahren, denn dieſe hatte ſie ſchon ſelbſt gefürchtet, und ſie waren in der letzten Zeit öfters nahe genug geweſen, ſondern über Leberechts ruchloſen wilden Ton, und noch mehr über ſein verſtörtes Anſehn.

„Leberecht was iſt Dir, was iſt vorgegangen?“ rief ſie zitternd.

„Ach was!“ rief er und ſtampfte mit dem Fuß auf. „Wirthshausärger! Hol' der Teufel Karten und Würfel! Aber pack auf, ſage ich, fort, gleich auf der Stelle, in den Wald wo er am dichteſten iſt, mach' Anſtalt!“

„O ja, ja," ſtammelte Gertrud, „aber hilf mir noch, gieb mir Rath — ich weiß nicht" —

„Rath, Rath! Zugreifen, das iſt der beſte Rath!" rief Leberecht wild! „Ich helfen? Ich habe mir ſelbſt zu helfen! Ich kann nicht mit Euch, mein Weg geht anders!"

„Wie," rief Gertrud, „wir ſollen allein flüchten! Vater willſt Du Deine Kinder nicht beſchützen?"

„Ich muß dem Feind entgegen," rief er trotzig, und griff nach der Büchſe, „ſoll ich wie ein Hundsfott davon laufen?"

„Wird denn das Dorf vertheidigt werden?" unterbrach ihn Gertrud — „o Gott! — und wenn Du fällſt, Leberecht! Ach die Kinder — ich — wir haben ja nicht einmal Deinen Namen!"

„Hölle und Teufel!" rief Leberecht und ſtieß den Büchſenkolben auf den Boden daß das Haus dröhnte, und die Kinder erſchreckt zuſammenfuhren, „jetzt kommſt Du mir noch mit Altar und Pfaffen! Iſt's jetzt Zeit in die Kirche zu laufen, und einen Sermon zu hören, und Lieder zu plärren! Das Prieſtergeſchmeiß ſoll mir mein Tage nicht zu Leibe! Nein gewiß nicht! Ob der Pfaff ſeinen Segen ſpricht oder nicht, darum wächſt den Würmern kein Haar anders! Mag mich der Teufel holen, heut oder morgen!"

„Ach Leberecht, Leberecht," brach Gertrud in Thränen aus, „ich habe einen alten Vater verlaſſen um deinetwillen, und er iſt mit Kummer dahin gegangen — ach, verſöhne ſeinen Geiſt, erfülle meine Bitte. Der Pfarrer," rief ſie von unausſprechlicher Angſt ergriffen haſtiger, halb verwirrt, „der Pfarrer wohnt ja ſo nah, — ich will ihn erbitten, — in ſolcher Noth giebt er uns gleich zuſammen, — er ſpricht nur den Segen ſo iſt Alles gut, — der Fluch gelöſt — ach Leberecht!" —

Von Angſt getrieben ſank ſie ihm zu Füßen. Doch Leberecht ſtieß ſie zurück und brach wüthend aus: „Das mußte noch kommen! Ein wahnſinniges Weib noch dazu! Haus und Hof verwürfelt, vom Dienſt gejagt, und wenn morgen der Feind nicht hier hauſt, übermorgen ins Zuchthaus geſchleppt, und jetzt ſoll ich mich mit Weib und Kindern behängen! Fort, ſag' ich, wir haben uns zum letztenmale geſehn! Ich nehme Dienſte!"

„Leberecht," rang Gertrud am Boden liegend, verzweifelnd die Hände, „Du willſt uns verlaſſen — nein ich klammre mich an Dich, Du ſollſt mich zertreten, die Kinder zertreten, aber Dein ſind wir, anerkennen mußt Du uns! Kinder, Euer Vater will Euch hinausſtoßen, bittet — weint!" — Sie war außer ſich, ſie preßte das Kleine an die Bruſt, ihr Auge war

von Thränen verdunkelt, ſie griff hin und her nach den Knaben — endlich ſank ſie bewußtlos zurück, nur den Säugling ſelbſt in der Ohnmacht mütterlich an ſich drückend.

Leberecht ſtand erſchüttert. Er ſpielte mit der Büchſe in ſeiner Hand, und erwog ob er ſich ſogleich eine Kugel durch den Kopf jagen ſollte, — die Knaben hatten ſich verſchüchtert aneinander gedrängt, und ſahen ihn ängſtlich an.

Draußen ertönte ein zweiter Kanonenſchuß. —

„Es iſt keine Zeit zu verlieren!“ rief Leberecht auffahrend, „Was kann ich thun? Bei ihnen bleiben geht nicht! Der Teufel hol' das Würfelſpiel! Der Vater ſitzt doch in den Eiſen! Wie ſoll er die Würmer ernähren! Nein! Es iſt ſo beſſer! Zum Feinde hinüber! Ich zeige ihnen Weg und Steg! Das macht mir Bahn! Das wird gut belohnt! Ich ſchieße auf hundert Schritt die Pflaume vom Baum, — ich tauge zum Kriegshandwerk! Ein paar Bataillen! Im Kriege kann man Alles werden! Und dann iſt's immer noch Zeit Euch wieder aufzuſuchen! Erkennen will ich Euch wohl an meinen Zeichen! Alſo friſch drauf los! Ein Lumpenhund, der die Courage verliert, ſo lange er noch ein Glied rühren kann!“

Unter dieſen Selbſtbetrachtungen hatte er den Hirſchfänger und die Jagdtaſche umgeworfen, ſtopfte eilig

Pulver, Blei, Wäſche hinein, nahm aus einem Schrank einen Reſt Geld, warf ſich den Mantel über, und wollte hinaus. In der Thür ergriff ihn eine menſchliche Rührung, ſein Vaterherz ſchlug, er wandte ſich um, er ſah die holden Knaben, wie ſie um die Mutter beſchäftigt waren, und ihr zuriefen: „Mutter ſteh' auf!" — er dachte an Gertrud's Flucht mit ihm, — ſchon wollte er umkehren, — doch mit dem Fuß aufſtampfend rief er: „Nein! Es iſt zu ſpät, es geht nicht mehr anders! Nun auch kein Abſchied, was hilft ein Kuß und eine Thräne! Nun keine Zeit verloren!" Mit dieſen Worten eilte er hinaus, und ging in der hereinbrechenden Dämmerung die wohlbekannten Stege durch Wald und Gebirg, wo er den anrückenden Feind zu treffen dachte.

Zweites Kapitel.

Die Stimmen der Knaben weckten endlich die Mutter aus ihrer Ohnmacht. „Hab' ich geträumt," fragte sie, und blickte suchend, irre umher, „war Leberecht — ja, ja, er war hier! Wo ist er? Wir sind allein — es ist dunkel!" Sie raffte sich auf und wollte nach der Thür. Ein blitzender Schein durchflog auf einen Augenblick das Gemach, und beleuchtete es flüchtig. Gleich darauf folgte der Donner eines Kanonenschusses, viel näher als zuvor. Erst jetzt stellte sich das Bewußtsein in Gertrud's Seele wieder her. Die Worte: „Flüchtet, flüchtet in den Wald," tönten ihr noch im Ohr. Der nahe Kanonendonner der sich schnell wiederholte, zeigte ihr, daß die Rettung nicht Weile habe. Das Haus lag eine Strecke vom Dorf, kaum hundert Schritt vom Walde. Ein Nachbar war nicht zu errufen; Gertrud blieb auf sich allein angewiesen. Sie legte das Kind in die Wiege, raffte unter Angst und Beben das Nöthigste für sich und die Kleinen zusammen, schnürte ein Bündel, band es über den Nacken, nahm den Säugling an die Brust, reichte dem jüngsten Kna-

den, dem dreijährigen blonden Ernſt die Hand, und rief dem älteſten zu: „Komm Franz, faſſe den Bruder an, kommt, kommt meine Kinder!“ und ſchwankte zur dunkeln Hütte hinaus.

„Geh'n wir nicht ſchlafen, Mutter?“ fragte Franz, „ich bin müde!“

„Ja mein Söhnchen, mein Kind, ja, bald, draußen im ſchönen Walde, auf weichem Mooſe, der Himmel über uns“ — hier brachen die erſtickenden Thränen ihre Worte. „Der Himmel über Euch“ wiederholte ſie mit frommer Stimme und kniete an der Schwelle des Hauſes betend nieder: „Allgütiger Vater, ſtrafe mein Vergehen nicht an ihrem unſchuldigen Haupt Ohne Vaterſegen betrat ich dieſe Schwelle — ach und wie verlaſſe ich ſie! Herr, meine Sünde war groß, aber meine Strafe iſt ſchwer — Vater ſei barmherzig!“ Ihr Gebet wurde von den Donnern des Geſchützes übertäubt. Sie raffte ſich wieder auf, und ſchritt eilig vorwärts, dem Walde zu. Bald hatten ſie die erſten Gebüſche erreicht, und es wurde dunkel um ſie her. Da glühte ein heller Schein die Baumſtämme an, ſie wandte ſich zurück, und ſah Flammen aus den Dächern des Dorfs drunten im Thal aufſteigen. Verworrenes Getöſe drang in ihr Ohr; die Kanonen ſchwiegen, aber Flintenſchüſſe praſſelten noch einzeln und in kleinen Salven; Geſchrei und Waffenklirren miſchte ſich damit; das Dorf wurde

mit Sturm genommen. Die Feuerſäulen beleuchteten den Pfad der Flüchtenden; von Schauern bewegt, die ſelbſt die Kindesbruſt ergriffen, drangen ſie vorwärts. Doch die Knaben wurden bald müde; des Schlafs um dieſe Stunde gewohnt, vermochten ſie nicht weiter zu gehen. „Mutter ich will mich ſchlafen legen" verlangte der kleine Ernſt, und Franz blieb gleichfalls ſtehen und ſprach: „Ja Mutter, ich bin ſo müde!"

Gertrud wurde von namenloſer Angſt ergriffen. Noch leuchteten die Feuerzeichen in die Büſche, ſie war dem Getümmel noch zu nahe; erſt der dichtere Wald jenſeit der nächſten Anhöhen konnte zuverläſſigen Schutz geben. Sie nahm den dreijährigen Knaben auch noch auf den Arm, und ſprach ſanft zu dem älteren: „Noch ein wenig komm' mit, dann trage ich Dich; erſt den kleineren Bruder." So ſchritt ſie weiter vorwärts; die Mutterliebe gab ihr Kräfte; dennoch ermattete ſie bald unter der doppelten Laſt, und mußte ſtillſtehen um Athem zu ſchöpfen. „Es ſind böſe Menſchen hinter uns, Franz" ſprach ſie zu dem Kleinen, „komm ja mit der Mutter, daß ſie Dich nicht einholen." Die Furcht gab auch dem Kinde noch neue Kräfte; doch nur für Minuten. Sie mußten endlich Alle raſten. Der Ort ſchien ziemlich ſicher; es war dunkel, und der Schall des Kampfgetümmels hatte ſich faſt verloren. Die müden Knaben entſchliefen nach wenigen Augenblicken auf dem

weichem Mooſe. Gertrud hüllte ſie ſorglich ein; die Kleine an ihrer Bruſt ſchlief ebenfalls ſüß. So ſaß ſie, ganz allein, dicht umgeben von ihrem einzigen Glück, doch einen Schritt darüber hinaus umringte ſie ein Meer des Elends, der Schrecken, der Hoffnungsloſigkeit.

Ihre Thränen floſſen leiſe; ſie wandte das Auge zurück auf die entflohenen Jahre. Ach! aus dieſer finſtern Oede ein Blick auf die unſchuldsvollen heiteren Auen der Jugend, — wie mußte er das Herz in Sehnſucht, Reue, und Wehmuth auflöſen! Sie ſahe ſich, ſechszehn Jahre alt, die treue Begleiterin des alten Vaters, ſeinen Liebling, ſein einziges Glück! Ihr Arm führte und ſtützte ihn beim Abendſpaziergang durch die Felder des Dorfs, — ſie las ihm vor dem Schlafengehn aus der Bibel vor, — Morgens brachte ſie ihm den erſten Gruß, — im ganzen Heimathsdorfe hieß ſie die beſte Tochter — die holde, die frohe Gertrud! Ein ewig klarer Himmel der Schuldloſigkeit ſtand über jenen Tagen! Das reine Herz blühte voller Hoffnungen, voll Glauben und Vertrauen, Und jetzt! Fünf Jahre kaum verfloſſen, und Alles zerſtört, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft! Eine Bruſt, belaſtet von Schuld, — Reue, — die Zukunft ein düſterer Abgrund — vielleicht gebiert die nächſte Stunde ſchon wieder neue Schrecken, neuen Jammer! —

Ihr Blick hob ſich zu den Sternen, die droben ſo ſanft im dunklen Blau ſchimmerten. Ein Gebet war in ihrer Bruſt: „Laß mich vergelten durch Liebe an meinen Kindern, was ich verbrach an meinem alten Vater!“ —

— Es ſollte nicht erhört werden! —

„Im Walde wird's laut: Verworrene Stimmen nähern ſich! Es fallen Schüſſe durch die Büſche. „Auf, auf!“ ruft Gertrud voller Angſt, und reißt die Kinder aus dem Schlaf empor. Sie taumeln auf, weinend, kaum vermögend auf den Füßen zu ſtehen. Doch das Getümmel dringt heran! Sinnlos rafft die Mutter die beiden Kleinſten auf, und ruft: „Franz, halte Dich feſt an mir, halte Dich feſt liebes Söhnchen!“ Das geängſtigte Kind ergreift weinend den Rock der Mutter; ſie eilt haſtig vorwärts ohne zu wiſſen wohin. Doch das Ungethüm des Krieges folgt ihr auf dem Fuße! Alle Büſche rauſchen, flüchtige Soldaten eilen durch den Wald. Jetzt ſind ſie dicht heran, Verfolger ihnen auf dem Fuße. Die Flintenſchüſſe krachen, das Aufblitzen der Gewehre wirft einen flüchtigen Lichtſchein auf die Gebüſche. Der Strom der Flucht geht vorwärts, dicht an Gertrud's Ferſen. Der geängſtigte Knabe vergißt ſeine Müdigkeit, und folgt der athemloſen Mutter, vor den unbekannten Schrecken hinter ihm flüchtend. Schwarze Geſtalten ſtreifen an ihnen vorbei! Keiner achtet auf

den andern, alles ſucht ſein Heil in der Schnelligkeit! Die Schüſſe fallen dicht neben ihnen; bei jedem Knall drückt Gertrud die Kinder krampfhaft an ſich, und wirft einen angſtvollen Blick auf den Kleinen ihr zur Seite, ob er getroffen ſei. Plötzlich thut ſie einen Schrei, ſchwankt, ihre Kniee brechen ein, die Arme löſen ſich, die Kinder entfallen ihr, ſie ſeufzt noch einmal auf, dann verlaſſen ſie die Sinne. Leblos hingeſtreckt, mit dem Antlitz in das abgefallene Laub geſunken liegt ſie da! Unbekümmert um ſie und die weinenden Kinder ſtreift der Schwarm der Flüchtigen an ihr vorüber, bis er ſich allmählig verliert, und tiefe Stille ſich rings umher breitet. Nur die Kinder weinen, und die Knaben rufen vergeblich ihre Mutter, die den holden Laut nicht mehr vernimmt!

Drittes Kapitel.

Der Morgen dämmerte herauf. Es ließ ſich Hufſchlag hören. Zwei Reiter, ein Huſar und ein Dragoner, ſprengten durch den Wald. „Hier müſſen wir an dem Bach hinunter, Chriſtian, und erreichen ſo die Furth,“ ſprach der Dragoner; „das war noch einmal glücklich dem Tode entronnen!“

„Beim Element, Veit,“ rief der Huſar Chriſtian Hammer, „ich gab keinen Heller für unſer Leben! Und noch ſieht's verteufelt aus!“

„Ei was, ſie ſind ſo müde wie wir! Wäre es nicht um den Hals zu retten, für keine tauſend Thaler rührte ich ein Glied. Vor Sonnenaufgang ſind wir über dem Bach, und dann kenne ich Weg und Steg. Aber halt, da ſind Leute! Vorſichtig, Bruder Chriſtian!“

„Weiber und Kinder! Es hat keine Gefahr,“ antwortete der Huſar, „laß uns vorwärts reiten. Wahrſcheinlich geflüchtete Landleute, die uns noch Auskunft geben können. — Was zum Teufel, das iſt ja die Kathy, — das Blitzweib! Hier im Wald hat ſie geſteckt!“

Sie ritten näher; eine Marketenderin, ihren mit einem Esel bespannten, zerbrochenen Karren neben sich, hielt am Wege.

„Guten Morgen, Kathy!“ rief Christian sie an, „bist Du lebendig geblieben? Aber was Teufel hast Du da?“

Die Marketenderin wischte sich die Augen mit der Schürze aus. „Da seht,“ sprach sie, „hier ist Kriegselend! Seht da, die drei Würmchen halb erfroren in der Nacht, und da liegt die Mutter, hat einen Schuß durch den Leib, rührt kein Glied mehr! Sollten die Dingerchen im Walde verhungern?“

„Hm!“ sprach Christian, „ja, suche einer nur das Kriegsunglück im Lager! Da wird er's nicht finden! Geht's auch einmal bunt her — es bleibt doch lustig! Aber das erbarmt das Herz! Da, Kathy, ich gebe Dir einen Thaler, Beutegeld; aber Du mußt für die Würmer sorgen, sie sind gewiß aus dem Dorfe drunten. Warst Du ihr Rabe, der sie speiste diesen Morgen?“

„Sie sind fast verflammt vor Kälte — die Nacht war zu frisch — und sie hungerten und dursteten. Seht nur die frischen Jungen, wie ihnen das schwarze Brod schmeckt. Für das kleine Würmchen hatte ich zum Glück noch ein Restchen Milch, die ich hier am Feuer wärmen konnte. — Aber was nun? Was hilft mir Euer Geld? Mein Karren muß stehen bleiben,

denn mein Eſel iſt lahm geſchoſſen. Für die Kinder ſorgen, freilich wollt' ich das. Aber wie? Das Dorf unten iſt weggebrannt! Meilenweit alles geflüchtet! Das Mädchen brächte ich wohl fort — aber die Jungen, und zum Laufen ſind ſie zu matt."

„Höre, Kamerad," ſprach der Dragoner Veit, „unſer Herrgott hat uns beſchützt geſtern! Es ging uns nahe am Schopf vorbei! Was meinſt Du, wir nehmen jeder einen von den Jungen auf den Sattel! Es wird uns Segen bringen. Ein Dorf werden wir doch wohl treffen, wo wir ſie abgeben können, daß ſie wieder unter Menſchen kommen, die ſie pflegen. Gieb mir den Blonden herauf!" —

„Und mir den Braunen mit dem Schelmenauge!" rief der Huſar. Sie nahmen die Kinder auf's Pferd. „Nun noch einen Schluck Branntwein, gegen den kühlen Frühnebel, Kathy! So! Du nimmſt aber das kleine Engelchen mit. Wir reiten nach der Grenze zu, Du wirſt unſre Spur ſchon finden. Frage nur in den nächſten Dörfern nach, ſo bringſt Du die Kinder wohl wieder zuſammen. Adjes!"

Sie gaben den Pferden die Sporen und ritten davon. Bald kamen ſie an den Bach. Doch er war angeſchwollen vom Regen, und die Waſſer ſtrömten reißend zwiſchen den Ufern.

„Holla! Hier wird's ſchwer zu paſſiren ſein," rief Veit, „wir müſſen eine beſſere Furth ſuchen. Reite Du links, ich will rechts reiten, und haſt Du etwas gefunden, ſo gieb mir Nachricht."

Sie trennten ſich. —

„Ein verfluchtes Waſſer das!" ſchimpfte der Huſar Chriſtian. „Reißend und tief wie der Teufel, die Ufer jenſeit ſteil! — Wird ſchwer über zu kommen ſein! — Piff! — Alle Teufel! Eine Büchſenkugel mir dicht am Ohr vorbei! — Donnerwetter! Tirailleurs oben im Buſch! Die Tauſendſackermenter! Da gilt's kein Feiern! Nun, was hängen ſoll, erſäuft nicht! Halt Dich feſt, mein Jungchen — jetzt mußt Du baden!"

Mit einem Satz war er im Waſſer. Doch der Wirbel riß ihn gewaltig mit ſich fort. Das Pferd tauchte unter, arbeitete ſich wieder herauf, und tauchte wieder unter. Es konnte das jenſeitige Ufer nicht gewinnen. „Gott helf' uns!" rief der Reiter, „wir müſſen's anders verſuchen! Halt Dich an den Mähnen feſt, Söhnchen!" Damit ſchwang er ſich vom Sattel, machte es dem Pferde leichter, und ſchwamm mit dem Thiere, die Zügel feſthaltend. Der Knabe blieb, ſich ängſtlich anklammernd, ſitzen. Die Fluth trieb ſie fort! Da fügte es der Himmel, daß ein Baumſtamm, entwurzelt, quer über das Waſſer geſtürzt war, der gab einen Halt. Die Uferſtelle war weniger ſteil. Der

Gaul faßte Grund; wie der Blitz war der Reiter wieder droben, und in zwei Sätzen auf dem jenſeitigen Ufer. Drei Kugeln pfiffen hinter ihm drein, aber ſie trafen ihn nicht. Im geſtreckten Galopp ſprengte er vorwärts, erreichte einen Feldweg, der durch ein dichtes Gebüſch führte, und war in wenigen Sekunden den Blicken der Feinde entzogen. „Gott hat geholfen!“ rief er aus, „ich glaube um deinetwillen, mein Jüngchen! So ſollſt Du Gotthelf heißen, und ich will ein Hundsfott ſein, wenn ich Dich verlaſſe. Nun luſtig, Gotthelf! Hopp, hopp!“ — So trabte er erleichterten Herzens, und dankbar für die Rettung, weiter.

Viertes Kapitel.

Der ſchnurrbärtige Stelzfuß Chriſtian Hammer ſaß verdrüßlich im ledernen Lehnſtuhl hinterm Ofen und las die Zeitung. „Verflucht!“ brummte er vor ſich hin — „ſchon als Bube konnte ich den Schulmeiſter nicht leiden, wegen des Leſens und Schreibens das er mir einprügelte, und jetzt verwünſche ich den vertrakten Schwarzrock erſt recht! Was hab' ich davon, daß ich leſen kann! Nur täglich neuen Aerger! Heut ein Vorpoſtengefecht, Kavallerie, Mann für Mann, ich nicht dabei geweſen! — Morgen eine Schanze geſtürmt — ich ſitze auf dem Großvaterſtuhl! Und vollends wenn Vater Fritz eine große Bataille gewonnen hat, wenn er die Franzoſen vom Schlachtfeld gefegt hat, wie Sturmwind die Spreu — die tauſendſackerment'ſche Schlacht bei Roßbach liegt mir noch in allen Gliedern! Hol' der Teufel die Zeitungen!“ Damit warf der alte Kriegsmann das Blatt auf die Erde, und ſtampfte dreimal mit dem hölzernen Fuß darauf.

„Nun was habt Ihr denn heut wieder, Chriſtian,“ fing ein altes Mütterchen vom Spinnrad hinterm Ofen

an, „ſchmeckt die Pfeife nicht? Oder ſpürt ihr das Wetter im Fuß?“

„Ich wollte das Donnerwetter ſäße drin!“ fluchte der Knebelbart, „ich ärgere mich über die Zeitungen! Nun dauert der Krieg ſchon ins ſechſte Jahr, und fünf Jahre liege ich ſchon auf der Faulbank! Konnte denn die Satanskugel nicht ein paar Jahre warten, ehe ſie mir das Bein abriß? Nun muß ich alle Tage in den Zeitungen leſen von Bataillen die ohne mich gewonnen werden. Hol' die Peſt die Zeitungen ſage ich noch einmal! Ich wollte ich könnte Seiltanzen ſtatt Leſen und Schreiben!“

„Schimpft doch nicht auf unſre Zeitung!“ begütigte die Alte. „Würdet Ihr denn nichts vom Kriege hören, wenn Ihr ſie nicht leſen könntet? Alle Welt erzählt ja davon! Wenn ich Morgens die Milch aus dem Keller hole, iſt immer eine Bataille geweſen, meine Gevatterin in der Apfelbude weiß auch alle Tage eine Neuigkeit, und Vieles was gar nicht einmal in die Zeitungen kommt! Da drinnen ſteht ja nur das Wenigſte! Und will man nichts leſen und hören, ſo muß man's ja erleben! Waren nicht die Oeſterreicher und Ruſſen hier in Berlin?“

„Ja, Teufel Element! Und ich ſaß auch hier auf dem Lehnſtuhl! — Mach' mich nicht wild, Alte, ich ſage Dir, hätte ich damals noch meine zwei geſunden

Beine gehabt, ich hätte die Ruſſen und Oeſterreicher zur Stadt hinausgejagt, wie ein Donnerwetter! Nicht Mann noch Maus wären mir davon gekommen! Da hättet Ihr ſollen den alten Huſaren ſehen! Bei Keſſelsdorf" —

„Na Vaterchen, Ihr habt doch auch die Bataille nicht allein gewonnen" —

„Was Vaterchen, hol' der Teufel das „Vaterchen," bin ich denn ſo ein alter morſcher Großvater, wie der verfluchte Stuhl hier?"

„Nun, wenn Ihr auch das gerade nicht ſeid, ſo ſeid Ihr doch nicht mehr ſo rüſtig wie Euer Gotthelf, und der thut jetzt Eure Arbeit, damit müßt Ihr zufrieden ſein!"

„Ja das iſt ein wackrer Junge!" rief der Alte mit leuchtenden Augen, „der — holla! Klopft Jemand? herein!"

Die Thür öffnete ſich und ein ſtattlicher Ziethenſcher Huſar, mit Bärenmütze und Knebelbart, trat kerzengerade ein, und heftete ſeine freundlichen blauen Augen ſtarr auf den Invaliden.

„Herr Jeſus Chriſtus!" ſchrie die Alte hinter dem Spinnrade auf — „unſer Sohn Gotthelf!"

„Gotthelf!" rief der Invalide, und ließ die Krücke fallen, und der Sohn lag in den Armen des Vaters!

Gotthelf war halb auf Urlaub, halb im Dienſt. Sein Rittmeiſter hatte Aufträge in Berlin, Gotthelf durfte ihn begleiten. Sein erſter Schritt führte ihn zu dem alten Pflegevater und der noch älteren Pflegemutter, die als eine getreue Vaſe für beide ſtets ſo redlich geſorgt hatte, als ihre Armuth und die ſchlimmen Zeiten es zuließen. — Nun mußte er erzählen. —

Doch wie viel er auch von ſeinen Kriegsabentheuern ſprach, immer fuhr ihm der Stelzfuß wieder mit einer Frage dazwiſchen. „Warſt Du bei Roßbach? — Haſt Du in Schweidnitz geſtanden? — Junge haſt Du den Nachtmarſch durch die Oeſterreicher mitgemacht, wo der alte Ziethen ſie ſo capital anführte? — Es lebe Vater Ziethen! Das iſt ein Huſarenkönig! — Element! Die Schmarre da über dem Auge, bis — zeig' einmal — ja bis hinter's linke Ohr — Spaß hat der nicht gemacht, der Dich ſo gezeichnet hat!"

„Ich machte aber auch nicht Spaß Vater," rief Gotthelf. „Wir trafen uns zu gleicher Zeit, und lagen beide unterm Pferde; ſie ließen uns für todt liegen, und das Gefecht zog ſich in die Berge. Nach etlicher Zeit aber kamen wir wieder zu uns, und da" —

„Und da ſchlugt Ihr noch einmal auf einander los?" rief die Alte dazwiſchen, „daß Gott erbarm!"

„Nein Mutter das thaten wir nicht!" ſprach Gotthelf. „Wir halfen einer dem andern die Wunden

verbinden. Der Soldat thut ſeine Pflicht vor dem Feind, aber auch der Feind bleibt ein Kamerad, und iſt die Bataille vorbei, ſo reicht man ſich die Hand!"

„So iſt's Recht! So brav, Junge!" rief Chriſtian. „So hielten wir's auch! Du warſt ja auch vielleicht ein Kind aus Feindes Land, habe dich aber doch aufgeleſen, daß Dich Wölfe und Füchſe nicht fraßen. — Aber weiter!"

„Vater, ich thue keinem Menſchen gern weh, aber dem da am wenigſten. Es war ein öſterreichiſcher Huſar, allein, weiß es Gott, ein braver Kerl! Er wachte zuerſt auf, ſah mich liegen, und merkte, daß ich noch Leben hatte. Da gab er mir Branntwein aus ſeiner Feldflaſche; zog ein Tuch aus der Bärenmütze, wuſch mir das Blut ab, und verband mich. Nachher leiſtete ich's ihm. Darüber war's Nacht geworden und wir ſchlichen uns zuſammen ins Dickicht, denn keiner wußte ja, ob Freund oder Feind nahe ſei. Bei Tagesanbruch ſchieden wir, er ging nach den öſterreichiſchen Feldwachen zu, ich nach den preußiſchen. Wir gaben uns die Hand darauf, uns Pardon zu geben, wenn wir uns wieder träfen!"

„Wie hieß er denn der brave Menſch?" fragte die Alte und weinte vor Rührung.

„Hans Waldmann, Unteroffizier im Regiment

Kolowrath; ſollte ich einmal, was Gott verhüte in Gefangenſchaft gerathen, dann ſoll ich nach ihm fragen."

„Das thu'! Und wenn er in Captivität kommt, wird er ſchon nach Gotthelf Bach, Huſar im Regiment Ziethen fragen" —

„Unteroffizier, Vater," verbeſſerte Gotthelf lächelnd —

„Unter- — Unteroffizier! Blitz und Donner! Avancement! Und das ſagſt Du mir erſt jetzt, Du verfluchter — Herr Unteroffizier wollte ich ſagen! Allen Reſpekt!" Dabei nahm er die alte Feldmütze ab, und fühlte die militäriſche Ehrfurcht einen Augenblick lang ſtärker, als die Vaterwürde. Doch das Vaterherz ſchlug hoch auf, und ſprengte ſchnell die Feſſeln der eiſernen Subordination, an die zwanzigjähriger Dienſt ihn gewöhnt hatte. „Mutter" ſchalt er, „und Du haſt noch kein Frühſtück gebracht, für unſeren Jungen, den Unteroffizier! Schinken heran! Doppelten Pomeranzen! Speck, Brod! Was das Zeug halten will! Unteroffizier. Junge, laß Dich küſſen!" — Und er nahm ihn abermals beim Kopf, und küßte ihn mit wahrer Herzensluſt. —

In ſeligem Geplauder von Kriegsthaten und Abenteuern, ſchwanden dem Invaliden die Stunden hin! Er rief wohl zehnmal aus: „Es war doch ein kluger

Streich von mir, daß ich Dich damals auf's Pferd nahm, mit Dir durch's Waſſer ſchwamm (davon hatte er ihn Bach genannt) und Dich bei mir behielt! — Ich hatte es auch geſchworen! Ein Hundsfott ſagte ich, wenn ich Dich verlaſſe! Nun iſt ein Unteroffizier im Regiment Zethen aus dem kleinen braunlockigen Schelm geworden! Laß Dich küſſen, Herzensjunge! Ja mir iſt's beſſer gegangen, als meinem Kameraden, dem Dragoner Veit, der mußte ſeinen Jungen im Stich laſſen, denn ſie ſchoſſen ihm den Rappen unterm Leibe todt! Was hätt' es ihm aber auch geholfen — ſeit anno 48 liegt er ja ſchon auf dem Garniſonkirchhof! Und wer weiß wo Dein Bruder liegt, Gotthelf! — Aber laß das! Wir leben, wir wollen fröhlich ſein! Unſer Vater Fritz, der Soldatenkönig ſoll leben! Denn der hat Dich zum Unteroffizier gemacht!" Dabei nahm er die Mütze ehrfurchtsvoll ab, und Thränen rollten ihm in den grauen Knebelbart. „Nun erzähle Junge! Erzähle!"

Gotthelf erzählte, und erzählte den ganzen Abend und am folgenden Tage, und ſo ging es tagtäglich. Die Urlaubszeit war raſch dahin. — Gotthelf mußte wieder in's Feld. Von Segenswünſchen begleitet verließ er das väterliche Haus; doch nicht ohne tiefe Bewegung, denn die enge kleine Stube, in der er groß geworden war, (die Muhme hatte ihn aufgezogen, wäh-

und Chriſtian im Kriege war) bewahrte für ihn die ganze ſelige Welt der Jugenderinnerungen. Erſt als er mit ſeinem Rittmeiſter wieder im Lager eintraf, und das bewegte Leben des Krieges ihn auf's Neue in ſeinen Wirbel riß, verlor ſich die wehmüthige Stimmung, in welche der Beſuch des Vaterhauſes ihn geſetzt hatte.

Fünftes Kapitel.

Der Krieg wollte immer noch kein Ende nehmen, obgleich man ſchon lange vom baldigen Frieden geſprochen hatte. Kleine Gefechte fielen faſt täglich vor. Gotthelf's Rittmeiſter hatte einen Proviant-Transport aufgelauert, und nahm ihn glücklich weg. Doch auf dem Rückmarſch zum Lager, wohin er die Wagen führte, ſtieß er ganz unvermuthet auf eine Schwadron öſterreichiſcher Kavallerie. Sogleich begann das Gefecht von beiden Seiten mit aller Heftigkeit. Der Feind war doppelt ſo ſtark, der Kampf wurde hitzig. Ein Schuß ſtürzte den Rittmeiſter vom Pferde. Der Lieutenant beim Kommando wurde gleichfalls herunter gehauen. Da kamen die Huſaren in Unordnung. Gotthelf, der älteſte Unteroffizier, ſammelte die Leute, und ſie wehrten ſich wie die Löwen. Doch bald waren ſie von der Uebermacht umringt, und der Anführer rief ihnen zu, ſich auf Gnade oder Ungnade zu ergeben.

Da Gotthelf ſah, daß der Sieg unmöglich ſei, beſchloß er, ſich wenigſtens mit den Leuten durchzu-

ſchlagen, wenn er auch die Wagen im Stich laſſen müßte. „Mir nach Kameraden!“ rief er, warf ſich voran in die Feinde, hieb rechts und links um ſich, und ſah bald freies Feld. Seine Huſaren hielten dicht an ihm. Sie erreichten das Wachfeld, und flogen darüber hin; der Feind verfolgte. Es kam ungleiches Terrain, Gräben, dann wieder Elsgebüſch; die Reiter mußten ſich vereinzeln; Gotthelf gerieth an einen breiten Sumpfgraben. Er zweifelte, daß ſein Pferd hinüberkommen würde, doch die Feinde waren dicht an ihm, — er ſetzte — und ſtürzte! Allein ſo glücklich, daß er durch einen raſchen Schwung, den er ſelbſt ſich gab, doch noch das Ufer erreichte, während ſein Pferd im tiefen Moorgrund ſtecken blieb. Die öſterreichiſchen Reiter ſchoſſen ihre Piſtolen auf ihn ab, eine Kugel ſtreifte ihm den linken Arm, die andere pfiff am Ohr vorbei. Doch in zwei Sekunden war er im dichten Elsbuſch, wohin ihm zu Pferde niemand folgen konnte. Er drang haſtig, ohne ſich umzuſehen, durch das Gebüſch, immer vorwärts. Nach wenigen Minuten ſah er ſich in vollkommener Sicherheit, hielt nun an und überlegte, was zu thun ſei. Ein Soldat, der ſich beſiegt ſieht, der weiß, daß er ſeinen geliebten, tapfern Führer als Leiche oder Gefangenen in Feindes Hand laſſen mußte, der für jeden ſeiner Kameraden das Gleiche zu fürchten hat, iſt in finſterer Stimmung. Gott-

helf wünſchte, daß die Kugel, die ihn ſtreifte, beſſer getroffen haben möchte. Das Blut floß aus der offenen Fleiſchwunde. Er zog den Doliman aus, ſtreifte das Hemd auf, wuſch den Arm in dem Waſſer der Bruchlache, und verband ihn mit ſeinem Taſchentuch. Dann unterſuchte er vorſichtig die Gegend. Er kletterte einen höheren Elsbuſch hinan, um ſich durch den freieren Ueberblick der Landſchaft zurecht zu finden. Es gelang ihm; er ſah von weitem die Thurmſpitze eines Dorfes, über das er ſeinen Weg in's Lager zu nehmen hatte, und entdeckte, daß kaum tauſend Schritt von ihm hohe Waldung begann, unter deren Schutz er bis zum Anbruch der Nacht vorwärts gehen konnte. So machte er ſich denn, bekümmerten Herzens, auf den Weg. Doch es war nicht ſo leicht den Wald zu erreichen, wie er gehofft hatte, denn das Elsbruch wurde immer ſumpfiger, breite Lachen, tiefe Gräben ſperrten ihm oft den Weg, er mußte bis an die Kniee in den Sumpf, und war oft beſorgt, noch tiefer zu verſinken. Nach anderthalb Stunden endlich, als die Sonne ſchon tief am Horizont ſtand, hob ſich der Boden wieder und er erreichte den Wald und feſtes Terrain. Raſcher ging es jetzt wohl eine halbe Stunde vorwärts. Eine uralte Eiche die er nicht weit vor ſich bemerkte, lud ihn zum Ausruhen auf dem Raſen in ihrem Schatten ein, denn er fühlte ſich doch endlich müde.

Als er ſich dem Baume näherte, ſah er, daß ein wenig befahrener Holzweg, faſt ſchon zu einem Fußſteige überwachſen, daran vorbeiführte. Dies machte ihn bedenklich, hier ſeinen Ruheſitz zu wählen, und etwa einzuſchlafen; denn hier konnte der Zufall doch leicht Leute vorbeiführen. Er wollte daher weiter gehen, aber den Weg ſelbſt doch eine Zeitlang verfolgen, weil er ihm gerade die Richtung nach dem nächſten Dorf zu nehmen ſchien.

Als er ihn betrat, ſich durch das dichtere Gebüſch an der Seite drängend, ſah er, daß an den Wurzeln des Eichſtammes eine arme Frau halb lag, halb ſaß. Der Anblick überraſchte ihn, er trat näher. Sie ſchlief. Ihre Züge waren mehr kummervoll, als krank oder alt, ihre Tracht, obwohl ärmlich, nur halb die einer Bäuerin. Eine äußerſte Ermattung ſchien ſie überfallen zu haben, ſo daß der Schlaf in den ſie geſunken war, vielleicht ihr letzter ſein konnte. Eine eigenthümliche Rührung ergriff Gotthelf, als er ſie betrachtete, und er vergaß darüber faſt ſeine eigene Lage. Er bemerkte, daß ſie um den Hals eine Haarſchnur trug, an der ein goldenes, kleines Kruciſix hing. Der Anblick dieſes Kleinods brachte eine unerklärliche Bewegung in ihm hervor. Es war ihm, als kenne er es, und doch erinnerte er ſich nicht, es jemals in ſeinem Leben geſehen zu haben. Sein Blick glitt an der Schlafenden nieder;

da ſahe er auf dem einen Finger ihrer rechten Hand einen goldenen Reifen. Seltſam, dachte er, dieſe Frau ſcheint ſo äußerſt arm, geht in bloßen Füßen, in dürftiger Kleidung, und hat ein goldenes Kreuz und Ring. Indem er noch betrachtend vor ihr ſtand, hörte er plötzlich ganz in der Nähe Stimmen, und Geräuſch von Pferden. „Hier," rief es. „Nur rechts! Folgt mir nur!" Der Wind der in den Kronen der Bäume rauſchte, hatte ihn gehindert den Hufſchlag früher zu hören. Jetzt waren die Reiter ganz nahe; Gotthelf blickte ſcharf nach allen Richtungen, da der Schall im Walde ſo leicht täuſcht. Da ſah er, kaum hundert Schritt von ſich, Waffen durch die Büſche blitzen; raſch ſprang er vom Wege ab, und warf ſich unter das Gebüſch hinter der alten Eiche nieder, doch ſo, daß er zwiſchen den Blättern hindurch den Pfad im Auge behielt. Kaum war er in dieſem Verſteck, als fünf oder ſechs Reiter, einer ſcharfen Biegung des Holzweges folgend, auf die Eiche anſprengten.

„Holla! Was ſitzt da?" rief der Vorderſte. „Alte Hexe! Gieb Beſcheid, wo führt der Weg hin?" — Die Schlafende fuhr empor: „Jeſus Chriſtus!" rief ſie erſtaunt, als ſie die Reiter ſah. „Was wollt Ihr von mir?"

Gotthelf ſchlug das Herz in der Bruſt, nicht aus Angſt für ſich, ſondern vor Mitgefühl um die Arme, die er der rohen Mißhandlung preisgegeben ſah. Denn

die Reiter waren raſch vom Pferde geſprungen, ergriffen die Unglückliche, und wollten ihr das goldne Kreuz das ſie bemerkt hatten, und den Ring abreißen. Mit herzergreifendem Angſtruf flehte ſie: „Ach laßt mir das Kreuz und meinen Ring, — es iſt mein einziges Hab' und Gut!"

Einer der Krieger fühlte menſchlicher, und nahm ſich der Unglücklichen an. „Laßt ihr das," ſprach er halb bittend, halb befehlend, „was kann es Euch viel helfen! Ihr habt ja Beute genug!" Doch ſchon hatten die Habgierigen der Armen das Kreuz abgeriſſen, wobei ſie ſie faſt mit der Schnur erwürgten, und dieſe doch zuletzt mit dem Säbel durchſchneiden mußten. Der Ring aber ſaß ſo feſt an dem Finger, daß er trotz des heftigſten Zerrens nicht herab wollte. „Haut den Finger herunter!" rief ein roher Kerl! „Was iſt an dem vertrockneten Gerippe gelegen!" Die Bedrohte that einen lauten Schrei. „Nein, das leid' ich nicht!" rief der welcher ſich ſchon zuvor ihrer angenommen hatte, ſchwang ſich vom Pferde, und trat, die wilden Kerle zurückſtoßend vor ſie hin. „Das iſt nichtswürdig und gottlos! Fort, ſag' ich!"

Gotthelf konnte ſich kaum halten vor Spannung; er lauſchte faſt zu dreiſt aus ſeinem Verſteck hervor. Da erkannte er in dem wackern Reiter denſelben Hans Waldmann mit dem er ſchon früher ſo herzlich und

kameradſchaftlich zuſammengetroffen war, und ſich Freundſchaft und Hülfe angelobt hatte. Allein ſeine Freude ging eben ſo raſch in Beſorgniß über, als er ſah, wie die erbitterten, beutegierigen Kameraden deſſelben ſich mit drohenden Säbeln gegen ihn wandten, und ſchwuren ihn niederzuhauen, wenn er ſie nicht gewähren ließe. Waldmann fürchtete ſich aber nicht, ſondern hob auch ſeinerſeits den Säbel, und rief: „der erſte der der armen Frau etwas zu Leide thut, dem haue ich über den Kopf, daß er ſtürzt!“ „Biſt Du verrückt, Waldmann?“ rief einer, „willſt Du Kameradenblut vergießen für die Bettelhexe?“ So erhob ſich ein Schreien, Toben, Drohen und Fluchen durcheinander; doch der wackere Waldmann blieb entſchloſſenen Sinnes. Da ſahe Gotthelf mit angſtvoll pochendem Herzen, wie einer der abgeſprungenen Reiter, während die andern tobten und ſchrien, ſich rücklings hinter ihn ſchlich, um ihn von hinten niederzuhauen oder zu ſtoßen. Auf einmal zuckte ihm ein kühner Gedanke durch die Seele, den nur ſeine kameradſchaftliche Liebe, ſein Mitleid mit der armen Frau, deren Anblick ihn ſo eigenthümlich bewegt hatte, und die innwohnende kecke Tapferkeit eines Ziethen'ſchen Huſaren erzeugen konnten. Er ſprang nämlich plötzlich mit einem lauten Kriegsgeſchrei und dem Ruf: „Vorwärts Kameraden, mir nach!“ aus ſeinem Verſteck hervor, und hieb den,

der ſich eben in Waldmann's Rücken ſchleichen wollte, nieder, bevor er ſich noch nach dem Geſchrei umſehen konnte. Dann ſtürzte er auf den zweiten Kerl ein, der eben die Frau gepackt hatte, um einen erneuten Verſuch zu machen, ihr den Ring zu entreißen, und ſchlug ihm mit dem Säbelgefäß ſo vor die Stirn, daß er betäubt niederfiel. Die zu Pferde gebliebenen Reiter waren ſo überraſcht von dem Vorfall, daß ſie, ohne ſich Zeit zum Umſehen zu laſſen, ob noch mehr Preußen aus dem Buſch kämen, ſogleich ihren Roſſen die Sporren gaben, und im geſtreckten Carriere davon ritten. Ehe eine Minute verging, ſahen ſich Gotthelf, Waldmann und die arme Frau allein, und der erſte rief: „Kamerad, erkennſt Du mich?“ Da fiel ihm der vor Verwunderung bisher ſprachlos gebliebene freudig in den Arm und rief: „Ja, ich erkenne Dich, Gotthelf Bach!“

Nun gab ſchnell ein Wort das andere. Waldmann rief: „Ich hätte Dich beinahe ſelbſt niedergehauen, denn ich dachte es wären Feinde; ein Glück, daß ich in der Beſtürzung nicht wußte, was ich zuerſt thun ſollte.“ Gotthelf erklärte wie Alles zugegangen ſei, und gab der geretteten Frau ihr Kreuz zurück, das einem der Niedergehauenen entfallen war. Sie vermochte kein Wort hervorzubringen, ſondern weinte nur und küßte das Kreuz, und wollte Gotthelf's Hände küſſen. Doch dieſer ſprach: „Laßt es gut ſein, liebe Frau! Ich ſah

Euch vorher ſchlafen! Und ſeht, da hatten mir Eure kummervollen Züge ſo das Herz bewegt, daß ich gar nicht anders handeln konnte. — Nun aber iſt zum Schwatzen keine Zeit! Wir müſſen uns retten! Wenn die Rothmützen (ſo nannte er die öſterreichiſchen Huſaren) ſich beſinnen, ſo kehren ſie um, und dann könnt' es mir übel ergehn!" „Und mir auch!" fiel Waldmann ein. „Aber wo ſoll ich hin?"

„Höre" ſprach Gotthelf treuherzig, „komm' mit mir! Es iſt als ob eine Stimme unſers Herrgotts mir ſagte: „Ihr beide müßt Kameraden ſein! Siehſt du, zweimal hat uns nun ſchon Gottes Wille zuſammengeführt, daß wir, obgleich Feinde, einander doch nur Liebes gethan haben. Komm mit! Sei mein Kamerad und Bruder! Komm zu uns! Wir haben einen König und Herrn, einen Vater, ſage ich Dir! Unſer Vater Fritz, und unſer Vater Ziethen! Denen zu dienen, das iſt eine Freude, — Kamerad, komm mit!"

Waldmann ſtand und blickte düſter vor ſich hin. „Deſerteur!" ſprach er finſter, und die Thränen rollten ihm über die Wangen in den Bart.

Doch Gotthelf ſchlang den Arm um ſeinen Nacken, und rief: „Kamerad, du kommſt! Es wird Dich nicht gereuen, ſag' ich Dir!"

Da war es in Waldmann's Seele, als heiße Gott

ſelbſt ihn zu thun, wie Gotthelf ihm rieth. „Gehe die Wege, ſo Dir mein Finger zeigt“ rief es in ihm.

Und obwohl er wußte, was er that, obwohl er als wackrer, redlicher Soldat den Ueberläufer haßte und verachtete, er mußte mit Gotthelf fort, denn ein höherer Wille als der ſeinige gebot ihm alſo, und ihm war zu Muth, wie noch nie in ſeinem ganzen Leben.

Lange hielten die beiden Kameraden ſich umfaßt. Dann ſchwang ſich Waldmann auf ſein Pferd, deſſen Zügel er um den Arm geſchlungen hatte, und Gotthelf nahm das, des einen, am Boden liegenden Reiters, das ſich, während das andere den Fortſprengenden gefolgt war, getreu zu Häupten ſeines für todt daliegenden Herren gehalten hatte. Sie ſchüttelten der armen alten Frau, die noch immer da ſtand, und ohne ein Wort zu ſprechen, in ſtillen Thränen ihrem Thun zugeſchaut hatte, die Hände, und wollten ihr Lebewohl ſagen. Da rief ſie, und riß ſich mit äußerſter Gewalt den Ring vom Finger herab: „Nehmt das! Du mein Kreuz, — Du meinen Ring! Ihr habt an mir gehandelt wie Söhne! Und ſo reichte ſie Gotthelf das Kreuz, Waldmann den Ring hin.

„Da ſei Gott vor, gute Frau,“ ſprach Gotthelf, „daß wir Euch rauben ſollten, was Euer einziges Gut iſt! Nimmermehr!“

Doch ſie ſtreckte die Hände flehend zu den Reitern empor, und rief weinend: „nehmt, nehmt, — oder es bricht mir das Herz!“

Und es war etwas in ihrer Stimme, in ihrem Blick, dem Beide nicht widerſtehen konnten, ſie nahmen ſtumm das Dargebotene hin.

„Aber wo werdet Ihr bleiben gute Frau, wer ſoll Euch beſchützen, wollt Ihr mit uns?“ fragte Gotthelf.

„Ich brauche keinen Schutz!“ erwiederte ſie. „Mir können ſie nun nichts mehr nehmen, als das Leben — und darin mag Gottes Wille geſchehen! — Reitet nur hier links durch den Wald, dann kommt Ihr an einen großen Weg, und ſeid in einer Viertelſtunde im Dorf, und bei den Preußen. Ich will hier durch die Büſche; dort drüben im Wald ſteht ein Marienbild. Da will ich für Euch beten!“

So nahm jeder ſeinen Weg, und ſchnell waren ſie einander aus dem Geſicht. — Vielleicht für immer! Denn ſo ſind die Schickſale der Menſchen! Die uns in einem Augenblick unvergeßlich werden, die ſehen wir oft auf unſerer ganzen Lebensbahn niemals wieder!

Sechstes Kapitel.

Gotthelf und Waldmann trugen von nun an Leid und Freud', Gefahr und Hoffnung unverbrüchlich zuſammen. Ihr Rittmeiſter zeigte den beiden getreuen Kameraden alles mögliche Wohlwollen. Auch Waldmann war als Unteroffizier eingetreten; deshalb ſchliefen ſie nicht in einem Zelt, aber wo nur der Dienſt es geſtattete, daß ſie zuſammen kamen, da ſahe man ſie bei einander. Im Gefecht verloren ſie einander nicht aus dem Geſicht, und drohte einem Gefahr, ſo war der andre gewiß in der Nähe. Der Rittmeiſter warnte Waldmann nur ſtets: „Laß Dich nicht gefangen nehmen; denn greifen ſie Dich, ſo wirſt Du gehangen. Nimm alſo keinen Pardon, denn ein ehrlicher Soldatentod iſt ſüß!"

Waldmann war dabei fröhlichen Muths und rief: „Ich habe keine Sorge! Mir iſt jetzt ſo wohl und freudig zu Muth, wie noch niemals, ſo lange ich drüben im Dienſt war."

„Nun denn, friſch drauf!" ſprach der Rittmeiſter; „Morgen wollen wir recognosciren, da kann's etwas ſetzen, denn wir müſſen weit vor."

In der Nacht brach die Schwadron auf. Mit der Frühdämmerung erreichte ſie die Spitzen der Waldhöhen, von wo aus die Stellung des Feindes in Augenſchein genommen werden ſollte. Es lag ein ſtarker Nebel im Thale, unter deſſen Schutz man ſich zwar weit vorwagen konnte, aber auch ſo gut als nichts entdeckte. Waldmann wurde mit einigen Leuten vorgeſchickt, um den Lauf eines Baches zu unterſuchen.

Gotthelf bekam denſelben Auftrag eine Strecke weiter hinauf.

Sie ritten ab. — Beide vollführten, was ihnen oblag, mit Pünktlichkeit, und ſtießen auf kein Hinderniß. Nur wurde der Nebel immer dichter, ſo daß man oft ganz irre war, welchen Weg man einzuſchlagen hatte. Waldmann wollte ſich jetzt mit ſeinen Leuten wieder zur Schwadron zurückziehen, und nahm ſeine Richtung am Ufer des Baches entlang. „Kommen dort nicht Reiter?“ fragte er den neben ihm reitenden Huſaren, „der Nebel iſt ſo dick, daß man nicht hört noch ſieht.“ „Ja,“ war die Antwort des Huſaren, „es werden unſre Kameraden ſein, die oberhalb des Dorfes recognoscirt haben.“

„Hm!“ ſprach Waldmann. „Sie müßten ſich ſehr durch den Nebel haben täuſchen laſſen, denn hier geht doch ihr Weg nicht zurück. Wir wollen ſie doch

anrufen, ehe wir zu nahe an einander kommen. — „Wer da? Gebt Parole!“

Es erfolgte keine Antwort; die Reiter, die etwa funfzig Schritt entfernt waren, ſchienen zu ſtutzen.

„Noch einmal: Wer da?“ rief Waldmann. — „Der Teufel, das ſind nicht unſre Leute! Das ſind ſechsmal mehr! Seht nur wie viel Geſtalten in dem Nebel ſichtbar werden. Huſaren, macht Eure Piſtolen fertig! Mir ahnt nichts Gutes!“ —

„Kaum hatte er dieſe Worte geſprochen, als auch ſchon die unbekannten Reiter im vollen Galopp aus dem Nebel hervorſprengten; bevor eine halbe Minute verging, ſah ſich das kleine Piket dicht von Feinden umringt. Der Anführer rief ihm zu, ſich zu ergeben; doch Waldmann, der ſich durchzuſchlagen und unter dem Schutz des Nebels zu den Seinigen zu entkommen hoffte, rief: „Huſaren, Feuer! Vorwärts!“ Er ſchoß, und ſprengte entſchloſſen in den Feind! Seine Kameraden, lauter ächte Preußen, die Tod und Teufel nicht fürchteten, ſetzten hinter ihm drein. — Doch diesmal war die Uebermacht zu groß. Im Augenblick waren die Braven herunter gehauen, und Waldmann lag betäubt unter ſeinem Pferde, das einen Schuß bekommen und ſich mit ihm überſchlagen hatte.

Gotthelf hörte die Schüſſe. Ihm ahnte nichts Gutes. Er ſprengte raſch mit ſeinen Leuten dem Schalle

nach, und ſtieß in wenigen Minuten gleichfalls auf das feindliche Detachement. Doch die überlegene Zahl, die auch er, durch den Nebel getäuſcht, zu ſpät erkannte, führte ſeinen Verſuch, den Kameraden zu Hülfe zu kommen, zu einem eben ſo unglücklichen Ausgange. Bald war alles entſchieden, und Gotthelf wie Waldmann ſahen ſich zu Fuß, umringt von einer Schwadron feindlicher Huſaren, nebſt einigen Kameraden als Gefangene fortgeführt.

Freilich war es ihr Troſt, daß das Schickſal ſie auch hier wieder vereinigte; doch für Gotthelf war es auch zugleich eine Urſach der gegründetſten Angſt um ſeinen treuen Herzensfreund. „Wenn ſie Dich erkennen," ſprach er leiſe im Gehen, „ach, Bruder, was wird Dein Schickſal ſein!"

„Hm," murmelte Waldmann, „dann — doch laß uns das nicht fürchten! Ich habe mir Bart und Haar anders wachſen laſſen, — dieſe Leute ſind nicht von unſerm Regiment — wir ſind vielleicht ſchon Morgen ins Innere des Landes nach einer Feſtung abgeführt, wo uns keiner meiner ehemaligen Kameraden zu Geſicht bekommt. Auf alle Fälle aber will ich mir einen andern Namen geben. Weißt Du was? Ich werde mich nennen wie Du, Johannes Bach, und ſagen, ich ſei Dein Bruder." „Ach das iſt mir lieb," erwiederte Gotthelf leiſe, und drückte ihm die Hand,

„das ist mir lieb, daß Du sagen willst, Du seist mein Bruder. Vergiß nur nicht, daß wir beide aus Berlin sind. Unser Pflegevater, Husar Christian Hammer," raunte er ihm leise zu. „Ich will alles wie ein Bruder mit Dir theilen, selbst den Tod, wenn's so hart kommen sollte!"

„Gotthelf — Bruder!" erwiederte Waldmann leise, mit vor Rührung bebender Stimme. „Ich denke, es soll so schlimm nicht werden," setzte er nach einigen Augenblicken hinzu.

So suchten sie sich ihres Schicksals zu getrösten. Sie wurden ins nächste Landstädtchen transportirt, wo ein Major als Commandant befehligte, der die Gefangenen in Empfang nahm.

Sie waren ihrer sechs; ihre anderen Kameraden mußten schwer verwundet oder todt auf dem Kampfplatz geblieben sein. Man stellte sie in Front vor dem Hause des Commandanten auf. Dieser trat nach einigen Minuten, eine Pfeife rauchend, im Ueberrock ans Fenster und warf einen Blick hinab. So wie ihn Waldmann erblickte, sprach er leise: „Bruder, das ist schlimm! Das ist der Major Förster! Er kam oft zu unserm Rittmeister, und kennt mich genau, denn er faßte mich ein paar mal ganz besonders scharf ins Auge, und fragte mich über mancherlei aus. Der kennt mich gewiß wieder, so durchforschend sah er mich schon

damals immer an. Ach, Gotthelf, und von dem iſt kein Erbarmen zu erwarten, das iſt der ſtrengſte und grauſamſte Commandeur in der ganzen Armee. Der läßt alle Deſerteure mit Spießruthen zu Tode peitſchen!"

Gotthelf zitterte noch mehr als Waldmann, doch er ſprach ihm Muth zu, und flüſterte: „Bleibe nur dabei, daß wir Brüder ſind; unſre Kameraden verrathen uns nicht, dafür ſtehe ich Dir!"

Der Major kam herunter. Ein wildes, finſtres Geſicht, ſtarker Knebelbart, rollende Augen. Eine eigene Scheu durchzuckte Gotthelf, als er ihn erblickte. Langſam ging der Major an den Gefangenen hinunter, und ſah jeden einzelnen ſcharf an. „Was Teufel!" rief er, als er an Waldmann kam, „Dich kenne ich, Burſche! Du biſt deſertirt!"

Waldmann war wie vom Donner gerührt; in den wilden Blicken, in der gerunzelten Stirn des Majors las er ſein fürchterliches Todesurtheil. Doch Gotthelf faßte ſich. „Der deſertirt," ſprach er mit erzwungenem Lächeln, „dann bin ich auch deſertirt. Wir ſind ja Brüder, Gotthelf und Johannes Bach, und ſtehen ſeit fünf Jahren zuſammen beim Regiment Ziethen."

Der Major ſah ihn mit ſcharfen Blicken an. „Brüder?" ſprach er mit einem Tone, der halb Erſtaunen, halb Glauben ausdrückte. „Ihr Brüder? —

Kerl!“ fuhr er plötzlich wild auf, „ich laſſe Euch beide vier Wochen lang alle Tage Spießruthen laufen, bis Euch die letzte Fleiſchfaſer auf dem Rücken verfault iſt, wenn Ihr mich belügt! Kerl, Du ſtandeſt im Regiment Kolowrath! Tod und Teufel, willſt Du leugnen?“ Dabei faßte er nach ſeiner rohen Weiſe Waldmann vorn in den Kragen und ſchüttelte ihn; dieſer verlor die Faſſung, wurde todesbleich, und wollte in ſeinem Schrecken die Wahrheit einräumen, und um Gnade bitten. Da rettete Gott ihn wunderbar. — Denn während der Major ihn vorn in den Doliman faßte und ſchüttelte, riß ein Knopf aus, und die Hand fuhr ihm auf die Bruſt hinab, ſo daß ſich ein Finger in die Schnur verfing, an der Waldmann den goldenen Ring der armen Frau wie ein Amulet um den Hals trug. „Was iſt das?“ fragte der Major und zog Schnur und Ring hervor. Dieſen Umſtand benutzte Gotthelf gewandt, und fiel ein:

„Da ſehen Sie, Herr Obriſtwachtmeiſter, daß wir Brüder ſind. Das war ſein mütterliches Erbtheil, und das hier iſt meins!“ Dabei zog er das goldene Kreuz hervor, und hielt es dem Major dar.

Dieſer warf einen Blick darauf, ſtutzte, wurde blaß, betrachtete das Kreuz näher, dann auch den Ring genauer, rollte die Augen wild im Kopf, und ſprach endlich kurz herausgeworfen: „Gut, ich will's glauben!—

fort mit den Gefangenen! Sie können gleich weiter transportirt werden!“

Sie wurden abgeführt. Doch kaum waren ſie funfzig Schritt fort, als der Major, der indeß heftig auf und ab gegangen war, ihnen nachrief: „Halt!“

Er kam heran. „Die Sache mit den beiden Brüdern will ich noch näher unterſuchen!“ — Wie Eis fuhr es in das Blut der beiden Unglücklichen. Sie ſahen einander an, und ihre Blicke ſagten: „Nun ſind wir verloren!“

Der Major ſprach einige Worte leiſe mit ſeiner Ordonnanz; dieſe gebot Gotthelf und Waldmann, ihr zu folgen. Ihre Kameraden wurden abgeführt, um weiter transportirt zu werden, ſie ſelbſt aber in die Wache gebracht, wo man ihnen ein dunkles Loch mit einem kleinen vergitterten Fenſter zum Gefängniß anwies. —

Siebentes Kap

Der Major ging mit haſtigen Schritten in ſeinem Zimmer auf und ab; er hatte die Hände auf dem Rücken zuſammengefalten und warf finſtere Blicke rings umher.

„Ordonnanz!“ — Die Ordonnanz trat ein. — „Der Feldwebel ſoll kommen!“ — Er ſtand nach fünf Minuten im Zimmer. — „Sind die Gefangenen fort?“ — „Zu Befehl, Herr Obriſtwachtmeiſter. Nur die beiden Brüder ſitzen noch auf der Wache.“ — „Führt einen her. Gleichviel welchen!“ — Der Feldwebel wählte Gotthelf aus, und führte ihn dem Major zu. — „Woher biſt Du gebürtig?“ — „Von Berlin.“ — „Dein Name?“ — „Gotthelf Bach.“ — „Was war Dein Vater?“ — „Huſar im Regiment Zie-then.“ — „Lebt Deine Mutter noch?“ — „Nein. Sie ſtarb als ich noch klein war. — „Und das Kreuz was Du trägſt haſt Du von ihr?“ — „Ja; ſo hat mir mein Vater ſtets erzählt!“ —

Gotthelf ſchlug das Herz hörbar bei dieſen Unwahrheiten, doch er blieb ſtandhaft, denn es galt ja ſei-

nen Herzensbruder zu retten. Der Major nahm das Kreuz noch einmal in die Hand, und betrachtete es mit größter Aufmerksamkeit.

„Zieh Deinen Doliman aus; streife das Hemd von den Schultern!“ befahl er. Gotthelf gehorchte zitternd, denn er wußte, daß jetzt die Tortur der Fuchtel beginnen werde; er las sein Schicksal in den finstern Mienen des Majors. Der Feldwebel schien dasselbe zu denken, denn er stellte sich mit seinem Stocke in Bereitschaft. Waldmann hatte noch im Gefängniß von des Majors unerbittlicher Grausamkeit erzählt, der unzählige seiner Leute bis auf den Tod hatte schlagen lassen. Daher empfahl Gotthelf seine Seele dem Himmel, und richtete einen betenden Blick nach oben. Er flehte um Standhaftigkeit, daß die Qualen ihn nicht zum Verräther an Waldmann machen möchten. — Mit entblößtem Rücken und Schultern stand er jetzt da; aber der Major befahl weder dem Feldwebel seinen Stock zu brauchen, noch zog er selbst die gefürchtete Klinge. Sondern er stand abgewendet am Fenster, und blickte auf die Gasse hinaus. Endlich wandte er sich, wie durch einen plötzlichen Entschluß getrieben, rasch um; er sah noch finsterer und bleicher aus als zuvor, und ein verbissener Ingrimm schien seine Lippen krampfhaft zusammenzupressen. Dies war die Miene, vor welcher selbst der an seine Grausamkeit gewöhnte Feld-

webel zitterte. Langsam schritt der Major näher; es herrschte Todesstille im Gemach; Gotthelf's Knie schlotterten, das Pochen seines Herzens war zu vernehmen. Jetzt stand der Major dicht neben dem Geängstigten; er ergriff ihn beim Arm, drehte ihn halb um, betrachtete ihn scharf, schien über etwas innerlich zusammenzuschrecken, und warf dann die Worte heraus: „Es ist gut! — Zieh Dich an!“ —

Gotthelf athmete auf. Die Thränen der Freude, des Danks gegen den Himmel traten ihm ins Auge. Er war nur dem nächsten schrecklichen Schicksal entgangen, noch Schlimmeres konnte ihm drohen, doch wem die Angst so nahe ans Herz getreten ist, der fühlt nur die Freude wenn die Last abgewälzt ist, und denkt nicht was kommen kann.

Der Major ging auf und nieder. Er murmelte unverständliche Worte vor sich hin. Der Feldwebel stand wie eine Kerze, und starrte ihn an; er wußte nicht was er aus seinem Commandeur machen sollte, denn so seltsam hatte er ihn noch nie gesehn. Die Uniform schon herunter, der Rücken schon blos, und dennoch nicht einmal armselige hundert Fuchtel — das war ihm unbegreiflich!

„Feldwebel!“

„Herr Obristwachtmeister!“

„Fort mit dem, zurück in die Wache. Den andern her! Aber" — jetzt verzog ſich ſein Geſicht zu einen teufliſchen Ausdruck der Wuth — „ich laſſe ihn krumm wie ein Taſchenmeſſer in die Eiſen legen, und hungern, daß er an ſeinen eigenen Knochen freſſen ſoll, wenn die beiden Kerle auch nur eine Sylbe mit einander, oder mit irgend jemand ſonſt über das ſprechen, was hier vorgegangen iſt, ja wenn ſie ſich durch einen Blick, eine Miene zuwinken! Hat er mich verſtanden?"

Dem Feldwebel lief es eiskalt über den Rücken; er ſprach ſein „Zu Befehl" mit zitternder Stimme, und commandirte: „Marſch!" —

Nach wenigen Minuten ſtand Waldmann vor dem Major, der Feldwebel hinter ihm.

„Deſerteur! Wie lange hat Er im Regiment Kolowrath gedient?" fragte der Major und rollte die Augen furchtbar.

Waldmann erſtarrte. Alſo hatte ihn Gotthelf doch verrathen! Faſt ſank er in die Kniee vor Schrecken und Betrübniß. Plötzlich aber kam ihm, wie von Gott eingegeben, der Gedanke: „Wenn das ein Fallſtrick wäre!" — Schlimmer konnte es nicht werden, denn war er entdeckt, ſo war der fürchterliche Spießruthentod unvermeidlich ſein Loos, und kein Geſtändniß, kein Flehen konnte ihn erretten. Er erwiederte daher, mit einem Muth, einer Unbefangenheit, über die er ſelbſt

erſtaunte, die ihm von wo anders her, als von ſeiner eigenen Kraft zu kommen ſchien: „Im Regiment Ziethen habe ich gedient; fünf Jahre, immer mit meinem Bruder zuſammen!“

Der Major ſtampfte mit dem Fuß auf. „Alle Teufel und Donnerwetter! Verrückt könnte ich darüber werden, — ich kenne den Kerl wie mein Bild im Spiegel! Herunter den Doliman, das Hemd herunter!“

„Aha!“ dachte der Feldwebel, „der wird das Bad bezahlen!“ In der That zog der Major ſeine furchtbare Fuchtelklinge heraus und ſchwang ſie ingrimmig durch die Lüfte.

Waldmann ſtand entblößt, wie zuvor Gotthelf. Der Major trat näher, riß ihm eben ſo heftig am Arm herum wie jenen, fuhr zuſammen, zuckte einigemal dann ließ er beide Arme, den linken womit er Waldmann gefaßt hatte, und den rechten, in dem er die Klinge erhoben hielt, matt herunterſinken, und wandte ſich ab.

„Anziehen!“ befahl er nach einigen Minuten der tiefſten Stille barſch. Der Feldwebel wollte in die Erde ſinken vor Staunen. — Waldmann gehorchte, wußte aber nicht, ob er ſich freuen oder zittern ſollte.

Der Major winkte jetzt dem Feldwebel, und zog ihn in eine Ecke des Zimmers. Hier ſprach er lange leiſe mit ihm, bald mit finſterer Miene, bald freundlich

bald ſchien er zu drohen, bald kameradſchaftlich zuzureden. Endlich fragte er: „Hat Er mich verſtanden?“

„Ganz wohl, Herr Obriſtwachtmeiſter.“

„Fort denn; Marſch!“

Waldmann wurde abgeführt, und wieder in das dunkle Loch im Wachtgebäude gebracht, wo er Gotthelf ſchon vorfand. Sie fielen einander in die Arme und küßten ſich, und die Thränen liefen ihnen die Wangen herunter.

„Ach Gotthelf“ rief Waldmann, als ſie einander erzählt hatten, wie es ihnen ergangen war, „und wäreſt Du dreimal mein Bruder, Du könnteſt doch nicht brüderlicher an mir gehandelt haben, als Du jetzt gethan haſt. — Aber was wird nun aus uns werden? Ach Gotthelf, wer weiß, es nimmt noch ein ſchreckliches Ende!“

„Nein,“ rief dieſer, „ich habe Vertrauen! Gott hat uns ſichtbarlich beſchirmt. Es wird alles gut werden Sieh Acht, Vater Ziethen läßt uns nicht ſinken, wir werden ausgewechſelt, und in ein paar Monaten ſind wir vielleicht ſchon wieder friſch zu Pferde!“

So tröſtete er den Niedergeſchlagenen, und ihre Liebe machte ihnen ihr dunkles Gefängniß licht und traulich.

Doch verging eine Stunde nach der anderen, ohne daß man ſich um ſie bekümmerte. Schon war es ſpäter

Abend geworden, und noch hatte man ihnen kein Brod, keinen Trunk Waſſer gereicht. Sie fingen an, heftigen Hunger und Durſt zu ſpüren, und mit dieſem ſtellte ſich auch wieder die Beſorgniß über ihre Lage überhaupt ein.

Da raſſelte ein Schlüſſel. Die Thür wurde leiſe geöffnet. Eine lange vermummte Geſtalt, mit einer kleinen Blendlaterne trat ein; man wußte nicht, war es ein Reiter im Mantel, oder ein Mönch in der Kutte. Beide Gefangenen erſchracken vor dem ſeltſamen Weſen. Mit tiefer Stimme ſprach es: „Wollt Ihr Euch retten, ſo folgt mir ſchnell.“ —

Solche Worte läßt ein Gefangener ſich nicht zweimal ſagen. Die Thür war offen, der Fremde ſchritt voran, Gotthelf und Waldmann folgten, vor Freude und Erwartung bebend, dem Schein der Laterne. Sie tappten leiſe die Hausflur des Wachtgebäudes, die in einem ſchmalen Gange beſtand, nach dem Hofe zu hinunter. Deutlich hörten ſie vorn in der Wachtſtube Geſang, Lärmen und Gläſerklang; alles war im luſtigen Zechen begriffen. „Halt,“ dachte Gotthelf, „das Gelag da hängt mit unſerer Flucht zuſammen, die ſind nicht umſonſt ſo überluſtig, ſie ſollen uns nicht ſtören.“ Jetzt öffnete der Führer eine kleine Pforte; ſie ſtanden im finſteren Hofe. „Hier, mir nach, die Leiter hinauf,“ ſprach der Führer. Er ſtieg eine Leiter hinan, die an

das Fenster eines Nachbarhauses angesetzt schien; das Fenster war offen, er kletterte hinein. „Gebt mir die Hand!“ sprach er und blies die Laterne aus. Sie tappten einige Schritte vorwärts, eine Thür öffnete sich, und sie standen in einem kleinen Zimmer, wo auf einem Tisch in der Ecke ein spärliches Talglicht mit langer Schnuppe brannte. „Hier zieht Euch diese Kleider an,“ sprach der noch immer vermummte Führer, und wies auf zwei Stühle, auf deren jedem ein Bauernanzug lag. „Die Sporren herunter von den Stiefeln, Bauern tragen dergleichen nicht hier zu Lande! Schnell!

In wenigen Minuten waren sie von Kopf bis Fuß umgekleidet, und hatten auch ihre Knebelbärte abgeschoren. „So, nun folgt mir weiter!“ Sie verließen das Zimmer, gingen eine kleine Treppe hinab, durch eine Hausflur, und — standen auf der Straße. Dicht neben der Wache traten sie heraus, und sahen der Posten vor'm Gewehr, der schulternd auf und ab ging. Es fuhr ihnen doch ein wenig in die Glieder. Doch unbefangen schritt ihr Führer an demselben vorüber sagte: „Guten Abend, Schildwacht!“ und erhielt sein „Schön Dank.“

Als sie hundert Schritt vorüber waren, bogen sie um eine Ecke, und waren bald am Thor des Städtchens „Wenn die Schildwacht anruft,“ flüsterte der Führer „so haltet Ihr das Maul, ich werde antworten.“ —

„Wer da?“ donnerte der Ruf der Schildwacht, „Feldgeschrei!“ „Maria Theresia!“ — „Fourage-Commando!“ war die Antwort. Sie passirten.

„Unser Führer ist ein Soldat,“ murmelte Waldmann zu Gotthelf. Sie waren etwa funfzig Schritt vor'm Thor. Jetzt stand der Führer still und sprach: „Nun packt Euch in's Teufels Namen weiter! Ihr geht immer gerad' auf der Straße fort. Wenn Euch ein Reiter begegnet, der Euch anruft, so antwortet nur: „Gute Brüderschaft!“ hört Ihr? Auf das Wort werdet Ihr weiteres erfahren.“ —

Er ging. Gotthelf und Waldmann wollten ihm um den Hals fallen, ihm tausend Dank sagen; doch er sprach rauh: „Schert Euch zum Teufel! Dazu ist hier nicht Zeit.“ — Im Dunkel war er verschwunden.

Nach wenigen Minuten hörten die Flüchtlinge ein Pferd. Es war ein Reiter in einen weiten Mantel gehüllt; er hielt sein Roß an, und fragte barsch: „Wer da?“

„Gute Brüderschaft,“ antworteten beide.

„So steht! Ihr habt nichts von mir zu fürchten. — Wenn Ihr dort an die Waldecke kommt, so seht Ihr eine große Fichte; da bleibt stehen und pfeifet. Man wird Euch antworten; dann wartet, bis Jemand kommt; der führt Euch bis an die Grenze, wo Ihr sicher seid,

und das Wachtfeuer des ersten preußischen Postens seht. Da erst verläßt Euch Euer Führer, und dann gebt Ihr ihm dies Blatt; dann, nicht eher, hört Ihr?" Dabei reichte er Gotthelf einen Brief dar. — „Und nun, Ihr werdet Reisezehrung brauchen, theilt das!" Er warf ihm eine schwere Börse zu: „Glückliche Reise!"

Hierauf gab er dem Pferde die Sporen, sprengte im gestreckten Galopp davon, und war in der finsteren Nacht verschwunden, bevor die Erstaunten ihm ein Wort erwiedern konnten.

„Was soll das Alles bedeuten!" rief Gotthelf aus, „Herzensbruder, kannst Du das begreifen! Diese Börse ist so schwer, — in meinem Leben habe ich nicht so viel Geld gehabt!"

„Bruder Gotthelf," rief Waldmann, „behalte das Geld! Ich habe meine Freiheit, mein Leben wieder! Du bist nicht mit mir in's Verderben gerathen! Der Vater im Himmel hat uns beschützt. Ihm sei Dank!"

Und von ihren Gefühlen überwältigt, sanken sie beide auf die Kniee und dankten Dem, der droben, hoch über dem funkelnden Prachtgewölbe des Sternenhimmels waltet, und dennoch alles in so treue Obhut nimmt, was auf der kleinen armen Erde vorgeht. — Dann umfaßten sie einander in heißer Umarmung, und

gelobten ſich auf's Neue unverbrüchliche Freundſchaft und Treue in Noth und Tod.

Sie gingen haſtig vorwärts dem Walde zu. An der großen Tanne pfiffen ſie, wie ihnen geheißen war. Der Ton wurde erwiedert. Er kam näher, eine Geſtalt trat aus den Gebüſchen, und — eine Frauenſtimme fragte: „Wollt Ihr hier Vogelſtellen, oder ſeid Ihr Vögel, die aus dem Käfig entwiſcht ſind?"

„Getroffen!" rief Gotthelf fröhlich, da er an dieſen Worten erkannte, daß dies der Führer ſein werde.

Es war eine Marketenderin; eine rüſtige Frau in den Vierzigen. „Nun", ſprach ſie, ſo will ich Euch erſt Atzung geben, denn Ihr werdet wohl lange gefaſtet haben." Bei dieſen Worten deckte ſie ihren Speiſekorb auf, der den Hungrigen die willkommenſte Erquickung bot.

„Sagt uns, liebe Frau," fragte Gotthelf nach einiger Zeit, wie ſind wir denn eigentlich hieher gekommen?"

„Pſt!" erwiederte ſie, und legte den Finger auf den Mund; „Schweigen bringt weniger Scharen als Schwatzen; eine Hand wäſcht die andere; mir iſt einmal ein Dienſt geſchehen, der mir ungefähr ſo viel rettete als mein bischen Leben, Hab' und Gut, und ein kleines dreizehnjähriges Töchterchen, was ich beſaß, — jetzt iſt ſie achtzehn — dazu. Darum dien' ich wieder!

Im Kriege wechſelt das Glück; man muß es mit beiden Parteien halten. Ich habe auch lange bei den Preußen geſtanden, und denke ſogar bald wieder überzutreten. Denn Handel und Wandel iſt frei, und wer nichts thut, als ehrlich die Koſt liefern, und Spionweſen meidet, der wird ſo leicht nicht gehangen, denn er thut Freund und Feind Gutes. — Doch wir müſſen uns jetzt auf den Marſch machen."

Sie ging voran, und führte die Flüchtlinge auf ſicherem Fußpfade durch Wald und Berge immer näher an den preußiſchen Vorpoſten. Endlich traten ſie auf einer Anhöhe aus dem Saum des Waldes heraus. Vor ihnen brannten, etwa eine Viertelſtunde entfernt, einige Lagerfeuer. „Hier," ſprach ſie, „ſind wir an Ort und Stelle. Dort unten bei der Scheune, wo die beiden Feuer brennen, iſt eine preußiſche Feldwacht. Nun gebt mir meine Quittung, daß ich Euch richtig abgeliefert habe!"

„Was meinſt Du?" fragte Gotthelf verwundert

„Je nun, das Blatt, das Euch der Major gegeben hat —"

„Der Major? Der Major Förſter?" rief Waldmann. „Er hat uns —"

„O, über meine verwünſchte Zunge," unterbrach ihn ſcheltend die Marketenderin, und ſchlug ſich auf den Mund, ich wollte — verdammt! — Hört Kinder, wenn

ihr mir gut seid, so vergeßt das eine Wort, das mir herausgefahren. Gott weiß, ich meine es ehrlich, und verrathe mit Wissen und Willen keines Christenmenschen Geheimniß, aber ein Wort ist heraus, unversehens, wie eine Nuß vom Baum fällt! Und dann ist's wie die Kugel aus dem Lauf, unser Herrgott selbst bringt sie nicht wieder zurück. Hört, seid ehrlich, seid brav, gebt mir Eure Hand darauf nicht weiter daran zu denken, fragt mich auch nicht weiter! Weiß Gott, die Kathy, wird es Euch nicht vergessen, und sie hat vielleicht bald Gelegenheit es zu zeigen, wenn sie wieder in preußische Dienste geht!"

Die Maketenderin sprach so treuherzig, so grundehrlich, daß beide ohne Weiteres ihr die Hand darauf gaben, und ihre auf's Höchste gespannte Neugier unterdrückten. Sie ließ sich nun noch den Brief geben, wodurch der Major die Gewißheit haben wollte, daß die Beiden glücklich die Grenze erreicht hatten, und schied dann unter herzlichem Händedruck.

Gotthelf und Waldmann schritten eilig vorwärts. Nach einigen Minuten rief eine rauhe Stimme: „Wer da? Feldgeschrei!"

„Halloh, Juchheissassah!" schrie Gotthelf fröhlich auf, „Das ist Hans Lüdicke von meiner Corporalschaft!"

„Herr Unteroffizier! Iſt Er es? Wetter Element! So müſſen tauſend Donnerwetter einſchlagen!“

Und die Kameraden herzten und küßten einander wie Brüder, und bald lagerten ſie im Kreiſe der Uebrigen um das fröhlich lodernde Wachtfeuer, und erzählten freudig und bewegt ihr Abenteuer. —

Achtes Kapitel.

Die Mächte Europa's waren des langen Kampfes endlich müde geworden. Rußland und Schweden hatten schon Frieden mit Preußen geschlossen, England und Frankreich sich auch ausgeglichen. Nur Oesterreich und Preußen standen noch in Waffen, und wie sich auch in dem Herzen jedes Einzelnen der Wunsch der Ruhe nach dem langen, wilden Kriegstanze regte, doch hielten Ehre und Liebe zu Vaterland und König den kriegerischen Geist noch mächtig aufwärts in den Preußen.

Am 29. October schlug der tapfere Prinz Heinrich die österreichischen Truppen noch einmal bei Freiberg, und nun war die Kaiserin endlich des Haders satt, und neigte sich, vor dem Ausgang besorgt, zum Frieden. Es wurde Waffenstillstand geschlossen. Mit jubelnder Freude empfingen die Heere die Nachricht, die, so herzlichen Sinnes ist der Deutsche, aus erbitterten Feinden, schnell brüderliche Kameraden machte. Denn alle waren doch Söhne eines Landes, und redeten eine Sprache, und schon oftmals war es ihnen

wer zu Herzen gegangen, daß ſie ſo mit den Waffen
gen einander wütheten.

Oeſterreicher und Preußen ſtanden nun in Sachſen
d Schleſien dicht bei einander, und verkehrten hin-
d herüber. Es war ein neutraler Boden zwiſchen
den Heeren feſtgeſetzt, und auf dieſem kamen die
nzelnen freundlich, zum Austauſch ihrer Bedürfniſſe,
auch zum kameradſchaftlichen Geſpräch beim Glaſe,
ne Störung zuſammen. Die Grenzlinie des Zwi-
engebietes durfte jedoch keiner, nach feindlicher Seite
überſchreiten.

Am erſten Sonntag, nachdem der Waffenſtillſtand
gonnen hatte, nahmen Gotthelf und Waldmann
einige Stunden Urlaub, und wandelten einem ein-
enden Wirthshauſe zu, welches wenige hundert
prit vor einem Dorf, auf dem neutralen Grund und
den ſtand, wo eine Marketenderin eine, von Offizie-
und Soldaten vielfach beſuchte, und allgemein ge-
mute Schenkwirthſchaft eingerichtet hatte.

Das Haus ſah ſtattlich und ſauber; die Fenſter
gelblank; alles rein gefegt, vor den Thüren Bänke
Tiſche, um die wenigen warmen Stunden am Tage
im Freien genießen zu können, drinnen rechts ein
al für die Offiziere, links die Gaſtſtube für Unter-
ziere und Soldaten. Die November Nachmittags
ne, — es war etwa zwei Uhr, — ſchien noch recht

warm und freundlich, und die beiden getreuen Kameraden waren herzlich frohen Sinnes.

„Nicht, Waldmann?“ begann Gotthelf, „wenn der Friede geschlossen wird, wie es allgemein heißt, so bitten wir um unsern Abschied, den man uns herzlich gern geben wird, und Du gehst mit nach Berlin zu meinem alten Pflegevater, und dort fangen wir ein bürgerliches Gewerbe zusammen an. Du hast das Schmiedehandwerk gelernt, ich war beim Sattler — das paßt zusammen, da wollen wir schon gute Geschäfte machen, und haben unser Lebtag noch immer mit der Kavallerie zu thun. Denn ein Pferd, — das gehört zu meinem Leben! Ja, wenn ich meinen Rappen mitnehmen könnte! Nun, Du sagst ja nichts? Willst Du?“

„Das versteht sich!“ antwortete Waldmann und schlug in die dargebotene Hand, aber nicht so herzlich und fröhlich, als es Gotthelf erwartet hatte.

„Nun, was hast Du? Du bist ja so betrübt, bei so frohen Aussichten?“ fragte Gotthelf erstaunt.

„Ja Gotthelf,“ sprach Waldmann langsam, „Du kannst wohl froh sein. Aber ich habe Ursach zum Kummer. Du hast einen Vater den Du liebst, eine treue Mutter — wenn auch nur Pflegeeltern — ich habe keinen Menschen auf der ganzen Welt!“ —

„Darum mußt Du um ſo mehr mit mir kommen! Haſt Du mich nicht? Und mein Vater wird Dein Vater auch! Der iſt ſo gut, wenn er könnte, ſo wäre er der Vater für alle brave Huſaren in der ganzen Welt!“

„Das iſt ſchon recht,“ fuhr Waldmann traurig fort, „allein — ich muß Dir's nur ſagen, mit dem Gewerbe — das wird nichts.“

„Nichts! Und warum nicht?“

„Weil — weil ich, Dir mein Herzensbruder kann ich Alles ſagen, und es müßte ja doch einmal zur Sprache kommen — weil ich keinen Taufſchein habe, und gar nicht beweiſen kann, wie und worum ich Waldmann heiße.“

„Hm!“ meinte Gotthelf, „über den Stein des Anſtoßes wird man doch auch wohl wegkommen! Aber Du ſagteſt mir ja, Du ſeieſt eine Waiſe aus einem böhmiſchen Dorfe.“

„Ja, aber nur eine Waiſe von Pflegeeltern. — Es war eine Traincolonne durch das Dorf gekommen, ſie wurde angegriffen, die Führer hieben die Stränge ab, und jagten mit den Pferden davon, die Wagen wurden geplündert. Auf dem einen ſaß ich im Stroh. Um mich nicht verhungern zu laſſen, nahmen mich ein paar alte Landleute in ihre Hütte. Doch ſie ſtarben bald, und darauf kam ich zum Hirten, und als der

starb zum Schmied, und mußte ihm bei der Arbeit helfen. So lernte ich das Handwerk. Wie ich groß wurde, mußte ich Soldat werden, da fragte auch keiner nach dem Taufschein, nur nach dem Namen. Den hatte ich, denn sie hatten mich Waldmann genannt, weil die Wagen aus dem Walde gekommen waren."

„Nun, und ist das nicht genug? Was brauchst Du mehr?" rief Gotthelf aus.

„O ja Bruder, ich brauche mehr! Ich muß, wenn ich ein Gewerbe anfangen will, einen Taufschein haben, daß ich — ehelich geboren bin. Der Schmied schlug mich einmal heftig, und schalt mich öffentlich: „Du Bastard einer liederlichen Marketenderin!" Das hab' ich mein Lebtag nicht vergessen, und die Leute in unserm Dorf auch nicht, denn sie wollten mich seitdem gar nicht mehr recht bei sich dulden, und vollends daß ich einem Mädchen zu nahe hätte kommen dürfen! So war ich denn froh, als ich unter die Soldaten gehen konnte, und mag auch in meinem Leben nicht zurück in mein Dorf!"

„Nun also," versetzte Gotthelf, „um so mehr kommst Du mit mir!"

„Aber wie sollte ich als ein uneheliches Kind bei Euch Bürger werden?" —

„Da sieht man's," rief Gotthelf aus, „daß Du noch nicht lange genug bei den Preußen dienst. Unser

Vater Friedrich, der fragt darnach nicht! Iſt einer brav und tüchtig, ſo mag er vom Himmel gefallen ſein, er kann bei uns alles werden, Geheimerath und meinethalben Superintendent! Noch neulich erzählte uns der Rittmeiſter von einem Candidaten in Magdeburg, den das Conſiſtorium nicht zur Pfarre laſſen wollte, weil er ein unehelicher Sohn war. Der Mann aber war brav und geſcheut, und ſagte es dem König grad heraus, und da ſchrieb er den Herren: „das Conſiſtorium ſind Eſels, ſie wiſſen ſelbſt nicht — Himmel, Element, Waldmann!“ ſchrie Gotthelf plötzlich auf, und flog der Marketenderin die die Wirthſchaft im Hauſe hatte, und eben aus der Thür trat, entgegen, und rief: „Seid Ihr's, oder nicht! Wahrhaftig, ja!“ Und dabei ſchüttelte er ihr von Herzen beide Hände, und hätte ſie faſt umarmt vor Freuden, denn es war niemand anders als Kathy, ihre Führerin durch den Wald, aus der Gefangenſchaft.

„Das heißt ein glückliches Zuſammentreffen!“ rief dieſe und begrüßte ſich auch mit Waldmann, „nun ſeid willkommen Ihr Herren, ſetzt Euch! Geſchwind, eine Flaſche ſüßen Ungar! Heut müßt Ihr meine Gäſte ſein, das laſſe ich mir nicht nehmen. Doch hört ein Wort,“ ſprach ſie leiſer. „Der Major — Ihr verſteht mich wohl, — hat ſein Quartier da drüben in dem Dorf an den Bergen, auf öſterreichiſchem

Grund und Boden. [illegible] ſpricht oft hier ein, aber gar nicht zu meiner Freude, — doch das gehört nicht hieher. Wenn er aber kommt, ſo, verſteht Ihr, kennt keiner den andern, ich weder Euch, noch Ihr mich und vollends ihn!“

Unter dieſen Worten hatten ſie vergnügt Platz genommen, und Annchen, nach der Kathy gerufen, kam mit einer Flaſche und Gläſern, verneigte ſich ſittſam und freundlich, und ſetzte das Verlangte auf den Tiſch. Beide ſahen das Mädchen groß an. Sie war ſchlank wie ein Reh, die hellbraunen Locken fielen ihr lang über den Nacken, und ſie hatte ein paar Augen, blauer, leuchtender wie ein Bach, indem ſich der Frühlingshimmel abſpiegelt.

Als Kathy ihre ſtaunenden Blicke ſah, ſprach ſie: „Gelt, das iſt ein Mädel! Meine Tochter! Bin ſtolz darauf! Aber daß keiner ſie mit einem Wort oder Scherz kränke, denn ſie iſt ſittſam wie eine Nonne, und ſoll es bleiben.“

„Nun,“ ſprach Gotthelf lebhaft, „dazu iſt doch hier das Wirthshaus wohl nicht die beſte Schule!“

„Freilich,“ rief Waldmann eben ſo raſch, „wo die jungen reichen Offiziere, die ſo dreiſt zu den Mädchen ſind, einkehren, da ſolltet Ihr ſie doch nicht laſſen!“

„Soll auch nicht hier bleiben,“ verſicherte Kathy, „ich habe ſie nur für jetzt bei mir, bis ich ein ſicheres

Unterkommen für ſie weiß, oder bis der Friede, den wir Gottlob ja bald hoffen, Alles ändert. Seht, ich hatte ſie bisher, während der ganzen Kriegszeit, im Böhmiſchen, bei einem Landgeiſtlichen, einem braven alten Mann, wo wir vor ſechs Jahren einmal im Quartier gelegen. Der iſt aber vor vierzehn Tagen geſtorben, und da mußte ſie zu mir. Ich denke überhaupt aus dem Oeſterreichiſchen weg, in's Preußiſche zu ziehen, wenn wir nur erſt wiſſen werden, was öſterreichiſch und preußiſch iſt. — Aber trinkt doch einmal ihr Herren!"

Die beiden Freunde waren ſehr zerſtreut; ſie ließen ihre Blicke nicht von der Thür, in der Hoffnung, Annchen werde wieder heraustreten. So hatten ſie denn auch wenig von der Erzählung der Wirthin gehört, und erſchraken faſt, als dieſe ſie zum Trinken aufforderte. Annchen erſchien wieder und brachte Brot, friſche Butter und Schinken, und nöthigte die Gäſte freundlichſt zuzulangen. —

„So recht Annchen," ſprach die Mutter, „das ſind ein paar ſehr gute Freunde von mir, die mußt Du gut pflegen."

„O von ganzem Herzen," erwiederte das Mädchen herzlich, „wenn ſie nur recht oft zuſprechen."

„So oft wir können," rief Gotthelf, und Waldmann ſetzte ſein „gewiß" hinzu.

Es entſpann ſich nun raſch ein Geſpräch, an dem auch Annchen Theil nahm, die ſich, da wenig Gäſte mehr zu bedienen waren, mit dem Strickſtrumpf zu ihnen ſetzte. So verfloſſen die Nachmittagsſtunden unbeſchreiblich raſch, und hätte nicht Kathy endlich geſagt: „Aber die Sonne ſinkt unter, es wird doch zu kalt hier draußen," die jungen Leute hätten nichts von dem kühlen Novemberabend, der trotz des ſchönen warmen Tages jetzt doch begann, bemerkt. Da aber der Urlaub noch nicht um war, ſo gingen ſie noch ein Stündchen mit in die Gaſtſtube hinein, und ſetzten das Geſpräch drinnen noch traulicher fort, bis die Zeit zum Aufbruch herankam. —

Nie waren beide ſo ſtumm neben einander hingegangen, als auf dieſem Heimwege in's Lager. Jeder hing ſeinen Gedanken nach, und wie herzlich ihre Freundſchaft war, ſo mochten ſie ſie doch diesmal nicht austauſchen.

Am andern Tage, als Mittags die Pferde beſorgt waren, und es eben nichts mehr zu thun gab, zog ſich Gotthelf die Paradeuniform an, und ging zum Rittmeiſter, um ihn wieder um Urlaub zu bitten. Auf dem Wege dahin begegnete ihm Waldmann, der ſchon dort geweſen war, und dieſelbe Bitte gethan hatte. Gotthelf errieth es halb, und fragte; nicht ohne einige Verlegenheit geſtand es Waldmann ein. Es erſchien

ihm wie ein halber Verrath, daß er einen Spaziergang ohne ſeinen Freund, mit dem er ſonſt alles theilte, hatte machen wollen. Doch hatte Gotthelf dieſelbe kleine Untreue in der Freundſchaft begangen. — „Und wohin willſt Du?“ fragte dieſer.

„Hm! Ich wollte nur — ein wenig umherſchlendern, vielleicht nach dem Wirthshauſe der Kathy.“ —

„So!“ —

Beide ſchwiegen einige Augenblicke. Endlich ſprach Gotthelf: „Ich wollte auch dahin — laß uns doch zuſammen gehn.“

„Ja Herzensbruder,“ rief Waldmann mit Wärme, und ergriff ſeine Hand, „das wollen wir!“ So war der kleine Mißklang, der erſte in ihrer innigen Freundſchaft, ſchnell vorüber. Gotthelf erhielt auch ſeinerſeits Urlaub, und nach einer Stunde ſaßen ſie bei Kathy in der Gaſtſtube, denn das Wetter war rauher als geſtern, und im Freien befand ſich kein Gaſt mehr.

Anfangs war es ihnen ſehr unbehaglich, nicht nur weil noch viele andere Gäſte dort waren, die theils rauchten, theils würfelten, ſondern vorzüglich weil Annchen nicht zum Vorſchein kam. Doch hatten ſie beide nicht den Muth darnach zu fragen. Endlich ſtand Gotthelf auf, und ging hinaus, in der Hoffnung ſie vielleicht in der Küche, oder auf der Hausflur anzutreffen, und ihr wenigſtens guten Abend zu bieten.

Vergeblich, er ſchlich dreimal um das ganze Haus herum, aber bekam ſie nicht zu ſehen. Eben wollte er wieder eintreten, als er aus der Offiziersſtube einen großen Mann im Mantel mit einem Federbuſch auf dem Hut heraustreten ſah, der die Kathy nach ſich zog. Halb die Ehrfurcht vor dem Offizier, halb ein dunkler Trieb bewog ihn, ſtill auf die Seite außen hinter die Hausthür zu treten. Da hörte er von einer ihm bekannt klingenden Stimme die Worte: „Sei doch nicht des Teufels, Weib! Sind hundert Louisd'or ein Pappenſtiel? Nimm Vernunft an, Here!“ —

„Und nicht für tauſend, nicht für zehntauſend thäte ich das!“ ſprach Kathy entſchloſſen, und mit faſt unwilligem Ton. „Ein für allemal, die Sache iſt abgethan!“

Der Offizier ſtampfte mit dem Fuße, und fluchte halblaut: „Mord Element! Nun wart! Du wirſt es bereuen!“

Mit dieſen Worten trat er raſch zur Thür hinaus, und pfiff. Eine Stimme rief: „Zu Befehl!“ und ein Reitknecht ſprengte mit einem Handpferde heran. Er ſaß ab, hielt dem Offizier den Bügel und dieſer ſchwang ſich in den Sattel. Gotthelf ſah dies, in die Ecke der Hausthür gedrückt, mit an, ohne bemerkt zu werden, da ihm der Offizier fortdauernd den Rücken zugekehrt hatte. Jetzt ſprengte er davon. Indem er

das Pferd in Galopp ſetzte, ſchoß es Gotthelf, an der Geſtalt und Gangart des Thieres, wie ein Blitzſtrahl auf: „Das iſt derſelbe Reiter, der uns in der Nacht unſerer Flucht den Beutel gegeben hat!“ Denn, ein ächter Kavalleriſt, ſah er jedes Pferd mit einem Adlerauge an, und kannte es auf der Stelle wieder. Den Rappen hätte er nach zwanzig Jahren an ſeiner muthigen, ſtolzen Haltung und dem ächten Galoppſprung wieder erkannt. Er konnte nun wohl ahnen, wer der Reiter ſei, doch ging er ſtill wieder ins Zimmer zurück, ohne ſich gegen irgend Jemand merken zu laſſen, was er gehört hatte.

Jetzt verloren ſich allgemach auch die übrigen Gäſte. Als das Zimmer leer war, öffnete ſich die Thür, und Annchen trat ein. Sie grüßte ſo freundlich wie geſtern, war aber etwas blaß. Ohne Scheu nahm ſie am Tiſch Platz, und auch Kathy ſetzte ſich mit dem Cyinnrade zu ihnen. So verplauderten ſie Stunde an Stunde, und ſchienen einander immer lieber zu haben. Nur daß Gotthelf und Waldmann einander faſt jedes Wort, jeden Blick des holden Annchen's vorwegnehmen wollten, und einer immer in die ſichtlichſte, unbehaglichſte Unruhe gerieth, wenn ſie ſich gerade zu dem andern wandte.

Es pochte leiſe. — Annchen rief: „Herein!“

Eine arme Frau, ein Bündelchen in der Hand, mit verbundenem Haupt trat ſchüchtern ein.

„Was wollt Ihr, gute Frau?“ fragte Annchen ſie freundlich. —

„Ach,“ ſprach ſie und blieb in der Thür ſtehen, „ich muß Euer Mitleid anſprechen. Ich bin müde, hungrig, mich friert“ — —

„Ihr ſeid wohl weit gewandert, liebe Frau?“ unterbrach Annchen die Stockende bewegt, deren Stimme ihr ganz eigenthümlich rührend klang, „ſetzt Euch, Ihr ſollt gleich etwas zu eſſen haben.“

Die Arme nahm beſcheiden an der Thür auf der Seitenbank, im dunkelſten Theil der Stube Platz. — Es war Gotthelf und Waldmann als komme ihnen die Stimme bekannt vor, und ſie dachten eben darüber nach, an wen ſie dieſelbe wohl erinnerte, als ihnen ferne Trompetentöne ins Ohr klangen. Beide fuhren von ihren Sitzen auf. Es ward zum Abendfüttern der Pferde geblaſen. Sie hatten die Urlaubsfriſt überſchritten! Ihr Pflicht- und Ehrgefühl ſonſt ſtets die pünktlichſten im Dienſt, traf ſie dies wie ein Donnerſchlag. Sie griffen nach Säbel und Bärenmütze, und ſtürzten ſo eilig fort, daß ſie ſich kaum zu einer flüchtig zugerufenen „Gute Nacht!“ Zeit nahmen, und ſelbſt von Annchen ohne anderen Gruß ſchieden.

In überſtürzender Eil erreichten ſie das Lager. Als ſie bei ihren Leuten eintrafen, fanden ſie den Rittmeiſter ſchon dort, der ſie mit ſtrengen Blicken empfing. „Woher ſo ſpät!“ rief er ſie an. Beide ſchwiegen; ſie hatten keine Entſchuldigung für ihre Verſäumniß. „Der Unteroffizier ſoll den Huſaren das Beiſpiel der Pünktlichkeit geben,“ fuhr der Rittmeiſter ſtreng fort; „wäret Ihr nicht ſonſt ſo tüchtig im Dienſt, ſo müßte ein jeder von Euch funfzig Fuchtel haben. So mag's mit acht Tagen Arreſt abgethan ſein!“

Sie wurden abgeführt, beide bald bleich, bald roth vor Verdruß und Schaam.

„Ja,“ ſprach Gotthelf bitter zu Waldmann, „das war zu denken! Wenn einer ſich ſo mit einem Mädchen verſchwatzt wie Du, da vergißt er alles darüber, und erinnert einen Kameraden nicht einmal an die Stunde!“

Waldmann antwortete gereizt: „Das willſt Du mir ſagen? Du haſt wohl vergeſſen, daß Du eine Uhr haſt, und ich nicht? Aber freilich, wenn man mit den Augen gar nicht von einem Mädchengeſicht wegkommen kann, ſo kann man nicht auf ein Zifferblatt ſehen.“

„Und wem der Mund nicht ſtill ſteht, einer Dirne vorzuſchwatzen,“ fuhr Gotthelf durch Waldmann's

Antwort noch erbitterter fort, „der hat freilich keine Zeit übrig um zu fragen: Was iſt die Uhr?“

Waldmann fuhr auf, doch faßte er ſich, biß die Lippen zuſammen, und ſprach kein Wort.

In dieſer Stimmung betraten ſie das Gefängniß. Die Strafe war leicht. Wie bald gehen nicht acht Tage vorüber! Doch erſchien ihnen der Aufenthalt düſterer, als der bei dem Feinde, wo ein martervoller Tod ſie bedrohte. Denn dorthin brachten ſie die Gefühle innigſter Freundſchaft und Liebe, und jetzt war ihr Herz mit Erbitterung erfüllt, die ſie um ſo ſchwerer drückte, als ſie von beiden Theilen ungerecht war. Denn nicht aus der gemeinſamen Strafe, die ſie duldeten, entſprang das Gefühl, auch nicht aus den kränkenden Worten, die ſie gewechſelt, denn ſie liebten ſich zu ſehr, als daß eine ſo vorübergehende Urſach nicht auch eine vorübergehende Wirkung hätte haben ſollen. Allein die Urſach ihres gegenſeitigen Grolls war eine dauernde, es war Eiferſucht, ohne daß ſie ſich deſſen klar bewußt waren; ſie konnten es nicht, da ihre Liebe ihnen nur noch als ein unbeſtimmtes, unausgeſprochenes Gefühl im Herzen lag. Aber dieſe Urſach wirkte fort, und deshalb währte auch ihre gereizte Stimmung länger. Sie ſprachen den ganzen Tag kein Wort mehr miteinander. Die Nacht verging jedem unruhig und düſter. Erſt andern Morgens, als die Sonne ihnen

hell in das Gitterfenſter ſchien, und ſie auf ihrem Strohlager einander in die treuherzigen Züge blickten, da fühlten ſie beide einen heißen inneren Drang, und mit dem Wort: „Herzensbruder!“ umarmten ſie einander, und gelobten ſich auf's Neue unerſchütterliche Treue.

Neuntes Kapitel.

Kathy's Haus war leer von Gästen geworden. Sie saß aber noch mit Annchen fleißig am Spinnrocken, nahe am Ofen. „Setzt Euch doch zu uns, gute Frau," sprach Annchen zu der Fremden, die bescheiden an der Thür geblieben war, „hier ist es wärmer!"

„Ach, Eure freundlichen Worte thun mir so wohl, erwiederte diese, Ihr seid ein herzensgutes Kind, ich kann Euch nicht ansehen ohne zu weinen."

„Ei, Frau, weint nicht," sprach Kathy rauh aber ehrlich, hier soll es Euch gut gehen. Erzählt uns doch, wo kommt Ihr her, wo wollt Ihr hin? Was bewegt Euch zu reisen in so rauher Zeit und Jahreszeit. Denn ist gleich Waffenstillstand, so hat der Einzelne doch vom Kriegsvolk immer zu fürchten und zu leiden, und der November, sei er noch so mild, ist auch kein Wandermonat!"

Die Fremde war näher gekommen; beim Lichtschein sah man, daß sie nicht alt, kaum funfzig, aber vom Kummer scharf gezeichnet war. Dennoch sah sie freundlich aus, und aus ihren Augen glänzte, halb erloschen

zwar, doch klar, ein ſanftes Licht. Ihre Tracht, ihre Sprache, ihre Haltung zeigten, daß ſie mehr als eine Bäuerin ſei, wiewohl ärmer, denn die dünnen groben Kleider wollten kaum noch zuſammenhalten.

„Ich ſoll Euch erzählen!“ ſprach ſie. „Ach ich könnte Euch drei Tage und drei Nächte erzählen von dem Leid meines Lebens! Doch das iſt viel zu traurig, ich kann nicht davon ſprechen! —

„Wohin wollt Ihr aber wandern zu dieſer Winterszeit?“ fragte Annchen und die Thränen ſtanden ihr in den ſchönen blauen Augen.

„Nach meiner Heimath — wo ich meine Jugendjahre verlebte, — da möchte ich“ — — Sie ſtockte; aber jeder fühlte, daß ſie ſagen wollte: „da möchte ich begraben ſein!“

„Das Dorf wo ich zuletzt wohnte iſt niedergebrannt,“ fuhr ſie fort. Ich hatte es recht gut dort! Ich war als kranke, halb geiſteszerrüttete Bettlerin hingekommen, aber ſie hatten mich aufgenommen und gepflegt. Da ich hergeſtellt, und ruhiger geworden war, wurden die Kinder des Dorfes mein Troſt und Glück. Ich lehrte ſie ſtricken, ſpinnen, nähen, beten — auch einigen leſen und ſchreiben. Nun haben die armen Leute alle ſelbſt flüchten müſſen! Ich habe keine Kinder mehr, — da bin ich ausgewandert, um nach meiner Heimath zu gehen, wo ich ſeit fünfund-

zwanzig Jahren nicht geweſen! — Ob mich noch einer kennen wird, ich weiß es nicht! — Aber doch, in meiner Jugend habe ich dort Manchem Gutes gethan! Kranke gepflegt und Wöchnerinnen, und Kinder behütet und belehrt. Sie werden nun herangewachſen ſein, und deſſen gedenken, und mir ihre Kinder wieder anvertrauen, damit ich ein ſtilles Wohnplätzchen finde, bis an mein Ende!“ —

„Aber Ihr ſeid ohne Geld,“ — ſprach Annchen ängſtlich, „wie weit habt Ihr denn noch?“

„Zwanzig Meilen! Und darüber! O ich hätte den Weg zurücklegen können, denn ich beſaß ſo viel — allein die Kroaten haben mich vorgeſtern ausgeplündert, und mir die wenigen Sparpfennige genommen!“

„Und Ihr wollt dennoch weiter gehn, jetzt da die Winterkälte täglich beginnen, hoher Schnee fallen kann?“ fragte Annchen ängſtlich.

„Ja gute Frau,“ ſprach Kathy kopfſchüttelnd, „das iſt bedenklich! Ich weiß auch, was zu Fuß wandern heißt. Aber“ —

„Ich muß wohl!“ unterbrach die Fremde ſie ſeufzend.

„Nein, nein, Ihr müßt nicht!“ rief Annchen bewegt aus. „Ach Mutter, liebe Mutter,“ — ſie fiel Kathy um den Hals — „ich will doppelt fleißig ſein,

ach laßt die arme Frau hier bleiben! Ich bitte Euch Mutter!"

„Ja, ja doch, herzlich gern!" erwiederte Kathy gutmüthig.

„Gottes Segen über Dich, Du Engelskind!" ſprach die Fremde, und die Thränen drangen aus ihren Augen. „Ach ſolche Kinder ſind ein Segen! Eine ſolche Tochter!" — — und zitternd ſank ſie in den Stuhl zurück, von dem ſie ſich erhoben hatte, und weinte bitterlich. —

So blieb die Fremde denn im Hauſe. Sie nannte ſich Frau Werner. Kathy und Annchen ſtatteten ſie mit beſſeren Kleidungsſtücken und Wäſche aus; ſie ging ihnen in der Wirthſchaft zur Hand, ſpann, nähte, wuſch, verrichtete alles ſo geſchickt, ſauber und fleißig, ſprach ſtets ſo ſanft und verſtändig, daß ſie bald von Allen geliebt und geachtet wurde. Sie aber hing ſich mit einer Liebe, Sorge und Zärtlichkeit an Annchen, der ſie das neue friedlich ſichere Loos verdankte, daß dieſe dadurch eine zweite Mutter gewonnen zu haben ſchien.

Es verging ein Monat nach dem andern.

Kathy wunderte ſich, daß weder Gotthelf noch Waldmann ſich zeigten; es war aber ſehr natürlich, denn als ſie nach ihrem Arreſt um Urlaub baten, ſchlug ihn der Rittmeiſter ſtreng ab, da ſie ihn überſchritten

hatten. Sie wagten es nun nicht ſo bald wieder ihn von neuem zu bitten. — Das Nichterſcheinen dieſer Gäſte that Kathy leid, doch freute ſie ſich dafür, daß ein anderer Gaſt, der Major, ebenfalls wegblieb, und ſie dachte öfters, beſſer daß ſie beide fehlen, als beide kommen. — Der Major hatte ein Commando erhalten, das ihn ſeit mehreren Wochen aus ſeinem Standquartier entfernte; allein er wurde zurückerwartet, und der größte Theil ſeiner Leute ſtand noch im Dorf.

So war die Weihnachtszeit herangekommen. Da erſchienen am erſten Chriſtfeſttage Nachmittags Gotthelf und Waldmann zur Freude Kathy's und Annchen's die beide auf's herzlichſte begrüßten. Frau Werner war eben im Nebengemach beſchäftigt geweſen, und trat ein — „Ach!“ — rief ſie aus als ſie die Fremden erblickte — „ja ſie ſind es wahrhaftig! Ach kennt Ihr mich noch, Ihr meine Retter?“ —

Beide erkannten ſogleich die arme Frau, der ſie im Walde das Leben gerettet, und die Freude dieſes Ereigniſſes ſteigerte die des Beiſammenſeins noch höher. Frau Werner mußte erzählen wie es ihr ergangen ſei. Sie berichtete, daß ſie, durch ein herzliches Gebet zu dem Muttergottesbilde im Walde, geſtärkt, mit wahrem Troſt und wahrer Erhebung nach Hauſe gekommen ſei. Es ſei ihr zu Muth geweſen, als habe eine tröſtende Stimme zu ihr geſagt: „Du haſt Dein Letztes wegge-

geben, von nun an muß es beſſer mit Dir gehen!" — „Freilich kam es Anfangs noch trauriger, denn der Feind überfiel unſer Dorf, und brannte es nieder. Ich wanderte aus, fand hier und dort nur flüchtige Aufnahme, wollte endlich nach meiner Heimath, wurde geplündert, kam hierher — und geht es nun nicht beſſer?" — Unter ſolchen Geſprächen ging der Nachmittag hin. Doch ſo ſchnell die Stunden verflogen, verſäumten diesmal die pflichtgetreuen Soldaten doch die Stunde der Rückkehr nicht, ſondern waren zu rechter Zeit wieder im Lager.

Sie kamen nun ſo oft es der Dienſt zuließ, und es verſtrich Woche auf Woche. Inzwiſchen wurde die Hoffnung zum Frieden wieder größer; von allen Seiten hörte man, daß die Mächte Europa's geſonnen ſeien, dem ſiebenjährigen Unheil ein Ziel zu ſetzen, und daß zu Hubertsburg alles in's Reine gebracht werden ſolle. —

Frau Kathy hatte ſich durch ihr Geſchäft im Kriege ein hübſches Stück Geld erworben; ſie dachte daran ſich, ſobald es nur Friede ſei, anzukaufen, und war auch nicht abgeneigt, nach Berlin zu ziehen, wozu Gotthelf ihr mit dem geheimen Wunſche, daß ſie Annchen dahin führen möchte, durch ſeine Erzählungen mehr und mehr Luſt zu machen ſuchte.

Während er eines Tages eifrig über diesen Gegenstand mit ihr sprach, war Waldmann still hinausgegangen; ihn drückte Unmuth und Trauer, sein Herz hing an Annchen, und er sah nicht, wie er sie gewinnen könne, da er arm und fremd im Lande war, und auch Gotthelf seit den letzten Wochen nicht mehr davon sprach, daß sie in Berlin ein Gewerbe anfangen wollten. Die Liebe war zwischen ihre Freundschaft getreten; jeder wünschte den andern entfernt, damit er ihm auf diesem Pfade nicht hinderlich sei. So stand Waldmann traurig in der Thür des Hauses, und sah die funkelnden Sterne an. Plötzlich fühlte er eine Hand auf seiner Schulter, und eine freundliche Stimme sprach: „So in Gedanken?" — Es war Annchen. Er erschrak fast, so unvermuthet war sie zu ihm getreten. Doch ergriff es ihn mit unwiderstehlicher Macht, er faßte des Mädchens Hand, drückte sie innig, und sprach mit weicher Stimme: „Ja, ja in bangen traurigen Gedanken!" Da fühlte er den leisen Gegendruck des Mädchens, und nun faßte er Muth zu der Frage: „Annchen, bist Du mir gut?" — „O recht von Herzen!" erwiederte sie unschuldig und drückte ihm nochmals die Hand. Jetzt war es ihm als müsse er sie an seine Brust ziehen, doch sie entzog sich leicht seiner Hand, und sprach freundlich: „Seid nur wieder gutes Muths, Gott macht alles wohl!"

Mit dieſen Worten ging ſie ins Gaſtzimmer.

Waldmann aber war es, als müſſe ihm die Bruſt zerſpringen, ſo wallte ſein Blut; er wußte nicht, ſollte er weinen oder beten, oder jauchzen, und er mußte alles zugleich. —

Gotthelf hatte indeſſen mit Kathy ein langes Geſpräch geführt, ſie beredet nach Berlin zu ziehen, und endlich geradezu um Annchen geworben. Darauf erwiederte die Mutter: „Ich habe nichts wider Euch, aber Ihr müßt mit dem Mädchen reden; daß ſie Euch herzlich gut iſt, glaube ich, doch davon bis zum Heirathen iſt noch weit. Und bevor nicht Friede iſt, Ihr den Abſchied und Euer rechtliches Geſchäft habt, wird doch nichts aus der Sache!“

Gotthelf wollte ſogleich mit Annchen ſprechen, denn dieſe trat eben nach dem Geſpräch mit Waldmann in die Thür. Da ſchlug die Stubenuhr ſechs, und es war die höchſte Zeit ins Lager zurückzukehren. Darum reichte er ihr die Hand, ſprach: „Gute Nacht, Annchen!“ und drückte ſie ihr warm und zärtlich; ſie erwiederte ihm den Druck eben ſo wie Waldmann in reiner Unſchuld ihres getreuen wohlwollenden Herzens. Denn ſie hatte auch wirklich beide ſehr lieb. —

Zehntes Kapitel.

In dieser Nacht wurde Beider Vorsatz reif. Je für sich faßte den Beschluß um Annchen zu werb keiner vertraute ihn dem andern, denn obwohl sie sie verbargen, so hatte doch das Feuer der Eifersucht u ter der Asche fortgeglüht, und den festen Grund ih Freundschaft untergraben. Sie hätten alles für e ander gelassen, Leben und Gut, doch hier gerade wo Jeder des Anderen höchstes Glück für sich, und die Li war stärker als das Freundschaftsband. — Es gela einem Jeden den nachgesuchten Urlaub zu erhalt Zum erstenmale verstellten sie sich gegen einander, u suchten ihre Absichten durch Täuschung zu versteck Gotthelf behauptete zum General kommandirt sein, Waldmann gab vor, für einen Kameraden a Feldwacht ziehen zu wollen. Sie waren der Täuschu zu ungewohnt, als daß nicht Jeder leicht des Ande Verlegenheit bemerkt haben würde, wenn nicht au Jedem die Furcht selbst entdeckt zu sein, den frei Blick geraubt hätte. Waldmann erinnerte Gotthe noch daran, seine Pistolen nicht zu vergessen, falls

für den General wegreiten müſſe; er ſelbſt hätte aber beinahe nicht bedacht, daß er auf der Feldwacht der Patrontaſche und der Piſtolen eben ſo gut bedürfe. So wenig geläufig waren ihnen die Künſte des Krieges. Endlich gingen ſie, der eine rechts, der andere links, Jeder unter einem Vorwande einen Umweg nehmend. Die gegenſeitige Täuſchung wurde nur dadurch möglich, daß Jeder auf das Bereitwilligſte annahm, was der Andere ihm ſagte, um nur Glauben für ſein eigenes Vorgeben zu erhalten. — Die Dämmerung war eingetreten, denn der Dienſt hatte ſie bis zum ſpäten Nachmittag gefeſſelt, daher dauerte ihr Urlaub auch bis zum Zapfenſtreich. Das hereinbrechende Dunkel begünſtigte ſie beide, ſo daß ſie von einander unbemerkt dem Hauſe Kathy's nahe kamen. Gotthelf ging erſt nachſinnend vor ſich hin. Er machte ſich innerlich Vorwürfe, daß er Waldmann täuſche, deſſen Liebe er kannte, jedoch ſich beſchwichtigend dachte er: „Alles will ich ihm geben, nur das nicht! Wir können ſie ja doch nicht beide beſitzen, und mir iſt ſie gut, das hat ſie uns erſt geſtern gezeigt! Warum ſoll ich unglücklich werden, wo er doch nicht glücklich werden kann!“ — Dabei trat er aus dem niederen Gebüſch hinaus in's Freie, wo er ſchon die Fenſter von Kathy's Haus wenige hundert Schritte vor ſich glänzen ſah.

„Halt, Wer da!“ rief ihn eine Stimme an.

Einen Augenblick erſchreckte Gotthelf; doch als Huſar nicht leicht aus der Faſſung gebracht bei ſolchem unvermutheten Begegniß auf einer Nachtpatrouille, hielt er raſch eins der gezwungener Weiſe, jetzt aber, wie er dachte, doch zu ſeinem Glück mitgenommenen Piſtolen in der Rechten, und hielt ſie dem Anrufer vor. „Was wollt Ihr?“

In dieſem Augenblicke erkannte er Waldmann, und dieſer ihn. —

„Alſo hier biſt Du zu treffen?“ fragte Waldmann finſter. „Du Lügner!“ ſetzte er, Alles durchſchauend, heftig hinzu.

„Selbſt Lügner!“ fuhr Gotthelf auf, „Iſt hier Deine Feldwacht?“

Die gegenſeitige Beſchämung erhöhte den gegenſeitigen Groll.

„Was haſt Du hier zu thun? Was willſt Du hier?“ fragte Waldmann und bebte vor Zorn.

„Hab' ich Dir darauf Antwort zu geben, der Du hier wie ein Dieb in der Nacht umherſchleichſt?“ rief Gotthelf erbittert.

„Umherſchleichſt!“ fuhr Waldmann im äußerſten Zorn auf. „Ich werde nicht leugnen, was ich hier will! Ich will um Annchen's Hand werben, und wer mich daran hindern will, dem“ — — er brach ab, denn was er dachte, „den ſchieße ich nieder!“ wollte ſeine

Zunge doch nicht aussprechen. Doch sagte er: „Ein Schurke, der mich einen schleichenden Dieb heißt!“

Gotthelf's Blut kochte: „Was ich gesagt habe, bleibt gesagt! Ich fürchte mich auch nicht vor der Wahrheit. Ich gehe zu Annchen, um sie zu freien. Die Mutter gab mir ihr Wort und das Mädchen hat mich lieb, denn sie hat mir die Hand darauf gedrückt. Für dich ist hier nichts zu thun, als den Schurken abzubitten!“

„Doppelt Schurke,“ rief Waldmann, „denn Du verläumdest das Mädchen! Mir drückte sie die Hand, und gestand mir, daß sie mich liebe. Ja denn, doppelt Schurke!“

„Du Ehrenräuber und Verläumder!“ fuhr Gotthelf jetzt maßlos heftig auf. Du sollst es bereuen das Mädchen zu verläumden! Der preußische Unteroffizier hat so viel Ehrgefühl wie sein General! Das kostet Blut! Du schießest Dich mit mir, hier auf der Stelle!“ —

„Das ist mir gerade recht,“ rief Waldmann. „Die Sterne scheinen hell, das Mondlicht dämmert auch eben über die Berge. Auf sechs Schritt können wir uns genug sehen!“

Damit maß er rasch sechs Schritte, und stellte sich starr aufrecht hin, das Pistol in der Hand. Gotthelf that desgleichen. Ohne Furcht, aber nicht ohne Zittern

ver innerer ſtürmender Bewegung ſtanden ſie einand
gegenüber, und maßen ſich mit den Blicken. „Nun
ſchieß doch," fuhr Gotthelf endlich heraus.

„Nein! Du magſt den erſten Schuß thun!"

„Ich will nicht!" erwiederte Gotthelf, und ſchauer
zuſammen, denn jetzt, da er im nächſten Augenblick de
Mörder ſeines Herzensbruders ſein konnte, ſtand plötz
lich wieder alles Liebe und Gute vor ſeiner Seele, wa
ſie einander gethan.

„Die Hand ſoll man mir abhauen," ſagte Wald
mann mit einer Stimme, der er mühſam Feſtigkeit z
geben ſuchte, „mit der ich zuerſt auf Dich ſchieße! Tri
nur, was frage ich nach dem Leben!" Dabei trat e
einen Schritt näher, und ſtellte ſich mit ganz dargebo
tener Bruſt vor Gotthelf-hin.

Dieſer war unentſchloſſen. Das Wort Schurk
brannte ihm noch in der Bruſt, doch wie Waldmann
jetzt ſprach, war es, als ob eine milde Hand, Alles
ſanft ausgleichend, über ſein Herz ſtreife.

„Wir wollen zugleich ſchießen," ſprach er endlich
und erhob das Piſtol: Kommandire Du Eins, Zwei,
Drei!"

Sie zielten auf einander, — in ihren Augen
ſchwamm es. — „Eins!" ſprach Waldmann müh-
ſam, „Zwei!" — kaum hörbar — ſtatt der Drei aber

rief er: „Bruder! Ich kann nicht, und sollte es mir das ewige Leben kosten!“

Da lagen sie einander am Herzen, und preßten sich in die Arme, und alles Andere verging vor ihren Sinnen.

Endlich drang in die wallende Betäubung ein fremder Laut ein. „Hülfe, Hülfe!“ rief eine weibliche Stimme sie von ganz nahe her an. Sie wandten sich, und eine Frau, die ihre dunklen Gestalten schon von weitem bemerkt hatte, rief: „Hülfe! Sind dort Menschen? — Hülfe!“

„Was giebt's,“ riefen beide aus einem Munde, und sprangen der Kommenden entgegen. Es war Frau Werner. „Das ist des Himmels Rettungshand!“ rief sie, als auch sie beide erkannte; kommt mit mir,“ stammelte sie athemlos, zu Hülfe, der Major, — Annchen — entführt —“

Sie wußten genug. Im Augenblick hatten sie die Pistolen, die sie fallen gelassen, wieder aufgerafft und stürzten durch die Nacht fort, auf die matt erleuchteten Fenster von Kathy's Haus zu. „Hund!“ schrie Gotthelf und schoß einen Kerl, der Wache stand und sie anrief, zu Boden, einen zweiten hieb Waldmann mit dem Säbel nieder. Indem öffnete sich die Hausthür, und vier Mann trugen die gebundene Anna hinaus, und ihnen nach ging ein Mann im Mantel,

den beide sogleich für den Major erkannten. Waldmann schoß den ersten der Kerle nieder, Gotthelf sprang mit vorgehaltenem Pistol auf den Major zu. Dieser rief: „Hölle und Teufel! Ueberfall! Wehrt Euch Kerle!“

Der Kampf ward hitzig; die zwei Schuß, die Gotthelf und Waldmann noch hatten, gingen in der Finsterniß und Verwirrung fehl. Annchen wurde in's Haus zurückgeschleppt. Der Major war in die Stube geflüchtet, und hatte sich gegen die Angreifer mit seinen Pistolen in Positur gesetzt. In der Hausflur schlugen sich seine Leute noch mit den beiden Rettern. Endlich stürmten diese in die Thür ein, um Annchen zu befreien. Da stand der Major, ein Schütz, der nie fehlte, im erleuchteten Zimmer, die beiden Pistolen vorgestreckt, und rief: „Zu Boden Hunde! Jetzt ist's am Ende mit Euch!“

Doch als hätte Gott ihn geschlagen, erbleichte er plötzlich wie die Wand, ließ die Arme sinken, und die Waffen fielen zu Boden.

Gotthelf und Waldmann, die sein Erblassen für Furcht hielten, sprangen mit geschwungenen Säbeln auf ihn ein. Da rief er mit einer furchtbaren Stimme, die ihnen durch Mark und Bein drang: „Halt! Ihr erwerbet Euren Vater!“

Und als rollten Gottes Donner des Gerichts über den Häuptern Aller, verſtummten und erſtarrten ſie urplötzlich, und eine Todesſtille des Entſetzens herrſchte im Gemach. Einen Augenblick darauf aber wurde ſie durch einen lauten Schrei unterbrochen. „Leberecht! Allmächtiger Himmel!“ rief eine Frauenſtimme, und Frau Werner, die eben durch die offene Thür hereinflog, ſank in die Knie, und hielt die Hände empor, halb ſtehend, halb betend, halb zitternd, — ihrer Sinne kaum mächtig.

Der Major aber ſtand wie ein Steinbild; ſein Haar ſträubte ſich empor, Schweiß trat in großen Tropfen auf ſeine Stirn, und Blut von einer Streifwunde, die er durch eine Piſtolenkugel am Haupt erhalten, und bis jetzt noch nicht beachtet, ja kaum bemerkt hatte, rieſelte ihm über die blaſſe Wange.

„Gertrud!“ begann er endlich mit hohler Stimme, „Du — lebſt noch? Willſt Du mich umbringen laſſen durch Deine Söhne?“ —

„Meine Söhne — meine Söhne — wo, wer?“ ſtammelte ſie, und blickte irr umher.

„Du kennſt ſie nicht! — Allmächtiger Gott!“ ſprach er erſchüttert. Ja, ja, Ihr Beide, die Ihr vor wenig Monaten in meiner Gewalt waret, Ihr ſeid meine Söhne, ich erkannte Euch an Eures Namens Buchſtaben, die ich Euch mit dem Tag Eurer Geburt ſelbſt

in den Arm geritzt und mit Pulver eingerieben. Gertrud wird's bezeugen!"

Sie konnte nur stumm weinen, und flog, erblassend, unter Thränen, am ganzen Körper.

„Was? Wir sind Brüder? Brüder!" stammelten diese, und sahen einander bebend an. Gotthelf warf den Mantel zu Boden, riß sich den Pelz ab, und streifte den Aermel auf: „Hast Du solch' Zeichen auf dem Arm, Waldmann," rief er, und deutete auf die Buchstaben.

„Ja, ja!" rief Waldmann in Jubel und Thränen, „E. L. den 23. Oktober 1742." — „Und ich E. L. den 5. August 1741." fiel Gotthelf ein.

„Mein Ernst, mein Franz" weinte Gertrud, „Eure Geburtstage, ja Ihr seid meine Söhne, mein Mutterherz erkannte Euch!"

Jetzt war auch Kathy eingetreten, und sah was vorging. Sie war bleich und zitterte, denn mit gebundenen Händen hatte man sie in eine Ecke der Hausflur geworfen, und erst jetzt, da das Getümmel nachließ, hatte sie sich hervorgewagt, und ihrer Bande entledigt. Sie kam nun nach ihrem Kinde, dem holdseligen Annchen zu sehen, die halb ohnmächtig zurückgesunken in dem Lehnsessel saß. „Was thut Ihr hier?" fragte sie staunend, als sie die Zeichen auf den entblößten Schultern, und was zwischen den Brüdern vorging, sah.

„Erkennt Ihr Euch an diesen Buchstaben? — Ja, es ist so, es ist nicht anders möglich," rief sie, indem sie die Zeichen näher betrachtete: „Gottes Wege sind wunderbar! Ich will Euch auch eine zeigen, die solche Erkennungsbuchstaben trägt," — und damit entblößte sie Annchen's weiße Schulter, indem sie das halbzerrissene Kleid vollends abstreifte. „Stimmt das?" fragte sie.

„Heilige Mutter Gottes!" rief Gertrud. „Es ist das Kind meines Herzens! Stirb mir nicht!" Und mit Küssen und Thränen drückte sie die Ohnmächtige an's Herz.

„Also Ihr wäret die Frau im Walde an der böhmischen Grenze gewesen?" fragte Kathy staunend, „nimmermehr, die hatte kein Lebenszeichen mehr!"

„Ja ich bin's, — das sind meine drei Kinder, niemand darf sie mir nehmen!" rief Gertrud. „Ein Schuß hatte mich niedergestreckt; ich lag lange bewußtlos, und als ich aufwachte in einer dunkeln Köhlerhütte, da waren meine Kinder fort, und niemand wußte mir zu sagen, wohin! Ach ich bin gewandert von Haus zu Haus, von Dorf zu Dorf! Alles war zerstört, geplündert, niedergebrannt! Jahrelang habe ich gesucht, und keine Spur gefunden! Ach nehmt mir meine Kinder nicht!" —

Der Major hatte während dieser Erkennungsſcene leichenblaß mit rollenden Augen dageſtanden. Plötzlich rief er aus: „Gott ſei mir gnädig!“ und ſank bewußtlos nieder.

Gotthelf und Waldmann ſprangen ihm zu Hülfe, tief erſchüttert, daß er ihr Vater ſein ſollte.

Während im Hauſe Alles todtenſtill war, wurde es draußen lebendig. Man hörte Pferde, es raſſelten öſterreichiſche Reiter heran. Der Major hatte ſeine Leute, mit denen er an dieſem Abende abmarſchiren ſollte, in der Nähe gehabt. Dieſe hatten die Schüſſe gehört, und kamen nun herbei, um Hülfe zu leiſten. Sie umzingelten das Haus, und etliche ſaßen ab, und drangen ein. Als ſie den Major, die Preußiſchen Unteroffiziere, die Verwirrung ſahen, glaubten ſie, er ſei überfallen worden, und wollten ihn befreien, und die Preußen gefangen nehmen. Gertrud rang die Hände in Todesangſt. Da ertönte ein Geraſſel von Pferden und lauter Trompetenſtoß. Gleich darauf draußen ein Tumult und Geſchrei, das niemand erklären konnte. Bevor man ſich beſinnen konnte, was geſchehen war, ſtürzten preußiſche Offiziere, einen Feldprediger in ihrer Mitte, in's Gemach. Dieſer rief: „Im Namen Gottes haltet ein! Es iſt Friede! Friede!“

Als habe Gott selbst nach dem langen siebenjährigen Elende das Wort der Gnade gerufen, so schlug es mit überzeugender Gewalt, dem Blitze gleich, in die Herzen ein, und jauchzend riefen Alle: „Friede! Friede!“ Und fielen einander, Feinde und Freunde in heißer Umarmung an's Herz.

Eben war die Nachricht durch einen Eilboten aus Hubertsburg in's preußische Lager gekommen, und wurde allen Truppen jubelnd verkündet. Da hörte man die Schüsse, glaubte, es sei ein Gefecht vorgefallen, und sogleich wurden, um nun auch jeden Tropfen unnütz vergossenen Bluts zu schonen, Offiziere und Reiter, ein Feldprediger zur festeren Beglaubigung in ihrer Mitte, als Parlamentaire abgesandt, um den Kampf zu schlichten, und sich zu Gefangenen darzubieten, falls die Nachricht eine Täuschung sei.

Da entblößte der Feldprediger sein Haupt und sprach: „Laßt uns dem Allmächtigen danken!“ und Alle sanken stumm auf die Kniee.

In diesem Augenblick erwachte der Major aus seiner Ohnmacht. Sein starres Sünderherz war gebrochen. Er sah den Pfarrer, sah Gertrud, sah seine Kinder, hörte den Friedensgruß, der Millionen Herzen Glück und Ruhe wiedergeben sollte, — da trat er bewegt hervor, nahm Gertrud's Hand, und sprach: „Herr Pfarrer, segnet unsern Ehebund, — mein Gute

iſt nahe, ich will ſchweres Unrecht gut machen, meinen Kindern meinen Namen geben!“

Und ſo ward Gertrud's Ehe eingeſegnet, nach fünfundzwanzig Jahren in dieſer feierlichen Stunde.—

Wie ſchlug der alte wackere Huſar Chriſtian Hammer die Hände über den Kopf zuſammen, als Gotthelf's Brief ihm Alles meldete! —

„Sie haben ſich wiedergefunden! Der Eiſenfreſſer von Major iſt fromm und glücklich verſchieden! Da ſieht man, ein Soldat trifft immer noch die rechte Zeit zur Bekehrung! — Nun wollen ſie herziehen! — Daß mein alter Kamerad, der Dragoner Veit auch die Freude nicht erleben konnte! Ja, ja, mir iſt's belohnt worden! Ihm nicht, — er hat mir's oft geklagt, wenn er meinen friſchen Buben ſah, wie leid es ihm that, daß er ſeinen blonden Fündling im Stich laſſen mußte! Und nun hat er ſchon ſo lange in's Gras beißen müſſen! Ja, ich griff glücklicher, ich faßte den braunen! — Und die Kathy, das Teufelsweib! — Was die herumgewesen iſt!“

So rief der alte Knabe. Da raſſelte ein Wagen vor die Thür. Sie kamen an — Alle, Alle! Der

Sohn stürzte dem Pflegevater an's Herz, — und die Mutter dem Retter! — Und Freude weilte in dem kleinen Gemach, und Freude noch lange unter den Glücklichen, als sie den Segen des Friedens genossen, bis der Tod langsam einen nach dem andern aus dem häuslichen Kreise abrief.

Aus

Heinrich's Denkwürdigkeiten.

(Wahrheit nicht Dichtung.)

Unſer Freund Heinrich hat vielerlei erlebt! Seht nur ſeine ſchwarzen Augen an, welch ein kecker Geiſt und welch ein ehrliches Herz daraus hervorleuchtet. Mit ſolchen Eigenſchaften kommt man leicht zu Abenteuern, zumal wenn man ſein Jünglingsalter in einer kriegsbewegten Zeit durchlebt. Sollte man es ihm anſehen, daß er aus eigener Machtvollkommenheit Feuer auf die engliſchen Kriegsſchiffe geben ließ? Daß er, bei einem Aufruhr in Antwerpen, drei Tage als zwanzigjähriger Jüngling die aufgeregte Stadt befehligte, daß er ſpäter, auf Leben und Tod angeklagt, ein ganzes Kriegsgericht außer Faſſung brachte durch ſeine feurig trotzige Rede? Und dabei ein ſo ehrliches, redliches Gemüth! Im Mannesalter noch ein Kind — — Ich könnte Euch Tage lang erzählen von ſeinen wunderbaren Erlebniſſen! Er hat uns ſelbſt oft auf unſere Bitten die langen Herbſtabende damit verkürzt, wenn wir in dem traulichen Gartenſaal ſaßen, das Kaminfeuer munter loderte, der Herbſtwind draußen in den Bäumen rauſchte, und in der Ferne die See das dumpfe Toſen der Brandung hören ließ

Soll ich Euch ſolch ein holländiſches Stillleben ſchildern? Stillleben ſage ich, und es wird doch ſchauerlich genug dabei hergehn. Auch zur See hat unſer Freund Heinrich Abenteuer genug verſucht, und diesmal möchten wir ihn dahin begleiten. — — Es iſt herbſtlich kalt; bringt uns das Kohlenbecken und ſetzt den Punſchnapf darauf! Unter dem Erzählen wollen wir uns dann und wann das Glas füllen. Nehmt Eure Arbeit, Ihr jungen, anmuthigen Frauen, und ſetzt Euch zu uns an den Tiſch. Ihr hört ja auch gern zu. Und nun Heinrich fange an.

Heinrich ſah uns freundlich an, trank einen Schluck aus ſeinem Glaſe, nahm einen Zug aus ſeiner weißen Thonpfeife, ohne die ein holländiſcher Soldat und Seemann, ja überhaupt ein Holländer gar nicht zu denken iſt, und begann:

Wenn Ihr wollt, ſo will ich Euch eine merkwürdige Fahrt erzählen, die ich als ganz junger Menſch beſtand, an die ich mich aber wohl noch erinnern werde, wenn ich ſchon ein ganz alter bin. Es war im December des Jahres 18.., als ich zu Arnheim in Garniſon ſtand, dem freundlichen Arnheim am Rhein, zwei Meilen von der preußiſchen Grenze, wo ihr erſt vor einigen Tagen durchgekommen ſeid. Ich bekam nebſt mehreren andern Offizieren den Auftrag, einen Transport Verwundeter und Kranker nebſt einer Anzahl

Montirungsſtücken, Bekleidungsmaterial und Waffen von Arnheim zu Waſſer nach Antwerpen zu führen. Die Fahrt ſieht ſo leicht und winzig aus, daß Ihr darüber lachen möchtet. Aber fragt nur die Schiffer nach den ſewiſchen Strömen und den Ausmündungen in die Nordſee, und ſie werden Euch ſchon erzählen, wie viele ihrer Väter und Brüder dort auf Sandbänke geworfen wurden, und den Tod in den Wellen fanden. Bei böſem Wetter lieber die offne See, als dieſe breiten Halbmeere, wo die Gefahren des Waſſers und der Küſte immer beiſammen ſind. Indeſſen rede ich jezt ſo. Damals dachte ich nicht daran, und wir ſchifften uns bei heiterem Wetter fröhlich und wohlgemuth ein. Mein Fahrzeug war ein ſogenannter Turſtjalk, oder eins von den Schiffen, welche mit Torfladung zu fahren pflegen; geräumig genug, aber nicht ſonderlich geſchickt noch feſt gebaut. Meine Kameraden hatten ähnliche Schiffe, und unſere Flotte beſtand, wenn ich mich recht erinnere, aus fünf Fahrzeugen dieſer Gattung. Ich meinestheils hatte an Bord zehn Mann, vierzig Kranke, einen Doctor, einen Unterofficier, einen Tambour und den Schiffer nebſt Frau und Knecht. Weimann*) hieß mein Schiffspatron; ich werde den Namen Zeit meines Lebens nicht vergeſſen. Anfangs ging

*) Ich gebe dem Leſer abſichtlich den Namen nicht ganz richtig.

alles vortrefflich. Wir hatten gut zu leben auf dem Schiff, hielten gute Kameradschaft, die Schiffe blieben beisammen, das Wetter war schön. So kamen wir bis nach Dortrecht, passirten glücklich die Dortrechter Kille, und gelangten so an das sogenannte Berger-Feld, wo die sewischen Ströme schon die Breite von Meeresarmen haben. Hier änderte sich die Scene. Der Himmel hatte sich schwarz bezogen, die Wellen gingen hoch, ein eisiger Wind fegte über die Fluth, und trieb uns halb Regen, halb Schneegestöber in's Gesicht. Die Nacht brach an. Es war gefährlich vorauszufahren, allein einer mußte die Vorfahrt oder Wacht übernehmen. Die Nacht brach an. Es war gefährlich vorauszufahren, allein einer mußte die Vorfahrt oder Wacht übernehmen. Die Reihe traf einen jüngeren Kameraden, einen sonst wackern und muthigen Jüngling. Aber diesmal schien ihn eine düstre nicht ungegründete Ahnung um seinen kecken Muth zu bringen, denn er sah blaß und niedergeschlagen aus. In seinen Zügen las man, daß er mit einem Entschlusse kämpfte. Endlich trat er auf mich zu und sprach: „Heinrich, thu mir einen Freundschaftsdienst, übernimm Du die Wache für mich. Ich weiß nicht, — ich muß mich schämen — aber ich gehe ungern an diesen Dienst. Ich bin zu unerfahren, ich weiß mich in meinem Commando nicht zu nehmen." Ich ließ ihn nicht weiter reden, sondern antwortete:

„Du weißt Friedrich, ich übernehme ſo etwas nicht aus freiem Entſchluß. Es mag ein Aberglaube ſein, aber ich thue es einmal nicht. Laß uns denn um die Wache abermals looſen.“ Wir thaten es, das Loos traf ihn wieder. Ich ſah, wie ein ſorgender Schmerz ſein jugendlich liebes Geſicht dunkel beſchattete; mir fiel ein, daß er eine Braut in Arnheim hatte, da konnte ich's nicht über's Herz bringen, ſondern ſprach zu ihm: „Muth gefaßt, Friedrich, wir looſen noch einmal.“ Er ſah mich mit einem unbeſchreiblichen Blick der Dankbarkeit an, ſprach aber doch: „Nein, laß es gut ſein, der Himmel hat ja entſchieden.“ „Ei was!“ rief ich, „iſt es ſein Wille, ſo kann er zweimal entſcheiden.“ Wir looſten abermals, und diesmal traf es mich.“

Heinrich hielt ein wenig inne. Sein offenes, freundliches Geſicht zeigte wehmüthige Rührung. Kunigunde, die älteſte der Frauen, aber dennoch jugendlich blühend, hatte einen ſanften Vorwurf der Liebe in ihren Zügen; aber doch ſah ſie ihn liebreich an.

Heinrich hatte ſich das Glas gefüllt und erzählte weiter: „Die Fahrt ſchien freilich nicht die beſte. Die Nacht brach an; der Himmel war in Wolken und Nebel gehüllt, die Wellen gingen hoch. Indeſſen ſegelte ich getroſt vorwärts, entſchloſſen, meine Leute nichts davon merken zu laſſen, daß die Fahrt gefährlich ſein

thun. Es war ſchwer im Dunkeln und bei dem ſtärker werdenden Winde ſo beiſammen zu bleiben, daß man ſich anrufen konnte. Deshalb ließ ich Laternen an den Maſten aufziehn, ein Zeichen, welches auch die übrigen Fahrzeuge nachahmten. Gleich von Anfang an hatte mir unſer Fahrzeug nicht gefallen; es war eine plumpe und dabei gebrechliche Badewanne. Doch da ſich der Schiffer, dem es gehörte, demſelben anvertraute, dachte ich, es wird wohl noch haltbar genug ſein, und fragte weiter nicht viel danach. Nunmehr aber wo die See anfing hoch zu gehn, wo ſtarke Wellen das Schiff hin und her warfen, und wir Wind und Brandung kreuzen mußten, wurde dem Schiffer ſelbſt bange, und der Troyf rief ein paar Mal aus: „Ach mein Schiff, mein Schiff wird das nicht aushalten!“ Ich hieß ihn unwillig ſtill ſein, damit er mir die Leute nicht bange mache, und befahl ihm, ans Steuer zu treten, und ſcharf aufzupaſſen, während ich ſelbſt in den übrigen Theilen des Schiffes Ordnung erhielte. Es war nun völlig finſter geworden, der Sturm wurde ſtärker, die Wellen ſchaukelten uns auf und nieder, und nicht ſelten ſchlug eine über den Hintertheil des Schiffes hinweg, ſo daß ſich Weimann mit einem Strick an das Steuerruder gebunden hatte. Doch plötzlich krümmte ſich ein Wellenrücken ſo unter unſer Fahrzeug, daß wir hoch emporgehoben wurden, im

nächſten Augenblick aber auch mit dem Vogſpriet voran ſenkrecht in den grauen ſchäumenden Waſſerſchlund hinab, und an der andern Seite eben ſo ſteilrecht wieder hinaufſchoſſen, wie auf einer ruſſiſchen Eisbahn. Aber als das Steuer in der Tiefe war, leckte eine Welle mit ſo ſcharfem Stoß darüber hin, daß der Strick, mit dem ſich Weimann angebunden hatte, riß, und er über Bord geſchleudert wurde. Zum Glück ſahe ich's im rechten Moment, ſprang hinzu, und war ſo glücklich, ihn noch bei den Beinen zu erhaſchen und feſtzuhalten. Er ſchrie nicht, ſondern brüllte förmlich. Mein Unteroffizier und der Schiffs-Chirurgus griffen mit zu, und ſo holten wir ihn wieder in's Schiff hinein. Von dieſem Augenblick an aber hatte er ganz den Kopf verloren. Ich wollte, daß er ſich wieder an's Steuer ſtellte, allein er war nicht fähig dazu. Jung und ungeſtüm wie ich war, gerieth ich in förmliche Wuth über ſeine Verzagtheit, warf ihn vom Verdeck hinunter, verbot ihm, ſich wieder oben ſehn zu laſſen, und ſtellte mich ſelbſt an's Steuer. Ich verlangte den Compaß, — aber es war keiner auf dem Schiff! Jetzt war unſere Lage in der That ſchwierig. Die Nacht rabenſchwarz; dazu die Luft voller eiſiger Nebel und ſcharfen, feinen Schnee's, der uns das Geſicht zerriß, und die See ſo unruhig wie im Sturm. Ich ſah mich nach unſren anderen Schiffen um; aber trotz der

aufgehißten Laternen war auch keine Spur mehr von ihnen zu erblicken. Was blieb mir nun übrig? Ich mußte auf gut Glück in die Nacht hinaussteuern, und richtete mich nach dem Winde, indem ich fortfuhr, denselben ungefähr eben so zu schneiden, wie wir es bisher gethan hatten. Er erhob sich immer stürmischer und wilder. Jeden Augenblick schlugen Wellen über das Deck. Oft waren wir ganz wie in Schaum gehüllt. Im Schiff rollte alles durch einander, denn unsre Wasserfässer hatten sich losgerüttelt, und machten ein furchtbares Getöse, indem sie wie das Fahrzeug stieg, fiel und schwankte, vor- rück- und seitwärts rollten. In dieses Getöse, in das Sausen des Sturms und Brausen des Meeres mischte sich das ängstliche Rufen und Beten einiger Verzagten, unter denen mein Schiffer der Verzagteste war. Er lag fast beständig auf den Knieen, und klagte und heulte, und was mich am meisten verdroß, so schien ihn unser Schicksal, das Loos von vierzig Kranken und zehn Gesunden, gar nicht zu kümmern, sondern er jammerte nur um sein Schiff, diesen elenden Kasten, der unser aller Leben aufs Spiel setzte. — So kam Mitternacht fast heran, und Jammer und Elend wuchsen mit dem steigenden Grimm des Wetters. Alle meine Leute waren bis auf die Knochen durchnäßt, und klapperten vor Frost. Daher konnte ich's denn auch nicht hindern, daß

die Kiſten aufſchlugen, in welchen ſich große Stücke Tuch befanden; dieſe riſſen ſie heraus und zerſchnitten ſie, um ſie als Mäntel umzunehmen.

Gerade um Mitternacht war es, als ein furchtbarer Stoß des Sturmes uns mit voller Gewalt packte, das Schiff ganz auf die Seite warf, ſo daß es unfehlbar völlig umgeſchlagen und wir alle zu Grunde gegangen wären, wenn nicht unſer Maſt brach, und krachend über das Deck hinſchlug, ſo daß alle, die darunter befindlich waren, glaubten, ein plötzlicher Donner habe das ganze Schiff zerſchmettert. Es diente aber zu unſerm Glück, denn das Uebergewicht des Maſtes, welches uns umzureißen drohte, war dadurch aufgehoben. Die Gewalt der See war aber nun ſo groß, daß alles Steuern vergeblich wurde, und wir uns willenlos in der ungeheuren Wüſte von ſchwarzen Wellen, Schaum und kalten Nebelgerieſel treiben laſſen mußten. Nach zwei Stunden legte ſich der Sturm, und wir trieben nun ruhiger, aber doch unter beſtändigem Auf- und Niederſchwanken und Umherrollen der Fäſſer und anderer Geräthe im Schiff, welche einigen Unglücklichen die Füße zermalmt hatten, in Angſt und Verzweiflung dahin.

Endlich dämmerte der Tag, und wir konnten nun wenigſtens ſehen, in welcher traurigen Lage wir uns befanden. Von den Kranken im Schiff waren in Folge

der Angſt und der Anſtrengungen ſechs über Nacht geſtorben. Ein großer Theil der übrigen lag hoffnungslos da. Von den zuvor Geſunden waren zweien durch rollende Fäſſer die Füße zerſchmettert. Die andern ganz durchnäßt und halb erſtarrt, flogen wie im Fieberfroſt. Das Schiff war beinahe einen Fuß hoch voller Waſſer, und trotz des unaufhörlichen Pumpens wollte ſich daſſelbe nicht mindern, weil beim ſchlechten Bau des Fahrzeuges jede neue Welle es wieder mit Waſſer füllte. Unſere Vorräthe an Zwieback, Kartoffeln, Reiß u. ſ. w. waren ganz durcheinander geſchüttet, und zum größten Theil im Waſſer unbrauchbar geworden. Meine erſte Sorge beſtand nun darin, einige Ordnung und die dazu unumgänglich nothwendige Disciplin wieder herzuſtellen. Ich ließ, was an Vorräthen irgend brauchbar war, ſammeln, und theilte es dann ſorgfältig ein, weil ich zu befürchten anfing, wir möchten viel länger in See gehalten werden, als wir anfangs vermutheten, und dann Mangel leiden. Es war leider kaum noch für drei Tage hinreichender Mundvorrath da, ſelbſt bei der allerſpärlichſten Eintheilung; doch that ich den Leuten gegenüber, um ihren Muth wieder zu wecken, als genüge das für unſere Fahrt vollkommen. Jetzt ging es an ein trauriges Geſchäft. Wir mußten die Todten ins Meer werfen! Es geſchah weiß Gott mit ſchwerem Herzen und ganz

besonders ging es mir an die Seele, da ich die Angst und Verzweiflung auf den Gesichtern meiner Kameraden sahe, denen eine innere Stimme sagen mochte, morgen früh geschieht dir vielleicht eben so!

Heinrich hielt von der Lebhaftigkeit der Erinnerung überwältigt inne; er vermochte in diesem Augenblick nicht weiter zu sprechen. Ich füllte mein Glas, und hielt es ihm zum Anstoßen hin. Auch die Frauen thaten so, und der Klang ohne ausgebrachten Trinkspruch galt unsern Dahingegangenen, deren jeder ja so manchen zu betrauern hatte. Heinrich gedachte der Kameraden, und sein Herz füllte sich jetzt, nach langen Jahren, vielleicht mit tieferer Wehmuth, als damals, wo der Drang der Gefahren und die Nothwendigkeit thätig zu sein, dem stillen Gefühl der Trauer keinen Raum ließ. Nach einigen Minuten fuhr er fort:

Ihr müßt nämlich wissen, daß zwar ein Matrose daran gewöhnt ist, die Leichen über Bord werfen zu sehen, meine Leute aber Landsoldaten waren, denen dies, als das Grausenhafteste ja als etwas Ruchloses erschien. Doch die Nothwendigkeit gebot es und wir konnten dem nicht wehren. Ich sprach jetzt mit dem Schiffer. Denn in solcher Noth, Freunde, währen gegenseitiger Zorn und Unwille nicht lang; so hatte ich ihm denn seine gestrige Fassungslosigkeit, und er mir meine rauhe Strenge vergeben. Ueberdies blieb

er doch bei alledem der Erfahrenſte von uns, und ich ſahe ein, daß ich ihn zu unſerer aller Beſten bei gutem Muth erhalten müſſe, damit ihm die Verwirrung nicht die Fähigkeit raube, uns mit ſeinem Rath an die Hand zu gehen. Indeſſen hätte ein Cook auf dem Schiff ſein können, ſo würden wir doch nicht um vieles gebeſſert geweſen ſein, denn was war zu machen ohne Compaß im dichteſten Nebel, der uns hinderte, zwanzig Schritt weit zu ſehen, ohne Maſten, auf einem wahren Wrack von Schiff, und bei einem Steuerruder, welches jeden Augenblick morſch zu zerbrechen drohte? Wir mußten uns wohl oder übel den Wellen und Winden überlaſſen, und unſere Hoffnung auf den Himmel ſetzen. Plötzlich gab es einen ſtarken Ruck und das Schiff ſaß feſt. Im erſten Augenblick glaubten wir, es werde alles auseinander geborſten ſein. Allein der Stoß war nicht ſo heftig geweſen; auch lagen wir nicht unbeweglich auf der Sandbank, ſondern das Fahrzeug ſchob ſich hin und her, und dabei gab es einen Laut, wie wenn durch friſches Holz geſägt wird. Ich konnte mir keinen rechten Begriff von unſerer Lage machen, und lief daher, weil ich eben im Raume bei den Kranken zu thun hatte, hinauf zum Schiffer, welcher auf dem Deck beim Steuer war, um mich von ihm über die Natur dieſes neuen Unglücks unterrichten zu laſſen. Aber wie fand ich ihn! Heulend, händeringend

und betend lag er auf den Knieen, von Angſt ſo überwältigt, daß kein vernünftiges Wort aus ihm herauszubringen war. Endlich nach langem Forſchen und Fragen brachte ich ſoviel von ihm heraus, daß nun alles verloren ſei. Das Schiff liege in einer lockern Kies- und Sandbank, von der man es gar nicht losmachen könne; bei dieſem Hin- und Herwiegen werde es ſich in kurzer Zeit durchgeſcheuert haben, und dann in tauſend Trümmer gehen; wenn uns alſo nicht bald ein anderes Fahrzeug zur Hülfe komme, müßten wir alle hier umkommen! Ihr könnt Euch denken, meine Lieben, daß das ein ſchlechter Troſt für uns war. Denn bei dem Nebel und Sturm auf die Hülfe eines anderen Schiffes zu hoffen, was einen Compaß hatte, und folglich wohl dieſe Kiesbänke, die auf den Seekarten genau angezeichnet ſind, möglichſt weit umſegeln würde, dazu war nicht mehr Hoffnung, als auf einen Schuß ins Schwarze, wenn man in die blinde Finſterniß hinaushält. Um den Muth der Leute zu erhalten, mußte ich ihnen die Gefahr verſchweigen, und beſchwor den Schiffer, bei allem was mir einfallen wollte, ſich ebenfalls zu faſſen. Doch wiederum hätte es mich faſt aus der Beſonnenheit gebracht, daß der verwünſchte Kerl auch jetzt nur an ſein zertrümmertes Schiff dachte, und weder ſein noch unſer Leben ſonderlich zu berückſichtigen ſchien. Er war aber wirklich

halb wahnſinnig vor Angſt. — Da ich ſahe, daß durchaus nichts mit ihm anzufangen war, ließ ich ihn gewähren, und beſchloß ganz allein zu handeln. Der Schiffschirurgus war ein vernünftiger, entſchloſſener Mann, welcher auch dachte, man muß den Kopf ſo lange als möglich über Waſſer halten, und auch mein Unteroffizier zeigte ſich als ein braver Soldat. Beide gingen mir mit Rath und That an die Hand, aber leider, war nicht viel zu rathen noch zu thun. Das nächſte war die Sorge, daß uns das Waſſer im Schiff nicht höher ſteige; daher pumpten wir aus Leibeskräften, ſoweit es die ſchwache Zahl der Geſunden — denn wir waren alle zuſammengerechnet, der Schiffer, ſein Knecht und Weib mit eingeſchloſſen nur eilf — zuließ. Dennoch blieb uns das Waſſer über ein Fuß hoch im Schiff ſtehen. Dieſes beharrte indeſſen bei ſeiner Bewegung auf der Kiesbank, wodurch oft ein gewaltiges Krachen der Planken entſtand, ſo daß wir zuſammenſchraken, und glaubten, es ſei unſre letzte Stunde gekommen. Natürlich hatte ich gleich von dem Augenblick an, wo wir feſt lagen, eine neue Eintheilung der Speiſen vorgenommen, die auf fünf Tage berechnet war, aber weniger konnte ich den Leuten nicht geben. Ueberdies mußte ich, da uns ſo viele Fäſſer zerſchlagen waren, viel mehr Mangel an Waſſer fürchten. Wir gingen daher mit dem, was uns übrig geblieben war,

aufs sparsamste um. — Ach, Freunde, wie oft trat ich an diesen Tagen, wo unsere Hoffnungen noch frischer waren, hinaus auf das Deck und sah mich um, ob der Nebel noch nicht fallen wollte! Ich blickte in die dichten, wogenden Dünste hinein, daß ich bisweilen glaubte, ich müsse sie mit den Augen durchbohren! Und wie oft ließ ich mich täuschen, wenn die Nebel sich an irgend einer Stelle dichter zusammenballten, daß es aussah, als verhüllten sie einen dunklen, festen Gegenstand! Immer glaubte ich ein Schiff zu sehen, und vermeinte, es komme näher — ach und immer verschwand das trügerische Scheinbild wieder! —

In dieser Angst und Sorge vergingen zwölf lange Stunden. Da hörte das Schiff auf, die Bewegung hin und her zu machen, und lag im Kies fest. So brach denn die zweite Nacht für uns in dieser trostlosen Lage an. Von den Schiffen, auf welchen sich unsere Kameraden befanden, hatten wir auch keine Spur weiter entdeckt. Jetzt mußten sie, wenn sie bei regelmäßiger Fahrt geblieben waren, schon weit von uns sein, oder war es ihnen ergangen wie uns, so konnten wir vollends nicht auf ihre Hülfe rechnen. Diese Hoffnung, die uns gestern noch einigermaßen aufrecht erhalten hatte, war also verschwunden, und wir fingen allgemach an, uns darein zu ergeben, daß wir das Ende unseres Lebens auf dieser Stelle im Meere erreicht haben sollten.

an. Um jedoch nichts zu vernachläſſigen, zündete ich eine Laterne an, und befeſtigte eine Hülfsflagge darüber an den Stumpf unſeres Maſtes. Dann kroch ich gleich den Uebrigen in den Raum hinab, und unter Froſtſchauern und Halbſchlaf, umgeben von dem Wimmern der Kranken, dem bangen Seufzen der Geſunden, brachten wir die Nacht zu. Nur abwechſelnd hielten wir die Wache und pumpten, und das waren noch die beſten Stunden, weil dabei die angeſtrengte Thätigkeit des Körpers unſere Seele von ihren düſteren Betrachtungen abzog."

„Aber laß dir das Glas füllen, Heinrich!" unterbrach ich ihn, der mit trüber Stirn vor mir ſaß, als habe ſich dieſe Unglückszeit erneuert. Wir tranken und ſtießen an, und freuten uns, daß wir ſo traulich, behaglich beiſammen ſaßen, während draußen der Herbſtwind durch die Bäume fuhr, und die ferne See hohl gegen die Küſte brandete.

Nach einigen Minuten hob Heinrich wieder an: „Der Morgen des dritten Tages war angebrochen. Grau, ſchauerlich, naßkalt wie der geſtrige. Bei ſeinem bleichen Schimmer zählten wir zuerſt wieder die Todten auf den Lagermatten; es waren ihrer ſieben. Sie wurden in's Meer geworfen. Dagegen aber waren drei von meiner bisher geſunden Mannſchaft erkrankt; der Fieberfroſt ſchüttelte ſie, daß ihnen die Zähne ge-

gen einander klapperten. — Doch damit hatte unſere Noth, unſer Jammer den Gipfel noch nicht erreicht. Ich unterſuchte die Vorräthe und ſonſtigen Einrichtungen, und fand, daß das Trinkwaſſer völlig ausgelaufen war, indem faſt alle Tonnen durch das ſtarke Rütteln ſo gelitten hatten, daß ſie das Waſſer nicht mehr hielten. Nur eine einzige Waſſertonne war uns geblieben, und ein großes altes Eſſigfaß, das in einem Winkel des Schiffs durch ſeine Schwere unbeweglich lag. Dieſe beiden Gefäße mußte ich als Schätze hüten, und ſtellte daher eine eigene Schildwacht dabei, die weder ſelbſt außer der Zeit trinken, noch irgend Jemand trinken laſſen durfte. Damit ihr die Verſuchung nicht zu groß wurde, ließ ich alle Stunden ablöſen. Die Eſſigtonne war unſchätzbar für uns wegen der Fieberkranken; der Arzt ſetzte ſeine ganze Hoffnung darauf, dadurch einige der kränkſten zu erhalten. So wenig Wahrſcheinlichkeit vorhanden war, daß man uns zu Hülfe kommen würde, da man uns wegen des ſteten Nebels und Dunſtes noch immer nicht in der Ferne wahrnehmen konnte, ſo mußten wir doch alle mögliche Mittel verſuchen, uns bemerkbar zu machen. Ich ließ daher von Zeit zu Zeit laden, und mehrere Gewehre zugleich abfeuern; doch unſer geringer Vorrath an Patronen zwang uns, auch dabei ſparſam zu ſein. Alle Viertelſtunden mußte der Tambour einen Wirbel ſchlagen;

allein theils hatte die Näſſe die Felle ſo durchzogen, daß der Klang ganz dumpf und hohl war, theils hinderte unſer unverſöhnlichſter Feind, der Nebel, die Verbreitung des Schalles faſt eben ſo wie die des Lichts. Endlich fertigten wir noch aus einem Stück Segel eine große Fahne an, die wir aufſteckten, und mit Theer und Holzkohlen, woraus ich eine ſchwarze Farbe bereitete, ſchrieb ich die Worte: „Help, help!“ mit ellenhoher Schrift darauf. So verging der dritte Tag in ſchaudervoller Einförmigkeit, die nur von Zeit zu Zeit dadurch unterbrochen wurde, daß der Doctor zu mir kam, und die hohlen Worte ſprach: „Ich melde Ihnen, Herr Lieutenant, daß ſo eben der N. N. geſtorben iſt.“ Die Empfindung war unbeſchreiblich, Freunde, wenn ich auf dem Deck ſtand, wo ich ſehnſuchtsvoll nach Hülfe umherblickte, und dann plötzlich dieſen Unheilsboten ſahe, wie er langſam, mit bleichem Angeſicht, dem Geiſt eines Abgeſchiedenen ähnlich, aus dem Raume emporſtieg, und mit ſtarren Zügen der Verzweiflung auf mich zuſchritt. Sein Erſcheinen war wie der Schlag einer Todtenglocke! So wie er es ausgeſprochen hatte, ergriff ich ſeine Hand, dann drehten wir uns um, wiſchten uns die Augen, ſahen uns wieder an, umarmten uns, und ich ſprach mit gepreßter Stimme: „So wollen wir unſere Pflicht vollends thun!“ Das hieß, wir nahmen ein altes Leintuch, wickelten ihn ein,

trugen ihn nach dem Hintertheil des Schiffes am Steuer, welches der vornehmſte Platz iſt, ſenkten die Leiche in die Wellen, ſahen ihr nach, wie die Fluth ſie ſchäumend hinwegſpülte, und verrichteten dann unſer ſtummes Gebet, ob für den Todten oder für uns ſelbſt, das mochte allein Gott wiſſen in dieſem Augenblick!“

Heinrich ſaß einige Augenblicke in ſtummes Nachdenken verſunken da; die Erinnerungen an dieſe ſchrecklichen Tage ergriffen ihn zu lebhaft. So geſpannt wir waren, weiter zu hören, wagte doch keiner die tiefe Stille durch eine Frage zu unterbrechen. Bald begann er auch von ſelbſt wieder:

„Der ganze Tag verſtrich, die vierte Nacht brach an, es änderte ſich nichts in unſerer Schreckenslage. Doch in der Nacht ſelbſt ging eine Veränderung mit uns vor. Das Schiff ſtellte ſich vorn hoch, und ſenkte ſich mit dem Hintertheil tiefer und tiefer herab. Dadurch ſammelte ſich in dem untern Raume das Waſſer ſtark an, und war durch Pumpen nicht mehr zu bewältigen. Um nicht bis an den Hals in Seewaſſer zu ſitzen, mußten wir Planken und Bretter, wo es nur ging, losbrechen und uns Brücken bauen, auf denen wir uns ſetzten und lagerten, ſo gut wir vermochten. Wir hatten geglaubt, unſere Lage könne nicht trauriger werden, jetzt aber ſahen wir, wie ſich das Elend ſteigern ließ. Denn als der Morgen wiederum anbrach,

ſahen wir erſt, wie groß das Unheil geworden war. Unſere Eſſigtonne war halb unter Waſſer geſetzt, ein Theil unſerer Vorräthe gleichfalls völlig verdorben. Was noch übrig war, reichte eben noch hin, Jedem eine ſpärliche Mahlzeit für dieſen Tag zu gewähren. Es war zu wenig, um damit noch im Ganzen haushalten. Ich vertheilte daher alles in ganz gleiche Portionen, und empfahl Jedem an, dem ſein Leben lieb ſei, ſparſam damit umzugehen. Doch die meiſten, von wüthigem, durch die Seeluft geſteigerten Hunger getrieben, und zugleich durch die Verzweiflung über die Gegenwart gleichgültig gegen die Zukunft gemacht, verzehrten ihren Antheil auf der Stelle. Ich machte noch einen Verſuch, wenigſtens die Eſſigtonne zu retten, allein er war vergeblich. Ihr Gewicht widerſtand den vereinigten Kräften der Leute, und da ſie an mehreren Stellen ſchadhaft war, konnte es uns auch nichts helfen, falls das Seewaſſer ſo hoch ſtieg, daß ſie darin ſchwimmen mußte. Denn alsdann wäre dieſes doch eingedrungen, und hätte den Inhalt ungenießbar gemacht. So verging der Tag wie der geſtrige.

Die fünfte Nacht ſenkte ſich herab. Von den wenigſten hoffte ich, daß ſie ſie überleben würden; ſo elend waren ſie durch Mangel, Froſt, Näſſe und Angſt geworden. Doch welche Wunderkraft die Natur beſitzt,

Freunde, und wie dieſe gegen alle menſchliche Erwartung und Berechnung ſich geltend macht, davon erlebten wir jetzt merkwürdige Beiſpiele. Denn während die ſtärkſten Naturen und geſundeſten Körper dieſen Anſtrengungen unterlagen, genaſen einige von denen, die wir als Schwererkrankte von Arnheim mitgenommen hatten. — Allein ich habe meiner Erzählung vorausgegriffen, denn freilich in dieſer Nacht war es nicht, wo unſere Kranken beſſer wurden. Sie brachte uns einen Troſt, wenigſtens eine Hoffnung, aber in fürchterlicher Geſtalt. Es wurde ſternenklar, und ſcharfer Froſt trat ein. Dies gab uns die Hoffnung einzufrieren, und dann vielleicht über's Eis einen Weg nach der Küſte zu finden. Zugleich fühlten wir, daß das Schiff ſich grade ſtelle, und den Punkt, wo wir ſo lange gelegen, zu verlaſſen anfange. Aber mit dieſem Troſt kam auch das Unheil. Denn es wurde ſo ſtreng kalt, daß wir uns durchaus nicht zu erwärmen wußten, und Viele, beſonders unter den Kranken, winſelten vor Froſt. Wir hörten das Eis anfangs in kleinen Schollen kniſtern, ſpäter in größeren, mit heftigerem Geräuſch um unſer Schiff treiben. Bald legten ſich, wie es zu geſchehen pflegt, Eisſchollen an, und hoben uns höher über die Waſſerfläche hinaus. So trieben wir, in die Eisſchollen geklemmt, auf dem Meere fort. Einige Stunden nach Mitternacht dröhnte plötzlich ein furcht-

bares Krachen über unserm Haupt, so daß wir alle aus unserem Taumel von Halbschlaf auffuhren, und nicht begriffen was geschehen war. Mit Mühe erkannten wir es endlich in der Dunkelheit, daß eine mächtige Eisscholle den ganzen obern und Vordertheil des Schiffes weggeschlagen hatte, und sich nun mit ihrer Wucht über uns hinwegschob. Als der Morgen anbrach, saßen wir uns wie in einer Eishöhle, in deren kaltem, feuchten Grunde wir in stumpfer Verzweiflung hausten. Die Luft wurde so scharf, daß den Kranken Hände und Füße erfroren, und im eigentlichsten Sinne des Wortes ringsum nichts als Heulen und Zähnklappen war. Das Schiff richtete sich, durch die Eisschollen gepreßt, gerade. Es war uns so zu Muthe, als bewegten wir uns vorwärts, doch konnten wir nicht unterscheiden, ob wir trieben, oder ob die Wolken über uns hin jagten. Es hatte jetzt Niemand von uns mehr etwas zu essen oder zu trinken. Wir saßen stumm neben einander gekauert, um uns zu wärmen, auf unsern Breterbänken; keiner mochte den andern ansehen, weil er sich scheute, in dem verzweifelten Gesicht des Kameraden das Antlitz des Elendes zu erblicken, das er selbst fürchtete, aber sich zu verschleiern strebte. So verging der sechste Tag und die sechste Nacht völlig ohne Unterschied und Abschnitt. Denn selbst die Todten konnten wir, von den Eisschollen ummauert, nicht mehr hinauswerfen, und Le-

bende und Leichen lagerten in ſtumpf gleichgültiger Nachbarſchaft durch einander.

In dieſer ſechsten Nacht ließ die Kälte wiederum nach, und wir hörten den Wind hohl ſchnauben. Dichte Nebellagen wälzten ſich über uns her, ſo daß wir, ſelbſt als der Tag anbrach, immer noch in einem ſchaurigen eiſigen Halbdunkel ſaßen. Indeß achteten wir nicht einmal ſonderlich darauf, was draußen vorging; unſer Tod ſchien uns ſo gewiß, daß wir ihn in Ergebung erwarteten, und das Wo und Wie uns bereits gleichgültig zu werden anfing. Nur der Schiffer Weimann, der bisher ganz verkümmert und in ſich verſunken, unbeachtet und unbemerkt von uns andern in einer Ecke gelegen hatte, richtete jetzt das Haupt auf, und horchte mit halb geöffnetem Munde, wie in äußerſter Erwartung, auf den Ton des heulenden Windes. Zufällig hatte ich ihn in's Auge gefaßt, und ſah an der Veränderung und den Eindrücken ſeiner bisher faſt lebloſen Phyſiognomie, daß etwas Wichtiges vorgehe. Ich ließ ihn daher nicht aus dem Auge, ſondern beobachtete jede ſeiner Bewegungen. Er horchte immer geſpannter, immer ſchärfer; ja es ſchien mir, als ob ein Zug der Freude und der Hoffnung in ſeinem Geſicht erkennbar werde. Plötzlich, als habe er nun Gewißheit erlangt, raffte er ſich auf, kletterte aus dem Schiff heraus in's Freie, d. h. auf eine Stelle deſſelben, wo uns oben

weder die Eisscholle, noch sonst ein Dach bedeckte. Ich folgte ihm nach und fand ihn mit zurückgebogenem Kopfe stehend und die Zunge herausstreckend, wie einer, den brennender Durst plagt, und der die Feuchtigkeit der Luft einsaugen will. Mehrmals leckte er gegen seine Lippen, und endlich wandte er sich zu mir und rief: „Het regent" (es regnet). „Woher wißt Ihr das?" fragte ich erstaunt, da ich keine andere Nässe fühlte als die der dichten Nebel und ihres durch den Wind verursachten stäubenden Spritzens, was freilich dem Regen ähnlich war. Er aber wiederholte die Worte: „Het regent Mynerr," mit sichtlicher Freude, und erklärte mir dann, er habe süße Wassertropfen auf der Zunge geschmeckt, und nun sei noch Hoffnung zur Rettung. Zwar durchzuckte mich ein freudiger Schauer, doch konnte ich noch nicht begreifen, was uns eigentlich retten sollte, bis mir Weimann die Sache folgendermaßen auseinandersetzte. An dem eigenthümlichen Ton des Windsausens hatte der erfahrene Schiffer gehört, daß es Westwind sein müsse, der draußen wehe; der Regen bestätigte seine Vermuthung, und dieser Wind mußte uns gegen die Küste treiben, von der wir nicht so gar entfernt sein konnten. Von den Eisschollen getragen, konnte unser schlechtes Wrack eine solche Seereise auch noch aushalten, kurz endlich dämmerte nach unsern langen Leiden ein Strahl der Hoffnung auf.

Ich eilte ſogleich, meinen Leuten dieſe Nachricht mitzutheilen, allein nur wenige vermochten noch, ſie mit Freude zu hören. Bei den andern war die Kraft des Lebens nicht mehr groß genug zur Kraft der Hoffnung.

Wir ſahen uns, ſo ſicher wir in unſerm kleinen häuslichen Heiligthume waren, gewiſſermaßen wie Selbſtgerettete fröhlich an, als Heinrich ſo weit in ſeiner Erzählung gekommen war; ich ergriff das Glas, und trank ihm athemſchöpfend freudig zu. Doch in ſeinen Zügen war Wehmuth bemerkbar, weil er ſich der verlornen Gefährten, wie der ganzen furchtbar ernſten Vergangenheit doch nicht ohne Schmerz erinnern konnte. Die Rettung der Wenigen, zu denen er gehörte, hatte zu große Opfer gekoſtet! Doch reichten wir uns einander froh die Hände, und drückten ſie dem Redlichen, den wir nach ſo ſchwer überſtandenen Gefahren mit verdoppeltem Gefühl der Liebe unter uns ſahen.

„Wir waren aber noch nicht gerettet," fuhr Heinrich fort, „ſondern hatten noch manchen Kampf zu kämpfen, mußten uns durch manche rauhe Stunde ſchlagen. Den Tag über trieben wir ſo fort auf der See, und dachten mit Sehnſucht daran, ob wir wohl endlich die Küſte erreichen möchten; allein die Nacht kam, ohne daß unſere Hoffnung in Erfüllung gegangen wäre. Hunger, Froſt und die Schmerzen der erfrornen Gliedmaßen quälten uns mehr als in der Nacht vor-

her, theils weil die Uebel wirklich ärger geworden wären, theils weil mit der neuerweckten Hoffnungs- und Lebenskraft auch die Fähigkeit des Körpers Schmerzen, Leiden und Angst zu empfinden, wieder gestiegen war. Die Nacht zuvor hatte uns stumpfer gegen alles gefunden. Aengstlich lauschte ich, fast ganz schlaflos auf den Ton des Windes, ob er sich nicht vielleicht ändere, und uns wieder in die See hinausführe. Denn der Regen hatte aufgehört, es war wieder kälter geworden, und der dichte Nebel ließ keinen Stern erblicken, der uns hätte sagen können, in welcher Richtung wir trieben. Oder vielleicht nicht trieben, denn bei der Masse von Eisschollen, die mit uns zusammenhing, war keine Bewegung zu spüren, und so blieb es, wie schon einmal zuvor, ungewiß, ob wir uns bewegten, oder das Nebelgewölk über uns. — Endlich dämmerte der Morgen herauf. Muthlos, erschöpft saßen wir in unserer Höhle. Da aber das Fahrzeug so gar still lag, kamen wir doch auf den Gedanken, daß wir vielleicht schon im Ufereise fest lägen, und Einige versuchten, vom Hunger getrieben, ob sie wohl über unsern Schollenberg hinweg klettern könnten. Es glückte. Nach einigen Minuten hörte ich den Ruf: Muscheln, Muscheln, Muscheln, von verschiedenen Stimmen. Ich hatte zu wenig Erfahrung, gleich zu wissen, was dieser Ruf bedeuten könnte, doch auf dem Gesicht des Schiffers

Weimann las ich die Erklärung. „Muſcheln, Muſcheln!“ rief er als das gierige Echo dieſes Schalles nach, und verſuchte nun auch hinauszuklettern. Es dauerte nicht lange, ſo waren wir alle auf dem Eiſe, wo wir bald unſere vorausgeklettern Kameraden auffanden, wie ſie mit dem beſten Appetit an einer Muſchelbank ihren ſeit achtundvierzig Stunden unbefriedigten Hunger ſtillten. Wie ſchnell der Menſch vergeſſen kann, was ihn noch ſo ſehr bedrängt hat, und noch bedrängt, davon ſahe ich jetzt ein Beiſpiel. Denn als ob ſie gar keine Leiden erfahren, oder nichts weiter zu fürchten hätten, waren meine Leute jetzt nur von der Freude erfüllt, daß ſie endlich den grimmigſten aller Feinde, den Hunger aus dem Felde ſchlagen konnten. Doch gedachten ſie auch ihrer kranken Kameraden, und brachten von dem aufgefundenen Vorrath nach dem Schiff.“

„Nachdem wir uns ſo alle geſättigt hatten, waren wir mit ganz neuen Hoffnungen erfüllt. Unſere Lage war jetzt folgende. Wir waren mit unſerer Scholle an eine Muſchelbank getrieben, an welche ſich weit umher die Eisſchollen angelagert hatten. Wie weit ſich dieſe erſtreckte, konnten wir nicht ahnen, da es uns nicht möglich war, überall hin vorzudringen, indem ſich uns die Schollen oft wie Giganten entgegen dämmten. Indeſſen hatten meine Leute ſoviel Muth, daß ſie

zu jedem Wageſtück bereit waren. So ließ ich ſie denn nun auch damit beſchäftigt, alle möglichen Hülfsmittel, die unſere Lage geſtattete, zu erſinnen, um über die Eisſchollen hinweg zu klettern. Doch eine Mühe nach der andern war vergeblich, denn wenn man auch mit Stricken und Strickleitern einen der nächſten Eisberge überſtimmt hätte, ſo war man doch dort nicht weiter wie vorher, denn andere Eisblöcke und der dichte Nebel hinderten die Ausſicht dort ſo gut wie hier. Der Nebel blieb alſo unſer Erbfeind. Ich ließ ein Signal aufrichten, in der Hoffnung, daß der Wind doch einmal das Gewölk theilen, und uns ſo einen Blick in die Weite verſchaffen, oder entferntere ſichtbar machen werde. Doch verſtrich der Tag und die nächſte Nacht ohne ein Zeichen der Hülfe. Deſſenungeachtet, dies darf ich ſagen, blieben meine Leute voller Muth, und es fehlte ſogar nicht an Scherz, was freilich nur demjenigen begreiflich ſein kann, welcher Zuſtände unſerer Art ſelbſt erlebt hat, ſie nicht bloß aus Beſchreibungen kennt. Denn das Gefühl ſtumpft ſich zuletzt gegen alles ab, und zum wahren Glück des Menſchen muß jedes Uebermaaß von Angſt, Schmerz und Qual zuletzt daran ſcheitern, daß das Gefäß des menſchlichen Gefühls über ein gewiſſes Quantum hinaus nicht mehr aufzunehmen vermag. So ſcherzten denn auch wir mitten im Schlunde dieſes erſtarrenden Eisgrabes, und

die öfters vergeblichen Verſuche, eine Eisſcholle zu erklimmen, erregten in ihrer komiſchen Geſtalt mitunter lautes Gelächter. So brach denn wiederum die Nacht an, und verging in todter Einförmigkeit. Zum Glück, daß der Wind ſtet blieb, die Kälte weder wuchs noch fiel, und wir durch die Kleidungsſtücke der Todten und deren verlaſſenen Lagerſtätten in den Stand geſetzt waren, uns gegen den Froſt ziemlich zu ſchützen."

„Der neunte Tag begann. Ein Wallen und Wogen im Nebel ließ uns hoffen, daß derſelbe ſich theilen werde. Beſtändig hatten wir auf einem der höchſten Eisberge eine Wacht auszuſtehn. Diesmal war es der Unteroffizier, der ſich oben befand. Plötzlich, es war Nachmittags um zwei Uhr, rief er wie außer ſich vor Freude: „Ich ſehe eine Mühle! Wir ſind gerettet! Wir ſind keine Stunde weit vom Lande!" Auf dieſen Ruf erhob ſich ein allgemeines Jauchzen und Jubeln. Die Freudenthränen entſtürzten unſern Augen, einer umarmte den andern wie einen wiedergefundenen Bruder. Unſere Kräfte ſchienen durch dieſe Nachricht verdreifacht, und alles ſchrie jetzt: „Wir müſſen über's Eis wandern, bis wir die Mühle erreichen." Sogar die Kranken, die im Fieber lagen, trauten ſich die Kraft dazu zu, und es koſtete mich jetzt Mühe, dieſem Verſuch nur ſo viel Ordnung zu geben, daß er nicht auf's Neue fehlſchlüge. Wir mußten Strickleitern haben, um über

die Eisberge wegzuklimmen; wir mußten uns mit Beilen und anderm Handwerkszeuge, auch mit Vorräthen an Kleidungsstücken aus dem Schiff versehen. Dazu fing der Tag an sich zu senken, und die Nacht konnte uns mitten im Eise überraschen. Dies sahen meine Leute mühsam aber doch endlich ein, und wir beschlossen daher, noch die eine Nacht auszuharren, morgen aber mit dem Frühesten den Weg anzutreten. Indessen gaben wir noch alle mögliche Zeichen, damit man uns am Lande bemerken möge; allein es sah uns Niemand.

„Mit dem Anbruch des zehnten Tages machten wir uns mit unbeschreiblicher Mühe auf den Weg. Einer mußte immer zuerst einen Eisberg hinan, wobei wir ihm mit Stangen und Seilen jede mögliche Hülfe leisteten. War er eine Strecke hinauf, so mußte er sich mit Hülfe des Beils einen sichern Standpunkt schaffen, wo ihm zwei andere nachfolgen konnten, die ihm dann wieder weiter in die Höhe halfen, bis er den Gipfel erreichte, wo er Pflöcke in's Eis trieb, um die Seile oder Strickleitern anzuhängen, an denen die übrigen sich hinaufarbeiteten. Die meiste Mühe machten uns dabei die entkräfteten Kranken, die sich wohl einen Augenblick lang über das Maaß ihrer Kräfte täuschen und Unglaubliches leisten konnten, aber doch nicht anhaltend. Nach drei starken Stunden hatten wir viel-

leicht fünfhundert Schritt zurückgelegt. Jetzt sahen meine Leute wohl ein, wie gut es war, daß wir unsere Reise nicht sogleich begonnen hatten. Allein von nun an wurde sie minder beschwerlich und das Eis ebener. Endlich Nachmittags um zwei Uhr kamen wir ganz in's Freie, sahen vor uns einen schwarzen Meeresarm, und jenseit desselben Land, rauchende Schornsteine und die Mühle, welche der Unteroffizier entdeckt hatte. Was wir nur ersinnen konnten, gaben wir an Zeichen von uns. Wir steckten eine Fahne auf einer unserer Stangen aus; von Zeit zu Zeit erhoben wir Alle zu gleicher Zeit, wenn gerade der Wind still war, ein lautes heulendes Geschrei; endlich zündeten wir auch einige entbehrliche Kleidungsstücke und ein Paar alte Strohwische an, um eine hohe Rauchsäule hervorzubringen. Ich hatte mein Fernrohr mitgenommen, und beobachtete beständig die Mühle, als den nächsten bewohnten Punkt. Eine Viertelstunde, eine halbe Stunde, eine ganze verging, es zeigte sich Niemand. Schon überfiel uns die Angst, daß es wieder dunkel werden möchte, bevor man uns wahrnähme, da endlich entdeckte ich auf der beschneiten Anhöhe einen Menschen, welcher nach der Mühle hinauf ging. Jetzt schrieen wir alle auf aus Leibeskräften; einige schwenkten die Fahne hin und her, und in unser verglimmendes Feuer warfen wir hinein, was wir nur irgend wußten, um Qualm

zu erzeugen. Ich sah durchs Fernrohr, daß der Mensch still stand, dann ging er wieder einige Schritte, dann stand er wieder still, endlich verschwand er in der Mühle. Zwei Minuten des bängsten Herzklopfens! Da erschien er wieder und hinter ihm her folgten mehrere andere. Sie traten [illegible] den Rand des Hügels und gaben Zeichen mit ihren Hüten. Doch nur durch das Fernrohr waren sie sichtbar; mit bloßen Augen konnte man nichts entdecken. Indeß litt es keinen Zweifel, daß sie uns gesehen hatten, denn nach einigen Minuten sahen wir eine dichte Rauchsäule als Gegen-Signal der unsrigen auf dem Schneehügel emporsteigen. Jetzt dauerte es keine Viertelstunde mehr, so sahen wir, wie sich eine Menge Leute auf einer Strandspitze versammelten, die höchstens tausend Schritt von unserm Standpunkt entfernt war. Wir zitterten vor Freude und doch auch vor Angst, daß uns die nahe Rettung wieder entrinnen möchte, weil wir noch keine Fahrzeuge zum Uebersetzen erblickten. Indessen näherte sich nach wenigen Minuten ein einzelner Kahn mit drei Ruderern; als er so weit war, daß wir mit einander sprechen konnten, rief ich ihnen zu, sie möchten uns abholen. Sie entgegneten, es müßten erst Schiffe von einem entfernteren Ort geholt werden, aber es seien schon Leute danach hin. Darauf sagte ich ihnen, sie möchten uns einstweilen Brot und etwas Warmes

bringen, weil wir verhungert und erfroren wären. Da winkten ſie mit den Händen, zum Zeichen, daß ſie das ſchon im Kahn hätten. Nun waren wir außer uns vor Freude. Doch ich beſorgte, die Leute möchten ſich den Tod holen, wenn ſie zu begierig äßen; daher ließ ich ſie in Reihe und Glied treten, und ſprach, bevor noch der Kahn heran war: „Freunde! Bringt Euch nicht jetzt ſelbſt ins Verderben durch das, was Euch retten kann. Ueberlaßt es mir Alles zu vertheilen und anzuordnen.“ Da ſie großes Vertrauen in mich ſetzten, und ich auch ihre Liebe gewonnen hatte bei dieſen gemeinſamen Leiden, ſo verſprachen ſie mir, Jeder durch einen Handſchlag, zu gehorchen. Ich theilte ſie nun in drei Sectionen, und dabei ſahe ich, daß wir außer dem Schiffer mit Frau und Sohn in allem noch achtzehn übrig waren. Den Ueberreſt hatten Krankheit, Elend, Hunger und Froſt ſchon getödtet.

Es war mir ein unbeſchreiblich wehmüthiges Gefühl jetzt wo die Rettung gewonnen war!“ — Ich gab die erſte Section in Aufſicht des Doctors, eines ſehr wackern Mannes, die zweite in die eines ſehr tüchtigen Unteroffiziers, die dritte übernahm ich ſelbſt. Nunmehr landeten die Menſchen und brachten Brot und warmes Getränk mit, eine Miſchung von Rum, Bier und Zucker, wie ſie von den dortigen Seeleuten bei der Kälte genoſſen wird, und die etwas ſehr

Magenſtärkendes hat. — Meine erſte Frage war: „Wo ſind wir?“ — „Bei der Inſel St. Philippsland.“ — Ich erſtaunte ſehr, denn dieſe kleine Inſel liegt noch in Holland ſelbſt, mitten in den ſeewiſchen Strömungen. Wir waren alſo nicht in hoher See, doch es war möglich, daß wir ſchon weit in derſelben geweſen, aber durch den glücklichen Weſtwind zurück in die Strömungen getrieben waren. Wie oft konnten wir wenige hundert Schritt vom Ufer geweſen ſein, und nur an einem Zufall, an einem Windſtoß, der den Nebel zertheilt hätte, hing es, daß wir alle gerettet worden wären! — Ich will Euch nicht lange erzählen, wie wir Brot und Getränk vertheilten, wie unbeſchreiblich die Empfindung war, nun wieder dem Leben anzugehören, neue Hoffnungen haben zu können, und einer baldigen Erlöſung von der Marter entgegenzuſehn. Genug, nach einiger Zeit kamen auch größere Kähne, und man ſetzte uns über. — Der ſchauerlichſte Theil unſres Unheils iſt freilich nun vorüber, allein es war damit noch nicht geendet!“

„Wie? Noch nicht zu Ende? Und eben wollte ich auf Eure Rettung das Glas ergreifen!“

„Unſre!“ ſprach Heinrich wehmüthig; „hört nur weiter wie es kam! Als wir in St. Philippsland ans Ufer geſetzt waren, entſtand die Frage, was mit uns anzufangen ſei. Niemand wollte uns aufnehmen! —

Das klingt unglaublich, von Leuten, die uns so wacker gerettet hatten. Aber es war doch erklärlich. Diese Menschen leben wirklich fast außer allem Zusammenhang mit der Welt; von ihrer Unwissenheit über alle Dinge des täglichen Lebensverkehrs könnt Ihr Euch keinen Begriff machen. So hatten sie denn kurz zuvor zum erstenmale Einquartierung gehabt, und zwar von Truppen, die nach Indien bestimmt waren, wobei sich viel nichtsnutziges Gesindel befand. Diese hatten, den Zustand der Insel, wo Jeder fast nur für sich lebte, keine eigentliche Behörde oder Verwaltung war, benutzend, sich sehr schlecht betragen, die Leute geplündert, geprügelt, ja zum Theil ihren Frauen und Mädchen Gewalt angethan. Wir waren auch Soldaten! Theils hielten sie uns anfangs für Leute dieses Corps, die Schiffbruch gelitten hätten, und daher erklärte sich mir erst später das Wesen des Mißmuths, mit dem sie Barmherzigkeit an uns übten. Sie thaten ihre christliche Pflicht, mochten aber weiter nichts mit uns zu schaffen haben. Als ihnen endlich dieser Irrthum genommen war, glaubten sie wenigstens, Soldaten seien sich überall gleich, und zeigten, wenn auch keinen Haß mehr, doch Widerwillen und das höchste Mißtrauen in uns. So ward uns denn endlich ein leeres Predigerhaus angewiesen, um unser Nachtlager aufzuschlagen, denn die Insel hat nur im Sommer einen Prediger,

der vom Feſtlande Sonntags herüberkommt, und dann in dem Gebäude wohnt. Im Winter iſt gar keine Communikation, und da ſorgt Jeder ſelbſt für ſeinen Gottesdienſt. Obdach hatten wir nun, aber ernähren wollte uns Niemand. Ich erklärte zwar, daß wir alles bezahlen wollten, und bot ihnen unſre Baarſchaft verlänſig dar; allein dieſe war äußerſt gering und zum Theil in franzöſiſchem Gelde, was ſie gar nicht kannten. Ich wollte ihnen daher Quittungen geben, und betheuerte ihnen, die Regierung würde ſie bezahlen, allein über meine Papierbezahlung lachten ſie förmlich. Der Bürgermeiſter, mit dem ich unterhandelte, war zwar ein ſo weit gebildeter Mann, daß er einſah, der König werde ſeine Leute nicht verhungern laſſen wollen, allein er ſagte mir gerade heraus, es ſei ihm unmöglich, die übrigen Bewohner der Inſel zu bewegen, ſolche Bezahlung anzunehmen, und er ſelbſt könne uns nicht auf ſeine Gefahr und Koſten ernähren. Mit größter Mühe erhielt ich denn endlich für einige Tage trockne Fiſche und Kartoffeln, und das Verſprechen fernerer Lieferungen. Somit richteten wir uns denn, Stroh hatte man uns gegeben, in dem elenden Hauſe ein, ſo gut wir konnten. Doch ſtanden wir Froſt und Noth genug aus, beſonders die Kranken, aber es ließ ſich Niemand bewegen, einen von uns ins Haus zu nehmen, ſo hatte die böſe Erfahrung die Leute

abgeſchreckt. Als die Vorräthe zu Ende waren, wollte ich neue Lebensmittel. Aber ich fand die größten Schwierigkeiten: keiner wollte der ſein, der ſie gäbe, und eine Gewalt beſaß der Bürgermeiſter nicht, der übrigens ſelbſt nur ein armer Fiſcher war. Mit Mühe erhielt ich das Nothdürftigſte, und auch das nicht hinreichend. So war unſre Exiſtenz hier faſt noch elender als auf dem Schiff; mit jedem Tage wurde ſie unerträglicher, wir aber auch den Leuten mit jedem Tage läſtiger. Die Noth trieb uns endlich zu dem, was man anfangs mit Ungrund von uns fürchtete. Wir mußten unſern Unterhalt förmlich rauben. Nachts gingen wir aus, gruben Kartoffeln auf, ſtahlen Fiſche, auch wohl Federvieh, einen Hammel, ein Schwein, je nachdem wir ankommen konnten. Da man uns nicht einmal Feuerzeug gab, mußten wir die morſchen Dammpfähle ausbrechen, welche die Deiche der Inſel, deren ſie gegen Sturmfluthen bedurfte, unterſtützten. So erſchienen wir auch hier als Zerſtörer. Zwar hatte man uns noch nicht ertappt, oder wir waren wenigſtens an den einzelnen Orten, wo wir ſtahlen, die Mehrzahl geweſen, ſo daß man uns nichts anhaben konnte. Daß man uns aber als Gäſte nicht gern ſah, könnt Ihr denken, bald merkten wir, daß man uns mit Gewalt vertreiben wollte. Wir mußten daher nur Alle beiſammen bleiben, um gegen einen Ueberfall ge-

ſichert zu ſein. Dieſer Zuſtand dauerte drei volle Wochen, und während deſſen ſtarb noch mancher von uns wegen der harten Entbehrungen, die er erdulden mußte, und weil den Kranken gar keine Pflege werden konnte. Endlich wurde uns dieſes Leben unerträglich. Wir beſchloſſen der Sache ein Ende zu machen, koſte es was es wolle, denn wir ſahen voraus, daß es uns den ganzen Winter über ſo elend ergehen müſſe, bis die Communication mit dem Feſtlande wieder offen wäre. Daher beſchloſſen wir Alles zu wagen, uns eines der beſſeren Schiffe auf der Inſel zu bemächtigen, und dann in Gottes Namen wieder auf die offene See hinaus zu ſteuern. Zu dieſem verzweifelten Entſchluß bereiteten wir uns drei Tage vor, indem wir ſoviel Lebensmittel als möglich zuſammen raubten. Dann gingen wir in der Nacht an den Strand, nahmen das beſte Schiff, richteten uns ein, und wollten fort. Doch wir wurden von dem Eigenthümer entdeckt, der aus ſeiner Hütte herablief und nun ein furchtbares Lärmen und Schreien anfing. Es blieb uns kein Mittel übrig, wir mußten ihn packen, und damit er nicht die ganze Inſel gegen uns in Aufruhr brächte, mitnehmen. Jetzt ſchrie und jammerte er, und meinte, es ſei ein raſendes Unternehmen in ſolchen Fahrzeugen auf die offene See gehen zu wollen, und nach Antwerpen zu fahren; es würde uns eben ſo gehen wie zuvor. Allein wir

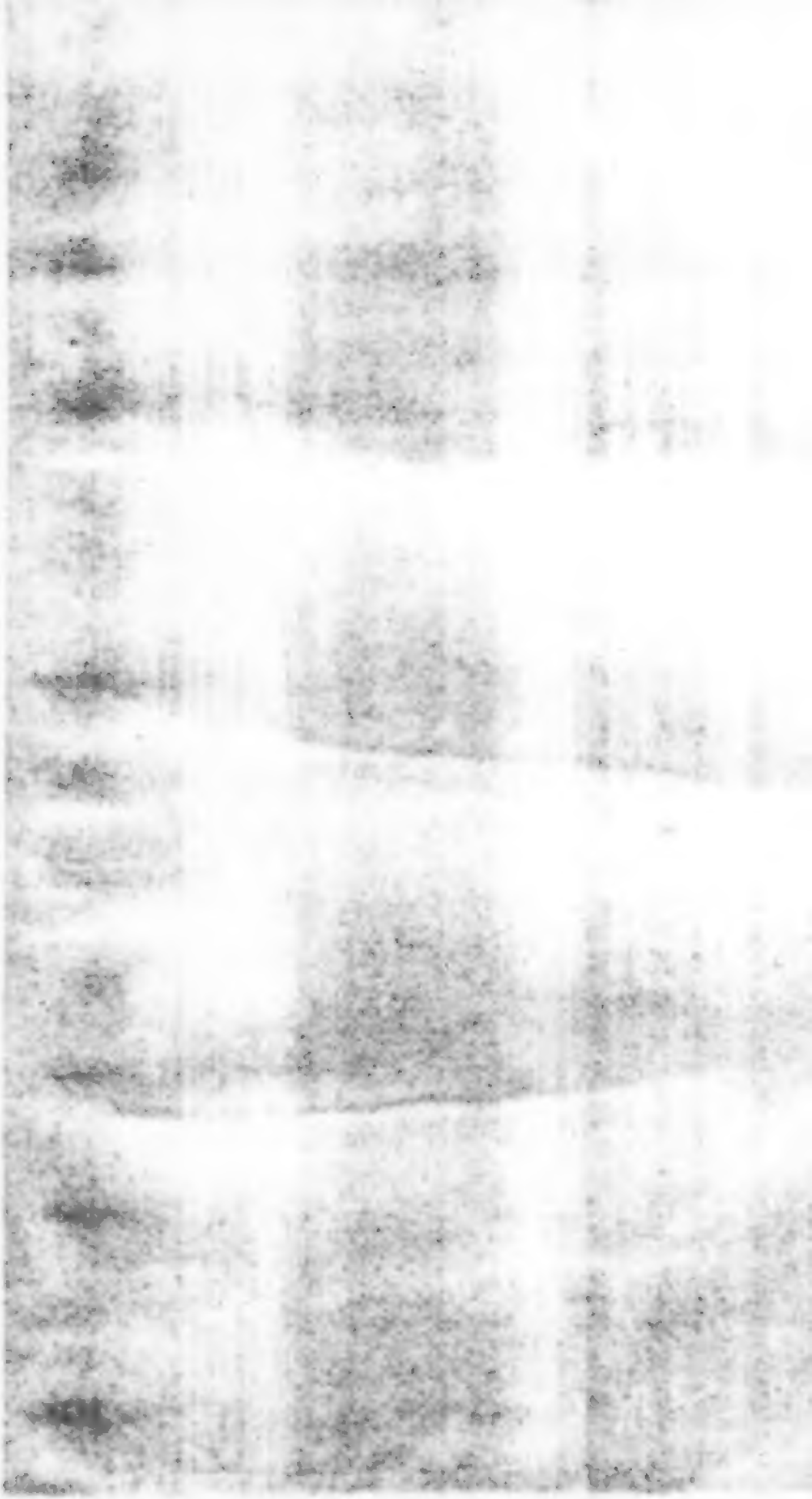
waren entſchloſſen; unſre Verzweiflung hatte den höchſten Grad erreicht, und ſo ſteuerten wir denn, trotz des erlebten Elendes und Schreckens, aufs neue, ohne Compaß, aber bei hellem, Dauer verſprechenden Wetter wieder in die See hinaus. — Die Fahrt war gewagter als die erſte, aber wir hatten Glück. Bald erreichten wir das offene Meer, und durch Weimanns Schiffer-Erfahrung geleitet auch die Mündung der Schelde, ſo daß wir endlich wohlbehalten in Antwerpen ankamen. Es war Nacht. Beim Fort Lillo legten wir an. Ich ſtieg eine kleine Treppe gegen den Wall hinan, wo eben die Schildwacht ſtand, die uns ihr „Zurück" entgegen rief, weil niemand dort anlegen darf. Doch gleich an der Stimme erkannte ich, daß es ein Mann von meiner Compagnie war (denn unſer Regiment war indeſſen nach Antwerpen marſchirt) und rief ihm zu: „Ich bin der Lieutenant ***." Kaum hörte er dieſe Worte, als er ein Freudengeſchrei ausſtieß und rief: „Herr Lieutenant, Sie leben! Iſt's möglich! Wir haben Sie alle verloren geglaubt!" — Durch dieſe Schildwacht erfuhr ich die Wohnung des Obriſten, und obgleich es Abends nach eilf war, ging ich doch ſogleich zu ihm. Auch er empfing mich mit herzlicher Umarmung, und begrüßte mich als einen von den Todten Auferſtandenen. Ich erzählte ihm, daß wir noch unſerer eilf am Leben ſeien! Da Freunde, da vergeß der

alte Kriegsmann Thränen, und ich schämte mich
nicht zu weinen!“ —

Wir saßen still, und die Thränen der Rühr
waren uns auch nahe. Die Frauen vergessen sie re
lich; doch die anmuthige Kunigunde schlug den A
um ihres Heinrichs Bieder, küßte ihn herzlich
sprach: „Aber unter diesen eilf wareſt Du!“

„Gottes Gnade war größer, liebstes Herz,“ sp
Heinrich wehmüthig. „Denn zwei Monat nach
Tage unsrer Rettung lebten nur noch drei von u
mein Bursch, der Doctor und ich. Alle übrigen l
ten die Nachwehen der furchtbaren Leiden und Anst
gungen trotz der bessern Pflege, die ihnen natürlich
wurde, hinweggerafft!“ — „Doch es ist spät! L
das Glas und laßt uns zur Ruhe gehen. — Wie
während dieser Unglücksfahrt die Stelle eines Ca
tains entging, zu der ich vorgeschlagen war, die a
da man mich verloren glaubte ein andrer Kamerad
hielt, so daß ich fünf Jahre später noch als Lie
nant meinen Abschied nahm, — diesen Nebenquerst
meines höhern Schicksals erzähle ich Euch ein an
mal, und auch noch manches meiner seltsamen Ab
theuer, wenn Ihr mir zuzuhören Geduld habt!“ —

Druck von Bernh. Tauchnitz jun.



BIBLIOTHEK
VON
VARNHAGEN v. ENSE.
2418

Franz Liszt

von

L. Rellstab.

Beurtheilungen. — Berichte. — Lebensskizze.

Geschenk vom Verfasser.

Berlin.

Verlag von Trautwein u. Comp.

1842.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

Bibl. Varnhagen
2428

Vorwort.

Von ungenannter, aber doch leicht erkannter Hand ward mir schon im Januar die Aufforderung, meine kritischen Aufsätze über Liszt gesammelt zu veröffentlichen. Ich verhehle mir nicht, wie gewagt es ist, diesen Erzeugnissen des Augenblicks eine Stelle anzuweisen, die in gewisser Beziehung den Anspruch auf eine Dauer macht, die nur dem Gereifteren zusteht. Doch die Aufforderung kam nur von zu verehrter Seite, um nicht in dem Glauben an sie meine eigenen Bedenklichkeiten zu vergessen.

Anderseitigem Wunsche nachkommend, habe ich dieser Sammlung kritischer Blättchen noch eine Skizze von dem Leben des großen Künstlers hinzugefügt, welche sich jedoch darauf beschränken mußte, die einfachsten Umrisse seines so reichen äußerlichen und geistigen Daseins zu geben; ich möchte sie am

Liebsten als Vorarbeit für eine vielleicht später mit sorgfältiger erwägender Muße auszuführende, größere betrachten. Einigen Werth hat sie indessen wohl durch die aus den eigenen Mittheilungen des Künstlers mir gewordene Berichtigung mancher Irrthümer, die sich in andern Biographieen desselben vorfinden.

Wird das Heftchen für einige der vielen Tausende von Verehrern und Bewunderern der außerordentlichen Erscheinung ein Erinnerungszeichen an die jüngst verwichenen Monden, so ist damit seine Bestimmung vollständigst erfüllt.

L. Rellstab.

Beurtheilungen.

Liszt's erstes Concert in Berlin

am 27. December 1841.

Wenn wir über das Concert des Herrn Liszt einfach berichteten, derselbe habe den Ruf, der ihm vorangieng, gerechtfertigt, so wäre damit im Grunde das höchste Maaß dessen gesagt, was die Kritik über ihn sagen könnte. Doch wir wollen uns mit einem solchen kritischen veni vidi vici schon unserer selbst wegen nicht genügen lassen. Referent gesteht aufrichtig, daß er nicht mit dem vollen Zutrauen in das Concert ging. Die Industrie, sich einen künstlichen Ruf zu machen, ist in unserer Zeit zu weit getrieben worden, als daß ein Kritiker nicht vorsichtig werden müßte. Ole Bull kam mit einem gigantischen Ruf und gab uns, im Verhältniß zu diesem, eine sehr pygmäische Wirklichkeit, wenigstens bei seinem ersten Erscheinen; später hatte sich sein Ruf verringert, seine Leistung gesteigert, und so war das Gleichgewicht hergestellt. Aehnliche Beispiele eines mit unablässiger Beharrlichkeit unterhaltenen hohlen Rufs von Virtuosen und Komponisten liegen uns nicht fern. — Daß Liszt die Vorstellung, die man sich von ihm gemacht haben möge, erreicht oder übertroffen habe, wollen wir nicht behaupten; denn die Räume der Phantasie sind allerdings so viel weiter, als die Grenzen der Wirklichkeit, daß eine, nicht auf die Möglichkeiten dieser basirte Erwartung, freilich über alles Maaß des Dargebotenen

weit hinausgehen kann. Wer aber seine Erwartungen auf das, was zu gewähren möglich war, gestützt hat, der wird sie gewiß eher weit übertroffen, als unerreicht gefunden haben.

Man hat sich in geistreichen, zum Theil dichterischen Vergleichungen zwischen Liszt und Thalberg erschöpft; man hat den letzteren den „ange du Piano", den ersten den „diable du Piano" genannt, und sie so einander coordinirt und opponirt. Doch unseres Erachtens sind diese Vergleiche nicht aus dem richtigen Gesichtspunkte gefaßt; Liszt schließt Thalberg völlig in sich ein. Giebt er nicht dasselbe, wie dieser, so könnte er es doch geben; er würde jede Aufgabe, die Thalberg zu lösen vermag, gleichfalls lösen; nicht so umgekehrt. Thalberg's Kunst ist eine harmonisch ausgebildete wunderschöne Körperlichkeit; überall Ebenmaaß, Haltung, Ruhe, Grazie, Kraft; doch jener Reiz, der aus erhöhten Seelenzuständen auf den Körper übergeht, ist ihm wenig, oder doch der Kunst Liszt's so viel mehr eigen, daß wir diese geradehin im Gegensatz zu jener eine beseelte nennen möchten. Dabei fehlt ihm die Ruhe nicht; Thalberg's Ruhe entsteht, weil kein innerliches Gähren und Treiben sie stört; sie ist eine mehr negative; Liszt's Ruhe ist die der vollsten Beherrschung aller aufregenden Gewalten der Leidenschaft, die positive der überlegenen Kraft. Thalberg reitet ein ruhiges Roß als Meister, Liszt ein feuriges, ja ein geflügeltes, dessen brausender Wildheit er nach Gefallen den Zügel schießen läßt, oder sie zu willigstem Gehorsam bändigt. — Seine Kunst ist eine dichterische, sie gehört höheren, geistigen Elementen an, deshalb dürften auch wir uns eher zu dem Versuch berechtigt halten, sie in dichterischer Weise zu schildern, als kritisch zu zerlegen. — Zu dem Letzteren wird uns das Betrachten des Einzelnen hinlänglich Anlaß bieten. Liszt ist der erste Virtuos, der sein Concert ohne alle fremde Hülfe giebt; er trug sieben Stücke auf dem Pianoforte allein

vor. Dennoch war der Saal bis auf den letzten Platz gefüllt, das kunstgebildetste, wie das glänzendste Publikum der Hauptstadt zugegen, gruppirt um die am Fuß des amphitheatralischen Orchesters aufgestellten zwei Instrumente, einem englischen Flügel (einem berühmten hiesigen Komponisten und selbst großen Pianofortespieler zugehörig) und einem, wie wir hören, in Köln a. R. gebauten, der uns jedoch im Ton zu scharf und für den Gesang wenig geeignet war.*) Referent hatte keinen günstigen Platz; er

*) Wir würden im Laufe der Beurtheilungen öfter auf die von dem Künstler benutzten Instrumente zurückkommen müssen. Daher ziehen wir es vor, diesen Gegenstand hier in einer Note abzuthun, um ihn aus dem Text der übrigen Beurtheilungen möglichst zu entfernen. Vorzugsweise liebt Liszt die Erard'schen Flügel, überhaupt die englische Mechanik, welche seinem bisher unbekannten gewaltigen Angriffen des Instruments am besten, doch auch nicht vollkommen, widersteht. Er spielte hier drei Erard'sche, Bewaffnungen zugehörige Flügel, unter denen besonders einer sich durch wundervolle Fülle und Kraft des Tons auszeichnete. Außerdem benutzte er im Anfang das oben erwähnte Instrument aus der Eck'schen Fabrik in Cöln. Ein Versuch mit einem hiesigen von Peran mißlang völlig; dagegen sollen zwei Peran'sche Flügel in Potsdam sich besser gehalten haben. Zwei Flügel von Schönemann, die eine etwas veränderte Streicher'sche Patent-Mechanik haben, gaben für den Ton zu geringe Resultate; in den energischen Solostücken benutzte Liszt sie nicht. Ein Kisting'scher Flügel, den er zuerst in einem der Universitäts-Concerte in der Aula, wo er fünf oder sechs stark angreifende Stücke darauf vortrug, und später in der Loge spielte, hielt sich vortrefflich und gab auch einen schönen Ton aus. Noch besser sagten ihm die ausgezeichneten Flügel von Stöcker durch ihre gegen heftiges Angreifen gesichertere Mechanik zu, wiewohl sie, unseres Bedünkens, im Gesang des Tones den Kisting'schen nicht ganz gleich kommen. Offenbar wird Liszt's Clavierspiel auch hier eine umgestaltende Einwirkung üben; man wird von der Mechanik der Instrumente mehr verlangen, weil mehr damit zu leisten ist, und man durch ihn das Maaß für eine andere Kraft in der Benutzung gewonnen hat, die auch in gewisser Richtung nicht mit Unrecht nachgeahmt werden kann. Deshalb wird, wie wir hören, Kisting auch, wenigstens für die Concert-Instrumente, eine Aenderung in der Mechanik treffen, um auch von dieser Seite völlig den fortwachsenden Ansprüchen der Zeit zu genügen. Muthmaßlich werden andere Instrumentmacher Aehnliches thun.

saß dem Flügel zu nahe, gewissermaßen unter dem Schuß, so daß ihm der eigentliche Ton-Eindruck, der sich in einer gewissen Ferne so wesentlich verschönert, größtentheils verloren ging. Er bekennt daher aufrichtig, daß er während der ersten drei Musikstücke den Künstler mehr durch den Verstand, als durch die unmittelbare Empfindung auffassen mußte; auch waren diese Compositionen die minder anziehenden, in denen sich nur die staunenswürdige Fertigkeit, die eherne feste Kraft, verbunden mit dem springfederartig elastischen Anschlag, das leise Ueberhauchen der Töne, nicht so die geistige Gewalt des Künstlers geltend machten. Das vierte Musikstück, Beethoven's Adelaide, war unseres Bedünkens das schwächste in der Wirkung, ja es berührte zum Theil unangenehm. Dies lag sowohl in der umgeformten Composition, die nicht immer glücklich gelungen ist, als auch in der Auffassung des melodischen Vortrages. Der Spieler zollte hier der Zeit seinen Tribut, welcher die einfach schöne Verständniß in ihrer Ueberreizung und Ueberfülle mehr und mehr verloren geht; der Tadel soll daher mehr ihr als ihm gelten, wiewohl wir glauben, daß er der Mann ist, die Zeit in dieser Beziehung zu beherrschen, nicht ihr zu gehorchen. Von der chromatischen Fantasie Sebastian Bach's an steigerte sich die Wirkung, das geistig hinreissende Element, mit jedem Augenblick. Dem Vortrage dieses Werkes war auch das zweite Instrument günstiger. In der phantastischen Einleitung verband sich der feurigste Aufschwung, eine wahrhaft stürmische Rapidität der Passagen, mit der klarsten Deutlichkeit, und in der Fuge entwickelte sich jene oben angedeutete beherrschende Ruhe zur Ausprägung des großartigsten Stils. Jede Stimme trat mit kräftigster Selbstständigkeit hervor, das Thema jedoch, selbst in den Mittellagen, immer als Führer und Gebieter.

Einem ganz anderen Gebiete, die sinnliche Anregung noch ungleich höher steigernd, gehörte der

Vortrag des vielgekannten und gehörten und doch jetzt zum ersten Male gehörten Erlkönigs von Schubert an, der die Versammlung wahrhaft hinriß und ein mehr durch den immer erneuerten Beifall, wie durch bestimmtes Begehren ausgedrücktes Da Capo veranlaßte. Eine Anforderung, die wir, trotz der Wunder elastischer Kraft, die der Spieler vor unseren Augen gethan, kaum an seine Kräfte zu richten gewagt hätten, der er jedoch wie spielend gehorchte, da er sogar das Tempo noch um einen Grad steigerte. In diesem Stück enthüllte sein Spiel auch romantische Reize der eigenthümlichsten und unwiderstehlich fesselnder Art.

Den Beschluß des Concerts bildete der weit berühmte chromatische Galopp, der einmal, unseres Bedünkens, die Spitze der mechanischen Combinationen der Virtuosität des Künstlers bildet, zugleich aber auch eine Condensation aller auf das Aeußerste gesteigerten musikalisch-sinnlichen Reizungen, die im Drang und Begehren der Zeit, wie in dem Willfahren der Kunst ihr genug zu thun liegen, genannt werden darf; gewissermaßen die Tafelbouillon ihrer stärksten Gewürze, eine Art Elixir des Teufels! Durch die sieben vorgetragenen Stücke hat es der Künstler siebenfach besiegelt, daß er, seit die Zauberkraft Paganini's in ihrem Merlins-Grabe gebannt ruht, die größte Virtuosität unserer Zeit ist. Er hat zwar nicht zwölf, doch sieben Herkules-Arbeiten vor uns vollbracht, und uns die Gewißheit gegeben, daß sieben mal sieben ihm leicht sein würden; hoffen wir denn, daß er sie vor uns vollbringe!

Zweites Concert

am 8. Januar 1838.

Die Kritik würde sich selbst schlecht begreifen, wenn sie außerordentliche Erscheinungen dem gewöhnlichen Gesetz unterwerfen und in eigensinniger Starrheit es nicht anerkennen wollte, daß diese nur sich selbst Gesetz sind; eben so wenig darf freilich verlangt werden, daß die Welt

dieſes Ausnahmsgeſetz als das ihrige annehme, und am gefährlichſten würde der Irrthum für die werden, welche in ertrümmter Titanenkraft, auch für ihre noch unter der Durchſchnittslinie bleibende Höhe dieſelben Rechte förderten. Sie würden ſich ſelbſt ins Bett des Prokruſtes liefern, zu unnatürlicher Verrenkung, oder, in einem anderen Gleichniß, zu ihrem eigenen Verderben die Umarmung des Zeus in ſeiner olympiſchen Geſtalt ertrotzen.

Nach dieſen theils leitenden, theils warnenden Zeichen hat, dünkt uns, der Kritiker ſeinen Pfad zu wählen, wenn er ſich neben der glänzenden Kometenbahn eines Künſtlers, wie derjenige, mit welchem wir uns beſchäftigen, nicht in chaotiſche Nacht verirren will.

Mit Beethoven's Cis-Moll-Sonate machte der Concertgeber, der uns den erſten Tag des neuen Jahres durch ein ſolches Hekatomben-Weihefeſt der Kunſt bezeichnete, den Anfang. Von den mit Zuhörern dicht, noch dichter und glänzender wie das erſte Mal, erfüllten Saale war die Zahl der wirklich Muſikverſtändigen — und ſie iſt, dem Himmel Dank, keine geringe unter uns — gewiß am geſpannteſten auf die Löſung dieſer Aufgabe. Wer dem erſten Concert Liszt's beigewohnt, durfte ſich faſt mit Gewißheit vorausſagen, daß ſie nicht nach den allgemein gültigen Geſetzen erfolgen werde. Dieſe Sonate überhaupt iſt von ſo aufregender Gewalt, daß jede Individualität anders dadurch berührt wird; wir haben ſie von vielen ſehr ausgezeichneten Künſtlern gehört, und jeder gab uns etwas Anderes, als wir ſelbſt daraus empfunden; ob daher eine Norm der Vortragsweiſe zu geben ſei, bleibt für uns wenigſtens eine durch die That noch nicht beantwortete Frage. Beethoven iſt die Sphinx, deren wunderbare Räthſel jeder anders deutet; wir nähern uns der Wahrheit, ohne ſie ganz aufzufaſſen; am Ende bleibt jedes aus den unergründlichen Tiefen des Genius geſchaffene Werk eine höhere Gleichung, die ſich nur durch die Approximations-Methode löſen läßt. Allgemein iſt es

von jeher gefühlt worden, daß die Cis-Moll-Sonate ein nächtliches Colorit habe, einer düsteren Zauberlandschaft im Mondenschimmer gleiche. Unseres vortragenden Künstlers heißdürstende Natur läßt sich mit dieser allgemein romantischen Färbung nicht befriedigen. Er wirft noch finstere Wolkenschatten, fahl leuchtende Blitzschimmer, fernes Donnerrollen, plötzliche Sturmstöße, die die Wogen im tiefsten Grund aufjagen, hinein. Lassen wir seiner eigenthümlichen Romantik das Recht, der Landschaft diese zerrissene Beleuchtung zu geben; lassen wir es ihr, weil es einer scharf individuell ausgeprägten Natur doch nicht zu nehmen ist. Die Zeit hat ihren großen Antheil auch daran; sie gewöhnt ihre Nerven an immer stärkere Reize, und mit der Gewohnheit steigert sich das Bedürfniß. Sie hat gewissermaßen eine Unersättlichkeit in dem Genuß des Einzelnen erzeugt, sie will keiner Zauberblüthe dieses Wundergartens vorübereilen, sich nicht mit dem Ueberblick des Ganzen genügen lassen. Daher dieses hervorhebende Verweilen bei Einzelzügen, und dann plötzliches Weiterstürmen, dieses Aufsetzen von Blitzlichtern, welche aus der Harmonie des Ganzen heraustreten, aber freilich für sich eine blendende Gewalt üben. Der Künstler giebt uns nicht sowohl Beethoven's Sonate, als sein Innerstes, wie es durch sie erregt und erschüttert wird. Ihm bleibt, wie gesagt, dieses Recht; er vermöchte doch keinem anderen Gesetz zu folgen; die Kritik will hier nicht sagen, was da sein sollte, sie sagt nur, was da ist, für den Künstler aber gelten des Dichters Worte:

> Nach dem Gesetz, wonach Du angetreten,
> Du mußt Du fort und fort gedeihen,
> Das ändern nicht Sibyllen, noch Propheten! —

Eines uns durch seine Schönheit wunderbar anziehenden Moments der Auffassung zu gedenken, können wir uns jedoch nicht versagen. Wir bekennen, daß wir uns der Meinung eines großen, dahingegangenen Künstlers*) an-

*) Ludwig Berger.

schließen, der das Scherzo dieser Sonate nicht dem großen Stil des ersten und letzten Satzes entsprechend, für einen fremdartigen Bestandtheil hielt. Wie dichterisch Liszt solche Schwierigkeiten durch seine Auffassung zu lösen und zu ergänzen versteht, beweist seine geistvolle Erwiederung auf eine ihm in dem obigen Sinn gemachte Bemerkung über diesen Satz. Sie schien ihn zu treffen, doch er hatte den raschen glücklichsten Ausweg gefunden: „Ah, c'est une fleur entre deux abymes!" Ein Wort, das wir uns nicht zu übersetzen getrauen. In dieser Weise zeigte er uns die duftige Blume im Mondenlicht. Es war ein Hauch, ein Lispeln, ein liebliches Lächeln und Erbleichen. Wir bekennen nur, daß wir die heftige Aufwallung am Schluß nicht damit zu vereinigen wissen. — Wäre diesen Blättern der Raum, uns die Zeit vergönnt, wir könnten noch lange aus der Ueberfülle der Anschauungen und Anregungen fortschöpfen, die ein solches Kunstwerk in solcher Interpretation darbietet. Doch wir bescheiden uns, wiewohl ungern. — Die volle Gewalt, das volle Recht der Virtuosität vermag der Künstler erst in den Werken zu üben, die er sich ganz für diese geschaffen hat. Die Souvenirs aus den Hugenotten von Meyerbeer gaben uns ein Durcheinanderstürmen der Effekte, das uns wie ein Katarakt halb taumelnd und bewußtlos fortreißt. Immer neu fragen wir uns, ob es Wahrheit ist, was wir hören und sehen; beide Sinne wollen kaum ausreichen, uns die Ueberzeugung von der wirklichen Existenz dieser kolossalen Rapidität, dieses Zusammenfassens der Massen zu geben. Es schwirrt uns vorüber wie Traumgestalten, nur davon nehmen wir das innerste Bewußtsein mit, daß ein Geist diese Formen beherrscht, dessen Proteusnatur sich in allen Gestalten und Elementen verkündet, in markiger Beherrschung der festen Erde, im Wogensturm, in lodernder Flammengluth, im hinsterbenden Hauch der Lüfte. Wir werden oft wild erfaßt, bisweilen schmerzlich, doch nie unedel berührt!

— — Weber's Aufforderung zum Tanze ſteigert der Spieler begreiflicher Weiſe um eine volle Potenz in den Reizmitteln; ſeine gröſte Kunſt dabei mag die ſein, in dieſer wilden Entzundung doch Sitte und lieblichſte Grazie zu bewahren. Die Natur dieſes Muſikſtücks erzeugt, wie Weber überhaupt, die allgemeinſte Wirkung. Den Enthuſiasmus des Publikums druckte ein Da Capo entſchieden aus, dem der Künſtler mit gefälligſter Bereitwilligkeit in ſo fern entſprach, als er ſich an das Instrument ſetzte, und ſich in einer, eben ſo geiſtvollen als durch die auſſerordentlichſte Gewandtheit in den Formen erſtaunenswürdigen Phantaſie darüber erguß. Es würde weit über das Maaß dieſer Aufſätze, und über die Kräfte des Verfaſſers gehn, wenn er der Mannigfaltigkeit, den immer neu wechſelnden und geſteigerten Reizen zergliedernd folgen wollte, durch welche der Künſtler in allen folgenden verſchiedenartigſten Stucken, in Händel's feuriger Fuge und den ſuß geſangvollen Variationen, in der höchſt originellen Tarantella von Roſſini, in Chopin's Mazurka, der Polonaiſe aus den Puritanern, endlich in dem ungariſchen Marſch, der mit ſchärfſter National-Phyſiognomie in glänzendſter Volkstracht vor uns hintrat, die Hörer in ſtaunender Bewunderung feſſelte. Nur noch zu einem Dank bleibt uns Raum, den wir eben ſo der That wie der liebenswürdigen Weiſe (doch nicht ohne ernſte Beſorgniß) zollen, mit der ſich der Künſtler dem allgemeinen Ruf nach dem Vortrag des Erlkönig fugte. Wie coloſſal die Kräfte ſeien: nach ſolcher Löſung einer ſolchen Zahl ſolcher Aufgaben iſt jedes Mehr eine Gefahr. Es muß eine Ueberanſtrengung, eine Aufreibung der Kräfte erfolgen, die ſich um ſo mehr nachfühlt, je mehr das Feuer des Augenblicks ſie vergeſſen läßt. In der künſtleriſchen Furcht, daß wir ſo begeiſterte Minuten durch eingebüßte Jahre nach erkaufen müßten, möchten wir vor dieſem Zuviel warnen. Daß übrigens der begeiſterte Dank der Hörer auch bei dieſem Anlaß, wie nach

jedem Abſchnitt des Genuſſes ſo ausſprach, daß ſich auch dadurch das Kunſtereigniß zu dem Glanz erſter Sternengröße erhebt, wie nur wenige am ganzen Kunſthimmel unſrer nicht armen Erinnerung geſtrahlt, bedarf kaum einer Erwähnung.

Drittes Concert.

Am 3. Januar 1843.

Das dritte Concert unſeres außerordentlichen Gaſtes hatte eine etwas andere Phyſiognomie, als die früheren. Er ſpielte nicht mehr ganz allein; Inſtrumentalbegleitung und einige Geſangsſtücke waren dem Repertoir zugefügt. Herr Pantaleone ſang eine Scene von Paccini. — — — Das zweite Geſangſtück war eine Compoſition Liszt's, ein feuriges Rheinweinlied für vier Männerſtimmen. Die deutſche Muſik iſt in dieſer Gattung ſo reich, beſitzt theils ſo außerordentlich ſchöne, theils ſo auf den Effekt geſchriebene Compoſitionen, daß es ſchwer iſt, auf dieſem Gebiet neu und wirkungsreich zugleich zu ſein. Es iſt ſchon viel, wenn man ſich in einer im Verhältniß zu dem Vorhandenen achtungswerthen Höhe behauptet; dies that die Compoſition unſeres Künſtlers. Doch weit mehr als ihr abſolut muſikaliſcher Werth, erfreute uns der deutſche Geiſt, beſſer das deutſche Gemüth, welches aus derſelben hervorging, edle Begeiſterung verbunden mit einer warmen Herzlichkeit. Das Lied bekundete uns, wie das ganze ſo liebenswerthe Weſen des Künſtlers überhaupt, daß ſein ächter innerſter Kern uns heimathlich angehört, und die Einwirkung des Auslandes gewiſſermaßen nur Pfropfreiſer auf dieſem Stamm geſetzt hat, welche ihn mit den mannichfaltigſten Bluthen ſchmükken, unter denen einige allerdings reicher und ſchöner ſind, als ſelbſt die Treibkraft der Heimath ſie in dieſer Gattung erzeugt haben würde, andere ſeltſam, eigenthümlich, noch andere dem deutſch ausgebildeten Sinn nur als Auswüchſe erſcheinen. Uebrigens eignet ſich das

Lied, um auf dieſes zurückzukommen, wohl mehr für einen ſtark beſetzten Männerchor, als für Soloſtimmen, wenn dieſe es auch noch ſo hoch und feurig vortragen.

Nun zu dem Spieler, zu ſeiner immer neu erſtaunenswürdigen Virtuoſität, die deshalb ſtets wieder feſſelt, weil ſie, trotz der äußerſten Grenzen mechaniſcher Möglichkeiten, die ſie in ſich ſchließt, doch weſentlich aus dem Geiſt geboren iſt. Vermöchte er nichts, als ſeine überſchwierigen Paſſagen ſicher auszuführen, ſo würden ſich bald die Grenzen der feſſelnden Kraft einer ſolchen Kunſt zeigen, deren Höhe ſich rein äußerlich berechnen ließe. Seine Eigenthümlichkeit iſt aber eben die, daß die Mechanik bei ihm wie das nothwendig Angeborne erſcheint, wie der Fuß, den man einmal haben muß, um zu ſtehen, zu gehen, zu ſpringen. Man erzählt, er übe gar nicht, oder doch faſt gar nicht, er habe nie geübt;*) daß die Natur ſolche Zeichen und Wunder thun kann, ſcheint uns nicht zweifelhaft. Damit fällt das künſtleriſche Verdienſt nicht weg, ſo wenig wie es dem zufällt, der bei äußerſtem Fleiß jene mechaniſche Geſchicklichkeit nicht erringt. Was iſt überhaupt Verdienſt? Auch der Fleiß iſt oft eine angeborne Gabe, und der Genius eine unerreichbare durch Willenskräfte, während dieſe ſelbſt wieder ein Geſchenk des Himmels ſind. Die Frage, was dem Menſchen eigen iſt, wird ewig in ein Meer von Zweifeln ſtürzen, und die Lehre vom Beſitz kann hier ſo gut auf verſchiedenſte Syſteme begründet werden, wie in der juriſtiſchen Welt. Halten wir uns an Schiller, der da ſagt:

„Weil er der Glückliche iſt, darum zu der Seelige kam."

Wir ſind wenigſtens Mitgenießende der Gabe, und wollen dankbar dafür ſein.

Die kleine Abſchweifung iſt nur eine generelle Erklärung des Verhältniſſes der Kritik zu einem ſo ganz eigene

*) Dem iſt indeß, wie wir uns ſpäter überzeugt, nicht ganz ſo; doch übt Liszt freilich weniger als irgend ein Virtuos.

thümlichen Künſtler. Vieles Einzelne ſagt ihr nicht zu, das Ganze muß ſie anſtaunen, bewundern, wie Jeder. Ob der Künſtler anders ſein kann, als er iſt, das iſt eine Frage, deren Löſung nur in ihm liegt. Dies Alles klingt wie die Einleitung eines Tadels; das ſoll es aber nicht ſein; die außerordentliche Erſcheinung verſtrickt nur den denkenden Beobachter derſelben in ſo viel räthſelhafte allgemeine Fragen, daß er immer wieder, gegen ſeinen Willen, auf dieſe zurückgeführt wird, ſtatt ſich rein an der Erſcheinung zu halten. Indeſſen bleibt dies doch zuletzt, hier wenigſtens, ſeine nächſte Pflicht. —

Das Septett von Hummel machte den Anfang. Das Orcheſter in der Mitte des Saales, muß nothwendig einem Theil der Hörer den vollen Eindruck rauben, da über die Wand der Accompagniſten hinweg das Pianoforte nur dann wohl zu hören iſt, wenn das Accompagnement pianiſſimo iſt, oder einem einzelnen Inſtrument zufällt. Doch ließ ſich die eminente Sicherheit des Spielers, ſein Feuer wie ſeine Grazie bewundern, wenn auch das Licht für das Bild kein gleichmäßiges blieb, ſondern durch Streifſchatten bisweilen zum Theil genommen, oder ganz geändert wurde.

Zur Mittelgabe bot uns der Concertgeber zwei zartere Stücke, Ständchen und Ave Maria von Schubert dar. Bei dem erſten iſt Ref. ſelbſt betheiligt, da es die Compoſition eines ſeiner Jugendgedichte iſt, dem das Talent des Muſikers dieſe lange Lebensdauer verſchafft hat, die jetzt wiederum durch das der Virtuoſität unſeres Künſtlers verlängert wird. Der leichte, luſtige Hauch in der Behandlung des Inſtrumentes, beſonders in der reizenden Stelle, wo die Melodie fortwährend imitirt wird, war bezaubernd. Mit der intercoupirten Auffaſſung der Melodie hat ſich unſer Vortragsgefuhl jedoch nicht einverſtanden erklären können. Das ernſte, fromme Ave Maria bot gegen den Schluß eine ganz eigenthümliche Benutzung des Inſtrumentes in den tiefſten Chorden dar,

die, etwas mehr concentrirt, gewiß von größerer Wirkung sein würde. — Mit innerster künstlerischer Freude erfüllte uns die mächtige, große Behandlung der Bach'schen Fuge, dieses würdigste Spianato; es ist dies der ruhige Flug eines Adlers mit ausgebreiteten Schwingen.

Das eigentliche Glanz- und reiche Festkleid der Virtuosität legte der Spieler jedoch erst in dem Bravour-Walzer an; er schüttete ein Füllhorn von blitzenden Juwelen und duftenden Blüthen der zartesten Färbung vor uns aus. Doch war damit die Begier der Hörer nur geweckt, nicht gestillt, und wie neulich ertönte von allen Seiten der Ruf nach Mehr; Erlkönig — Galopp, unterschieden wir am deutlichsten in der Explosion des Zurufs. Der Künstler, der sich überhaupt dem Publikum gegenüber auf die einnehmendste Weise entgegenkommend zeigt, willfahrte dem allgemeinen Wunsch durch den Vortrag der Phantasie über Themata aus Robert der Teufel, eine Composition, die alle Kräfte der Virtuosität in solchem Grade entwickelt und anspannt, daß es fast ans Unbegreifliche grenzt, wie nach einem so anstrengenden Abend die Kräfte noch dafür ausreichen können. —

Auch dem Accompagnement der Arie des Hrn. Pantaleone hatte sich der Concertgeber unterzogen, eine Nebenleistung, die viel geringer stehende Virtuosen jetzt vornehm abzuweisen pflegen. Es ist überhaupt eine Eigenthümlichkeit des so außerordentlich Begabten, daß seine Persönlichkeit sich in natürlichster Freiheit mit seinem künstlerischen Auftreten verbindet und sich so eine gewissermaßen individuelle Verbindung zwischen ihm und dem Publikum herstellt, die den Antheil auf den höchsten Grad steigert. —

Viertes Concert

(für die Vollendung des Dombaues zu Cölln).

Am 9. Januar 1842.

Größeren Ruhm kann dem Künstler kein äußerer Er-

folg, keine glänzendſte Anerkennung irgend einer Art bringen, als ſeine eigene Begeiſterung für die Kunſt, zumal wenn ſie ſich aus den engeren Grenzen des Gebiets, in welchem er ſelbſt, wenn auch noch ſo hervorragend, ſchöpferiſch waltet, zu dem höheren Aufſchwunge einer allgemeinen Würdigung des Schönen erhebt. Dieſe reinſte Begeiſterung hat der Künſtler, von dem wir hier zu ſprechen haben, in ſich entzündet; er giebt ihrem Drange ein feſtes Ziel der edelſten Wahl, indem er ſie einem der höchſten Kunſtwerke, das die Erde trägt, gewiſſermaßen zu prieſterlichem Dienſte weiht, einem Werke, das die Jahrhunderte angeſtaunt haben, vor deſſen erhabener Dauer die Geſchlechter der Menſchen zehn- und mehrfältig wechſelten, ohne es aus den rieſigen Wurzeln zum vollen Auswuchs der Krone gedeihen zu ſehen, einem Werke, deſſen endliche Vollendung ein faſt verwegener Gedanke unſerer Tage geworden iſt, der, erheben wir ihn zur Wirklichkeit, der Gegenwart ein unvergängliches Ehrendenkmal ſetzt!

Zu einem künſtleriſchen Feſt, das auf ſolchen Grundlagen ruht, zu dem wir uns in dieſer Bewegung der Seele verſammeln, bringen wir vorweg nichts mit, als ein innerſtes Dankgefühl. Selbſt wenn uns nicht das Außerordentlichſte dargeboten würde, das uns mit immer neuem Staunen erfüllt, würden wir nur dieſer Empfindung Gehör geben; vollends hier, wo ſelbſt die bedeutungsvollſte Veranlaſſung kaum etwas hinzuzuſetzen vermag, was den Eindruck erhöhen könnte!

In ernſt ergreifender Ueberraſchung wirkte es, daß der Künſtler mit einem, hier faſt in Vergeſſenheit gerathenen Werk, das uns aber in mehr als einer Hinſicht zu vaterländiſchem Stolz berechtigt, mit dem Quartett des Prinzen Louis Ferdinand, begann. Nur in mündlicher Ueberlieferung mag ſich bei Einigen eine Kunde von dem Eindruck erhalten haben, welchen die muſikaliſchen Schöpfungen dieſes Prinzen in der Zeit hervorbrachten, wo ſie

entstanden. Die wunderbare Seltsamkeit der Gedanken trat damals, wo Beethoven noch kaum zur allgemeinen Kenntniß, geschweige Erkenntniß gedrungen war, noch weit eigenthümlicher hervor. Was jetzt bei den immer fort und fort sich steigernden Reizmitteln der Musik, sich nur in den festesten Grenzen eines edlen Maaßes zu bewegen scheint, galt damals für verwegenste Ausschweifung des Genius. Unbegreiflich würde uns heut ein Gedicht sein, wie Theodor Körner es unter der Ueberschrift: „Bei der Musik des Prinzen Louis Ferdinand“ aus wahrhafter Empfindung gesungen hat; wir wollen nur eine Strophe davon als Beispiel anführen:

Es ergreift ihn ein bacchantisch Wüthen,
Wilde Melodieen-Blitze sprühn,
Aus dem Tode ruft er Strahlenblüthen
Und zertritt sie kalt, sobald sie blühn.
Wenn die letzten Funken bleich verglühten,
Hebt er sich noch einmal stolz und kühn
Und versinkt dann mit gewalt'gen Schauern
In den alten Kampf mit den Centauren.*)

So gestaltet die Zeit die Dinge und uns selbst um, und unvermerkt wechseln mit ihr die Anschauungen. So lockend es uns wäre in ausführlichere Betrachtungen über dieses auf die Kunst ungemein einflußreiche Verhältniß einzugehn, so würde uns dies doch weiter von der uns hier obliegenden Aufgabe abziehn, als wir irgend verantworten könnten; wir haben uns so schon zu weit von dem angewiesenen Pfade entfernt! Die verwandten Geister erkennen sich über die Zwischenräume der Jahrhunderte, über die Kluft des Grabes hinweg; der, ein frühes Opfer der eisernen Zeit gefallene ritterliche Prinz, und der bewunderungs-

*) Die Notiz dürfte für Manchen neu sein, daß C. M. v. Weber, in dem dritten Theile seines „Leyer und Schwert“ dieses Gedicht componirt, und demselben theils in der Begleitung, theils in der Melodie die Hauptgedanken des eben beschriebenen Quartetts des Prinzen Louis Ferdinand zum Grunde gelegt hat.

würdige Künſtler, der uns jetzt ſo viel beſchäftigt, haben eine ſo nahe geiſtige Verwandſchaft, daß wir kaum darüber erſtaunen können, wie innig und tief ſich das Tongebilde des längſt Hinübergegangenen in der Seele des Lebenden abſpiegelt. Auffaſſung und Ausführung fielen in Eins zuſammen; der ringende Schmerz, das edel aufloderude Feuer, die ſchwermüthige Grazie, die oft ſo reizend auf dem duſtern Grunde ſpielt und lächelt, das Ganze wie das Einzelne des Werkes, wurden aufs Vollkommenſte verſtanden und wiedergegeben, und in einer Ruhe, einem Maaß gehalten, die uns vielleicht deshalb um ſo wunderbarer ergreifen, weil wir ſie dem Künſtler, der ſo oft mit den ſchnaubenden Sonnen-Roſſen des Phaeton dahinbrauſt, als wiſſe er gar nicht was ein Zügel iſt, am wenigſten zutrauen. — Es mögen andere, als muſikaliſche Empfindungen hiebei auf uns mitgewirkt haben, doch, wie über jeden Maßſtab der Erwartung manche der ſpäteren Leiſtungen hinausgingen, den bleibendſten, am tiefſten in das Innere dringenden Eindruck hat uns dieſes Muſikſtück gemacht. Die Phantaſie über Themata aus Don Juan ſtürzt ſich in die ſchwindelndſten Gefahren der Ausführung; man hört, man ſieht und kann nicht glauben was ſich doch wirklich ereignet hat. Es giebt einen Grad der Execution, der momentan (wir möchten das Wort dreimal unterſtreichen) über jede Production hinausgeht; es liegt dies in der Natur des Tones, in der Macht des Elements, mit dem die Muſik wirkt. Wir könnten manche Beiſpiele, von einer Catalani, Schechner, zuweilen ſogar einer Sontag, anführen, wo in der ausführenden Leiſtung das Gegebene für den Augenblick ganz verſchwand. Liszt hat dieſen Grad der Execution, und deshalb iſt er zu Vielem berechtigt, was einem minder gewaltigen Virtuoſen nicht zu verzeihen wäre. Ein anderer darf Beethoven nimmermehr ſo ſpielen wie er, ja Liszt's eigene Compoſitionen dürfte kaum Jemand ſpielen wollen wie er ſelbſt. Auf die Phantaſie über Don Juan wollen wir dies

letztere jedoch nicht angewendet wissen; die Bemerkung steht hier mehr zufällig. Einen wunderbaren Eindruck machte die dramatische Auffassung der Themata; sie ist ein glücklicher Blitz in diesem dunklen Geisterreich. — —

Giebt es etwas Gewaltiges an Haltung und mächtiger Beherrschung des Instruments, so war es wieder die Fuge von Sebastian Bach. Die andern Stücke, die Etuden von Moscheles und Chopin, Webers Capriccio, endlich das Verameren, brachten uns in wahrhafter Unerschöpflichkeit immer neue Züge eigenthümlichster Grazie, phantastischer Anschauung, unbegreiflichster Gewalt und Sturmgeschwindigkeit der Ausführung, vor denen das geübteste und schnellste Ohr seine Unfähigkeit das Wie zu enträthseln bekennen muß. Wie vielfältige Bemerkungen über Einzelnes, wie immer weiter und weiter greifende Betrachtungen über das Ganze dieser völlig aus ihrem eignen Geiste hervorgegangenen und nur diesem gehorchenden Kunsterscheinung sich uns auch aufdringen möchten, die Natur dieser Aufsätze fordert, daß wir uns ein Ziel setzen, das äußerlich vielleicht schon zu weit hinausgesteckt ist. — Gestatte man uns nur noch das erfreuende Recht, mit dem Ausdruck desselben Dankgefühls gegen den Künstler zu schließen, das uns die einleitenden Zeilen eingab. Er hat mit gebaut an dem vaterländischen Wunderwerk! Möge ihm die Schickung vergönnen, die Vollendung dessen zu schauen was er so freudig fördern hilft. Auf ein Mannesalter — dreißig Jahre, hat menschliche Voraussicht sie berechnet; göttliche Fügung gebe ihren Segen dazu, so kann er dereinst vielleicht als Greis, an ernster Grenze des Daseins, dem Einweihungsfeste der heiligen Hallen des Doms beiwohnen, die er jetzt, im frischen Lebensalter, so freudig gründen hilft.

Zuſammenfaſſung der folgenden Concerte.

Die verſtehenden vier erſten öffentlichen Beurtheilungen des Virtuoſen habe ich ganz ſo gegeben, wie ich ſie in der erſten Friſche des Eindrucks niedergeſchrieben; auch die mehr zufälligen Momente dabei wollte ich der lebendigeren Erinnerung wegen nicht daraus entfernen. Für die Reihe der nachfolgenden Concerte, bis zum Abſchiede des Künſtlers von Berlin, würde indeß ein Wiederabdruck der kritiſchen Aufſätze um ſo weniger zuläſſig ſein, als ich in der Gegenwart ſelbſt das Bekenntniß ablegte, an dem ſich ſtets wiederholenden Stoff zu ermüden, und mich daher häufig auf den bloßen Bericht beſchränkte. — Ich ſtelle indeß Einzelnes aus dieſen Berichten hier zuſammen, inſofern es entweder neu hervortretende Züge in der immer reicheren Entwickelung des Künſtlers betrifft, oder nur zur Vervollſtändigung meiner Anſichten nicht unweſentlich erſcheint. Auch hoffe ich, dadurch einem, wie ich behaupten muß, ganz ungegründeten, doch aber von manchen Seiten erhobenen Vorwurf zu begegnen, als hätte ich die negative Seite des Künſtlers nicht erkannt, oder nicht erkennen wollen. Ich glaube im Gegentheil, dieſe entſchiedener bezeichnet zu haben, als irgend einer der Beurtheiler, die (verſteht ſich ohne Feindſeligkeit) in einem ähnlichen Verhältniß öffentlich gewirkt haben wie ich. Wenn meinen kritiſchen Aufſätzen über Liszt eine wohlwollende Beiſtimmung zu Theil geworden, ſo gründete ſie ſich wohl nur hauptſächlich darauf, daß ich es frei ausgeſprochen, wo ſich meine Kunſtanſicht von der ſeinigen trennte. Und könnte ich überhaupt annehmen (wie gleichfalls ſo vielfältig behauptet worden), daß meine Beurtheilungen einen Einfluß auf ſeine Erfolge gehabt haben, ſo wäre es einzig, weil man einer künſtleriſch entzündeten Begeiſterung glaubte, die der kritiſchen Beſonnenheit nicht entſagte. Daß ich dies Letztere nicht gethan, geht zwar, wie mich dünkt, aus den oben

mitgetheilten vollständigen Beurtheilungen schon genügend hervor, doch, da man es übersehen hat oder übersehen wollte, so mögen noch einige der nachfolgenden Stellen dafür zeugen. *)

— — Das Concert (das fünfte) gab uns einige neue Compositionen des Künstlers. Sie sind zu entschieden der beispiellosen, dem Spieler ganz allein eigenen und eigenthümlichen Mechanik angefaßt, als daß wir ein Urtheil über ihren absoluten Werth als Musikstücke gewinnen könnten. Daß sie voll reizender Wirkungen sind, die sich aus der Natur des Instruments, wenn man diese so zu unterjochen weiß, wie der Spieler, ableiten, versteht sich von selbst. Die Etude Mazeppa indeß trägt zugleich eine so charakteristische Physiognomie an sich, daß sie, auch abgesehen von den mechanischen Formen der Execution, als eine bedeutendere Skizze heraustritt. Sie ist ein Spiegelbild der kühnsten Ausschweifungen der Romantik in unserer Zeit, die besonders in englischen und französischen Dichtungen die steilsten Gipfel und wildesten Abgründe der Effekte in schroffer Wildheit neben einander stellt. Von allen Compositionen, die der Virtuos uns bis jetzt zu hören gegeben, scheint uns diese die gewaltigste Anstrengung der Kraft zu fordern, so daß wir es unentschieden lassen, ob am Schluß wirkliche Ermattung, oder nur das Bild derselben in der Darstellung des dichterischen Vorwurfs), den Ausdruck stempelte. Wir möchten jedoch deshalb das Letztere glauben, weil einiger krampfhaft wilden Zuckungen im letzten Kampf, die nur durch angespannteste Kraft darstellbar sind, nicht zu ge-

*) Daß der strahlende Glanz dieses Phänomens mich, auch in der Gesammtbetrachtung der Erscheinung desselben, nicht gegen dessen Flecken verblendet hat, geht zwar ebenfalls aus vielen Stellen der mitgetheilten Beurtheilungen hervor, ist indeß im begründenden Zusammenhange am bestimmtesten in den beiden später nachfolgenden größeren Aufsätzen entwickelt.

denken) der Spieler uns nachher noch so staunenswürdige Beweise seiner Unbesiegbarkeit gab. Er scheint, wie Antäus, aus dem Boden, auf dem er steht, die Kräfte immer neu auffangend zu ersetzen, die er in vollen brausenden Wogen vor uns ausströmt.

Das sechste, überfüllte Concert Liszt's gewann vor den früheren ein besonderes Interesse durch die klassischen Compositionen verschiedener Meister, die der Künstler vortrug: Weber's berühmtes Concertstück (F-Dur, vergl. die späteren Beurtheilungen des Concerts, wo er es mit Orchester gespielt), sein Schwanengesang für Klavier-Compositionen dieser Gattung, Beethoven's Sonate in D-moll und ein Scherzo von Mendelssohn. Wir haben es schon mehrfältig ausgesprochen, daß die Auffassung fremder Meisterwerke durch den Virtuosen sich häufig von der unsrigen entfernt; wir möchten uns dabei erlauben, diesem Pronomen einen weiteren Sinn beizulegen und mehr oder weniger eine bisher allgemein angenommene Auffassung damit zu bezeichnen. Wie eine aus ganz anderen Stoffen gebildete, mit ganz anderen Eindrücken gefärbte Lebens- und Kunst-Anschauung, wie die einmal durchweg als glänzende Ausnahme sich geltend machende Individualität des Künstlers, diese Abweichungen naturgemäß, ja nothwendig erzeugt, liegt zu klar da, als daß uns die Erscheinung befremden sollte. Wenn lassen wir ihm die volle Berechtigung zu diesen Abweichungen für ihn selbst, nur darf, was ihm Gesetz und Natur ist, nicht zu dem Irrthum verleiten, daß es allgemeine Gültigkeit erlangen solle. Weber ist von den drei genannten derjenige Komponist, dessen scharfe, zuweilen ans Barocke grenzende Eigenthümlichkeit sich am nächsten mit dem Naturell des Spielers verwandt zeigt. Er faßte daher auch dessen Composition im Allgemeinen ganz in seinem Geiste auf, nur, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, in leiblicher Veränderung, mit erhöhter

Muskelkraft und Schnelligkeit. Daß die Wirkung dadurch eine glänzendere wird, als Weber selbst erreichte (wen dem wir das Werk mehrmals im engsten Kreise gehört), wurde dieser selbst nicht bestreiten. Beethoven's Sonate in D-moll gestattet viele Freiheiten; oft trat der Spieler uns mit hinreißender Gewalt, mit fesselndem Zauber; an anderen Stellen konnten wir jedoch seine Auffassungsweise nicht mit der unsrigen vereinigen. Das geistreiche Scherzo von Mendelssohn war uns neu, wir konnten uns daher bei diesem nur der Führung des Spielers anvertrauen, der es uns durch die unbegreifliche Rapidität und doch nirgend verletzte Grazie der Ausführung in dem glänzendsten Virtuosenlicht erscheinen ließ. Ganz seine freie Kraft und zauberische Gewalt entfaltete er jedoch diesmal erst gegen den Schluß des Concerts. Nachdem er durch seine Paraphrase des „Heil Dir im Siegerkranz" das Publikum in die harmlose Begeisterung versetzt hatte, die stets nach Mehr begehrt, setzte er sich ans Instrument und begann mit anmuthvollster Leichtigkeit über ein, so dünkt uns, französisches Thema zu spielen. Hieraus nahm er eine dithyrambische Melodie und schweifte in den verwegensten Passagen umher, bis er sich endlich in die wilde bacchantische Lust des chromatischen Galopps stürzte und mit verhängtem Zügel am schwindelnden Abgrund dahinjagte.*) Uns dünkt, er habe seine Verachtung der Gefahren noch nie so auf die Spitze getrieben, doch freilich, er erreicht jedesmal irgend einen Punkt, wo uns dieses Gefühl ergreift!

Beethoven's F-Moll-Sonate mußte im achten Concert die Erwartung der musikalisch-gebildeten Hörer in

*) Dieses scherzende Gleichniß hat ein Banause gegen Liszt, der sich „ unterzeichnet, in einem unglaublich albernen Aufsatz, den ein Elbinger Blatt mittheilt, und ganz besonders zum Verdruß anrechnen und daraus nicht nur die Manier Liszt ablesen wollen, die sich an Liszt's Spiel begeisterten, sondern auch die des Spielers selbst!!

hohem Grade spannen. Unter den drei Sonaten des großen Meisters, welche uns der Künstler vorgetragen, hat er uns diese am meisten in dem Sinne aufgefaßt, wie wir sie verstanden haben. Es ist etwas Dämonisches in dem Werke, ein düsterer Geist des Unheimlichen, der erhabene Trümmer umwandelt und sie zuletzt mächtig und gewaltig erschüttert und über sich zusammenstürzt. Dieses Walten einer finstern unbekannten Macht drückte der Spieler oft in mächtigst ergreifender Weise aus; dennoch möchten wir das Tempo im letzten Abschnitt des letzten Satzes zu wild nennen; etwas weniger würde, dünkt uns, viel mehr erzeugen. Inzwischen ist über dergleichen nur eine subjektive Meinung möglich. Daß der Mehrzahl der Hörer dieses Kunstwerk das unverständlichste und am wenigsten zugängliche blieb, liegt in der Natur der Sache.

Weber's Sonate trug der Künstler (im neunten Concert) in scharf eigenthümlichster Auffassung, zwar dem Geiste des Komponisten verwandt, jedoch häufig auch gewiß in entschiedenster Abweichung von demselben vor. Einzelne Theile des Werks erschienen dadurch oft in reizendster Beleuchtung, zumal die, welche sich durch einen zarten Anhauch der Empfindung bezeichnen; dagegen aber unserem Gefühl nach die Harmonie des Ganzen durch allzu scharfe Contraste und besonders durch überschnelles Tempo geschwächt. Der Künstler erwirbt sich vielfach das geniale Verdienst einer geistreichen, aber freien Interpretation der Komponisten; wir bekennen, daß es uns wohlthuend sein würde, auch einmal eine treue Ausprägung ihres entschieden ausgedruckten Willens von ihm zu erhalten, zu der er durch die Gewalt seiner Alles besiegenden Mechanik so vorzugsweise berufen ist. — Die beiden kleinen Kompositionen aus seinen „années de pélérinage": „Am Wallenstädter See" und „Am Rand der Quelle", waren zwei Juwele an feiner Erfindung, geistvoller Behandlung und reizendster Ausfüh-

rung; so verlieh er ihnen den dreifachen Werth ursprünglicher Aechtheit, klarster Schleifung und verschönender Fülle und Fassung.

Beethoven's schöne Sonate in As-Dur und das Scherzo und die Fuge aus der großen (wir möchten sagen unbezwingbaren) Nr. 106 hatte der Spieler (im zehnten, als Abschieds-Concert bezeichneten, im Saale der Sing-Akademie) gewählt; wir bekennen, daß er uns durch beide mehr das Gefühl der Verwunderung über einzelne unbegreifliche Eigenschaften seines Spiels anregte, als uns zu einer innigeren Verständniß der Werke verhalf. Mehr und mehr sehen wir, daß zwischen seiner in ganz anderen Zonen gereiften Lebens- und Kunst-Anschauung und der unsrigen eine Kluft befindlich ist, über die sich zwar eine Brücke des Verstandes, wenn man uns die Metapher gelten lassen will, hin und her bauen läßt, die jedoch eine nähere Verschmelzung durchaus hindert. Ein ähnliches Verhältniß gestaltet sich für uns hinsichtlich der eigenen Productionskraft des Künstlers; hier aber hat seine Individualität ihr volles Recht, und wir müssen sie unangetastet lassen, wenn wir sie auch nur selten mit der unsrigen vereinen können. — In seinem eigenthümlichsten, reichsten Glanze erscheint der Künstler stets als Spieler, und zumal als Spieler seiner eigenen Compositionen. Dieser verbreitete sich denn auch wieder in vollster Glorie um ihn. Man hatte ihm, als Abschieds-Geschenk, einen Lorbeerkranz auf das Instrument gelegt, man wollte ihm denselben sogar aufs Haupt drücken, er entzog sich dem natürlich und bot als Gegengeschenk den Vortrag der Phantasie Don Juan dar, die er sein bestes Stück nannte, eine Bezeichnung, der wir, was die Wirkung der Composition wie des Spiels anlangt, vollkommen beistimmen.

Nicht nur, daß Herr Liszt die Reihe seiner Concerte noch fortsetzt, so hat er sich sogar einen größeren Schau-

platz seiner Thaten ausersehen, das Königliche Opernhaus. Dasselbe war zu diesem Zweck besonders eingerichtet worden. Auf einem von der Bühne aus ins Orchester gehenden Vorbau waren die Flügelfortepianos aufgestellt, deren sich der Künstler bediente; das Personal des sehr reich besetzten Orchesters hatte auf der Bühne, amphitheatralisch geordnet, seine Stellung. Wuchsen dem Künstler mit diesem größeren Raume, diesem zahlreichen, imposant vor und über ihm geordneten Publikum, auch die eigenen Kräfte, oder erhöhte er wenigstens seine Forderungen daran: genug, uns dunkt, er habe kaum noch jemals zuvor mit solcher Energie, solcher Gewalt gespielt, als in diesem Concert. Die Krone des Abends bildete indessen für uns der Anfang, das Concertstück in F-Dur von Weber (vergl. oben); schon einmal hörten wir dasselbe mit allen Tuttis von dem Künstler allein vortragen, hier erhob sich doch die Gewalt des Eindrucks durch die mächtigen Fittige des Orchesters, das Weber so überaus schön behandelt, noch zu einer anderen Höhe. Selbst die Fesseln, die es dem Künstler anlegt, der, wenn er auch das Tempo frei leitet, steigert, drängt, doch durch die Massen, die ihm folgen müssen, dies nur in gewissen Grenzen vermag: selbst diese Fesseln wirkten wohlthätig auf das Ganze; so bethätigt sich wiederum die Wahrheit, daß die Freiheit erst eine wirkliche und segensreiche wird durch das Gesetz, das ihr Grenzen stellt. Wir sind unentschieden, ob der romantische Hauch, die innigste Zartheit, mit welcher der Spieler das Instrument hier behandelte, oder die staunenswürdige Gewalt, wodurch er in dem marschähnlichen Tutti sogar das ganze Orchester dominirte, die hervorragendste der von ihm entwickelten Eigenschaften war.

Das Concert im Opernhause, welches Herr Liszt zu wohlthätigen Zwecken gab, war eben so gefüllt wie alle früheren; kein Platz blieb unbesetzt. Eine Gabe,

so reich, wie sie selten gewährt werden kann, wird dadurch den Bedürftigen zu Theil! Der Erfolg ist in solchen Fällen der beste Dank! — Die künstlerische Seite des Concerts bot uns besonders zwei Anhaltpunkte dar, die Ausführung der beiden großen Werke Beethoven's, das Concert in Es-Dur und die Phantasie mit Chören. Es ist nicht zu läugnen, daß durch die feurig geistvolle Auffassung des ersten, das Ensemble des Fortepiano's und Orchesters in bedeutend gesteigerter Wirkung hervortrat; was indessen die Aufgabe betrifft, die dem ersten zu Theil wird, so bekennen wir, daß uns die Lösung derselben nicht völlig zusagte. Den Antheil der Passagen, die der Spieler vielfältig bereichert hat seine Lizenz, die wir ihm bis zu einem gewissen Maße gern zugestehend, erhält er zu größerer Bedeutung, als die wenigen Spieler von denen wir dies Concert gehört, allein den melodischen Theil, zumal im ersten Satz, haben wir schon mit ungleich größerem Reiz vortragen hören. Ueberhaupt führt dies an die Punkte, wo wir uns von den musikalischen Ansichten des berühmten Künstlers trennen.

Hiermit beschließen wir die Mittheilung einzelner Stellen aus den Berichten und Beurtheilungen über die Reihe der Concerte, die der Künstler von der Mitte des Januar bis zum Ende des Februar gab. Die Beurtheilung seines letzten Concertes im Opernhause, das uns für das eigentliche Abschieds-Concert gelten muß, geben wir wieder ganz so, wie sie aus der Wärme des Eindrucks hervorging.

Abschieds-Concert im Opernhause.

Am 9. März.

Zu dem Abschieds-Concert Franz Liszt's im Opernhause hatte sich die Fülle der Hörer wieder eben so gedrängt, wie zu allen früheren. Selbst die glänzendsten

Beispiele im Bereich unserer Erinnerungen über die Erfolge einer großen Virtuosität oder Künstlerscheinung überhaupt, reichen nicht an diesen Grad der öffentlichen Theilnahme. Eine Catalani erfüllte im Jahre 1816 sieben Mal den Concertsaal des abgebrannten Schauspielhauses, und einmal die Garnisonkirche; Paganini trat in ungleich längerem Zeitraum als unser Künstler, zwölf Mal auf, Liszt ließ sich nach zehn überfüllten Concerten in dem Saale der Singakademie, die er fast ganz allein durch sein Talent trug, nach sechs theils für andere Künstler, theils zu wohlthätigen Zwecken veranstalteten, die in verschiedenen anderen Lokalen statt hatten, gestern im vierten, das im großen Opernhause veranstaltet war, also im zwanzigsten öffentlichen Concert während einer Zeit von wenig über zwei Monaten hören! Nicht zu gedenken, wie oft er vor Versammlungen gespielt hat, die an Zahl der Hörer öffentlichen Concerten wenig nachstanden! Aber vielleicht, nein gewiß, hat eben diese würdige Freigebigkeit mit seinem Talent, die er überall in kleinsten und größesten Kreisen geübt, die Zahl seiner Hörer gesteigert, denn es war nicht mehr eine blos isolirte Künstlergabe, die man anstaunen wollte, sondern sie trat in lebendigen warmen Verband mit der Persönlichkeit des Künstlers, die eine gleich mächtige Anziehungskraft übte. Er wurde so ein geniges Ereigniß überhaupt, das aus der musikalischen Sphäre heraus, in die der Bildung nach allen Richtungen hinübergriff. Und daher glauben wir, war sein Abschieds-Concert nicht deshalb gefüllt, weil es eben dieses war, weil man wußte, daß wenn diese Zeilen gelesen werden, er schon weit von uns sein wird: sondern die Theilnahme drang ihm noch in vollsten Strömen zu, er genoß sie aus noch lange nicht erschöpftem Born. Und leicht mögen, so Viele sich gedrängt ihn zu hören, doch noch ihrer mehr unter uns wohnen, denen es, bei gleicher geistiger Berechtigung dennoch nicht vergönnt gewesen! — Unter den zwanzig musikalischen Abenden, die wir

dem Künstler verdanken, war dieser, (wie überhaupt die Concerte im Opernhause uns durchaus eine Steigerung seiner künstlerischen Bedeutung gewesen sind) auch für sich einer der reichsten, durch edelste Kunstwerke getragenen. Die aus den drei höchsten Potenzen des Rhythmus, der Harmonie und Melodie mächtig geschaffene Ouverture zum Coriolan schlug den Grundaccord des Ganzen erhebend an. Beethoven's Concert in C-Moll war vielleicht das einzige Werk, was sich ohne irgend einen Abfall der erhabensten Würde an diesen Vorgänger schließen konnte. Oft sind wir uneins mit dem Spieler gewesen über die Art, wie er die tiefen Räthsel jenes großen Genius löste; hier hat er das verwirklicht, was uns von jeher im Innersten als die schönste Wahrheit des Werkes bewegt hat. Wir wollen nicht über Einzelnheiten mit ihm rechten, über kleine freie Uebergriffe, die er im überwallenden Maaß seiner ausführenden Kräfte sich gestattet, und sie als Mitlichter in das reiche Gemälde wirft: sind sie nicht Beethoven selbst, so sind sie ihm doch im Geiste verwandt, und er hätte vielleicht Aehnliches selbst gedacht, wenn er auf die Basis einer solchen Mechanik hätte rechnen dürfen, die vor unserm Spieler nirgend in Anschlag gebracht werden konnte. Der große Zuschnitt des Ganzen, das lebendige Spiegel-Abbild der Seele des Werkes war es, wodurch er die Hörer mit wahrer Begeisterung erfüllte. Wir zählen diesmal auch die Mitspieler zu den Hörern, denn der feurige Strahl seines Genies hatte auch sie elektrisch entzündet.

Wie sich auf unsrer unvollkommenen Erde aber nichts ganz rein darstellt, wenn wir uns trivial-schroff ausdrücken wollen, kein Glück ohne Unglück, zur Ausgleichung aber auch glücklicherweise umgekehrt kein Unglück ohne Glück vorhanden ist: so auch hier. Nach dieser Wirkung, wo die tiefsten schaffenden Kräfte mit den erstaunenswürdigsten der Ausführung das unwiderstehliche Bündniß geschlossen hatten, war keine Steigerung möglich.

Blieb gleich noch Vieles erfrischend, reizend, Ver- und Bewunderung erregend im reichsten Maaße, vielleicht für die Mehrzahl der Hörer im erhöhten: so hatte, was uns anlangt, der Künstler uns doch sein eigentlichstes innerstes Lebewohl in diesem schmerzlich hohen Werk gesagt! Genug, daß er es uns vom höchsten Gipfel zurief! — —

Die glückliche Erschöpflichkeit der menschlichen Natur, in der alles auf flüchtiges Vorubergehen angewiesen ist, ließ uns jedoch auch bald in dem gewohnteren Geleis der Theilnahme wieder heimisch werden. Der Künstler war an diesem ganzen Abend, so dünkte uns, von einem gesteigerten Aufschwung getragen; er wollte seiner würdig von uns scheiden. Wie zuvor der heiligste Schmerz, die seelenvollste Zartheit sein Spiel durchhauchten, so stürmte er in der Phantasie Don Juan mit wildester Kühnheit dahin. In Hummel's frisch lebendigem Werk entfaltete er seinen vollsten Glanz, leicht perlende, silberne Strömung; endlich in dem düstern Nachtbilde des Erlkönigs, in dem sinnlichen Taumelreiz des chromatischen Galopps, (den er zum Schluß-Dank für den tausendstimmigen Hervorruf darbot), noch einmal alle jene wunderbarsten, finstern, elegischen, heitern, üppigen und ausgelassenen Kräfte und Reize, durch die er mit immer erneuerter magischer Gewalt die Hörer hinreißt.

So erschien uns denn seine Kunst zum Letztenmal von allen Dämonen und Grazien umgeben, die sie entfesselt und beherrscht, und er druckte uns mit dem letzten seine Gegenwart besiegelnden Stempel zugleich das treueste und lebendigste Abbild seines Selbst in die Seele! —

Berichte.

Um Liszt's Erscheinung in Berlin in ihrem ganzen Umfange und Charakter aufzufassen, genügt es nicht, ihn blos von der künstlerischen Seite betrachtet zu haben. Der wesentlichste Theil seiner Erfolge, die tiefere Gewalt derselben sogar, verknüpfte sich eng mit seiner Persönlichkeit. Das Allgemeine, Erklärende und Begründende darüber, wie über sein Künstlerthum, ware ich für zwei später hier folgende Aufsätze, die ich für auswärtige Blätter geschrieben, auf. Hier nur noch einiges Faktische. —

Was die Grenzen des geistigen Einflusses, den Liszt übte, so ungemein erweiterte, war nächst der anmuthigen Genialität seiner persönlichen Erscheinung, die edle Freigebigkeit mit seinem Talent, in jedem Sinne. Sowohl unmittelbar, indem er sich allen Kreisen, in denen ein warmer und wahrer Antheil für seine Kunst lebte, gerne und willig hingab, als mittelbar, indem er den goldenen Lohn desselben mit überreich wohlthätiger Hand auch Anderen zu Gute kommen ließ.

Die Studirenden, durch den Klang seines Namens angeregt, hatten den lebhaftesten Drang, den Künstler selbst zu hören, von dem sie so viel gehört. Doch freilich, die Concertpreise überschritten das Budgetmaaß der meisten, nicht zu gedenken, daß die Billette fast immer zu sehr im Voraus in Beschlag genommen waren, um von denen, die ohne vermittelnde Verbindungen in der Stadt waren, erlangt zu werden. Daher wandten sich einige Studirende an mich, mit der Bitte, es bei Liszt zu ver-

mitteln, daß er Aermeren unter ihnen den Zutritt zu seinen Concerten zu geringeren Preisen verstatte, oder ein Concert für diese besonders gebe. Auf das erste Wort, das ich Liszt sagte, war er so freudig, so jugendlich warm bereit, bot seine Gabe in so würdiger Weise dar, daß sich später darauf jene wahrhaft begeisterte Liebe und Verehrung gründete, welche die Studirenden ihm weihten. Es gehört nicht in den Zweck dieser Blätter auf die besonderen Verhältnisse bei jenem Vergnügen einzugehn. Genug, daß nicht nur zwei Concerte in der Universitäts-Aula zu wohlthätigen Zwecken, das zweite auch für die Studirenden selbst, statt fanden, und der Ertrag der letzten Matinée Liszt's, unmittelbar vor der Abreise, gleichem Zwecke gewidmet war: sondern daß der Künstler von jenem ersten Augenblick an in steten Wechselbeziehungen sowohl mit den studirenden Jünglingen, als mit den Notabilitäten des Lehrer-Personals, dem Rector u. s. w. blieb. —

Aehnlich war sein Verhältniß zu den Freimaurerlogen gewesen.

In dauernd bindender Weise verpflichtete er sich zahlreiche Wohlthätigkeits-Anstalten.

Natürlich war es, daß man die Gesinnungen des Dankes und der verehrenden Liebe auch in bestimmten Formen ausdrücken wollte. Eben so traten von verschiedensten Seiten gesellige Verpflichtungen gegen ihn ein, und daraus erzeugten sich die mehr oder weniger öffentlichen, immer aber den Antheil der ganzen Hauptstadt in Anspruch nehmenden Ereignisse: das Fest im Jager'schen Saale, die Logenfeierlichkeiten, der Morgenbesuch der Kinder aus den Kleinkinder-Bewahranstalten, endlich das Comitat, welches ihn beim Abschiede geleitete. — Es sei uns gestattet, an einige dieser Thatsachen des öffentlichen Lebens hier näher zu erinnern.

Liszt, von so vielen Freunden, in so vielen gesellschaftlichen Kreisen empfangen, mit so vielen angesehenen Personen der Stadt in nähere Beziehungen getreten, wobei ihm auch vielfältige Dienste und Freundlichkeiten erwiesen worden waren, hatte sich gedrungen gefühlt, diesen Allen ein größeres Fest zu geben, welches nach dem Concert für den fonds caritatis im Saale des Hotel de Russie statt fand, und von einem so heitern, künstlerischen Geiste belebt wurde, daß wir es wahrhaft bedauern, durch den diesen Blättern zugemessenen Raum zu beschränkt für eine nähere Schilderung desselben zu sein.

Natürlich aber war es, daß so viele Freunde und Verehrer des Künstlers auch ihrerseits demselben eine ähnliche gesellige Aufmerksamkeit zu erzeigen wünschten. Dies veranlaßte das Fest im Jagor'schen Saale, dessen Schilderung wir hier fast ganz so mittheilen wollen, wie der erregte Augenblick sie gab:

Das Fest für Liszt im Jagor'schen Saale.

Am 18. Februar 1842.

Von einer Anzahl wissenschaftlicher, künstlerischer und städtischer Notabilitäten, der sich zahlreiche Kunstfreunde angeschlossen hatten, wurde heut dem durch hervorragendes Talent, geistvolle Persönlichkeit und würdige Gesinnung gleich ausgezeichneten Künstler, Franz Liszt, in dem sinnvoll durch eine in Blumenumgebung aufgestellte Victoria geschmückten Jagor'schen Saale ein Festmahl von dreihundert Gedecken gegeben.

Als die Gäste in den Saal eintraten, empfing sie die eigenthümliche Melodie des ungarischen Nationalmarsches, den der gefeierte Künstler selbst uns so schön gespielt hat. Seinen Platz zwischen dem General-Intendanten der Königl. Schauspiele, Grafen Redern und dem Rektor der Universität Geh. Ober-Reg.-Rath Lichtenstein sah man durch einen reichen Blumenkranz be-

zeichnet, der auf einer mit Grün und Blumen umwundenen Säule hing.

Der Graf Redern eröffnete die Feier durch den Toaſt auf J. MM. den König und die Königin, woran ſich ein auf die Weiſe des „Landes-Vaters" gedichtetes Lied freudig anſchloß. Hr. Hofrath Dr. F. Förſter brachte hierauf den Toaſt auf den gefeierten Ehrengaſt des Feſtes, Franz Liszt, aus, den er durch ein Gedicht einleitete.

Dieſe, im Sinne aller Anweſenden tief empfundene Begrüßung erwiederte der Gefeierte in ſichtlich tiefer Bewegung. Er ſprach ſeine Freude darüber aus, daß gerade Berlin, das Centrum der geiſtigen und künſtleriſchen Bildung Deutſchlands, ihn mit ſolchem Wohlwollen aufgenommen habe; er nehme dieſe ihn aufs höchſte ehrenden Aeußerungen nicht als eine verdiente, ſondern als eine künftig erſt zu verdienende Anerkennung hin. Er ſchloß endlich damit, der Geiſtesherrſchaft der Kunſt und Wiſſenſchaften in unſerer Vaterſtadt ein Lebehoch darzubringen. Als hierauf von dem anweſenden Sänger-Chor das Lied „Vivat cum sodalibus" geſungen worden war, drückte einer der Studirenden, — denn auch die lernende Univerſität war, der lehrenden gegenüber, durch eine Anzahl jugendlicher Verehrer der Kunſt und des Künſtlers vertreten, — durch einen Toaſt den Dank gegen den Gefeierten aus, zu dem er die ſtudirende Jugend hierſelbſt verpflichtet habe. Liszt erwiederte darauf in jugendlicher, friſcher Aufregung: „Nichts ſei ihm ſo theuer als die Jugend und ihre warmen, aufwallenden Gefühle. Er bringe daher allem jugendlichen Streben in Kunſt, Wiſſen und Leben, überhaupt der Jugend, ein Lebehoch!" Der Toaſt wurde mit wahrer Begeiſterung aufgenommen. Um jedoch auch die Rechte des Alters zu ehren, oder vielmehr die der Jugend weiter auszudehnen, nahm der Oberſt D'Etzel, der in gewiſſem Sinne die maureriſchen Beziehungen bei dem Feſt vertrat, das Wort, um, wie er

sagte, den Toast des Gefeierten zu commentiren. Er habe nämlich nicht allein den später Geborenen, sondern der Jugend in allen Formen, auch der mit beiahrtem Herzen und ergrautem Haupte, gelten sollen. Die Wahrheit dieser Deutung traf wie ein elektrischer Schlag die Gemüther aller Anwesenden und entzündete einen wahrhaft explodirenden Begeisterungs-Ausbruch. — Das Fest hatte sich jetzt zu der höchsten Höhe früher, geringer Erregung erhoben. Ein lebendiges Wort entzündete das andere. Der Rektor der Universität brachte von Seiten der Wissenschaft den Künsten und Künstlern einen huldigenden Toast dar; er forderte insbesondere die Jugend auf, im Verein der Wahrheit und Schönheit das höchste Streben des Geistes zu verfolgen. — Spontini nahm diesen Anlaß auf, die allgemein ausgedrückten Huldigungen in eine besondere zu verwandeln. „Wir lassen Kunst, Wahrheit, Schönheit leben", sprach er, „doch wir müssen Namen an diese Begriffe knüpfen." „Ich liebe es", rief er scherzend, indem er eine vor ihm stehende Flasche erhob, „daß die Flaschen Etiketts haben; ich setze statt der Kunst die Künstler und wähle von diesen zwei, die mir zur Rechten und Linken sitzen, Meyerbeer und Mendelssohn." — In einem späteren, mit gleichem Jubel aufgenommenen Toast, den er den ausführenden Künstlern, den Sängern, brachte, kam er noch einmal auf diese beiden Meister zurück, indem er sie als die weltliche und kirchliche Macht, die aber nur in früheren Jahrhunderten getrennt und im Kampf gewesen seien, personificirte und ihre Werke, „Hugenotten" und „Paulus", einander gegenüber stellte. Die ausübenden Künstler hieß er als die Vermittler zwischen diesen beiden Mächten leben. Inzwischen hatte eine Deputation, bestehend aus den Herren Wach, Stier, Rauch, Meyerbeer, Mendelssohn, welche die Malerei, Architektur, Bildhauerkunst und Musik repräsentirten, dem Gefeierten im Namen der Gesellschaft ein Ehrengeschenk überreicht, ein goldnes Medaillon

nach der in Paris auf denſelben erſchienenen Medaille im vergrößerten Maaßſtabe in der hieſigen Hoffauer'ſchen Offizin gearbeitet, zum Andenken an den Tag überreicht, welche auf der Vorderſeite das Bildniß Liszt's, auf der Rückſeite folgende Inſchrift trägt:

Dem Genius,
dem Künſtler von Geiſt und Gemüth,
dem Ehrenmanne von Geſinnung und Charakter
FRANZ LISZT
in dankbarſter Erinnerung
an ſchöne Stunden frohester Begeiſterung
die Kunſtgenoſſen und Kunſtfreunde in Berlin
den 18. Februar 1842.

Unter dem Bruſtbilde des Künſtlers befindet ſich die Chiffer Berlin, durch Edelſteine bezeichnet. — Liszt drückte in einer innig bewegten Rede ſeinen Dank für das Geſchenk und insbeſondere für die Bezeichnung „Ehrenmann von Geſinnung und Charakter", die ihm die Inſchrift beilegt, aus. Ob er der Künſtler ſei, der eine ſolche Gabe verdiene, das bleibe dahingeſtellt, und liege außer ſeiner Macht, doch der Ehrenmann werde er ſein und bleiben, das habe er in ſeiner Gewalt. — Dr. A. Förſter nahm hierauf das Wort und zeigte der Geſellſchaft an, daß Alexander v. Humboldt, der zum Feſte geladen geweſen, ſein Ausbleiben in einer Weiſe entſchuldigt habe, die man gewiß mit Antheil vernehmen werde. Er las hierauf aus einem Schreiben deſſelben folgende Stelle vor: „Wenn der edelſte Charakter, äußere Liebenswürdigkeit, anmuthige Freiheit der Rede den höchſten und glücklichſten Gaben des ſchaffenden Genies ſich zugeſellen, ſo hat die ſtädtiſche Feier, die Sie, meine Herren, patriotiſch vorbereiten, eine große Bedeutung. Der Gefeierte weiß, wie ſehr ich ihm anhänge; er wird es mir daher nicht verargen, wenn ich aus Schonung für meine Geſundheit, der einſamen Ruhe etwas bedürftig, Ihre liebenswürdige Einladung für diesmal mit ergebenſtem Danke ablehne." Ein

Toast auf den berühmten Mann wurde mit jubelnder Begeisterung aufgenommen. — So reihte sich ein Trinkspruch dem anderen an, um allgemeinen geistigen Interessen oder hervorragenden Vertretern derselben zu huldigen. In diesem Sinne war das Fest gefeiert worden, und der Gedanke entsprach der Ausführung auf das schönste und vollständigste. Möge der gefeierte Künstler die Erinnerung daran so lebendig auf seine glänzende, weite Fernen und Lebenskreise durchmessende Laufbahn mitnehmen, wie uns der Tag werth und in treuem Andenken bleiben wird.

Die schon oben erwähnte Festlichkeit, welche die wohlwollende Gabe des Künstlers an hiesige Kinder-Bewahr- und Erziehungs-Anstalten veranlaßt hatte, muß eine der eigenthümlichsten und wahrhaft erfreulichsten gewesen sein. Ich habe ihr nicht beigewohnt, glaube aber, daß gerade diese nicht übergangen werden durfte, wenn man nicht einen wesentlichen Charakterzug des Künstlers und die Einwirkung seines Erscheinens unter uns außer Acht lassen will. Sie wurde durch einen getreuen Berichterstatter folgendermaßen geschildert:

Ein überraschender Morgenbesuch bei Fr. Liszt.

Unter den vielen Beweisen der Verehrung und des Dankes, welche dem gefeierten Künstler, der nach beinahe dreimonatlichem Aufenthalte heute von uns scheidet, hier zu Theil wurden, empfing er gestern eine, seinem mitfühlenden Herzen gewiß vor allen anderen Auszeichnungen besonders wohlthuende. Einhundert Kinder, von denen keines über sechs Jahr alt war, wurden unter Vertritt des Majors von Plehwe von den Vorstehern der verschiedenen Kinder-Bewahr-Anstalten, zu deren Besten Herr Liszt ein Concert gegeben, ihm zugeführt, um ihm ihren Dank im Namen der tausend anderen Kinder persönlich abzustatten. Eine Anzahl Knaben der Walmöne'schen Erziehungs-Anstalten hatte sich, von ihren Lehrern be-

gleitet, ebenfalls eingefunden. Der Wirth des Hôtel de Russie, Herr Roth, war so gefällig gewesen, den Kindern seinen großen Saal zu öffnen, in welchem sie sich im Halbkreis aufstellten. Eine Deputation der Vorsteher begab sich hierauf zu Herrn Liszt, um ihn zu bitten, den Dank der Kleinen anzunehmen. Bei dem Eintritt in den Saal wurde er mit dem Gesange „Lobt froh den Herrn, ihr jugendlichen Chöre," empfangen. Hierauf sprach der Major von Plehwe einige Worte des Dankes im Namen des Vereins der Kinder-Bewahr-Anstalten, Herr Borchardt hatte noch besonderen Dank für das der Anstalt Nr. 1 zu Theil gewordene Geschenk ab. Vier von den Kindern traten jetzt vor, sagten ein Verschen, überreichten Kränze und „streuten ihrem Wohlthäter Blumen auf seinen Lebensweg". Alle Anwesende, und besonders den Künstler selbst, ergriff eine so tiefe Rührung, daß er nicht anders zu antworten wußte, als daß er die Kinder herzlich und liebevoll küßte. Ein Knabe der Malméne'schen Anstalt hielt nun ebenfalls eine in Versen abgefaßte kurze Dankrede, worauf die Kleinen mehrere ihrer Gedächtniß-Verschen hersagten, wodurch eine heitere Stimmung verbreitet wurde, zumal als die tausend kleinen Fingerchen mit den Worten: „die sind uns zum Spielen gegeben", in der Luft spielten. Ein scherzhaftes Concert ohne Instrumente und doch mit vollem Orchester von den Malménéschen Knaben ausgeführt, machte den Beschluß. Unter der wiederholten Versicherung, daß ihm dieser überraschende Morgenbesuch eine recht herzliche Freude gemacht habe, nahm der menschenfreundliche Künstler von den Versammelten Abschied, deren Segenswünsche ihn begleiten.

Wir kommen nun zu dem letzten, glänzendsten und bei weitem am tiefsten in die Oeffentlichkeit greifenden Ereigniß, welches Liszt's Anwesenheit hier bezeichnete, dem durch sein oben schon näher geschildertes Verhältniß zu den Studirenden herbeigeführten

Abſchieds-Gelage am 3. März.

Liszt gab an dieſem Tage noch ein Morgen-Concert, deſſen Ertrag den Studirenden gewidmet war. Unmittelbar nach demſelben wollte er abreiſen. Schon von elf Uhr an begannen ſich die Zuſchauer vor dem Hotel de Ruſſie zu verſammeln; die Beſucher des Concerts, welches um zwölf Uhr ſeinen Anfang nahm, hatten ſchon die größte Mühe, in das Gebäude zu gelangen. Der Saal ſelbſt war zum Drängen gefüllt. Der Künſtler erſchien in ſeinen Reiſekleidern; er war ſichtlich im Innerſten durch das, was in und um ihn vorging, ergriffen, faſt überwältigte ihn die wehmuthige Stimmung des Abſchieds. Dadurch ſprach er offenbar den ſchönſten Dank für die begeiſterten Beweiſe der Liebe und Anhänglichkeit aus, die ihm aus einer ſolchen Geſammtheit der Bewohner Berlins zu Theil wurde. Im Gegenſatz zu dieſer inneren Stille ſeines Weſens ward der unbeſchreibliche Ausbruch des Beifallsjubels, der ihm zu Theil wurde. — — Draußen hatten ſich indeß, von einem freundlichen, ſonnenhellen Tage begünſtigt über, ein achtes Cäſar-Glück! als Ausnahme zwiſchen viele Regentage ſtellt, die Volksmaſſen bis ins Unüberſehbare vergrößert; der Ruf nach dem gefeierten Künſtler ertönte zu vielen Malen, und als er ſich endlich zeigte, erſchallte ein tauſendſtimmiger Jubel. — Der Augenblick der Abfahrt war da. Ein Wagen, mit ſechs Schimmeln beſpannt, rollte vor das Hotel; Liszt wurde unter dem Jujauchzen der Menge faſt die Treppe hinabgetragen und in den Wagen gehoben, wo er zwiſchen den Senioren der Univerſität ſeinen Platz hatte. Dreißig vierſpännige Wagen mit Studirenden, eine Anzahl Reiter im akademiſchen Reglement gaben ihm das Geleit. Zahlloſe andere Wagen hatten ſich angeſchloſſen; zu vielen Tauſenden umwogte die Menge die Abfahrenden. Der Zug nahm zuerſt ſeinen Weg nach den Linden, umbog den Platz, der für das Denkmal Friedrichs des Großen

bestimmt ist, und wandte sich so nach der neuen Schloßbrücke zurück und dann über die Schloßfreiheit, den Schloßplatz, durch die Königsstraße nach dem Frankfurter Thor zu. — Nicht nur die Straßen und Plätze, sondern auch die Fenster aller Häuser waren dicht mit Zuschauern und Zuschauerinnen erfüllt; unter ihnen viele von der ungemein großen Zahl persönlicher Freunde und Bekannte des Künstlers, die ihm Grüße zuwinkten und seine Abschiedsgrüße dafür empfingen. — Bis zur „neuen Welt" war auch die Chaussee von beiden Seiten dicht mit der Volksmenge bedeckt; belebt aber blieb sie von zahllosen, nicht zum Zuge gehörenden Wagen und vielen hinausströmenden Spaziergängern bis Friedrichsfelde. Wo der Weg nach dem Schlosse abbiegt, wurden nur die zum Comitat gehörigen Wagen zugelassen. Schon für diese war der Raum fast zu eng. — Im Schloß selbst, welches der gastfreundliche Besitzer, Herr von Treskow, mit dankenswerthester Bereitwilligkeit zu dem Feste dargeboten hatte, empfing derselbe diese große Zahl von Besuchern mit freundlichster Zuvorkommenheit. Der Gefeierte, wie die Studirenden, begaben sich sogleich in den im oberen Stockwerke befindlichen geräumigen Saal, wo sich im Hintergrunde auch die Musik aufgestellt hatte. Als die Versammlung vollständig war, ertönte der ungarische National-Marsch und zu diesem ein von Philipp Kaufmann gedichtetes Lied, von allen Anwesenden (unter denen sich auch mehrere Sänger des Königlichen Theaters befanden) mit wahrhafter Begeisterung gesungen. Nach dem Liede ward es still; man hoffte auf einige Worte Liszt's. Als er, von seiner Bewegung lange gehindert, endlich zu sprechen vermochte, drückte er in einfachsten Worten seinen Dank aus, „für eine Freude, eine Ehre, wie ihm nie etwas Aehnliches widerfahren sei, ausgenommen in seinem Vaterlande, zu Pesth, an einem Abende, an den er ewig zurückdenken werde." Darauf schüttelte er Allen, die ihn erreichen konnten, herzlich die

Hände. — Zu angegriffen von den ununterbrochenen aufregenden Vorgängen des Tages, zog der Gefeierte sich jetzt in ein besonderes Zimmer zurück, während die Studirenden einen Spaziergang durch den Garten machten. Nach Verlauf einer halben Stunde, kehrten sie, paarweise geordnet, zurück und stellten sich nun abermals in dem großen Saale auf, um Abschied von Liszt zu nehmen. Er erschien unter ihnen, reichte Allen die Hand, trat mit Allen an, sagte ihnen das innigste Lebewohl, und schloß endlich damit, für den Tag seiner Wiederkehr nach Berlin alle jetzt Anwesende zu sich einzuladen. Unter einem donnernden Lebehoch verließ er den Saal und stieg in den Reisewagen! — So schloß die Feier, die auf jugendlicher Begeisterung für die edelste Kunst- und Lebenserscheinung hervorgegangen, den vollsten Anklang gefunden, dessen sich je eine dieser Art zu erfreuen gehabt, und die den an erhebenden und glänzenden Augenblicken so reichen Aufenthalt des Künstlers unter uns auf das würdigste beschloß.

Von auswärts angeregt, über Liszt's Aufenthalt und die Einwirkungen seiner künstlerischen und persönlichen Erscheinung in Berlin eine zusammenfassende Uebersicht zu geben, entstanden die nachfolgenden beiden Aufsätze, denen wir, obgleich sie sich im Wesentlichen urtheilend und erklärend erhalten, doch ihre Stelle hier bei den Berichten geben, da sie weniger auf die abgesonderte musikalische Wirkung des Künstlers, als auf den Zusammenhang seines Wesens mit Kunst, Welt und Leben überhaupt und die Rückwirkungen dieser auf ihn, gegründet sind.

Liszt in Berlin.

Berlin, 6. März.

Liszt hat uns nun verlassen; doch seine Anwesenheit hat zu tiefe künstlerische wie gesellige Eindrücke hinterlassen, um nicht einen urtheilenden, berichtenden, endlich auch er-

klärenden Rückblick auf die Gesammtheit dieser merkwürdigen Erscheinung und ihrer fast noch merkwürdigern Wirkungen zu rechtfertigen. Es steht fest für uns, daß Liszt die grösste Virtuosität nicht nur seines Instruments, sondern auch überhaupt ist, seit sich das Grab über Paganini geschlossen. Ob er diesem gleich, unter oder über ihn zu setzen sei, wurde eine kaum zu lösende Frage sein da sie sich einmal, aus verschiedenen Standpunkten genommen, völlig entgegengesetzt beantworten müßte, und andererseits zwischen zwei ganz verschiedenen Instrumenten ein gewisser Grad der Incommensurabilität eintritt (wir sagen nicht eine absolute, denn ein Meister auf dem einen wird immer einem Stümper auf dem andern unbedingt voranstehen), welcher durchgeführte Parallelen verbietet. Aus der Wirkung ließe sich allenfalls rückwärts auf die Kraft schließen, die sie erzeugt; und hier wäre Liszt im Vortheil. Aber nicht durch sein absolutes Virtuosenthum allein, sondern durch das genaue Bündniß, welches dasselbe mit seinem Ich geschlossen hat, und es so zu einem tiefern Künstlerthum umschafft. Jedenfalls ist er die grösste Virtuosität unter den Lebenden, eine Eigenschaft, die ihm sowol die denkende, sachkundige Kritik wie der Erfolg bestätigt, der letztere in einem solchen, noch nie erhörten Maße, daß er das Recht der Entscheidung fast vollgültig für sich allein in Anspruch nehmen durfte. Diese unsere unbedingte Anerkennung seiner höchsten Souverainetät im Reiche der ausübenden Künstler gibt uns das Recht, ja, legt uns die Pflicht auf, auch seine gefährlichen Verirrungen, die wir eben so wenig verkennen, zu bezeichnen. Seine Kunst ist eine durchaus exceptionelle, wie seine Individualität überhaupt; sie spiegelt ganz diese letztere ab, somit neben deren wahrhaft strahlenden Glanzseiten auch ihre verdunkelnden Mängel. Sein Genie ist noch (vielleicht für immer) in einem gewaltigen Processe der Gährung begriffen, der gigantische Kräfte entwickelt, aber nicht das Maß, sie zu zügeln, in sich trägt. So auch seine Virtuosität. Auf

den höchſten, bisher für unerreichbar gehaltenen, ja nicht einmal geahnten Gipfeln der Mechanik bewegt er ſich mit der Sicherheit des verwegenſten Nachtwandlers. Wehe Dem ſchon, der ihm mit der nüchternen Wach- und Behutſamkeit des Tages nur dahin folgen wollte! Vollends aber, wenn er dieſe äußerlichen Elemente zur Ausprägung ſeines ſtürmend arbeitenden Innern mit titaniſcher Tyrannenmacht unter das Joch ſeiner Willkür zwingt! Dann entweicht er oft ſeinem eignen Geſetze, wie durfte er alſo je das eines Andern werden! Verlaſſen wir das allgemeine Gebiet, und gehen wir auf das praktiſchere, beſondere über. Liszt ſpielt alle Meiſter, alle Zeiten des Claviers; von Scarlatti, Händel, Bach, Clementi, Duſſek an, bis auf Alles, was die neuere und neueſte Zeit geſchaffen hat. Mit der eminenteſten mechaniſchen Sicherheit verbindet er eine noch unbegreiflichere Schnelligkeit des Leſens, die ihm geſtattet, geradehin Alles vom Blatte zu ſpielen; endlich geſellt ſich dazu eine Gedächtnißkraft, die gleichfalls kaum zwei, drei muſikaliſche Größen ihres Gleichen zählen dürfte. Daher machte er es möglich, was kein anderer Virtuos vermöchte, im Laufe von zwei Monaten gegen achtzig verſchiedene und ſchwierige Stücke öffentlich zu ſpielen, und darunter wenigſtens funfzig auswendig! Doch wenn er ſo geradehin alle Meiſter ſpielt, ſo unterwirft er ſich dabei weniger ihnen als dieſe ſich. Das iſt die Hauptgefahr, vor der wir ſchwächere Nachahmer warnen müſſen. Ihnen bleibe das Geſetz des Tempos, des Takts, des kleinſten Sechzehntheils heilig! Nur eine ſelbſt geniale Natur wie die Liszt's läßt es und vergeben, wenn er in die Rechte Anderer eingreift; auch er thut es nach unſerm Urtheile nicht immer mit Glück. Er zieht Vieles in Beethoven aus dem Gebiet edler Einfachheit, ruhiger Tiefe in das einer viel zu unruhigen, ſtürmiſchen Leidenſchaftlichkeit hinüber. Aus dem Spiegel des Componiſten wird er ſo deſſen Hohlſpiegel. Ihn vertheidigt dabei ſeine urſprüngliche Natur, der Boden Frankreich, mit ſeinen alles Maß

zertrümmernden Explosionen in Kunst und Leben), auf dem er gewachsen, aus dem seine Wurzeln den Lebenssaft gesogen, der die Farbe seiner Blüten und Blätter, die Eigenthümlichkeit seiner Früchte bestimmt: doch jeden Andern träfe schon die Verurtheilung, wo wir Liszt noch die Abweichung seines Kometenfluges völlig gestatten, geschweige aber da, wo wir sie auch ihm nicht vergeben. Indeß möchten wir vielleicht diese Mängel an ihm nicht einmal gern missen, höchstens sie mildern. Sie bestimmen mit den eigenthümlichen Reiz seiner Individualität; nähmen wir sie ihm, so fürchten wir, er könnte vollkommen sein. Doch die Vollkommenheit ist auf Erden nicht heimisch; vielleicht wäre sie gar langweilig. Wir sollen sie, das ist unser menschliches Verhängniß, ewig erstreben, niemals erreichen. So wollen wir es auch Liszt vergeben, wenn er sie nicht besitzt. Und doch besitzt er sie: in Einzelheiten! Was übertrafe den Reiz seiner Verzierungen, die leichten, duftigen Blüten gleichen? Was die Gewalt seiner rollenden Passagen, wenn sie aus dunkler Tiefe heraufbrausen? Was die schwindelnd raschen Octavengänge, die unverfolgbaren Accordketten in Doppel- und Tripelgriffen beider Hände, die Grazie seiner Melodie, die tiefe Wehmuth, den Adel derselben, wo er sie frei hält von dem Zuviel des Hyper-Romantismus, der ihn in Paris mit nervenüberreizendem Hauch angeweht hat? . . . Das Wie seines Spiels ist uns immer noch schöner gewesen als das Was erstaunenswürdig! Bei Vielem verschmilzt sich Beides, so bei der metallenen Macht seines Fugenspiels, wo die Schwierigkeit der Aufgabe mit der wundervollsten Lösung in stetem Wettkampfe bleibt. Wir schließen hier die urtheilenden Andeutungen unsers Rückblicks, wohl wissend, daß wir aus einem reichen unübersehbaren Blütenfelde nur einzelne Blumen gepflückt, um die unerschöpfliche Flora durch Beispiele zu charakterisiren. Wir wollen jetzt über die Gesammtresultate seiner Anwesenheit unter uns berichten.

Sein erstes Concert im Saale der Singakademie war

gedrängt mit Besuchern gefüllt; diese hatte ihm sein Ruf zugeführt. Die Kritik war zweifelhaft über ihn gewesen; er spielte, sie wurde entschieden und trat mit ihrer ganzen, wenngleich untergeordneten Macht auf seine Seite. Ob sie ihm hilfreich gewesen? Vielleicht, für entferntere Oertlichkeiten, das Herbeikommen Mancher aus der Umgegend veranlassend, ihm eine fernere Bahn vorbereitend. Doch hier erfocht er seine Siege allein. Wäre die gesammte Kritik seine Gegnerin gewesen, seine Triumphe hätten dadurch nur an Glanz gewonnen, sich an Zahl gewiß nicht vermindert. Am meisten war das sachkundige Urtheil vielleicht dadurch auf seiner Seite, daß es auch seine Mängel nicht verschwieg, und man so zu der Begeisterung für das Außerordentliche in ihm ein höheres Zutrauen faßte. So füllten sich nach dem ersten Concerte noch neun in demselben Locale, zwei in der Universitätsaula, drei im Hotel de Russie, zwei im großen Concertsaale, vier im großen Opernhaus: unbedingt seine glänzendsten, worin er sich auch als Künstler und Musiker am größten zeigte. In Allem 21 Concerte, zu denen die Billets verkauft wurden. Liszt gab sie alle, insofern sein Name, seine Mitwirkung die Zuhörer herbeizog, doch gab er sie nicht alle für sich. Eins dem Cölner Dome, drei der Universität zu wohlthätigen Zwecken, drei für andere Concertgeber (Pantaleone, Nina Morra, Ganz) eins im Opernhaus, eins im Concertsaale für verschiedene Wohlthätigkeitsanstalten. Von 21 Concerten also neun nicht für sich! Wahrlich nur ein so Ueberreicher kann die Früchte seines Ruhmes mit solcher Großmuth theilen! Dabei ist seine rein persönliche Freigebigkeit noch gar nicht in Anschlag gebracht. Freilich der Summe aller Anforderungen vermochte er nicht zu genügen, kein Kaiser hätte es vermocht. Denn allein aus der letzten Woche seines Hierseins wurden über tausend Briefe verbrannt, die Bitten um Geld enthielten! Die Summe der an ihn gerichteten Forderungen hat vielleicht drei Mal die seiner Einnahmen überstiegen! Nicht daß

er gab, ſondern wie er gab, erwarb ihm einen ſo ungemeinen Schatz an Liebe! Zu jeder guten Sache war er ſogleich aufs freudigſte, mit wahrer Begeiſterung bereit. Niemandem iſt die Bitte, die er an ihn richtete, erſchwert worden; wo er ſie überhaupt erfullen konnte und wollte, da fugte er die gewinnendſte Form zur hülfreichſten That. Doch wir haben noch von der Freigebigkeit, mit der er ſein edelſtes Gold, das ſeines Talentes, ſpendete, zu ſprechen. Nie haben wir einen Künſtler gekannt, der ſich darin ſo bereitwillig, ſo liebenswerth gezeigt hat. Jene 21 Concerte waren nur inſofern ſeine öffentlichen, als Jedem der Eintritt für Geld frei ſtand. Doch er hat in den Freimaurerlogen, in beſonders bei ſich eingerichteten Matinéen, in größern und kleinern Geſellſchaften, am Hofe vor Verſammlungen von vielen Hunderten geſpielt. Grade in den Kreiſen, die die Beſucher der Concerte bilden, hat er ſein Talent mindeſtens eben ſo oft unentgeltlich zum beſten gegeben als in öffentlichen Concerten. Wenn er Paganini irgendwo beſchämt, ſo iſt es hier. Jener geizte mit jedem Ton, wog ihn nur gegen ſeinen berechneten Goldwerth zu; er verſchloß ſich dreifach, wenn er zu Haus ſpielte. Liszt öffnete alle Pforten, daß man ihn höre! Ueberhaupt in der Geſinnung ihn mit Paganini zu vergleichen wäre keine Beleidigung, denn es iſt eine Unmöglichkeit, auf die Niemand verfallen kann. Und dieſe Geſinnung edelſten Wohlwollens, jetzt kommen wir zu dem erklärenden Theil unſers Rückblicks, verſchwiſtert mit einem ſprudelnden, einem ſchöpferiſchen Geiſte, dem die Muſik nur der Mittelpunkt für Geſammtbildung, nicht der einzige beſtimmende Kreis war, dieſe Beſtimmung hat ihm den weit über alle künſtleriſchen Grenzen hinausgehenden Boden der Popularität gegeben. Man hat ſich für ihn begeiſtert, nicht weil er der größte aller Virtuoſen, ſondern weil er überhaupt eine geiſtige Erſcheinung außerordentlichſter Art war; darum iſt der Enthuſiasmus für ihn ein würdiger, in ſeiner innerſten Natur durchaus verſchiedener von

jenem flachen, mit Recht gegeißelten, der ſich an blos äußerlichen Tageserſcheinungen und Talenten entzündet. Wir wollen einer Sentag nichts von dem hoch bedeutungsvollen Werth ihrer künſtleriſchen Erſcheinung nehmen; doch der Enthuſiasmus für ſie und der für Liszt ſind ſpecifiſch völlig verſchieden. Diejenigen, die funfzig und hundert Vorſtellungen der „Italienerin in Algier" mit unerſchöpflichem Entzücken beiwohnten, ſind in keinen Vergleich zu ſtellen mit Denen, die durch Liszt's Kunſt und künſtleriſchen Geiſt wahrhaft entzündet wurden. Das Verwechſeln beider Erſcheinungen, und daher das erbitterte Anfeinden der heutigen (in einigen ſchlechten Journalen), enthüllt nur die ſtumpfe Beſchränktheit dieſer Gegner. Daß auch die Kreiſe einer flach alltäglichen, nur in äußerlich ſinnlicher Weiſe verkehrenden Welt von der Begeiſterung für Liszt ergriffen worden, iſt kein Beweis gegen die Echtheit derſelben, denn die Sonne ſcheint nicht nur auf Böſe und Gute, ſondern auch auf Flächen und Höhen, oder in einem andern Gleichniß, wer von Tunel trunken wird, wird es auch von Tokaier. Nicht läugnen wollen wir es, daß der edle Geiſt Vielen, beſonders den Frauen, etwas zu ſtark geweſen iſt, und ſo allerdings auch ſehr wunderliche Symptome erzeugt hat. Doch alle Erſcheinungen dieſer Art ſollen nicht nach Einzelheiten, ſondern im Ganzen und Großen gewürdigt werden. Und in dieſer Allgemeinheit ehrt die Begeiſterung für Liszt unſere Vaterſtadt; ſie beweiſt, daß ſie das Außerordentliche ſeiner Erſcheinung tief und wahr empfunden, daß ſich Jeder Das, was er davon zu faſſen vermochte, was ſich ſeiner Beſonderheit näher verſchmolz, angeeignet hat. Wer den Künſtler, den Virtuoſen nicht als ſolchen zu würdigen vermochte, der war elektriſch berührt durch den allgemeinen Feuergeiſt in ihm, oder gefeſſelt durch die wunderbare Miſchung von Stolz und Milde des Charakters, von Adel, Grazie und Kindlichkeit ſeines Weſens. Vor Allem mußte die Jugend von ihm entzündet werden, denn in geiſtiger

Jugend blühte, lederte er ſelbſt empor, und alles Jugendliche war ihm brüderlich verwandt. Mehr ein Zufall als berechnete Abſicht knüpfte das Band zwiſchen dem Künſtler und den Studirenden der Univerſität an. Der Verfaſſer dieſer Zeilen war ſelbſt der Vermittler dieſes Verhältniſſes. Doch die geniale, große Weiſe, in der Liszt die erſte Berührung aufnahm, war es allein, die dieſen engen, innigen Bund zwiſchen ihm und den wiſſenſchaftlichen Jünglingen errichtete, ihn zur wahrhaft brüderlichen Wärme ſteigerte. So kam es, daß derſelbe Ein Hauptträger ſeiner wahren Volksthümlichkeit ward; der zweite wuchs ihm noch tiefer in dem Schooße des Volks aus der überall hin mit reichſter Hand ausgeſtreuten goldnen Saat der Milthätigkeit empor. Darum ertönte ſein Name bis dahin, wohin weder ſeine Kunſt noch der Strahl ſeines Geiſtes, der Glanz ſeiner Perſönlichkeit drang. So wurde er ein Mann des Volks! Tauſende hätte die müßige Schaulust einer großen Stadt gewiß zu jedem öffentlichen Ereigniſſe geführt, ähnlich dem, welches das Scheiden Liszt's bezeichnete. Doch nur die Augen, nicht die Herzen wären zugegen geweſen; aber dieſe tiefere, wenngleich vielleicht kaum verſtandene Berührung der Bruſt vervielfältigte dieſe Tauſende und verlieh ihrem in laute, begeiſterte Begrüßung ausbrechenden Jubel eine höhere Bedeutung. Nicht gleich einem Könige, ſondern als ein König zog er aus, vom jubelnden Volksgedränge umringt, als ein König im unvergänglichen Reiche des Geiſtes.

Liszt, ein Ereigniß des öffentlichen Lebens.

Die Erſcheinung des berühmten Künſtlers in unſerer Hauptſtadt (Berlin) hat nicht nur die ihm verwandte muſikaliſche Welt, ſondern in ſolchem Grade die Kreiſe aller gebildeten und geſelligen Beziehungen berührt, daß ſie zu einem Ereigniß geworden iſt, welches nicht mehr allein der Kunſtkritik und -Geſchichte, ſondern dem öffent-

lichen Lebens überhaupt angehört, und damit auch seine Berechtigung erworben hat, in diesen Blättern als solches besprochen zu werden. Noch niemals ist uns eine Virtuosität begegnet, die sich so aufs engste mit der Persönlichkeit des Künstlers verschwistert. Bei darstellenden Künstlern wird diese eine Hauptbasis der ganzen Erscheinung und ihrer Wirkungen; zu einer Schechner, Catalani, Sontag, gehörte sie als nothwendiges Element ihres künstlerischen Wesens überhaupt. Doch bei dem blos ausübenden Virtuosen, der seinen Richter nur im Ohr des Publikums finden sollte, ist die Persönlichkeit eine Zugabe, welche zur Sache selbst so unwesentlich mitwirkt, daß sie von der eigenthümlichsten Art sein muß, um ihren Antheil auf einen so mächtigen Grad zu steigern, wie bei Liszt. Paganini's seltsame Aeußerlichkeit, das unheimliche, beinahe schauerliche Wunder seines Spiels, das, bis man es mechanisch zu analysiren gelernt, als eine Art Zauberei dastand; die hundert Sagen, die sich an seine Vergangenheit, an die Art und Weise knüpften, wie er in den Besitz seiner unbegreiflichen Kunst gelangt sei: alles dies verlieh auch ihm eine magisch anziehende Kraft außerhalb der Sphäre seines Violinspiels. Allein der Zauber war nur eine Täuschung; wer einmal in die Nähe des Künstlers getreten war, und gesehen hatte, daß seine Organisation eine rein musikalische war, daß alle übrigen geistigen Elemente in ihm unerweckt schlummerten; wer vollends die Begrenztheit sogar seines sittlichen Vermögens erkannt hatte, die bis zu einer dumpfen Unfähigkeit ging, Würdiges und Unwürdiges zu unterscheiden, für den war der magische Schleier zerrissen, und kein weiteres Band, außer dem, was das Ohr zwischen Spieler und Hörer knüpfte, bestand zwischen Paganini und der Welt, in der er lebte. Anders ist es mit Liszt; auch er zeigt schon äußerlich eine seltsame Abweichung von dem Gewöhnlichen, aber es ist keine unheimliche, wie bei Paganini, sondern eine liebens-

würdig anziehende. Eine feine Grazie belebt seine Züge, die sich scharf von jener gewöhnlichen, Allen oberflächlich entgegenlächelnden Freundlichkeit unterscheidet, da sie sich eine geistige Ueberlegenheit bewahrt. Dennoch erweckt sie Zutrauen, weil sie dem Gemüth entspringt, weil sie mehr ein wohlwollendes Darbieten, als irgend einen Anspruch ausdruckt. Zu dieser natürlichen Gabe gesellt sich die der angebildeten Sitte. Die Lebensverhältnisse des Künstlers haben es mitgebracht, daß er die Wohlthaten der deutschen und französischen Bildung zugleich genossen, und beide durch weite, unter den glänzendsten Beziehungen unternommene Ausflüge in die Welt inniger mit einander verschmolzen und in sich veredelt hat. Aus dem allen würde sich inzwischen nur eine rein gesellig überwiegende Individualität herausstellen; doch das künstlerische Innere hebt und vergeistigt diese Formen in einem Grade, dessen Gewalt sich sogleich geltend macht. Liszt gehört zwar der Musik durch seine subjektive Anlage und Ausbildung vorzugsweise an; allein durch seine objektive der Kunst im Allgemeinen. Er ist vielleicht kein musikalisches, sondern nur ein Virtuosengenie, aber er ist gewiß ein künstlerisches überhaupt, und eins der glücklichsten Gattung. Nämlich kein düsteres, gährendes, wildes, das die Welt, mit der es sich nicht versöhnen kann, mit titanischer Gewalt von sich stößt; keins, dessen eckige Ungefugigkeit ihn hindert, sich in die bestehenden Lebensverhältnisse zu schicken (diese Genialität ist überhaupt seltner eine künstlerische, als eine gelehrte); kein blos träumerisches, ohne Boden unter den Füßen: sondern ein heiteres, frisch bewegtes, das die Welt durch die gewaltigen Kräfte der Anziehung mit sich fortreißt; er herrscht, und beherrscht ein heitres Reich der Lust, Freude, Liebe, Freiheit. — Leicht ist diese Herrschaft, wenn sie sich nur auf dem flachen Gebiet weltlichen Verkehrs, gesellig sinnlicher Genüsse bewegt; doch sie dringt auch in ein tiefes Element des Geistes ein; die heitere Oberfläche dieses kla-

ren Waſſerſpiegels kaum ſich auch verdüſtern, ſtürmiſch bewegen, und eine, wir möchten ſie gefahrliche Tiefe nennen, wahrnehmen laſſen. Da dieſe Zuſtände ſelten eintreten, wirken ſie um ſo ergreifender; oft wohlthuend, weil man zuweilen bange wird, dieſe friſchen Lebenskräfte in allzu leichtem Wellenſchaum ſich verſpielen zu ſehn; bisweilen aber auch dämoniſch, als ob in unterſter Tiefe ſich Weltenkräfte rührten, die eher bedeckt als überſichtbar waren, und aus mehr zufälligem als gewöhnlichem Zahlummer leicht zu gefährlich willkührlicher Arbeit erwachen könnten. —

Dies iſt die gemalte, feſſelnde Weltsnatur des Künſtlers, welche ſich an das einzelne mit ſeiner Perſönlichkeit verſchwiſtert und ſich zunächſt bei ſeinen künſtleriſchen Leiſtungen geltend macht. So ſehn wir ihn mit den leichteſten, gewinnendſten Formen der Freundlichkeit vor das Publikum hintreten; ſeine ungezwungene Unterhaltung nach allen Seiten mit den Vertretern aller Kategorien des Lebens, jeder Kunſt und Wiſſenſchaft, ſelbſt ſeine durch irgendwelche Veranlaſſungen herbeigeführten Anreden an die Verſammlung tragen das Gepräge leichteſter, franzöſiſcher Beweglichkeit, ohne dabei eine deutſche Gediegenheit und Gemüthlichkeit zu verlieren. Unter dieſer Erweiterung der vortheilhafteſten Eindrücke tritt er ſich an das Inſtrument. Jetzt wird ein neuer Geiſt in ihm lebendig. Er lebt die Muſikſtücke in ſich, die er vortragt. Während er mit der bewundernswürdigſten Gewalt der Technik eigentlich Alles leiſtet, um es mit einem Wort auszudrücken, Alles was bisher von irgend Jemanden einzeln bezwungen worden iſt, und außerdem noch ein ganzes Füllhorn neuer Erfindungen, völlig ungekannter Effekte und mechaniſcher Kombinationen vor uns ausſchüttet, ſo daß die aufs höchſte geſpannte Erwartung und Forderung ſich weit überflügelt ſieht: bleibt doch der eigenthümliche Geiſt, den er dieſen wunderwürdigſten Formen einhaucht, das bei Weitem anziehendere, erregendere und feſſelndere Element. Dieſe

geiſtige Bedeutſamkeit ſeines Kunſtwerks prägt ſich aber auf das lebendigſte in ſeiner Perſönlichkeit aus. Die Affekte ſeines Spiels werden zu Affekten ſeiner leidenſchaftlich aufgeſtürmten Seele, und finden in ſeiner Phyſiognomie und Haltung den treuſten Spiegel. Das iſt der geiſtige Zauber, mit dem er ſeine Hörer, und (die Frauen werden mir dieſes Bekenntniß in ihrem Namen geſtatten) vorzüglich die Hörerinnen, ſo unwiderſtehlich lockt und zieht, — vielleicht wohin er will! Seine künſtleriſche Leiſtung wird zugleich eine Thatſache ſeines Innern, ſie bleibt nicht getrennt von ihm, ſondern wirkt in dem mächtigen Bundniß mit dem Geiſt, der ſie erzeugt. — So ſpielt er den Erlkönig von Schubert, eine Auffaſſung des Gedichts, die in der innigſten Verwandtſchaft mit ſeinen eigenen künſtleriſchen Richtungen und Anſchauungen ſteht. Hier wird jede Note lebendig; er trägt nicht vor, wie der Virtuoſe, nicht wie der Declamator, der Sänger: ſondern wie die, welche das ſchauerliche Ereigniß erleben. Er ſelbſt wird hingeriſſen von den dunkeln Gewalten, von den leis hinſtreifenden Nebelbildern des Schauerlichen; die Ruhe, die Beſorgniß, die Angſt, die Verzweiflung des Vaters, er zeichnet ſie in Tönen, und ſeine Seele empfindet ſie vor uns: der muſikaliſche Vortrag ſteigert ſich noch über den dramatiſchen, weil er ſich rein im Gebiet der Ahnung und Phantaſie hält, das immer hinter ſeinen Schleiern eine ſtärker anſpannende Macht ausübt, als das der beſtimmt ausgeprägten Wirklichkeit.

Eine künſtleriſche Schöpfung dieſer Art muß das Intereſſe im höchſten Maaße auf die Perſon des Künſtlers übertragen. Und die angeregte Theilnahme bleibt begreiflicherweiſe fortdauernd im Wachſen, wenn ſich die auf die geiſtige Individualität des Künſtlers geſetzten Hoffnungen verwirklichen. Deshalb vergrößert ſich ſein Ruf weit über die muſikaliſchen Kreiſe hinaus und erſtreckt ſich auf die der Bildung überhaupt. Wer die außerordentliche Erſcheinung nicht als Hörer zu würdigen

weil, der möchte wenigstens den anderen Eindruck derselben mitnehmen, er habe die allgemeine geringe Auffassung, Verehrung, Mittheilung u. s. w. hat einmal der Hammer des Ruhs, den man hier wirklich Ruhm nennen kann, ein Haupt in solcher Höhe umwehen, so leuchtet es bis in die entferntesten, dunkelsten Lebensregionen hinein und übt durch seine Strahlen die Gewalt der Attraction auch bis dahin, wo schon längst die geringe Verwandtschaft zu dem angezogenen Element aufgehört hat. Die höheren Motive und Verehrungen verwandeln sich natürlich in untergeordnetere, die sich aber dafür desto weiter und allgemeiner ausdehnen, und zuletzt ist es freilich nur das flache, aber unerschöpfliche Weltmeer der Neugier, dessen andrängende Strömungen dem geheimnißvollen Magnet, der diese Flut der Theilnahme aufschwellen läßt, folgen.

Wenn das Außerordentliche einen gewissen Grad erreicht hat, so wird es, selbst in einer Sphäre, wo dem Beurtheiler das vergleichende Maaß, überhaupt jeder Maaßstab fehlt, seine Unfähigkeit üben. Es hätte schlimm um Paganini gestanden, wenn sein künstlerisches Vermögen nur von denen gefühlt werden wäre, die ungefähr das Wieviel berechnen konnten, um das er sich über die bisherigen Gipfel der Kunst erhob. Es tritt aber hier die Umkehrung des Sinnes jener Lessing'schen Fabel ein, in der der Maulwurf zum Richter über den Flug des Adlers und der Fledermaus gemacht wird. Als beide die Höhe gemeiner Bäume erreicht hatten, erklärte er beider Flug für gleich unermeßlich hoch. Umgekehrt aber erscheint der wirklich weitenhohe Flug von der Thurmspitze eben so hoch, als von ebener Erde; oder in einem noch kühneren Gleichnisse, die Sterne von den höchsten Bergen aus nicht näher, als aus dem tiefsten Schacht. Einer unserer größten, doch ganz abgezogen nur in seiner Wissenschaft lebenden Mathematiker, der vielleicht nie in seinem Leben ein Concert besucht hatte, jetzt aber doch einem Liszt'schen beiwohnte, hörte daher, als sein Nach-

bar in die Worte ausbrach: „Es iſt außerordentlich!“ nicht mit Unrecht unwillig entgegnen: „Was, außerordentlich! Außerordentlich iſt eine Beleidigung für ſolch einen Künſtler!“ Wirklich iſt Liszt eben eine ſolche Ausnahme von dem, was in der Virtuoſität insgemein für außerordentlich gilt, daß man ihn wieder als das Außerordentliche unter dem Außerordentlichen bezeichnen kann.

Wie es aber überhaupt ſchon in dieſer Bezeichnung liegt, daß ſeine Art und Weiſe keine Norm für Andere bilden könne, ſo halten wir es nach der Anerkennung der höchſten Qualification dieſer künſtleriſchen Erſcheinung an und für ſich, für unſere erſte, dringendſte Pflicht, auch die Warnung auszuſprechen, daß man ſie nicht als ein Vorbild betrachte, daß man niemals aus ihr die Geſetze für das wahrhaft Kunſtſchöne ableiten dürfe. Dies iſt bei Liszt ſo wenig der Fall, wie bei Paganini; ja, noch weniger; denn dieſer mochte immer für ſich Recht haben, da er einer aus ſeiner begränzten Virtuoſenſphäre herausgehenden, allgemeineren Weltanſchauung der Kunſt gar nicht fähig war, man alſo bei ihm den unbedingteſten Glauben an ſich ſelbſt vorausſetzen durfte. Liszt aber iſt durch Urtheil und Einſicht ungleich freier, und bei ihm erſcheint als Ergebniß des bewußten Wollens, was bei Paganini nur ein gewiſſermaßen unabänderlicher Naturtrieb war. Liszt's künſtleriſche Verirrungen ſind ihm weniger angeboren, als anerzogen, anſgebildet; Paganini konnte nicht heraus aus dem geiſtigen Gefängniß, das ihm die Natur angewieſen hatte; Liszt hat ſich das Labyrinth, in dem er gewiß umherirrt, ſelbſt gebaut. Eine geweckte Erkenntniß, eine klar gewordene Grundanſchauung deſſen, was die Kunſt ſich als höchſtes Ziel und Zweck ſetzen ſoll, kann ihm die Pforten der Freiheit, die Bahn des Rechten, die doch die höchſte iſt, weil ſie allein auf den höchſten Gipfel, in den Himmel, führt, wieder öffnen. Seine Kunſt iſt das reichhaltigſte, edelſte Erz, aber

mit schweren Schlacken versetzt, die oft das Metall gerade da, wo man am sichersten auf seine gediegene Festigkeit rechnen sollte, spröde machen, daß es in tausend glänzende Splitter zerstäubt. Ihm ist eine Feuertaufe des Geistes bei der Geburt geworden, doch er muß, ein geistiger Wiedertäufer, eine zweite empfangen, wenn er rein in das Allerheiligste der Kunst treten will. Ob seine geistige Organisation ihm Grundlage genug zu dieser zweiten Erschaffung seiner selbst bietet, ob er von dem glänzenden Diesseits, auf dem er steht, in das reinere, höhere Jenseit sich hinüberzuschwingen vermag, muß die Zeit lehren. Unseres Erachtens verweilt er jetzt in einer Periode der Gährung, und erst nach Vollendung derselben wird man wissen, welches geistigen Gehaltes der brausende Most fähig war.

Man darf diese Bezeichnung seines künstlerischen Standpunktes nicht mißverstehen. Sie gilt nicht seiner alles übergipfelnden Virtuosität, sondern seiner musikalischen Bedeutung im Allgemeinen. Seine geistige Complexion läßt ihn nicht bei dem reinen Element des Virtuosen stehen bleiben; er will mehr, es drängt ihn mit allen gewaltigen inneren Mächten dazu. Es genügt ihm nicht, sich hier mit einem geringen Maaß zu bescheiden, da er auf einer Seite so den vollsten Becher des edelsten Weihetrunks geleert. Doch zu diesem Ziel führen nicht Sturm und Wogenbrand der Seele, nur ruhige Klarheit derselben, die Himmel und Gestirn rein abzuspiegeln vermag; nicht auf dem brausenden Strom der Leidenschaft, nur auf dem ruhigen, tiefen der Erkenntniß, schifft man nach dem gelobten Lande der Wahrheit in der Kunst. Er ahnt es, er hat es in einzelnen Lichtblicken, hinter den geheimnißvollen Aetherneheln, mit denen es sich umhüllt, geschaut, doch das unbestimmte Bild entflieht ihm wieder, es hat sich ihm noch nicht in der ganzen Herrlichkeit seiner ruhigen Majestät gezeigt. — Der leidenschaftliche Wogensturm der Seele, dem er hingegeben ist, hindert

ihn, fremde große künſtleriſche Individualitäten rein in ſich aufzunehmen. Es drängt ihn, ſie ſeinen angeregten Zuſtänden zu unterwerfen. So wird er nicht der Spiegel Beethoven's und Weber's, ſondern ihr Hohlſpiegel, der uns Alles in völlig veränderten Maaßen und Formen zeigt. Kein Zweifel, daß Einiges dabei gewinne, ſich gewaltiger darſtelle, daß ſelbſt das Zarte unter Umſtänden in dieſer Potenzirung ſeine Macht erheben könne. Doch die Wahrheit des Ganzen wird zerriſſen, die Treue verſchwindet aus dem Bilde, und wir ſehen überall Liszt unter der leidigen Hülle durchdämmern, die er dem fremden Genius entnommen hat. Die Anlage zu dieſer Richtung hat er unläugbar in ſich getragen; doch bis zu dieſem Maaße oder Uebermaaße fortgebildet konnte ſie nur in dem Element der Zeit und Nationalität werden, in welchem er ſich in der Blüthenentwickelung ſeines Lebens bewegte. Paris mit ſeinen Alles überſpielenden Leidenſchaften, Forderungen, Reizungen, Verwöhnungen, war der Ort, unter deſſen geiſtig klimatiſchen Einflüſſen die urſprünglichen Keime ſeines künſtleriſchen Naturells ſich gerade auf ſolche Weiſe heranwachſen mußten. Der Liberalismus, der in jeden Zuſchnitt hineinſieht, jedes Maaß zertrümmert, iſt in Frankreich längſt (eigentlich ſchon in den erſten Momenten der Revolution) von der Politik aus in alle übrigen Gebiete des Lebens erobernd eingedrungen, auch in die künſtleriſchen und ſittlichen. Der edeln Gabe des Weines gleich, die nach dem Maaß des Genuſſes den Geiſt weckt und erhebt, oder herabwürdigt und tödtet, hat auch hier das Uebermaaß eine Berauſchung, einen Taumel herbeigeführt, durch welchen die höchſten Wohlthaten ſich in das tiefſte Unheil verkehren. Alle heiligen Geſetze und Grenzen ſind verwiſcht, es iſt ein Zuſtand überſpannter Reizung eingetreten, dem nichts mehr genügen will, der ſich an Allem erſättigt hat, und daher nur auf die äußerſten Mittel denkt, um die Empfänglichkeit neu aufzuſtacheln. Unter ſolchen allgemeinen Conſtellatio-

nen des geistigen Lebens mußte eine, schon ursprünglich so aufstrebende, jedes Aeußere verachtende Individualität auch in der Kunst mehr vollständige Produkte, als wirklich in reiner, reifender Form gezeitigte, erzeugen. — Und wie der Künstler, und durch diesen, wurde der Mensch erzogen. Mit genialem Uebermuth zerschlagt auch er alle Umgrenzungen und Umschränkungen, durch die sich das menschliche Dasein zu sichern und in eine feste Bahn zu lenken sucht. Ein gütiger Gott gesellte ihm jedoch zu dieser zertrümmernden Kraft die Heiterkeit, die aus dem Bewußtsein entspringt, daß er eben so leicht und glänzender aufbaut, als er zerstört. Diese beide Gehülfinnen, die ihm auch die liebenswürdige Grazie verleiht, mit der er sich die Herzen gewinnt, weichen im Leben selten von ihm; in der Kunst dagegen sucht seine Kraft mehr das Düstere, Finstere, Wilde. Nur nie und nirgend erkennt sie das Maaß, erkennt sie ihre eigene Beherrschung und Unterordnung für das höchste Gesetz in Dasein und Kunst. Erst mit dieser Erkenntniß würde jene letzte Weihe über den Künstler kommen, die ihm den Zugang zu den heiligen Hallen öffnet, nach denen er sich sehnt, die er, vielleicht durch den Drang seiner Sehnsucht getäuscht, bisweilen schon betreten zu haben glaubt. Wie aber das Selbsterkennen, die klare Anschauung des Zustandes, in dem wir uns befinden, stets unerläßlich die erste Stufe zur Erreichung höherer Geistesstandpunkte bildet, so müßte auch unser Künstler damit beginnen, daß er sich selbst mit vollem Bewußtsein anschaute, und als Irrthum begriffe, was in ihm Irrthum, wenn auch unter noch so glänzender und täuschender Gestalt, ist. Das ist der Schlüssel der Pforte, den er erst zu finden hat; sie dann zu öffnen und einzugehen in das Reich der Auferstehung zum geläuterten Dasein, wird ihm bei dem kühnen Aufschwung seiner Kräfte leicht werden. Die Welt mit ihren brausenden Strudeln hat ihn fortgerissen, diese Welt muß er bezwingen, um sich an das Ufer des hei-

ligen Landes hinanzukämpfen, wo in reiner Sonne die Verklärten wandeln, zu deren Gemeinschaft er berufen iſt. Möge er bald auch dazu auserwählt ſein.

Wie wir es hier zu ſchildern und zu erklären verſucht, hat ſich der außerordentliche Künſtler und Menſch uns dargeſtellt. Er bildet eine glänzende Erſcheinung in der Welt des Genies, in der muſikaliſchen unbedingt die glänzendſte — wir ſagen nicht die gediegenſte — der Gegenwart. Doch ſie trägt den Charakter eines Meteors, das mit Gezisch und weitleuchtendem Strahlenkreis durch den Himmel zieht, aber bald erliſcht. Und um ſo raſcher, je heller es in verzehrenden Flammen anlodert. Doch die Gewalt, dünkt uns, liegt in dieſem feurigen Erdkörper, ſich aufzuſchwingen bis in die Zahl der leuchtenden Himmelskörper, um, wenn auch nicht als ewiger Fixſtern dauernd am Firmament der Kunſt zu glänzen, doch ſeine Bahn als Komet hoch über der Erde hinzuziehen, ohne, ihrer Macht unterliegend, zu ihr herabzuſinken und auf ihr zu erliſchen.

Lebensskizze.

Dieser biographische Aufsatz kann sich, wie wir schon in dem Vorwort bemerkt, dem gegebenen Raum nach, nur auf einige Umrisse des überreichen Gemäldes beschränken, zu welchem Liszt's äußerlich und innerlich so tief bewegtes, an hellsten Glanze strahlendes Dasein, das zugleich so wunderbare psychologische Räthsel stellt, im vollsten Maaße auffordert. Indeß könnte dies nur eine Arbeit von Jahren und eine Frucht lange fortgesetzten geistig vertrauten Verkehrs mit dem Künstler sein. Ein Theil der betreffenden Erörterungen (zu denen mehr innere Lebensumstände und genaue Entwickelungs-Perioden Anlaß geben würden,) ist übrigens durch die vorhergehenden Versuche, den künstlerischen und Lebensstandpunkt des Künstlers im Allgemeinen darzustellen und zu erklären, schon beseitigt.

In dem ungarischen Dorfe Raiding (nicht Räding oder Reiting), in der Herrschaft Oedenburg, wurde Liszt am 22. Oktober 1811 geboren. Sein Vater, Adam Liszt, war rechnungsführender Beamter des Fürsten Esterhazy. Der Sinn und Sinn dieses Mannes hatten indeß eine über die Linie seiner Lebensverhältnisse weit hinausgehende höhere Richtung. Mit nicht gewöhnlichen musikalischen Anlagen begabt (er spielte sehr gut Cello, sicher Violine, und eignete sich später auch eine ehrenwerthe Fertigkeit auf dem Fortepiano an), bildete es das Hauptglück seines Lebens, in einen nahen Verkehr mit den

großen muſikaliſchen Talenten zu treten, welche die Capelle des Fürſten Eſterhazy zu Eiſenſtadt verſammelte. In ganz vertrautem Umgange lebte er mit Joſeph Haydn; auch Hummel, welcher lange in Eiſenſtadt verkehrte, gehörte zu ſeinen muſikaliſchen Freunden, und ſelbſt Cherubini kam auf einige Zeit dahin. Adam Liszt übernahm bei den Quartetten und anderen Kammermuſiken eine ausführende Stimme; mithin muß ſein Talent für das eines Dilettanten in der That ein ausgezeichnetes geweſen ſein, da es ſich in Gegenwart ſolcher Autoritäten behauptete. Die muſikaliſchen Anlagen des Sohnes ſind alſo zum Theil ein ſchönes Erbe, was die Natur freilich durch ihre unmittelbaren Gaben noch im reichſten Uebermaaße vergrößert hat. — Franz Liszt war das einzige Kind ſeiner Eltern, die ganze Hoffnung, das ganze Glück derſelben, beſonders aber des Vaters, welcher ſich über ſeine eigene verfehlte Lebensbahn fortdauernd innerlich härmte, und ſo um ſo mehr darauf dachte, dem Sohn zuzuwenden, was ihm ſelbſt entzogen war. Er ſollte etwas Bedeutendes, über die Gewöhnlichkeit Hervorragendes werden; was, war freilich noch unentſchieden. Die weiche Gemüthsrichtung des Knaben mochte, bei dem Anſehen, deſſen der geiſtliche Stand, zumal in der katholiſchen Confeſſion, genießt, den Vater auf den Gedanken geführt haben, der Sohn eigne ſich für dieſen. Er fragte ihn einſt: „Willſt Du ein Pfarrer werden, Franz?“ „Nein, ich mag kein Pfarrer werden“, war die Antwort des Knaben. „Aber ſo ein Mann, wie dieſe hier?“ fragte der Vater weiter und deutete auf die Bildniſſe Gluck's und anderer berühmten Muſiker, die im Zimmer hingen. „Ja, ſo ein Mann möchte ich werden!“ So richtig hatte der innere Drang den ſelbſtunbegriffenen Wunſch des Kindes geführt! — Ein entſcheidendes Zeichen ſeiner muſikaliſchen Anlagen gab folgender Fall. Der Vater hatte eines Tages das Concert in Cis-moll von Ries geſpielt, der Knabe, aus Inſtrument gelehnt, mit der ge-

gespanntesten Aufmerksamkeit angehört. Abends auf einem Spaziergange im Garten sang er die Melodie des Themas; dieses Festhalten einer nicht leichten musikalischen Tonfolge in so jungem, noch ungeübtem Gehörsinne war ein Beweis der hervorstechenden Anlagen. Jetzt gab der Vater den dringenden Bitten des Sohnes nach und begann den Unterricht auf dem Pianoforte mit ihm. Er war damals sechs Jahre alt; übermäßig früh haben alle seine musikalischen Uebungen, gewiß zu seinem Glück, nicht begonnen.

In mehreren biographischen Skizzen wird angeführt, daß sich schon in dieser Zeit und in den nächsten Jahren ein Hang zur religiösen Schwärmerei in dem Kinde gezeigt habe. Liszt bezeichnet diese Angaben als durchaus irrthümlich. Besonders aber die Anführung im Universal-Lexikon der Tonkunst, daß er schon damals Chateaubriand's René gelesen und, durch diesen im Innern bewegt, die Einsamkeit aufgesucht und ein halbes Jahr in tief melancholischer Stimmung zugebracht habe. Der Umstand an sich ist richtig, sei jedoch etwa zehn Jahre später, als er schon lange in Paris lebte. Weichheit und Milde des Charakters waren allerdings, trotz der Lebhaftigkeit des Knaben, in ihm vorherrschend; doch keineswegs in einem Grade, der ihn schon damals in Hang einer Art zu geistigen Excentricitäten geführt hätte.

Die Fortschritte, die er in der Musik unter der Führung seines Vaters machte, waren erstaunlicher Art. Nach dreijährigem Unterricht spielte er so ausgezeichnet, daß er öffentlich auftreten konnte. Es wurde ein Concert in Oedenburg veranstaltet, in welchem er das Concert in Es-Dur von Ries und eine freie Phantasie unter dem begeisternden Beifall der staunenden Hörer vortrug. Des Umstandes, daß ihn unmittelbar vor dem Spiele „das alte Fieber", wie es in einigen Biographien heißt, befallen habe, weiß sich der Künstler nicht mehr zu erinnern. Er ist zwar in dieser Knabenzeit mehrmals an

Fieberanfällen krank gewesen, doch scheint man auf diesen mehr zufälligen Umstand ein zu großes Gewicht gelegt zu haben.

Die überall wiederholte Angabe, daß der Fürst Esterhazy dem kleinen Virtuosen nach dem Concert ein Geschenk von Funfzig Dukaten gemacht habe, ist falsch; der Fürst, obgleich bei den Verhältnissen des Vaters wohl der Nächste, das gewissermaßen im Schutz seiner Macht aufblühende Talent zu unterstützen, nahm sich desselben nicht an, sondern ließ es unbeachtet. — Wohl aber waren es die ungarischen Grafen Amaden und Zavarry, welche in ehrenvollster, die seltene künstlerische Gabe des Kindes richtig würdigender Gesinnung den Vater nach einem in Preßburg, ebenfalls mit dem glänzendsten Erfolge, veranstalteten Concert, durch ein auf sechs Jahre ausgesetztes Jahrgehalt von 600 Fl. C. M. in den Stand setzten, seine Beamtenstellung aufzugeben und die künstlerischen Plane zur Ausbildung seines Sohnes mit Freiheit zu verfolgen. Wie reiche Früchte diese Saat einst tragen würde, konnten die beiden adlich gesinnten Männer freilich nicht wissen; doch den gültigsten Anspruch auf den Dank der ganzen musikalischen Welt haben sie sich unstreitig erworben.

In Wien war es (1821), wo, mit Hülfe dieser Mittel, die Entwickelung des jungen Talents fortgesetzt wurde. Mit wahrhaft edler Uneigennützigkeit war Carl Czerny, obwohl schon damals mit Unterricht überhäuft, bereit, die Ausbildung desselben auf dem Pianoforte zu leiten, während Salieri den Unterricht in der Composition übernahm. Czerny, welcher muthmaßlich erkannte, daß in den Grundlagen des Spiels noch Manches für seinen genialen Schüler nachzuholen sei, gab ihm zuerst Clementische Sonaten, und zwar die leichteren. Dies kränkte jedoch den Stolz des jungen Virtuosen, der sie allerdings ohne Anstoß vom Blatt spielte; allein der Lehrer war mit der Detail-Ausführung, mit Anschlag, Fingersetzung

u. ſ. w. nicht zufrieden, und hielt das dringend fortſetzende Talent mit ernſter Strenge bei dieſen unerläßlichen Fundamenten feſt. Dies erzeugte anfangs eine Verſtimmung des Knaben, und er ſann auf mancherlei Schalkſtreiche, um dieſer, wie es ihm ſchien, tyranniſchen, demüthigenden Schule zu entkommen. So ſchrieb er ſich ſelbſt falſche Fingerſetzungen auf und klagte dann bei ſeinem Vater über den Lehrer, der ſo Unrichtiges von ihm verlange. Die Spaltung glich ſich indeſſen bald aus, als dem ehrgeizigen Kinde ſchwerere Aufgaben geſtellt wurden, und Liebe und Vertrauen ſtellten ſich gleichzeitig her.

Inzwiſchen war er auch ſehr fleißig in der Compoſition. Ohne eine ſtrenge contrapunktiſche Schule mit ihm durchzumachen (eine Richtung der Muſik, in der Salieri wohl ſelbſt nicht eben ſtark war), hielt ihn dieſer Meiſter, der ihm wahrhafte Liebe widmete, doch fleißig zu den eigentlichen Satzübungen an, ließ ihn kleinere Kirchenſtücke ſchreiben (namentlich iſt dem Schüler ein Tantum ergo, das er unter des Lehrers Aufſicht komponirte, in Erinnerung geblieben) und vielfältig aus der Partitur ſpielen, begleiten u. ſ. w. Nach anderthalbjährigen fleißigſten Studien, während welcher der junge Virtuos in geſelligen Kreiſen vielfach das Erſtaunen der Sachkundigſten erregte (ſo ſpielte er unter Anderem einmal das H-Moll-Concert von Hummel, eine der ſchwierigſten Aufgaben für das Pianoforte, ohne Anſtoß vom Blatt), ſchien der Zeitpunkt gekommen, wo er ſich in Wien mit Erfolg öffentlich hören laſſen könne. Der Ruf des ſelten begabten Knaben war ſchon durch die ganze Kaiſerſtadt gedrungen, ſelbſt bis zu dem einſamen Beethoven, dem er durch den Profeſſor Schindler (dem bekannten Biographen deſſelben) vorgeſtellt wurde. Beethoven ſoll zwar (nach L. eigener Angabe) nicht eben freundlich bei dieſem Beſuch geweſen ſein, indeß hat Liszt doch keine Erinnerung, daß ihm irgend etwas Unfreundliches von dem großen Meiſter, deſſen innerſte Geſinnung auch eine ſtets

liebevolle war, wiederfahren sei. Er besuchte sogar, was für seine völlige Zurückgezogenheit und die düstere Stimmung seines Gemüths etwas höchst Seltenes war, das bald darauf angeordnete Concert des jungen Virtuosen, und gab ihm die entschiedensten, wenn auch in seiner Weise ernst gemessenen Zeichen des Lobes.

In den lautesten Enthusiasmus brach jedoch das Publikum aus; es überschüttete das kannenwürdige Talent mit dem reichlichsten Zoll des Beifalls, so daß der Vater es angemessen fand, bald darauf auch ein zweites Concert zu veranstalten. Diese beiden fanden im landständischen und im kleinen Redoutensaale statt. Liszt spielte darin die Concerte in A-Moll und H-Moll von Hummel, noch einige andere Stücke, und phantasirte frei, was er in jener Knabenzeit besonders gern that, und die glücklichsten Anlagen dazu entwickelte.

Durch den Erfolg dieser Concerte gewann der Vater die Mittel, die musikalische Erziehung seines Sohnes noch unter größeren Verhältnissen fortzusetzen, sie auf einen wichtigeren Schauplatz zu verpflanzen. Paris, auch noch jetzt der Mittelpunkt der vielseitigsten künstlerischen Anregungen, und trotz mancher glänzenden Verfinsterungen doch zugleich die Schule der gründlichsten musikalischen Ausbildung, war das Ziel, wohin der eben so umsichtige als eifrig strebende Führer des Knaben strebte. Im Jahr 1823 trat er die Reise dahin über München und Stuttgart an, in welchen beiden Städten Liszt damals öffentlich unter größtem Beifall spielte, wo er sich jedoch seit seiner Ausbildung zu der wunderbarsten Eigenthümlichkeit und Vollendung, in der wir ihn jetzt kennen, noch nicht wieder hat hören lassen.

Seinem Sohne die treffliche musikalische Erziehung im Conservatorium angedeihen zu lassen, war der Hauptzweck des Vaters bei dieser Uebersiedelung nach Frankreich. Doch Cherubini, der an der Spitze dieser Anstalt stand, versagte dem Ausländer den Eintritt; ob das al-

lerdings bestehende Regel keine Ausnahme erleiden konnte, lassen wir dahingestellt sein, bezweifeln es aber, da Cherubini selbst ja nicht die Eigenschaft eines Inländers besaß. Cherubini's überhaupt herbe Abgeschlossenheit und zurückweisende Art mag wohl auch einen Theil der Schuld tragen. Dieses erste Fehlschlagen that jedoch den Erfolgen des jungen Künstlers keinen Eintrag. Er wurde schnell durch sein Talent bekannt, und nachdem er vor dem Herzog von Orleans, dem jetzigen König der Franzosen, mit entschiedenstem Beifall gespielt hatte, wurde er der bewunderte Gegenstand des Tages, und die höchsten geselligen Kreise beeiferten sich um den Vorzug, dem angestaunten Kinde ihre Huldigungen darzubringen. Gold, Ruhm, Schmeicheleien strömten in gleichem Uebermaaße dem nicht blos als musikalisches Wunder, sondern auch durch seine übrigen geistigen Eigenschaften den erregtesten Antheil weckenden Knaben zu. Offenbar war diese Ueberfülle, wenn auch nicht mit Unrecht erworbener Triumphe eine gefährliche Klippe für die geistige Richtung des Kindes. Doch sowohl der ernste Gegensatz eines strengen, durchaus edeln und uneigennützigen väterlichen Willens, welcher nur die höchsten Kunstziele im Auge behielt, wie auch der ursprünglich treffliche Kern, dessen Segensgabe ihm die Natur verliehen, waren die Schutzmittel gegen diese Gefahren. Er leitete den kritischen Durchgangspunkt vom Knabenalter zu dem des Jünglings glücklich zurück. In musikalischer Beziehung hatte er indessen unablässige und sorgfältig geregelte Fortschritte gemacht. Bei Reicha studirte er über ein Jahr den Contrapunkt bis zu den letzten verwickeltsten Aufgaben desselben; eine Richtung, die er jedoch als seiner Eigenthümlichkeit weniger zusagend in der Folge verlassen, und so die darin erworbene Sicherheit ziemlich wieder verloren zu haben, offen bekennt. Sein Vater hielt ihn zum gewissenhaften Ueben an; so mußte er ihm unter anderm jeden Nachmittag eine Anzahl Bach'scher Fugen vorspielen, eine Uebung, der wir

vielleicht die wahrhaft wundervolle Meisterschaft verdanken, mit der er noch jetzt gerade diese höchst schwierigen Aufgaben löst. Häufig mußte er dieselben auch in andere Tonarten übertragen, etwas, das, wie im Lexikon der Tonkunst angeführt wird, für ihn „ein Kinderwerk war.“*)

Von Paris aus machte er mehrere Reisen, namentlich zwei nach England, welche ihm außer dem sich hier wie in Frankreich wiederholenden Beifall auch eine Erweiterung seiner Kunstanschauungen nach manchen Richtungen eintrugen. Auch eine Reise durch die Departements, nach Bordeaux, Toulouse, Montpellier, Nimes, Marseille, Lyon, fiel in diese Zeit. Ein gewisser übermüthiger Sinn, wie beim ersten Unterricht von Czerny, blickte auch jetzt noch zuweilen durch. So spielte er in Bordeaux vor einem berühmten Virtuosen auf der Violine eine Sonate eigener Composition, welche er für eine von Beethoven ausgegeben hatte, und es gelang ihm, die lauteste Bewunderung dafür zu erwecken. Was von einer Unannehmlichkeit, die ihm in Lyon begegnet sein soll, weshalb er von seinem Aufenthalt dort nicht gern sprechen wollen, nach französischen Biographieen in deutsche übergegangen, ist eine Fabel, oder scheint völlig auf Irrthümern zu beruhen.

In diesem Zeitraum componirte Liszt auch fleißig, und nicht allein für sein Instrument, sondern er trat auch mit einer kleinen Oper „Don Sancho oder das Schloß

*) Als ich beim Durchgehen der Biographieen mit Liszt an diese Stelle kam, rief er lebhaft aus: „Ein Kinderwerk? O das war es keineswegs! Es wurde mir sehr schwer, und ich stockte und irrte oft. Ich kann es allerdings; doch es ist noch jetzt eine schwierige Aufgabe für mich!“ Er wollte auf der Stelle einen Versuch machen, wobei er sich indessen auch verwickelte. Es ist, dünkt uns, kein unerheblicher Charakterzug von der offen nämlichen Sinnesweise des Künstlers, daß er so schnell bereit war, ein von ihm gerühmtes Zuviel selbst zurückzunehmen, und dem Biographen das geringere Maaß zuzuweisen.

der Liebe", ein Gedicht, welches der fruchtbare Théaulon ihm geliefert hatte, hervor. Er rühmt dankbar Paer's freundliche, rathende Unterstützung bei diesem Jugendversuch, der mit aufmunterndem Beifall empfangen wurde, und vier oder fünf Vorstellungen auf dem Theater der Académie royale erlebte.

Ungefähr um diese Zeit trat eine innere Krisis bei ihm ein. Sein in der vollen Gährung der Jugend begriffener Geist, dem musikalische Erfolge allein nicht genügten, und der für sein inneres Drängen und Treiben noch keinen festen Ausgangspunkt, keine auflösende Befriedigung sah, suchte diese, ein so oft eintretender Irrthum, außerhalb seiner selbst, doch nach höheren Richtungen. So verfiel er in religiöse Schwärmerei. Begreiflicher Weise arbeitete der besonnene Vater dieser Richtung entgegen; daher verschleierte sie der Sohn, so tief er vermochte, in seinem Innern. Erst Abends, wenn er sich zu Bett gelegt, ließ er dem Drange des Herzens freien Lauf, stand heimlich wieder auf und ergoß seine junge Seele Stunden lang in brünstigsten Gebeten. Wer irgend psychische Kämpfe zu würdigen vermag, der wird selbst in diesen Aberrungen den edlen und tiefen Charakter des Geistes erkennen, der ihnen unterworfen war. Er suchte seinen Trost im anhaltenden Lesen von Schriften, welche indeß seinem schwärmerischen Hange nur neue Nahrung zuführten; „Les pères du desert" wurden jetzt sein Lieblingsbuch, ja fast das einzige, mit dem er sich beschäftigte. Musik war ihm fast zuwider; er trieb sie nur, um den Forderungen seines Vaters zu genügen. — Die schon erwähnte Reise in die Departements, späterhin ein Ausflug in die Schweiz, sodann eine dritte Reise nach England, scheinen die Mittel gewesen zu sein, wodurch der Vater dem keimenden und wachsenden Hange des Sohnes entgegen zu kämpfen suchte. Die letztere war eine fortdauernde Reihe von Triumphen seiner glänzenden Virtuosität, die er besonders im Drurylane-Theater errang. —

Doch hatten sowohl jene geistigen Kämpfe, als die von der Musik unzertrennlichen heftigen Nerven-Anregungen seine körperliche Gesundheit erschüttert. Um dieselbe herzustellen, ging sein Vater mit ihm nach Boulogne. Allein hier, wo der Sohn die Gesundheit wiederfand, traf den Vater der Tod, am St. Augustus-Tag des Jahres 1827.

Diesen schmerzhaften Schlag empfand er mit der ganzen Wärme jugendlichen Gefühls, denn, trotz der Strenge des Vaters, hatte er doch stets in ihm den Mann verehrt und geliebt, der nur den edelsten Grundsätzen, und einem fortdauernd auf höhere Ziele gerichteten Streben folgte. Das Bedürfniß seines kindlichen Herzens war es daher, welches ihn veranlaßte, sofort seine noch in Ungarn lebende Mutter aufzufordern, sich in Paris niederzulassen, wo sie seitdem ihren Wohnsitz hat, und stets im innigsten Verhältnisse mit dem Sohne lebt. —

Doch bringt es die natürliche Ordnung der Dinge mit, daß der Mensch auch die Freiheit und Selbstständigkeit, der er allmählig entgegengereift ist, als eine Wohlthat empfindet. So auch bei Liszt, dem sich nun in der freiesten Selbstrichtung seines Geistes eine ganz neue Lebensbahn eröffnete. —

Die nächsten Schritte auf derselben waren nicht ohne bittere Kämpfe. Er hatte sich die Liebe eines jungen geistvollen Mädchens gewonnen, das zugleich Rang und Reichthum besaß. Selbst in Frankreich schienen jene Vorurtheile, oder besser jene äußerlichen, aus rohem Stoff geborenen Lebensansichten, durch die Stürme der Revolutionen noch nicht ganz entwurzelt zu sein, welche dem höchsten geistigen Adel gegenüber ihre materielle Macht geltend zu machen streben. Der Vater des Mädchens war der Verbindung entgegen. Liszt entsagte mit einem edleren Stolz als der Adelsstolz. Doch der Schmerz wirkte mit zerstörender Macht auf sein leidenschaftlich glühendes Herz. Er hatte einen strengen Kampf des Geistes zu bestehn, der der ihn von einer mit feurigster Kraft ergriffenen künstle-

rischen Thätigkeit nach den verschiedensten Richtungen (er übte, componirte, gab Unterricht) plötzlich wieder entfernte, und ihn jenen mystisch dunkern Regionen zuführte, die ihn schon einmal umfangen hatten. In der stärker ausgewachsenen Natur war der zweite kritische Prozeß ungleich heftiger als der erste. Er begrub sich in anachoretische Betrachtungen und Studien, verbannte seine Kunst, wollte ihr wenigstens keine Art der weltlichen Beziehungen gestatten, verschloß sich mit seinen Büchern, vermied jeden Umgang. Seine Mutter selbst sah er Monden lang nur bei Tisch, und saß ihr auch dort völlig schweigsam gegenüber. Das Gebet war seines Herzens einziger Trost. Doch trieb ihn zugleich ein fortdauernder Drang nach Wahrheit, sich aus diesen Zuständen emporzukämpfen. Er las unermeßlich viel in dieser Zeit, und suchte sich auch durch philosophische Schriften Klarheit über die Zweifel die ihn quälten zu verschaffen. Außer den alten Lieblingsbüchern für diese Zustände, wählte er ihre Gegensätze Voltaire, Rousseau, Schelling. Und in der That war es endlich die Macht des Genies, die die Verirrung besiegen heilte. Vielleicht hat auch eine körperliche Krisis die der Seele beschleunigt. Genug er kehrte nach der langen Abirrung in das Gebiet der Träume, Ahnungen, Hoffnungen, auf den festen Boden der Wirklichkeit, in das wenige Reich der Kunst und des Lebens zurück, und ergriff es auch von seiner sinnlichen Seite. Doch ist, was in dieser Beziehung in mehreren Biographieen über ihn gesagt wird, daß er sich in einen Taumel und Strudel äußerlicher Genüsse stürzte und versenkte, eine völlig unwahre und unwürdige Interpretation seiner veränderten Richtung, die er einfach, aber aufs entschiedenste zurückwies. Die geistigen Mächte hielten und trugen ihn auch jetzt fortwährend, und richteten seinen Drang auf innere Ziele. Er fühlte, daß er jetzt in der vollendeten Reife des Körpers und der ausgewachsenen Kraft des Geistes nicht in dem Verhältniß bedeutend da-

ſtand, wie er als Knabe in die Welt getreten war. Er empfand es als die, ihm durch den früh, ans Wunderbare reichenden Glanz ſeiner Jugenderfolge auferlegte Verpflichtung, dieſer Verkündigung ſeines Künſtlerthums durch die That zu entſprechen.

Ich wollte mich, ſagte er, reifer und ſtärker, nicht mit Geringerem begnügen, als dem Knaben geworden war; ich war, ſcherzte er, das petit prodige geweſen; ich fühlte den Beruf, die Verpflichtung gegen mich ſelbſt, auch das grand prodige zu werden! —

Nach dieſem Ziel gingen alle ſeine Beſtrebungen. Er übte, wenngleich mehr rhapſodiſch, doch mit gewaltiger Beharrlichkeit; er componirte viel, nach verſchiedenſten Richtungen je nachdem ſeine geiſtigen Zuſtände ihm die Farbe gaben; ſeine äußere Lebensſtellung behauptete er durch Unterricht, zu dem er das ausgezeichnetſte Talent und einen viel größeren Hang beſitzt, als man ſeiner ſonſtigen künſtleriſchen Natur nach vermuthen ſollte. Ueberhaupt iſt auch ſeine Wiſſenſchaft des Forteplanes eine mit vollſtem Bewußtſein begründete, und er hat Kenntniß von Allem genommen was in dieſer Beziehung Wichtiges in der muſikaliſchen Welt geſchehen iſt.

Alle geiſtigen Ereigniſſe mußten ihn in dieſer Anregung erglühender Triebe und ſeltenſter Kräfte, mit beſonderer Gewalt erfaſſen. So die Julius-Revolution, welche in dieſe Periode ſeines Lebens fiel, und ihn mit der aufwallendſten Begeiſterung erfüllte. Indeſſen hatte er ſich von ihren Ergebniſſen andere Hoffnungen gemacht, und gehörte in dieſer Beziehung ganz der Jugend Frankreichs an. Deshalb gab er auch die künſtleriſchen Vorſätze auf, die er in der erſten Begeiſterung für dieſes weltgeſchichtliche Ereigniß gefaßt hatte. Er wollte eine „Sinfonie révolutionaire" ſchreiben, deren Themata er aus einem Huſſitenliede, einem evangeliſchen Choral, und der Marſeillaiſe zuſammengeſetzt hatte; es war im Ganzen mehr ein Gedanke der verſöhnenden Reformation, den er

darin ausdrücken, und so den geschichtlichen Moment gewissermaßen religiös verständlichen wollte. Die politische Wendung, welche die Ereignisse nahmen, führte ihn jedoch von diesem Vorsatze wieder ab.

Der St. Simonismus der damals Köpfe und Gemüther trieb, ergriff ihn gleichfalls mit fesselnder Kraft. Doch waren es mehr dessen erste Grundanschauungen, als seine späteren abartenden Formen, die ihn anzogen. Der leitende, Herz und Geist gleich ehrende Gedanke desselben, die menschliche Gesellschaft nur auf friedlichen (oder friedseligen wie Lessing sich schön ausdrückte) Grundlagen zu erbauen, und nur drei wesentliche Unterschiede (eine Art geistiger Dreifaltigkeit) in der Thätigkeit zur Erhaltung des Ganzen anzuerkennen, die wissenschaftliche, künstlerische und industrielle, dagegen alle äußeren Schranken und Unterscheidungen aufzuheben: diese Grundlage des Systems war es, welche ihm die warme Theilnahme dafür abgewann. Später als in der Ausführung der Gedanken davon abgewichen wurde, und sich abentheuerlich unhaltbare Formen aus der falsch verstandenen Anwendung jener Grundsätze entwickelten, trennte er sich alsbald völlig davon ab. — —

Diese Lebensperiode dauerte bis zum Jahre 1833. Das folgende Jahr wurde durch ein Privatereigniß von entscheidender Bedeutsamkeit für den Künstler. Er knüpfte, wenngleich unter widerstrebenden Umständen, eine innige Verbindung des Herzens an; das Nähere darüber gehört nicht für die Oeffentlichkeit. Im Gefolge dieses Verhältnisses lag es jedoch, daß er Paris auf längere Zeit verließ, und zunächst nach der Schweiz, später nach Italien ging. Diese Zeit hat ihm besonders reiche künstlerische Früchte getragen, durch eine Reihe selbstständiger Compositionen die er noch nicht edirt, sie noch nicht einmal sämmtlich geordnet aufgeschrieben hat. Einen Theil derselben hat er jedoch in einem mehrere Bände starken Werk gesammelt, welchem er die, oben schon erwähnte, Bezeichnung

Années de pélérinage gegeben hat. Von dem was er aus dieſem Heft in die Welt ſendet, wird vorzüglich ſeine Bedeutung als Componiſt gewurdigt werden konnen. Die beiden Proben daraus, die er in ſeinem Concert (Vergl. Seite 22) gegeben, laſſen ungemein Schönes hoffen.

An Ereigniſſen iſt das Leben des Kunſtlers von dieſer Zeit an faſt durchaus ein öffentliches geworden. Der auſſerordentliche Grad der Kunſt den er erreicht hat, bereitet ihm uberall ähnliche Erfolge wie die, welche er vor unſern Augen errungen. Paris, Italien, England, vor allen aber ſein Vaterland Ungarn und unſer deutſches Vaterland, waren die lebendigen Zeugen davon. Am glänzendſten, ja wahrhaft erhebend waren dieſelben in Ungarn, wo der Enthuſiasmus den der Kunſtler erregte, ſich mit dem Stolz auf den berühmten Landesgenoſſen und dem Dank für die reichſten Gaben der Wohlthätigkeit verband, die Liszt nach dem beiſpielloſen Ungluck, welches die Donauuberſchwemmungen verurſacht hatten, durch Concerte, die er, im Fluge von Italien nach Wien eilend, in dieſer Kaiſerſtadt gab, ſpendete. In dieſem Verband dreier mächtigen Elemente der Begeiſterung und Verehrung geſchah es, daß ihm, der zum Ehrenburger zweier ungariſchen Städte ernannt war, von den Edelſten des Landes, auf dem Theater zu Peſth, unter dem Zujauchzen der Menge, auch ein Ehrenſäbel uberreicht wurde, mit der Bitte, durch Annahme deſſelben die Verpflichtung einzugehn, vor Allem die ungariſche Nationalität zu bewahren. Denn der Säbel iſt in Ungarn das nationelle Zeichen des freien Männerrechts. *)

In ähnlich großartiger, wahrhaft königlicher Weiſe wurde Liszt am Rhein gefeiert, wo er ſich durch ſeine Concerte für Beethoven's Denkmal, für den Ausbau des

*) Binnen Kurzem werden Briefe, die ein Freund Liszt's uber deſſen Aufenthalt in Ungarn herausgiebt, eine nähere Schilderung dieſer Vorgänge mittheilen. —

Cölnischen Doms und einen längeren Aufenthalt in den rheinischen Städten, so wie auf der Insel Nonnenwörth, eine zweite Heimath, ein Bürgerrecht des Herzens und des Geistes erworben hat. Am 22. August des Jahres 1841 wurde ihm dort ein Triumph eigenthümlichster und glänzendster Art, indem die Cölner Liedertafel ihn von der Insel her durch ein prachtvoll mit Flaggen jeder Gattung geschmücktes, mit Böllern versehenes Dampfschiff nach Cöln abholte, und ihm so einen künstlerischen Sänger- und Freudenzug bereitete, wie ihn die Wellen des Rheins vielleicht noch niemals zurückgespiegelt haben.

Was hier in unserer Vaterstadt geschehen, wie die Begeisterung für seine außerordentliche Erscheinung sich auch hier zu einer wahrhaft volksthümlichen gestaltet hat, das haben wir schon durch die Berichte über die Ereignisse, wenn auch nur, im Verhältniß zu den Thatsachen, in ganz flüchtigen Umrissen, geschildert.

Es bleibt uns nur noch ein Blick auf die Richtung seiner inneren künstlerischen und geistigen Laufbahn und ihre Eigenthümlichkeiten, wie sie sich bis jetzt gestaltet hat, zu thun übrig. Da wir die Natur derselben schon vielfältig darzustellen und zu erklären versucht, so wollen wir uns jetzt auch hiebei mehr an Thatsachen halten. Wir halten es für anziehend, dabei auf eine Jugend-Anekdote zurückzugehen, deren Bestätigung und nähere Darstellung wir aus des Künstlers eigenem Munde empfangen.

Die Gall'sche Schädellehre hat ihre vielfachen Gegner gefunden, doch bisweilen traten auch die auffallendsten Beispiele ihrer Bestätigung ein. Auch Liszt hatte im funfzehnten Jahr zu einer Prüfung derselben Anlaß gegeben. Man führte ihn in London zu dem berühmten Phrenologen Deville, stellte ihn als einen Knaben vor, der zu nichts zu gebrauchen sei, zu nichts Geschick zeige, und bat den Gelehrten, durch Untersuchung seines Schädels vielleicht irgend eine Richtung zu ermitteln, in der

man einige Hoffnungen für seine Entwickelung haben könne. Deville betastete den Kopf des Knaben und sagte, lebhaft getroffen, auf der Stelle: „Haben Sie schon Musik mit ihm versucht? Ich würde entschieden dazu rathen!“ Man stellt sich leicht den freudigen Eindruck, den dieses Urtheil auf alle Anwesenden machte, vor.

Vielleicht hätte Deville bei ferneren Untersuchungen noch andere gewichtvollste Ausspruche thun können, denn sind gleich die übrigen geistigen Anlagen Liszt's nicht so entschieden zur That geworden, so gehören sie nichts desto weniger, an sich, wie im Grade, zu den außerordentlichsten. Sie haben ihn den wunderbaren Weg geführt, auf dem wir ihn begleiteten. Wird aber der Glanz dieser seltensten Erscheinung auch eine dauernde Wirkung zurücklassen? Verbindet sich mit dem strahlenden Licht ein tieferes Feuer, eine innere, nachhaltige, produktive Wärme? Lassen wir für jetzt diese Frage ungelöst, und betrachten wir, was da ist.

Liszt steht auf dem höchsten Gipfel der Virtuosität; er hat das mechanische Leben derselben in einem Grade vergeistigt, wie vor ihm keiner. Einen bedeutenden Anstoß dazu gab ihm Paganini's Erscheinung, die in einem nicht zu schildernden Grade auf ihn wirkte. In einem so wurdig als tief gedachten Aufsatze in der Revue musicale, „Paganini à propos de sa mort“ der für die Erkenntniß der geistig-künstlerischen Bestrebungen Liszt's von entscheidendster Wichtigkeit ist, hat er seine Ansicht über diesen Künstler und die Art, wie man der Erbe seines Ruhmes werden könne, in bestimmtester Erklärung ausgesprochen. Wir entnehmen demselben die nachstehende Stelle *):

„Ich nehme keinen Anstand, zu sagen: eine Erscheinung, wie die von Paganini, wird sich nicht wiederholen

*) Aus der in No. 25. des Magazin für die Lit. des Auslandes (1842) erschienenen Uebersetzung.

können" — — — — — — „doch es ſind andere Wege, auf denen es möglich iſt, einen gleichen Ruhm und eine höhere Macht zu erreichen."

„Die Kunſt zu betrachten nicht als ein ſicheres Mittel, zu egoiſtiſchen Vortheilen zu gelangen, zu einer unfruchtbaren Berühmtheit, ſondern als eine ſympathiſche Gewalt, welche die Menſchen einander näher bringt und vereinigt; ſein Leben zu jener hohen Würde zu erheben, deren Ideal das Talent iſt; den Künſtlern begreiflich machen, was ſie ſein können und müſſen; die öffentliche Meinung durch das Uebergewicht einer edlen Lebensweiſe zu beherrſchen — dies iſt die Aufgabe, die ſich ein Künſtler ſtellen muß, welcher ſich ſtark genug fühlt, auf das Erbtheil Paganini's Anſpruch zu machen."

„Dieſe Aufgabe iſt ſchwer, allein ſie iſt nicht durchaus unmöglich. Allen Ehrbegierungen (ambitions) ſtehen heutzutage breite Wege offen; ein Jeder, der ſeine Kunſt einer Ueberzeugung oder Geſinnung weiht, darf ſich eines ſympathiſchen Verſtändniſſes verſichert halten. Jedermann ahnt eine neue Geſtaltung der politiſchen Zuſtände der Geſellſchaft. Ohne die Bedeutung des Künſtlers in den ſocialen Umbildungen zu übertreiben, ohne in pomphaften Ausdrücken, wie man es ſo oft gethan hat, ſeine Miſſion und ſein Apoſtolat zu verkündigen, glauben wir, daß auch ihm in den Anordnungen der Vorſehung ſeine Stelle angewieſen iſt, daß auch er berufen iſt, für ſeinen Theil an einer dauerhaften und ſittlichen Schöpfung mitzuarbeiten."

„Möge daher der zukünftige Künſtler — und zwar von ganzem Herzen — auf jene egoiſtiſche und eitle Rolle Verzicht leiſten, in welcher, wir glauben es, Paganini ein letztes und berühmtes Beiſpiel war; möge er ſeinen Zweck nicht in ſich, ſondern außer ſich ſetzen, möge ihm die Virtuoſität ein Mittel, nicht ein letzter Zweck ſein, möge er ſich daran erinnern, daß, wie ein alter Wahlſpruch ſagte: Der Adel verpflichtet (noblesse oblige),

eben ſo ſehr und mit noch mehr Recht wir heutzutage ſagen können: „Das Genie verpflichtet.“

— — Wir dürfen dies wohl für eine Darlegung der inneren Gelübde nehmen, mit denen Liszt an ſeine Lebens-Aufgabe gegangen iſt. Wer vermöchte ihm eine würdigere Auffaſſung derſelben, inſofern ſie ſich mit den ſittlichen Gedanken und Aufgaben des Lebens verbindet, anzugeben?

Doch ob ſie in künſtleriſcher Beziehung die höchſte iſt, die er ſich ſtellen kann, ob ihm zu einer höheren den Beruf und die Kräfte gegeben, das iſt eine zweite Frage. Uns dünkt, wie wir ſchon vielfach ausgedrückt, der coloſſale Gährungs-Prozeß ſeines Innern noch nicht beendet; denn die Natur eines ſolchen Genies bildet ſich nicht ſo friedlich und ſchnell zu ihrer Vollendung aus, wie die geringerer Ordnung. Er ringt noch auf dem ſtürmenden Meer der Leidenſchaften, er iſt ein durchbrechender Strom, der ſein eigentliches Bett noch ſucht. Mehr als das was er ſelbſt uns giebt, und was mannigfachſter Deutung fähig iſt, ſpricht uns dafür, was er als das Höchſte ſchätzt und liebt.

Wir wollen hier nicht ſowohl der ewigen, durch die Anerkennung der Welt auf die Gipfel der Kunſt geſtellten Genien gedenken, obwohl es immer ein bedeutungsvolles Zeichen iſt, daß er Beethoven die höchſte Stelle unter dieſen anzuweiſen ſcheint: ſondern wir wenden uns mehr zu denjenigen, mit denen er gelebt, geſtrebt, ſich entwickelt. In der Virtuoſität des Pianoforte verehrt er Chopin, achtet Moſcheles, läßt allen Uebrigen Gerechtigkeit widerfahren, wiewohl er einen inneren Widerwillen gegen mechaniſche Vollendung ohne geiſtiges Durchdringen hegt. Wie er Schubert als Komponiſt vorzugsweiſe liebt, haben wir geſehen; Berlioz in Paris iſt es, zu dem er die innigſte Verwandtſchaft fühlt. Die leichtere neuere franzöſiſche Muſik von Auber, Adam, Halevy,

kann ihn nur wenig berühren, mit Boieldieu scheint ihm die komische Oper ihre Rechnung abgeschlossen zu haben. — Es begreift sich, wie der Sinn des Künstlers sich in Malerei, wissenschaftlicher Literatur (besonders religiös-philosophischer), Dichtkunst, auf ähnliche Weise zu- und abneigen musse. Die französische schöne Literatur ist ihm in selten umfassender Weise vertraut; die neuere Romantik, besonders Victor Hugo, hat ihn tief angeregt. Die deutsche Literatur kennt er weniger; nur Einiges von Lessing, Göthe's Faust, und einige neuere Werke, welche auch bei uns Aufsehen erregt haben, die ihn jedoch leichter ure über uns führen, als ihn von dem Rechten und Wahren des deutschen Wissens unterrichten konnten. Die innigste Verwandtschaft aber fühlt er zu Lord Byron; er ist (nach eigenem Geständniß) der Dichter, den er sich erwählt, dem er sich völlig hingegeben hat. Diese Wahl ist entscheidend für den Standpunkt seiner geistigen Entwickelung. Sie wird es am meisten rechtfertigen, wenn wir die Hoffnung aussprechen, daß dieselbe noch eine neue Phase, vielleicht ihre letzte klärende, veredelnde Umbildung zu erwarten hat. Wäre irgend eine fremde geistige und dichterische Kraft geeignet, die vermittelnde Ueberführung aus diesen leidenschaftlichen Zuständen in die der höheren Klarheit und Besonnenheit zu vollenden, so würde es, nach unserer Meinung, die Jean Paul's sein, dessen sittliche Allmacht und titanische Gewalt der Phantasie mit der höchsten Bewunderung auch den höchsten Glauben, die edelste Wahrhaftigkeit der Ueberzeugungen zu erwecken vermochte.

Doch am reinsten und sichersten versöhnen gewaltig gährende Kräfte sich selbst.

Zu den hohen, würdigen Aufgaben, die sich der Künstler gestellt, füge er auch diese letzte, höchste, würdigste. In ihrer vollkommenen Lösung fallen alle sittlichen und künstlerischen Elemente in einen Punkt zusam-

men; dieſer liegt freilich nur im unerobertem Reich des Ideals! Wie nahe er die Kreiſe ſeines Weſens und ſeiner Kräfte berührt, das zu entſcheiden, iſt nicht unſer, nur ſein eigenes Recht. Niemand hat die Macht des Erreichens, Jeder die des Erſtrebens, Wenige den entſchloſſenen Muth! Doch der Adler fliegt der Sonne zu!

Berlin, gedruckt bei J. Petſch.